

<36620688410018

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
Eine gemeinnützige
Wochenschrift

Mit Kupfern.



Erster Jahrgang.

Berlin, 1782.

bey Johann Carl Franz Eisfeld,
Buchdrucker.

Anzeige

der in dem ersten Jahrgange der Allerneuesten Mannigfaltigkeiten enthaltenen Sachen.

Erstes Quartal.

I. Woche.

Zweytes Quartal.

Drittes Quartal.

Viertes Quartal.

XLI.

Anzeige

der im ersten Jahrgange der Allerneuesten Mannigfaltigkeiten befindlichen Kupfer.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des ersten Jahrgangs

Erstes Quartal.



Berlin, 1781.
bey Johann Carl Franz Eisfeld,
Buchdrucker.

Vorerinnerung.

Nicht ohne lebhaftes Gefühl des Vergnügens und der Freude sah' ich, erst als Mitarbeiter an den **Mannigfaltigkeiten** und in der Folge als Herausgeber derselben, die gute Aufnahme und den Fortgang dieser periodischen Schrift, von welcher nun auch der lezte Band der **neuesten** geschlossen ist. Verschiedene günstige Umstände lassen mich vermuthen, daß auch durch dieses Journal manche nüzliche Kenntniß verbreitet worden, und schon dies würde mich ermuntern, eine weitere Fortsezung desselben zu unternehmen, wenn es nicht außerdem die Freundschaft gegen die hinterlassene Familie unsers verewigten **Martini** mir es zur Pflicht machte, diese Quelle ihrer Unterstüzung nicht versiegen zu lassen. Ich wage es demnach, einem geehrten Publikum mit diesem Stücke den Anfang einer fernern Fortsezung dieser Wochenschrift, unter dem Titel: **Allerneueste Mannigfaltigkeiten**, hiemit vorzulegen.

Diese Fortsezung kann indessen als ein besonderes vor sich bestehendes Werk angesehen werden; aus diesem Grunde wird man alle Verbindung der Materien in diesem mit denen, welche die vorigen Bände enthalten, und eine Beziehung derselben auf einander, zu verhüten bemüht seyn.

Der Hauptplan bleibt mit dem vorhergehenden einerley, und die kleinen Veränderungen, welche ich dabey vorzunehmen für nöthig finden werde, sind nicht von der Erheblichkeit, daß sie hier einer besondern Anzeige verdienten: nur dies muß ich anführen, daß künftig die Kupfer nicht mehr zu bestimmten Zeiten erfolgen sollen, auch ein jeder Jahrgang mit einem ausführlichen Register versehen werden wird.

Durch die gütigen Beyträge dererjenigen verdienstvollen Gelehrten, denen diese Wochenschrift den größten Theil ihrer günstigen Aufnahme zu danken hat, hoffe ich in den Stand gesetzt zu werden, ihr diejenige Gemeinnützigkeit zu geben, welche das Hauptverdienst einer Schrift dieser Art ist.

Anzeigen von neu herausgekommenen Büchern, wird man nicht zu häufig, und nie anders, als auf Verlangen der Herren Verfasser oder Verleger in diese Blätter einrücken, und in diesem Falle sollen sie, statt eines unbestimmten Lobes und Tadels, getreue Auszüge aus denselben enthalten, wodurch der Leser in den Stand gesetzt wird, die Absicht, den Plan und die Ausführung des Verfassers selbst zu beurtheilen.

Berlin, den 22sten Februar 1781.

Otto.

Aller=

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

1ste Woche.

Abhandlung von den Phosphoren, nebst einem Anhange, von der besten Art und Weise, destillirte Wasser zu bereiten, von Hrn. Mart. Heinr. Klaproth.

Den aus dem Griechischen entlehnten Namen Phosphor, welcher eben das sagt, was die deutsche Benennung Lichtträger, wenn solche gebräuchlich wäre, ausdrükken würde, legt man überhaupt allen denenjenigen Körpern bey, welche entweder schon von sich selbst, oder nach einer vorhergegangenen Erwärmung oder Reibung, im Finstern ein Licht von sich geben. Man kann sie in natürliche und künstliche eintheilen. Erstere sind in allen drey Naturreichen anzutreffen, am vorzüglichsten aber im Thierreiche. In diesem sind es verschiedene Insekten und Würmer, welche unsere Bewunderung auf sich ziehen, und von denen folgende bekannt sind.

Unter der ersten Ordnung der Insekten, nach dem Linnéischen System, welche die Coleoptera in sich begreift, gehört das ganze neunzehnte Geschlecht Lampyris, vorzüglich aber die Gattungen Lampyris noctiluca, ignita, lucida, und phosphorea hieher. Von diesen sind die drey letztern in Amerika: erstere aber bey uns einheimisch, und man findet davon unter dem Namen der Johannes-Würmchen bekannte Larven im Herbste häufig auf dem Grase, welche im dunkeln als kleine glühende Koh-

len schimmern. Ferner gehöret zu derselben Ordnung noch: Elater noctilucus und phosphoreus, beyde in Amerika zu Hause. Zur andern Ordnung, nemlich zu den Hemipteris gehört das Linnéische Geschlecht Fulgora laternaria, oder die indianischen Laternenträger. Dieses vorzüglich bewundernswürdige Insekt wirft, mit stark hervorragender Stirn, zur Nachtzeit ein überaus lebhaftes Licht von sich; daher bedienen sich die Indianer derselben statt einer Laterne. Unter den Würmern, und zwar aus der zwoten Ordnung derselben, welche die Mollusca enthält, ist nereis noctiluca zu bemerken. Dieses wegen seiner Kleinheit den bloßen Augen fast unsichtbare Geschöpf, findet sich fast in allen Meeren in so ungeheurer Menge, daß dieses in der Nacht an einigen Stellen davon ganz feurig erscheint.

Aus dem Pflanzenreiche kennt Jedermann die phosphorische Eigenschaft des faulen Holzes, dessen Leuchten von dem darauf sitzenden Byssus phosphoreus Linnéi verursacht wird.

In dem Mineralreiche finden wir die leuchtende Eigenschaft: am Quecksilber, wenn es in einer luftleeren Röhre eingeschlossen ist, an der Blende, am Diamant, an den gefärbten Flußspaten und mehrern Steinarten. Ueberhaupt aber ist das phosphorische Licht in der ganzen Natur ausgebreitet, und die Anzahl solcher Körper, die eine mehr oder weniger leuchtende Kraft besitzen, oder sie doch anzunehmen fähig, sind weit größer, als man wohl sonst vermuthet hat, wie solches die vielfältigen Versuche, welche du Fay, Beccari, und mehrere Physiker, über die phosphorescirende Eigenschaft vieler Körper angestellt und bekannt gemacht haben, lehren. Eine nähere Betrachtung der natürlichen phosphorischen Körper würde

würde mich von dem eigentlichen Gegenstande meiner Abhandlung, nemlich von den künstlichen Phosphoren, zu weit entfernen.

Unter diesen stehet der Urin-Phosphor mit größtem Recht oben an. Kein Produkt der chimischen Kunst hat wohl die Aufmerksamkeit sämmtlicher Naturforscher stärker auf sich gezogen, als dieser Phosphor. Der unverdrossene Fleiß und der besondere Eifer, mit welchem fast alle Chimisten vom ersten Rang mit diesem Gegenstande seit einem Jahrhundert, als dem Alter seiner Erfindung, der mit seiner Bearbeitung verknüpften Unannehmlichkeiten ohngeachtet, sich beschäftigt haben, ist davon der stärkste Beweis. In die Ehre der Erfindung dieses wunderbaren Kunstprodukts theilen sich zween Männer, der erste, ein Hamburger Namens Brandt, fand ihn auf die Weise wie Homberg den Pyrophorus, Dippel das Berlinerblau, Böttcher das Porzellain, nemlich zufälliger Weise bey ihren chimischen Arbeiten. Der zweete Erfinder ist Kunkel, welcher, nachdem er von dem ersten Erfinder, die Mittheilung des Prozeßes zu erlangen, vergeblich gesucht hatte, sich entschloß, selbst darauf zu arbeiten, und ihn auch glüklich fand. Durch einen, Namens Kraft, dem Brandt das Geheimniß des Prozesses mitgetheilet hatte, welches jener aber nachher an verschiedene Chimisten verkaufte, hörte es bald auf, ein Geheimniß zu seyn. Die Schriften des Boyle, Hombergs, Hellots und anderer, waren die Richtschnur, nach welcher die Chimisten den Phosphor bereiteten. Besonders verfertigte ihn ein deutscher Chimist Hankwiz zu London in Boylens chimischer Werkstatt in Menge, und verkaufte ihn mit Vortheil. Daher kam die Benennung englischer Phosphorus. Für die übrigen Liebhaber aber blieb es immer noch eine mißliche und oft fehl-

schlagende Arbeit, so lange, bis Hr. Marggraff eine bessere und sicherere Verfahrungsart bekannt machte, und zugleich ein neues Licht über diesen Gegenstand verbreitete. Diese Marggrafsche Vorschrift, den Phosphor zu verfertigen, besteht kürzlich darinn: Man kocht eine Menge gefaulten Urin zur Honigdikke ein; hiervon nimmt man 9 bis 10 Pfund, mischt den Rükstand, welcher von 2 Pfund Salmiak und 4 Pfund Menning nach der Destillation des flüchtigen Geistes zurükbleibt, und ½ Pfund Kohlenstaub dazu. Man troknet diese Mischung über dem Feuer zu Pulver, thut dieses in eine Retorte, und destillirt alles Flüchtige davon ab. Das Rükständige aus der Retorte zerreibt man, vertheilt es in kleine irdene Retorten, befestigt an jede eine mit Wasser halb angefüllte Vorlage, und treibt also mit dem stärksten Feuer den Phosphor über, welcher seiner Unreinigkeit wegen aus einer gläsernen Retorte rektifizirt wird. Eine weitläuftigere Beschreibung dieser Arbeit kann ich desto füglicher übergehen, da man in den Marggrafschen Schriften sowohl, als auch in den mehresten chimischen Lehrbüchern, diesen Prozeß mit allen Handgriffen und Kautelen, aufs deutlichste vorgeschrieben findet. Ich erinnere nur, daß es hiebey eben nicht schlechterdings nothwendig ist, den Urin vorher in Fäulniß übergehen zu lassen, noch den Zusatz des Hornbleyes anzuwenden.

Den andern Weg, den Phosphor kürzer und bequemer zu bereiten, dessen Kenntniß wir den Hrn. Marggraf gleichfalls zu danken haben, ist folgender: Man sammlet aus eingekochtem Urin das so genannte Sal fusibile oder Sal microcosmicum, reinigt solches durch wiederholtes Auflösen und Kristallisiren, schmelzt es, um es von seinem flüchtigen alkalischen Bestandtheil zu befreyen, mischt es mit der Hälfte Ruß oder

oder Kohlenstaub, und destillirt alsdann eben so, wie vorher gedacht ist.

Der Urin-Phosphor ist mit allem Recht als ein Schwefel zu betrachten. So wie der gemeine Schwefel aus Vitriolsäure und Phlogiston besteht, so besteht der Phosphor aus einer ihm eigenthümlichen und nach ihm benannten Säure, und aus dem brennbaren Wesen, wodurch jene Säure gesättigt ist. Der brennbare Stoff ist aber in diesem Körper mit der Säure nicht so fest gebunden, als im vitriolischen Schwefel. Eine ganz geringe Erwärmung oder Reibung ist hinlänglich, das Phlogiston in Bewegung zu setzen, und die Entzündung des Phosphors zu befördern. Schon die bloß unmerkliche Reibung der freyen Luft wirkt auf ihn. Sie setzt seine Bestandtheile allmählig auseinander, indem sie, als ein Auflösungsmittel, das brennbare Wesen in sich nimmt, und dagegen der vom brennbaren befreyeten und nur nach Feuchtigkeit begierigen konzentrirten Säure, die zum Zerfließen benöthigte wäßrigte Theile hergiebt. Von dieser Wirkung der Luft auf den Phosphor rühren die ihn stets umgebende leuchtende Dämpfe her. Um ihn daher vor dem Zutritt der freyen Luft, und deren Wirkung auf ihn, zu schützen, muß man ihn stets unter dem Wasser aufbewahren.

Von den Verhältnissen des Phosphors gegen die Auflösungsmittel, ist nur wenig bemerkenswerthes zu sagen, denn überhaupt will er sich zu einer Auflösung nicht sonderlich bequemen. Einige Säuren als die Vitriol- und Salpetersäure lösen ihn zwar auf, aber mit dem Verlust seines Brennbaren. Diejenigen Menstrua aber, die ihn durch Hülfe der Wärme zum Theil auflösen, ohne ihn aus seiner Mischung zu setzen, sind

vornehmlich die feinen wesentlichen Oele der gewürzhaften Vegetabilien, imgleichen die süßen fetten Oele. Dergleichen Phosphorische Mischungen besitzen, da sie mit etwas erwärmter Luft Gemeinschaft haben, das Vermögen zu leuchten, ohne sich zu entzünden, und aus dieser Ursach können sie zu vielen sehr artigen und belustigenden Versuchen angewendet; und zum Schrekken und Erstaunen unkundiger und furchtsamer Personen gemißbraucht werden. Auch die Naphta Vitrioli löset etwas auf, wenn man den Phosphor in kleine Stükchen zerbrochen hineinwirft, und oft umschüttelt. Mit dieser Auflösung läßt sich ein Feuermeer vorstellen, wenn man ein Stük feinen und harten Zukker damit eintränkt, an einen finstern Ort in eine Schaale mit kochendem Wasser wirft, und solches durch sanftes Schlagen mit Ruthen in Bewegung setzt.

Gewissermaßen kann man auch das Wasser selbst als ein Auflösungsmittel des Phosphors betrachten: denn wenn man dasjenige Wasser, worinn der Phosphor eine Zeitlang aufbewahrt worden, unter den Rezipienten einer Luftpumpe bringt, so leuchtet das Wasser so bald man die Luft auspumpt.

Von den Verhältnissen und Wirkungen des Phosphors auf andere, besonders metallische Körper, haben uns unterschiedene Chimisten Erfahrungen mitgetheilt, unter welchen aber die Marggrafischen Versuche oben an stehen. Nach diesen scheint der Phosphorus nur wenig Neigung zu haben, sich mit den Metallen zu verbinden: denn bey der mit metallischen Substanzen angestellten Digestion und nachheriger Destillation des Phosphors, ist letzterer gröstentheils unverändert übergegangen, der zurükgebliebene Theil aber verbrannt, und die Metalle sind meistens unverändert geblieben, ausgenommen das

das Kupfer und der Zink, welches letztere besonders diese Veränderung erlitt, daß es sich mit dem Phosphor gern verband, und fast gänzlich in Gestalt rother Blumen auffsublimirte. Demohnerachtet aber glaube ich, daß die Behandlung der Metalle mit Phosphor noch als eine Aufgabe in der Chimie anzusehen sey, deren Bearbeitung vielleicht zu weitern Aufschlüssen in der chimischen Kenntniß der Metalle führen könnte. Es sind zum Theil schon hie und da Wege vorgezeichnet worden, auf welchen man, unter der gehörigen Vorsicht und Klugheit, wahrscheinlich beträchtliche Fortschritte in dieser Sache machen wird.

Die Bestandtheile des Phosphors sind, wie schon erwähnet, Säure und Phlogiston. Es wird zwar von einigen auch einer glasachtigen Erde, als eines Bestandtheils des Phosphors, gedacht; allein diese ist nur als ein entfernter, zur Formirung der Säure zwar nothwendiger, aber durch gewöhnliche chimische Behandlung nicht rein abzuscheidender Bestandtheil anzusehen. Die Phosphorsäure, die man sonst nur blos im Urinphosphor finden zu können glaubte, ist, unläugbaren Erfahrungen zufolge, in allen Naturreichen, obgleich niemals rein, oder im freyen Zustande, sondern in Verbindung mit mannigfaltigen Substanzen anzutreffen. Aus einigen Körpern läßt sie sich bald leichter, bald schwerer, wirklich darstellen; größer aber ist die Anzahl solcher Körper, woraus wir sie bis jetzt noch nicht zu scheiden wissen, von deren Gegenwart wir jedoch durch ziemlich sichere Erscheinungen belehret worden. Zwar will ich hiemit nicht der Hypothese einiger neuern Chimisten und Phisiker ohne alle Einschränkung das Wort reden, als ob diese Säure, als das Acidum vniuersale und als ein elementarischer Bestandtheil aller thierischen und pflanzenartigen,

tigen, und der mehresten mineralischen Körper, anzusehen sey: auch als ob alle Erscheinungen und Wirkungen, die von den andern Säuren, dem brennbaren Wesen, der allerfeinsten Materie des Lichts u. s. w. verursacht werden, lediglich von der auf mannigfaltige Weise modifizirten Phosphorsäure herkomme. Denn noch ist unsere Kenntniß von den Würkungen der Natur und deren ersten Anlagen zu unvollkommen, als daß wir mit ganz zuversichtlichem Tone darüber etwas bestimmen könnten. Hierzu bedarf es noch einer sehr großen Anzahl klüglich angestellter und oft zu wiederholender Versuche, wobey wir, frey von Hypothesensucht, nur das für Wahrheit annehmen müssen, was uns die Erfahrung unwidersprechlich lehrt.

Indessen verdient das Daseyn dieser Säure in den organisirten Körprrn unsere ganze Aufmerksamkeit und Nachdenken. Zum Beyspiel: aus der großen Verwandtschaft und Anhänglichkeit, welche diese Säure gegen die kalkartigen Erden, und also auch gegen die thierische Knochenerde äußert, und aus der Menge dieser Säure, die wir durch die Scheidekunst aus den Knochen und andern thierischen Substanzen würklich darlegen können, läßt sich mit Wahrscheinlichkeit muthmaßen, daß sie dasjenige Gluten formire, welches in den organischen Körpern den erdigten Grundstoff bindet, und solchem die Festigkeit giebt. Ferner, sollte sie vermöge ihrer großen Verwandtschaft mit dem Brennbaren nicht auch die Ursach von der Wärme in den thierischen Körpern seyn? Um zur Hervorbringung der Wärme sich würksam zu beweisen, muß sie sich mit der brennbaren Materie verbinden können, dieses Brennbare aber nehmen die thierischen Körper sowohl aus der Luft, als aus den Nahrungsmitteln häufig genug in sich. Jedoch Betrachtungen von dieser Art gehören für die Physiologen, als welche

bey

bey richtiger Anwendung der durch die Chimie gefundenen Wahrheiten hoffen dürfen, in ihrer Wissenschaft zu einer weitern Aufklärung zu gelangen. Die reine Phosphorsäure bereitet man gewöhnlich aus dem Phosphor selbst, und man hat nur dahin zu sehen, wie man auf die bequemste Weise das Brennbare, womit die Säure gebunden ist, davon losmachen könne. Hr. Marggraf hat dazu die Verbrennung unter einer gläsernen Glokke, oder einem andern verschlossenen Gefäße vorgeschlagen, welche Methode auch von den mehresten ihm nach arbeitenden Chimisten beybehalten wird.

Bey dieser Gelegenheit, da ich der Verbrennung des Phosphors gedenke, kann ich die Eigenschaft, die er mit allen brennenden Körpern zwar gemein hat, nemlich die Luft zu dekomponiren, dennoch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Bey einem Versuche, da ich ein Stükchen von wenigen Granen in eine Phiole warf, solche wohl verstopfte, und durch äußerlich angebrachte Erwärmung die Entzündung des Phosphors beförderte, hiernächst die Phiole umgekehrt unter dem Wasser öfnete, stieg das Wasser mit Gewalt in die Phiole, und ich sah, daß der dritte Theil der Luft absorbirt worden war. Aus der starken Anziehung der Luft muß auch vermuthlich die auffallende Erscheinung erklärt werden, daß der Phosphor bey seinem Verbrennen so sehr am Gewicht zunimmt. Als Hr. Marggraf eine Unze Phosphor verbrannte, und den ausgebrannten Phosphor noch warm wog, fand er, daß solcher $3\frac{1}{2}$ Quentgen an Schwere zugenommen hatte.

Man hat aber noch einen andern Weg, auf welchem man die Phosphorsäure weit bequemer, sicherer, und vom Brennbaren reiner erlangen kann; dieser besteht darinn, daß man

den

den Phosphor, sich selbst überlassen, blos der Auflösung und Zerfließung an freyer Luft aussetzet. Zu diesem Ende legt man die dazu bestimmten Stükke in einen auf ein lediges Glas gesetzten und mit Papier leicht bedekten gläsernen Trichter, und stellt es an einen sichern Ort. Durch den Zutritt der freyen Luft geschiehet es alsdann, daß der brennbare Bestandtheil sich unvermerkt verzehrt. Die nun frey gewordene Säure zieht die Feuchtigkeit der Luft begierig an, zerfließt und tröpfelt als eine schwere Flüßigkeit in das untergesetzte Glas. Zur gänzlichen Zerfließung gehören, nach Beschaffenheit der Witterung, mehrere oder wenigere Wochen, und die erhaltene Säure ist nun zwey Drittel schwerer, als der dazu angewandte Phosphorus. Diese per deliquium bereitete Säure ist reiner, als die per deflagrationem hervorgebrachte: denn diese leztere behält immer noch einen Theil unzerlegten Phosphorus in sich, welcher in dieser Säure einen korrosivischen Geschmak auf der Zunge verursacht. Von diesem Phosphor rührt es her, daß, wenn man solche Säure in einer auf warmen Sand gestellten Tasse konzentriren will, solche, wenn sie völlig erwärmt ist, nicht nur einen stinkenden Knoblauchsgeruch um sich her verbreitet, sondern auch häufige kleine leuchtende Funken, gleich kleinen Blitzen, ausstößt.

Die per deliquium bereitete Säure hingegen ist ohne Geruch, und von einem reinen nicht korrisiven Geschmak. Bey der auf nemliche Art angestellten Konzentrirung sieht man keine oder nur sehr wenige Funken aus ihr fahren, auch ist kein so starker Geruch zu spüren.

Man

Man kann auch noch auf eine andere Weise die Phosphorsäure bereiten, die aber vor obengedachter keinen andern Vorzug hat, als daß man sich die zum Zerfließen an der freyen Luft nöthige Zeit erspart. Sie besteht darinn, daß man den Phosphor mit einem Körper verbindet, welcher mit dem Brennbaren eine nähere Verwandschaft hat, als die Phosphorsäure, und dieses ist die Säure des Salpeters. In dieser Absicht übergoß ich ein Stükchen Phosphor in einer Tasse mit Salpetersäure, und stellte die Tasse auf warmen Sand. Der Phosphor fing an mit Bläsgen aufzukochen, und bald nachher sprühete er blitzende Funken von sich, welches angenehme Schauspiel so lange dauerte, bis sein Phlogiston gänzlich verzehrt war. Hiernächst fing die Salpetersäure an in rothen Dämpfen davon zu gehen, und blieb endlich die Phosphorsäure rein zurük. Als ich diesen Versuch mit der rauchenden Salpetersäure wiederholen wollte, verfehlte ich meinen Endzwek; denn kaum hatte ich den Phosphor dazu gethan, als er sogleich mit Heftigkeit angegriffen und aufgelöset wurde, wobey die dikſten feuerrothen Dämpfe die Atmosphäre erfüllten. Bald darauf entzündete sich der Phosphor, und wurde mit größtem Ungestüme aus der Schaale in Gestalt als brennender Feuerkugeln umher geworfen.

Die auf die eine oder andere Art bereitete reine Phosphorsäure besitzt einen gewissen Grad der Feuerbeständigkeit, der jedoch seine Grenzen hat; denn durch anhaltendes Glühen zersetzt sie sich, ein Theil geht in dikken Dämpfen davon, das zurükbleibende aber wird verglaset. Von den Eigenschaften der Phosphorsäure, und deren Verhalten gegen andere Körper, als Salze, Erden, Metalle, finden wir in den Schriften des Hrn. Marggrafs, und in dem Buche des Hrn. Wenzels

von

von den Verwandschaften der Körper hinlängliche Nachricht; welche ausführlich zu wiederholen, der Raum nicht verstatten will. Ueberhaupt hat die Phosphorsäure eine vorzüglich starke Verwandschaft mit den alkalischen und metallischen Erden: mit den mehresten dieser Substanzen geht sie in Verbindung, vornehmlich, wenn solche zuvor in andern Säuren aufgelöset worden sind. Mit einigen schlägt sie sich als ein weißes Präzipitat nieder, als mit Quecksilber und Bley: aus solchen Solutionen aber, mit welchen diese dazu gegossene Säure vor sich keinen Präzipitat macht, darf man nur den aufgelösten Körper mit Alkali niederschlagen, und nachdem er edulkorirt und getroknet ist, vor dem Blaserohr versuchen; so wird man dadurch, daß er zu Glaß oder Schlakke zerfließt, von seiner Verbindung mit der Phosphorsäure überführt werden: denn dieses ist eine die Phosphorsäure vorzüglich karakterisirende Eigenschaft, daß sie die mit ihr verbundenen Erden und metallischen Kalke zur Vitrifikation disponirt. Zum Beyspiel: eine Auflösung des Eisenvitriols wird von der Phosphorsäure nicht getrübt: schlägt man nun aber das Eisen mit Alkali nieder, so fällt es als ein graues Pulver, welches auf der Kohle zu einem, auswendig stahlfarbigen, im Bruche aber dunkelrothen Glaskügelchen schmilzt.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

2te Woche.

Schiksal des Prinzen D. Ranuccio Farnese, Herzogs von Parma, unter dem Pontifikate Sixtus V. in Rom *).

Zu eben der Zeit, als Pabst Sixtus V. vom Hause Peretti von Montalto sein Ansehn in Rom mit allem Nachdrucke zu bevestigen suchte, geschah es, daß sich Ranuccio Farnese, der Vertheidiger der katholischen Religion in Flandern, in Rom befand, und ich, weis nicht wie, Waffen trug, die vom Pabste auf das strengste verboten waren. So sehr sich nun der Prinz auf seinen fürstlichen Karakter verließ, so erfuhr es doch Sixtus, der überhaupt nicht schläfrig war, nicht so bald, als er Befehl gab, man sollte den Prinzen mit eben denselben Waffen gefangen nehmen, und in die Engelsburg setzen.

Dies gelang ihm auch nach seinem Wunsche. Man lauerte eines Morgens auf den Ranuccio Farnese, als er eben dem Pabste die Füße küssen wollte, und nahm ihn nicht nur mit den verbotenen Waffen gefangen; sondern setzte ihn so gar im Vorzimmer des Pabstes vest, wo das Verbrechen des Ranuccio freylich als schwerer angesehen werden konnte. Er ward gleich auf einen Sessel hingesetzt, und mit Wachen und Häschern,

*) Aus le Brets Magazin zum Gebrauch der Kirchen- und Staaten-Geschichte. VII Th.

Häschern, und dem Oberprovos von Rom umgeben, und unter dem Zulaufe einer großen Menge Volks, unverzüglich in die Gefängnisse der Engelsburg abgeführt.

Diese Gefangennehmung machte ausserordentliches Aufsehen bey Hofe, und brachte viele Gemüther in Gährung. Insonderheit waren der Kardinal Farnese und alle Anhänger des Herzogs darüber äusserst betreten. Sie wandten sich an den Pabst, wo sie bald Gnade zu erlangen hofften. Sie stellten ihm die Verdienste des Fürsten Alexander, seines Vaters, vor, der in der Person seines Sohns eine Beschimpfung dieser Art nicht verdiente; wie es ärgerlich sey, wenn man sagen müste, daß, während der Vater mit so vielem Eifer sich angelegen seyn lasse, die Würde und Ehre der Kirche zu erhalten und zu behaupten, sein Sohn wegen einer so geringen Ursach von der Kirche zum Kerker verdammt würde. Sie führten ferner an: die Fürsten, besonders fremde Fürsten, wären nicht zur Beobachtung der Gesetze verbunden, zu geschweige solcher Verordnungen, die nur dazu dienen sollten, dem gemeinen Volke Furcht einzuprägen. Am Ende gaben sie alles nur für eine gewisse Lebhaftigkeit des D. Ranuccio aus, und da dieser Herzog noch nicht das mannbare Alter erreicht hätte, so müste man alles mehr für einen jugendlichen Scherz, als für einen kindlichen Ungehorsam halten: und wenn auch hiebey ein Vergehen Statt fände, so müste man es der Minderjährigkeit des Herzogs und den großen Verdiensten seines Vaters nachsehen, der wirklich zum Besten der Kirche Christi Krieg führte.

Auf den ersten Grund antwortete Sixtus: er verehre mehr, als man glaube, die Verdienste des Fürstens Alexander, wie er denn gewohnt sey, Personen nach ihren eigenen Verdiensten

diensten zu schätzen: er hasse aber auch eben so sehr das Vergehen an den Personen, und wenn D. Ranuccio sein eigener Sohn gewesen wäre; so würde er ihn nicht anders behandelt haben, und er wolle lieber der päbstlichen Würde entsagen und ins Kloster zurükke gehen, als seine Gesetze vor seinen Augen übertreten lassen. Er habe seine Verordnungen für das Publikum überhaupt, nicht aber für die Privatpersonen insbesondere gemacht, und wenn es auch ein gekröntes Haupt wäre, so müste es den Gesetzen unterworfen seyn, so lange es sich in Rom befände; Fürsten seyen Fürsten, und als solche anzusehen, so lange sie sich in ihren Staaten befänden, nicht aber in den Staaten anderer; das Alter befreye niemanden von der Strafe, und wenn es einem Lehrer erlaubt sey, seine Schüler in der Schule zu strafen, so werde es einem Fürsten um so mehr erlaubt seyn, seine Unterthanen in seinem Staate zu strafen; er sehe den Herzog von Parma als einen Vasallen der Kirche an, und wenn ers auch nicht wäre, so wäre er es doch so lange, als er sich in Rom befände.

Er wuste sie durch seine Gründe, die er voller Zorn und Unwillen vortrug, so zu schrekken, daß sie sich entfernten, um ihm Zeit zu lassen, seinen Zorn auszukochen. Indessen muste doch der Kardinal Farnese befürchten, Sixtus mögte nach seinem entschlossenen und strengen Karakter zu einer ernsthaften Entschließung schreiten. Er ward also, als er zu Hause kam, so unruhig, daß er sich entschloß, noch einmal zum Pabst zurük zu kehren, um ihm eine Vorstellung zu machen, in dem vesten Entschluß, nicht eher wegzugehen, bis er seinen Neffen frey wüste.

Der Pabst im Gegentheil, der wohl wuste, daß man ihm nicht Ruhe lassen würde, gab dem Kastellan den entscheidensten und bestimmtesten Befehl, das Todesurtheil sogleich zu

vollstrekken, Zu gleicher Zeit aber schrieb er ein Billet an den Kardinal Farnese, worinn dem Kastellan befohlen wurde, er sollte um 2Uhr des Nachts den Gefangenen D. Ranuccio in die Hände des Kardinals ausliefern. Er verstand es aber so, daß ihm der Leib des Gefangenen mit dem abgeschlagenen Kopfe übergeben werden sollte; denn er hatte Befehl gegeben, daß man ihn um 1 Uhr des Nachts enthaupten sollte, und daher konnte er glauben, daß um 2 Uhr alles vollstrekt sey.

Der Kardinal aber wuste ein Mittel ausfindig zu machen, die Zeit so zu verlängern, daß er dem Kastellan das Billet selbst überbrachte, und den Ranuccio noch lebend antraf: worauf der Kastellan, Kraft des päbstlichen Befehls, den Gefangenen dem Kardinal Farnese auslieferte, und letzterer ließ ihn hierauf noch in dem Augenblik aus Rom wegschaffen, und wuste es mit der grösten Sorgfalt so einzuleiten, daß D. Ranuccio in der grösten Eile mit der Post davon ging, so, daß er in einer Zeit von 30 Stunden nicht nur ausser dem Kirchenstaate war, sondern auch in seinem eigenen Staate in der Lombardie anlangte, auf welcher Reise er überall sich von bewafneten Leuten begleiten ließ, die er allenthalben unter dem Vorwande annahm, daß er sich vor Banditen fürchtete. Nachdem Sixtus dies erfuhr, gerieth er in den heftigsten Grimm, lobte aber, seines Zorns ohnerachtet, die List des Kardinals, daß er einen Pabst und einen Kastellan so schlau zu betriegen gewust.

Die vom Kardinal Farnese erfundene Art den Herzog D. Ranuccio zu retten, war in der That sonderbar. Er vereinigte sich nemlich mit vielen Kardinälen und Fürsten von vornehmer Geburt und hohem Range; insonderheit war er mit dem spanischen Gesandten, Grafen von Olivares, einverstanden,

den, weil das Haus Farnese zu allen Zeiten von Spanien zärtlich geliebt und vorzüglich geschätzt wurde. Alle boten ihre Macht auf, und fielen auf den Gedanken, daß, so bald es 24 Uhr geschlagen, sie in aller Stille alle Uhren der Stadt in den Klöstern, Konventen, Kollegien und Kirchen, besonders die Uhr im Vatikan, binden ließen, weil sich nach letzterer die Uhr in der Engelsburg richtet, welche von den Soldaten der Wache, und denen, die da in Besatzung liegen, mit der Hand geschlagen wird. Es kann auch und soll die Uhr auf der Engelsburg nicht eher schlagen, als die von St. Peter geschlagen hat. Weil nun diese gebunden war, so konnte auch die in der Engelsburg nicht schlagen, und da die bestimmte Stunde nicht schlug, so konnte das Todesurtheil wider den Herzog nicht vollzogen werden, wie es der Pabst auf das strengste befohlen hatte.

Die Konfrotatori (Zusprecher, eine Brüderschaft) und die Diener der Gerechtigkeit verzögerten auch um so mehr, weil sie glaubten, daß es Zeit genug sey, wenn es zu der vom Pabste bestimmten Stunde geschähe. Der arme D. Ranuccio gab sich alle Mühe, bey dieser Verzögerung von Zeit zu Zeit mit dem Beichtvater zu sprechen, und seine Andacht zu haben: und dieser machte ihm Hofnung, daß er mit dem Leben davon kommen würde, gab ihm auch Nachricht, was man zu seiner Befreyung für Mittel ersonnen hätte, und alles dies konnte der Beichtvater desto zuverläßiger wissen, weil ihm der Kardinal Farnese die Sache im Vertrauen eröfnet hatte.

Dem armen Herzog war indessen doch nicht wohl bey der Sache. Es ward immer später und die Furcht bey ihm nahm zu, und bald dachte er, daß die Hofnung, die man ihm machte, nur die Absicht hätte, ihn aufzuheitern; bald, daß dies alles ein blos grundloses Geschwätz vom Beichtvater, und daß

alles dahin sey. Man bemerkte, daß der kalte Schweiß bey ihm ausbrach. Er sank in eine Ohnmacht und fiel zu Boden, worauf eilends sowohl der Beichtvater als die Konfrotatori und Diener, die zugegen waren, um den päbstlichen Befehl zu vollstrekken, herbey eilten, über dem unglüklichen jungen Herrn Thränen vergossen, und ihn so gut sie konnten, durch stärkende Mittel zurecht halfen.

Unterdessen unterließen der Kardinal Farnese und seine Anhänger nicht, dem Kastellan und den Dienern der Gerechtigkeit Nachricht zu geben, daß sie fast gute Hofnung vom Pabste zur Begnadigung hätten: sie mögten die Sache etwas verzögern. Der Kardinal betrieb auch immer die Sache allein, ohne daß andere mit ihm zum Pabst gingen, damit sie demselben keinen Verdacht erregen mögten. Endlich sagte der Kardinal ganz traurig und bestürzt mit einer klagenden Stimme, eben als ob ihm Thränen entfallen wollten, zum Pabste: Heiligster Vater, es ist schon über 2 Uhr Nachts, ich bitte daher Ew. Heiligkeit nach Ihrer Billigkeit mir den Leib des armen Herzogs Rauuccio übergeben zu lassen, der nach dem Befehle Ew. Heiligkeit hingerichtet ist, damit ich ihn wenigstens todt zu seinen Anverwandten nach Parma schikken, und ihn auf eine anständige und mit der Geburt eines Fürsten Farnese übereinstimmende Weise begraben lassen kann.

Der Pabst fragte: wie viel Uhr es sey? worauf ihm die Umstehenden antworteten: eben jezt hat es im Pallaste 2 Uhr geschlagen. Nichts desto weniger nahm Sixtus, um der Sache gewiß zu seyn, die Uhr mit dem Ausdrukke: diese sagt mir die Wahrheit. Als er nun fand, daß es wirklich 2 Uhr geschlagen, und glaubte, daß der von ihm gegebene Befehl wirklich wäre vollstrekt worden; so gab er durch sein Billet den Befehl,

man

man sollte dem Kardinal Farnese den Leib des Prinzen verabfolgen lassen. Den andern Morgen sagte man ihm erst, daß das Volk über die Befreyung des Prinzen große Freude bezeuge. Der Kastellan war nicht so kühn, dem von dem Pabste ertheilten schriftlichen Befehle zu widersprechen, sondern gab den Ranuccio dem Kardinal Farnese lebendig, und empfing dagegen eine Quitung. Der Kardinal ließ den Ranuccio in eine Chaise setzen, gab ihm eine Begleitung mit, und eilte auf der Post nach seinen Staaten, welchen Weg er in wenig Stunden zurük legte.

Es hielten zwar einige dieses Todesurtel für ein Volksgericht, oder für eine politische Apparenz des Pabsts, weil es nicht wahrscheinlich schien, daß der Pabst in wenigen Stunden einen Fürsten hinrichten lassen sollte, der von Spanien so eifrig geschätzt würde, dessen Tod nicht nur ganz Rom in Gährung gebracht, sondern auch den Angelegenheiten der katholischen Religion in Flandern hätte schaden können. Aber es ist auf der andern Seite zuverläßig, daß der Kardinal, Neffe des Sixtus, und seine Schwester Camilla, einen Fußfall vor ihm gethan, und ihm vorgestellt haben, die spanische Nation verzeihe nicht leicht, er mögte also ermessen, welch einer Gefahr, er seine Anverwandten nach seinem Tode aussetzte, die in Rom nicht einmal bey seinen Lebzeiten sicher seyn würden. Hierüber entschloß sich endlich Sixtus, dem D. Ranuccio, auf die oben erzählte Weise mit der Uhr, Gnade wiederfahren zu lassen *).

*) Ob Sixtus, der immer viel Hochachtung für die Königinn Elisabeth hatte, ihrem Beyspiele nachfolgen wollen, und ob er auch gern hätte Fürstenblut vergießen wollen? Dies ist eine andere Frage, welche noch nicht genug historisch erörtert ist.

Ausgestopfte Vögel vor Würmern zu bewahren.

Eine Auflösung von Salmiak, inwendig in die Federhaut gesprützt, thut hierinn die besten Dienste; auch könnt' es versuchet werden, da, wo sich schon das kleine Ungeziefer in den Federn befindet, die Vögel äußerlich mit solchem aufgelösten Salmiak bisweilen anzufeuchten, um Nutzen davon zu erwarten.

S. Hanauisches Magazin 1778. 8tes Stük.

Wie man Skelette von Blättern machen kann.

Man nimmt 6 bis 12 Blätter, legt sie in einem Schälchen auf einander, gießt helles Wasser drüber, und läst sie an einem warmen Orte drey bis 4 Wochen lang stehen, bis das Wasser ganz faul wird. Gleich anfangs müssen sie mit einem Steinchen beschweret werden, damit die Haut, welche das Wasser ansetzet, sich nicht daran hänge. Wenn nun das Wasser recht faul ist, müssen die Blätter so behutsam als möglich von einander genommen und eins nach dem andern auf einen mit Baumöl überstrichenen Bogen Papier gelegt werden. Dann spühlt man nach und nach alles fleischichte, was noch an den Blättern sitzt, mit angesprütztem Wasser ab, so daß die Ribben ganz allein bleiben, welche man, wenn die Operation recht geräth, noch subtil von einander spalten kann. Eine Sammlung von allerley solchen Blättergerippen ist gewiß kein unbeträchtlicher Theil eines schönen Naturalienkabinets.

S. Ebend. 22tes Stük.

Eine

Eine Anekdote von dem berühmten Engländer Addison.

Wie Addison beerdiget wurde, stand sein vertrauter Freund, Richhard Steele, der Verfasser vieler Stükke des Zuschauers und anderer Schriften, hinter einem Pfeiler in den Kreuzgängen der Westminster Abtey, weinete ganz laut, und wiederholete einigemale die Worte: ach Addison hättest du nicht geheirathet, du lebtest noch! der Schlüssel zu diesen Worten ist, daß Addison die Gräfin von Warwik, eine wahre Xantippe, heirathete, die ihm das Leben so sauer machte, daß er sich vornahm, dasselbe zu endigen. Er erwählte hiezu starke Getränke, die er sich auf sein Zimmer bringen ließ, und durch den übermäßigen Gebrauch derselben, seiner Tage bald ein Ende machte.

Anzeige.

Topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld, magdeburgischer Hoheit, von Carl Ludewig Oesfeld. Berlin bey Arnold Wever 1780. 415 Seiten in 8vo (1 Rthl. 8 Gr.)

Die vier ersten Bogen dieses Buchs wurden bereits vor 3 Jahren durch den Druk öffentlich bekannt gemacht. Verschiedene Umstände hinderten den Hrn. Verf. dieses Ganze eher, als jetzt zu Stande zu bringen, welches eigentlich zu einem Taschenbuch für die im Herzogthum Magdeburg stehende Königl. Bedienten bestimmt ist, aber auch ohne Zweifel von allen Liebhabern der Länderkunde Deutschlands mit Vergnügen aufgenommen werden wird. Alle Nachrichten des Hrn. V. gründen sich theils auf seine eigenen Lokalkenntniße, theils auf schriftliche Nachrichten, welche er zu diesem Ende, besonders aus einem jeden Kreise, mit höchster Erlaubniß eingezogen hat.

Erste Abtheilung. Allgemeine Nachrichten den gegenwärtigen Zustand des Herzogthums Magdeburg betreffend. Ein überaus vollständiges Verzeichniß der Landcharten des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld; erst solcher, welche das Herzogthum Magdeburg mit anderen angränzenden Ländern zugleich darstellen, und dann solcher, die dasselbe allein oder einen Theil desselben abbilden. Hierauf Grundrisse, Prospekte u. d. gl. Endlich Landcharten und Prospekte von der Grafschaft Mansfeld.

Der Flächen Inhalt des jetzigen Herzogthums Magdeburg macht, mit Inbegrif der Grafschaft Mansfeld und des ziesarschen Kreises, vier und achtzig Quadratmeilen aus, eine Meilenlänge

länge zu 2000 rheinländische Ruthen gerechnet. Die Polhöhe zu Magdeburg ist 52 Gr. 13 Minuten, 54 Secunden, und das ganze Herzogthum liegt zwischen dem 51 und 53 Grad mitternächtlicher Breite, und zwischen dem 31 und 33 der Länge.

Natürliche Beschaffenheit des Landes. Seine Berge, Holzungen und Gewässer. Das Land ist gröstentheils eben. Drey schiffbare Ströme durchfließen dasselbe, nemlich: die Elbe, Saale, und Havel, wozu noch der schiffbare Ploauensche Kanal, welcher die Elbe und Havel mit einander verbindet, gerechnet werden muß. An Seen ist es arm. Das Klima dieses Landes ist überaus gemäßigt, und gesund, seine Fruchtbarkeit ausserordentlich, denn der Boden besteht aus einer starken, fetten, schwarzen Erde.

Landesprodukte. Dieses Land liefert eine Menge Getreidearten und es werden viele tausend Winspel Waizen, Roggen, Gerste und Hafer alljährlich ausgeschiffet. Das Hallische Waizenmehl ist wegen seiner Feinheit und innern Güte berühmt. Dem dasigen Bauer giebt ein Morgen Akker gerade so viel, als der Bewohner der Sandländer kaum aus acht und mehrern erzwingt. Nächst dem Getreidebau ist auch der Tobaksbau überaus wichtig; und überhaupt der Gewinn von einem mit Tobak bepflanzten Akker ungleich größer, als von einem mit Getreide besäeten Felde. Im Jahre 1770 wurden 3878 Centner 60½ Pfunde gewonnen. Auch ist der Seidenbau erheblich, und er wird mit jedem Jahre höher getrieben. In dem benannten Jahre befanden sich in diesem Herzogthume 247,588 Stük Maulbeerbäume: von dieser großen Anzahl sind jedoch nicht mehr als 88, 605 zu nutzen gewesen und entblättert worden. Unter den Holzarten, die das Land hervorbringt, findet man Eichen, Weiß- und Roth-Büchen, Kiehnen, Birken,

Es-

Espen, Ellern, Rüstern, Eschen, Linden, Weiden u. a. m. Es giebt darin ansehnliche Gehölze, obgleich im Ganzen genommen, das Herzogthum keinen Ueberfluß am Holze hat. Fischerey; zur Uebersicht des Viehstandes theilt Hr. O. eine Tabelle mit, woraus erhellet, daß man 1770. 29344 Pferde, 69519 Stük Rindvieh, und 319,162 Schaafe gezählt habe. Die Salzquellen sind einer der grösten Vorzüge dieser Provinz und eine ergiebige Quelle der Staatseinkünfte. Die königlichen Salzsiedereyen zu Halle und Schönebek sind bekannt. In jener werden jährlich über 4700 und in dieser über 18000 Lasten gesotten, wovon überhaupt nicht mehr als 1300 Lasten im Lande verbraucht werden. Außerdem giebt es auch noch zu Grossalze und Staßfurth Salzsiedereyen. Salpeter wird ebenfalls nicht wenig gewonnen; zu Magdeburg ist das Hauptmagazin und das Salpeterwesen ist im ganzen Herzogthume gegenwärtig verpachtet. Bergwerke: als Kupfer-Bergwerke zu Rothenburg und bey Alvensleben; die Kupferschiefer führen Silber bey sich. Steinkohlengruben zu Alten Weddingen, Wefensleben, Wettin, Löbechin und Dolau. Steinbrüche: hierunter vorzüglich der Marmorbruch im Amte Wansleben. Es werden in der Grafschaft Mansfeld an 1100 Mühlensteine verfertigt und verkauft.

Bevölkerung. Im Herzogthume Magdeburg und in der Grafschaft Mansfeld hat man im Jahre 1779. 240,203 Seelen, nemlich auf dem platten Lande 151,055 und in den Städten 89,148 Seelen gezählt. Weil nun das ganze Herzogthum 84 Quadratmeilen enthält, so kommen 2859 Menschen auf eine Quadratmeile. Ein sehr beträchtlicher Grad der Volksmenge. In der Mark Brandenburg werden nur 1359, und in Schlesien 1921 Seelen auf eine Quadratmeile gerechnet.

Gewer-

Gewerbe der Einwohner. Der Handel und das Verkehr der Bewohner dieser Provinz ist groß und mannigfaltig, und wird durch die erwähnten drey schiffbaren Ströme ungemein begünstigt. Die Stapelgerechtigkeit der Altstadt Magdeburg; die Schiffergilde; die Kornhandlungs-Gesellschaft und Fabriken.

Die herrschende Religion im H. Magdeburg ist die lutherische. Nächstdem genießen die Reformirten eine freye Religionsübung; an einigen Orten wird der katholische Gottesdienst gestattet, und in Halle auch die Ausübung der Gebräuche der jüdischen Lehre geduldet. Das lutherische Konsistorium zu Magdeburg. Inspektionen, Stifter und Klöster des Herzogthums. Die reformirten Gemeinden sind theils deutscher, theils französischer Nation. Zu ersterer gehören die Pfälzer Colonien und zu letzterer die Wallonischen Gemeinen. Von dem Zustande der Wissenschaften in dieser Provinz. Die hohe Schule, das Pädagogium und Waisenhaus zu Halle. Die Schule zu Kloster Berge. Nach einer Bemerkung des Hrn. Verf. sind in keinem Orte Deutschlands die Drukker-Kosten geringer, als zu Halle.

Von der Rechtspflege. Die Regierung ist das höchste Landes-Justiz-Kollegium des H. M. Das Pupillen- und Kriminal-Kollegium zu M. Der Schöppenstuhl zu Halle. Von diesen Kollegien hangen alle kleinere Gerichtshöfe ab, als die Stadtgerichte in denen Immediat-Städten, die Justizämter u. a. Noch von den Gouvernements u. a. Gerichten, welche nicht von der Regierung reßortiren.

Von der Finanz-Verwaltung. Die Krieges- und Domänen-Kammer zu Magdeburg. Ihr sind untergeordnet die Kammer-Deputation zu Halle, das Kollegium Sanitatis, und medikum,

medikum, die Serviskommißionen u. s. w. Von der Kammer sind unabhängig die Accise- und Zoll-Direktion, das Salz- und Bergwerks-Wesen rc. dieser Provinz.

Der Kriegesstaat. Magdeburg ist eine Vestung vom ersten Range; von dem Fußvolke und der Reuterey, welche in den Städten des Herzogthums Quartierstand haben.

Unter allen Provinzen der Preußischen Staaten wirft, in Rüksicht auf die Größe und des Quadrat-Inhalts, keine so viel landesherrliche Einkünfte ab, als dieses Herzogthum. Diese Gefälle sind entweder bestimmte oder unbestimmte, und es ist leicht zu erachten, daß die Hebungs-Kosten derselben einen ansehnlichen Theil der Ausgaben verursachen müssen. Was nach Abzug aller Ausgaben von der Einnahme für den König übrig bleibt? dies ist eine Frage, deren Beantwortung kein billiger Leser von dem Hrn. Verf. erwarten könnte.

Landesherrlicher Titel und Wapen, auch Rang im Fürsten-Kollegium.

Den Schluß dieser Abtheilung macht ein alphabetisches Verzeichniß der mit Ritter- auch Salzgütern angeseßenen Familien im Herzogthum Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld.

Zwote Abtheilung. Geographischer Entwurf des ganzen Herzogthums Magdeburg.

Das H. M. besteht aus fünf Kreisen, nämlich:

1) dem Holzkreise, welcher der gröste ist, und am linken Ufer der Elbe liegt. Seine Grenzen sind gegen Mitternacht die Altmark, gegen Abend das Herzogthum Wolfenbüttel und gegen Mittag die Fürstenthümer Anhalt und Halberstadt. In ihm liegt die Hauptstadt Magdeburg.

2) dem Jerichauschen Kreise, welcher am rechten Ufer der Elbe liegt. Er grenzt gegen Mittag an das Fürstenthum Anhalt

Anhalt und das Churfürstenthum Sachsen, gegen Morgen zum Theil an den Ziesarschen Kreis, und zum Theil an die Mittelmark Brandenburg. Gegen Mitternacht schließt ihn die Altmark und Priegnitz ein.

3) dem Ziesarschen Kreise, welcher theils von dem Jerichauschen Kreise eingeschlossen ist, theils an denselben gränzt. Er gehörte vormals zur Mittelmark.

4) dem Saalkreise, welcher der Länge nach an der Saale liegt und von den erwähnten drey Kreisen durch das Fürstenthum Anhalt gänzlich getrennt ist. Gegen Abend liegt die Grafschaft Mansfeld, und an der Mittag- und Morgenseite macht Chursachsen die Grenze.

5) der Grafschaft Mansfeld Pr. Hoheit, welche gegen Morgen an den Saalkreis, gegen Mitternacht an das Fürstenthum Anhalt und den Saalkreis, gegen Abend und Morgen aber an die Chursächsischen Länder stößt.

Dritte Abtheilung. Topographisches Verzeichniß aller im Herzogthume Magdeburg und in der Grafschaft Mansfeld befindlichen Oerter. Dieses ist für Beamte und andere Königl. Diener von großen Nutzen, denn sie können daraus die Verfassung eines jeden Orts, von welchem nächst dem Nahmen, die nähere Bestimmung, der Kreis worin er liegt, die Anzahl der Feuerstellen, die kirchliche Verfassung und die Gerichtsobrigkeit angezeigt ist mit leichter Mühe erfahren. Es ist in eine tabellarische Form gebracht, und hat, wegen der Mühe, die dergl. Tabellen dem Setzer machen, den Preis dieses Buchs nothwendig etwas erhöhen müssen.

O..

Nach-

Nachricht.

Hr. Chodowicki zeichnete vor einigen Jahren, im grösten Quartformat, eine bekannte Scene im Hamlet, wo dieser Held, im zweeten Auftritt des dritten Aufzugs, ein Schauspiel unter dem Nahmen: die Mausfalle aufführen läßt. Diese Zeichnung ist ohnlängst von dem berühmten Hrn. Daniel Berger in Kupfer gestochen worden. Wir zeigen solches hiemit an, enthalten uns aber bilig, nicht nur einer Beschreibung dieses vortreflichen Stichs, als auch eines Lobspruchs darüber, und fügen nur hinzu, daß auch dieses Stük, welches in der Sammlung eines jeden Kenners und Liebhabers eine der ersten Stellen verdient, uns von einem Künstler noch vieles zu erwarten berechtigt, welcher mit einem seltenen Talent einen anhaltenden Fleiß so glüklich vereinigt. Dieses schöne Blatt wird in der Weverschen und anderen Buchhandlungen allhier für 18 Gr. verkauft.

O..

Drukfehler.

Seite 3 Linie 3 v. u. lies: welche statt welchen
— 4 — 4 lies: eine besondere statt einer besonderen
— 6 — 17 lies: *phosphorea* statt *phosphoreus*
— 8 — 4 v. u. lies: *fusibile* statt *fussibile*
— 9 — 16 lies: nun statt nur
— 10 — 4 lies: wenn statt da.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

3te Woche.

Beschluß der in der ersten Woche abgebrochenen Abhandlung von den Phosphoren ꝛc.

Mit dem flüchtigen sowohl, als dem fixen vegetabilischen Laugensalze giebt unsre Säure ein leicht kristallisirendes Mittelsalz: mit dem mineralischen Laugensalz hingegen will sie nicht gern anschießen. Wird aber die Auflösung dieses Mittelsalzes mit etwas flüchtigem Alkali versetzt, so schießt sie ebenfalls ziemlich leicht in Kristallen an, und alsdann könnte man es ein Sal fusibile regeneratum nennen, indem es dem wahren aus Urin zu erhaltenden Sali fusibili in allen Eigenschaften ähnlich ist. Das natürliche Urinsalz ist ein ammoniakalisches Mittelsalz, welches seinen flüchtig alkalischen Bestandtheil durch bloßes Glühen fahren läßt: das rükständige fixe Salz aber ist keinesweges als eine reine Phosphorsäure zu betrachten. Denn da es die Eigenschaften einer freyen Säure nur sehr schwach äußert, es auch einer, seinem Gewicht nach nur unbeträchtlichen Menge eines alkalischen Salzes, um zum Mittelsalze gesättigt zu werden, bedarf; so läßt sich schon hieraus schließen, daß es kein reines Acidum, sondern nur ein mit Säure übersetztes Mittelsalz seyn müsse. Dieses im geschmolzenen Urinsalze enthaltene, blos unter dem Namen Basis Salis Urinae bekannte Mittelsalz, erhält man, wenn man je-

nes mit einem phlogistischen Körper verbindet, den damit erzeugten Phosphor durch starkes Feuer abtreibt, und den Rükstand auslauget. Es schießt sodann aus der filtrirten Auflösung in Kristallen an, davon man 7 Quentgen aus einer Unze geschmolzenen und durch Phlogiston und Feuer zerlegten Urinsalzes erhält.

Man hat bisher nicht gewußt, wofür man dieses Salz halten sollte: nachdem ich aber in Bergmanns vortreflicher Abhandlung de attractionibus electioris die Meynung fand, daß das Sal microcosmicum außer dem flüchtigen, auch eine Portion vom mineralischen Laugensalze enthielte; so veranlaßte mich dieses zu einigen Versuchen, welche mich dann belehrten, daß jene sogenannte Basis salis urinae nichts anders, als eine aus Phosphorsäure und mineralischem Alkali bestehendes Mittelsalz sey. Mein vorhin erwehntes Salz, so ich aus reiner Phosphorsäure und mineralischen Alkali zusammengesetzt, und mit etwas flüchtigem Alkali zur Kristallisation gebracht habe, besitzt in der That alle die Eigenschaften, womit man das Sal fusibile karakterisiret. Vor dem Lothröhrgen blähet es sich auf, und fließt, nachdem das flüchtige Alkali davon geraucht ist, zur hellen durchsichtigen Glasperle, so an der Luft wieder zerfließt. Diese Zusammensetzung eines dem Sali urinae nativo so ähnlichen Salzes rechtfertiget jene, die Basis des Urinsalzes betreffende Meynung schon sehr; noch mehr aber wurde ich durch die mit dem Sale fusibili nativo angestellte Zergliederung davon überzeugt. Daß man in der, nach der Destillation des Phosphors, aus dem Urinsalz zurükbleibenden Substanz, keine Phosphorsäure mehr vermuthete, kam daher, weil man in der Meynung war, daß diese Säure mit dem Phlogiston die allernäheste Verwandschaft habe. Allein dieser Satz ist nicht völlig richtig; sondern die Verbindung des

aus

aus Phosphorsäure und mineralischen Alkali bestehenden Mittelsalzes, ist zu stark, als daß das Phlogiston solche gänzlich zu trennen im Stande wäre. Nur derjenige im Urinsalze befindliche Theil der Säure, welcher zur Formirung eines genau saturirten Mittelsalzes überflüßig ist, verbindet sich mit dem Brennbaren, und erzeugt den Phosphor. Dieses ist auch die Ursach, warum man, nach dem Zeugniß des Hrn. Marggrafs, aus dem von ihm so genannten Sale Urinae secundo, welches Salz ebenfalls nichts anders ist, als Phosphorsäure mit der alkalischen Basis genau gesättigt, keinen Phosphor erlangen kann. Zur Abscheidung des alkalischen Grundtheils muß man sich daher nach einem andern Körper umsehen, der mit der Phosphorsäure näher als das Alkali verwandt ist, und einen solchen Körper findet man an der Kalkerde. Durch dieses Zwischenmittel habe die Absonderung des alkalischen Salzes auf verschiedene Art bewerkstelligt, wovon folgende die bequemste ist. Zu einer Auflösung des erwähnten Salzes im Wasser, tröpfelte ich von einer in Salpetersäure gemachten Kreidensolution so lange, bis ich keinen Niederschlag weiter bemerkte. Die Kalkerde schlug sich schnell nieder, und zeigte dadurch, daß sie vor dem Lothröhrgen zum porzellainartigen Kügelchen floß, ihre mit der Phosphorsäure eingegangene Verbindung. Aus der übrigen Lauge erhielt ich, nach gehöriger Abdünstung, ein in allen Proben richtiges Nitrum cubicum: Wodurch also das Daseyn des mineralischen Alkali im sale microcosmico bewiesen ist.

Zur Zeit der ersten Erfindung des Phosphors vermuthete man wohl nicht, daß sein Stoff auch ausser dem Urin zu finden sey. Seitdem aber Albinus, Pott, Marggraf und andere, durch dessen Darstellung aus verschiedenen Samenarten bewiesen, daß die phosphorische Materie auch im Pflanzenreich

zenreich anzutreffen sey; so nahm man Anlaß zu glauben, daß der im Urin enthaltene Grundstoff desselben bloß vom Genuß der vegetabilischen Nahrungsmittel herzuleiten sey. Nunmehr aber ist es eine bekannte Wahrheit, daß die Phosphorsäure auch im Thierreiche zu Hause gehöre, indem sie ein wesentlicher Bestandtheil der animalischen Körper ist. Hr. Scheele, dem die Chimie so manches zu verdanken hat, war der erste, der sie in den Knochen entdekte. Nach ihm machte Gahn die Verfahrungsart bekannt, welche Crell, wie in dessen chimischen Journal mit mehrern zu ersehen ist, weiter verfolgt hat. Es sey mir erlaubt, meine eigene Versuche mit dieser Phosphorsäure kürzlich hier anzuführen. 1 Pfund gebranntes Hirschhorn lösete ich in 3 Pfund Salpetersäure auf, verdünnte die Solution mit einigen Quarten Wasser, filtrirte es, und goß nach und nach 1 Pfund Vitriolöl hinzu, als so viel gerade erforderlich war, die Kalkerde des Hirschhorns aus der Solution zum Selenit zu präzipitiren. Den erzeugten Selenit sonderte ich von der klaren Flüßigkeit gehörig ab, von welcher leztern ich alsdann das Wasser und die Salpetersäure bis zur Trokne abstrahirte, den Rükstand im Wasser solvirte, filtrirte, und bis zur Konsistenz eines Syrups abrauchte. Ich erhielt 10 Unzen; 2½ Unze davon ließ ich in einem Tiegelchen noch weiter abrauchen, und so lange glühen, bis es ruhig floß. Ich goß es aus, und erhielt 1½ Unze einer klaren, festen, im Wasser unauflösbaren Masse, die das völlige Ansehen des Kristallglases hatte. Eine halbe Unze dieser glasähnlichen Materie mit Kohlenstaub genungsam vermischt und gehörig destillirt, gab ohngefehr eine halbe Drachma Phosphor.

Diese aus den Knochen geschiedene Säure aber ist eben so wenig, wie das schmelzbare Urinsalz, als eine bloße Phosphorsäure zu betrachten. Im leztern ist es das mineralische

Alkali,

Alkali, in der Knochensäure aber scheint es eine erdigte Substanz zu seyn, welche der Phosphorsäure zur Grundlage dient, und wodurch die geschmolzene glasartige Masse die Härte und Unauflösbarkeit erhält. Ein Theil dieser Erde läßt sich durch alkalische Salze absondern, und nachher in einer jeden Säure leicht wieder auflösen.

Aus einer Unze der konzentrirten Knochensäure, so ich mit Wasser gehörig diluirte, und mit flüchtigen Alkali sättigte, schlug sich gedachte Erde als ein zarter Sand nieder, welche nach dem Edulkoriren und Troknen 3 Unzen wog. Diese Erde glüht vor dem Lothröhrgen mit phosphorischen Schimmer, bakt aber nur leicht zusammen, ohne zu schmelzen. Mit Vitriolsäue aufgelöst, erhielt ich einige Kristallen, die wie Alaun aussahen, allein nicht dessen styptischen Geschmak hatten, sich auch auf der Kohle nicht aufbläheten. Aus dem Ueberreste wurde eine zähe Masse.

Das erdigte Präzipitat aber, welches ich aus der Knochensäure mit beyden feuerfesten Laugensalzen erhielt, verhält sich in einigen Stükken anders. Aus 1 Unze der Säure betrug sie nur 50 Gran. Vor dem Lothröhrchen fließt sie sehr leicht in ein undurchsichtiges grünes Glaskügelchen zusammen. Die leichtere Schmelzbarkeit rührt von einem ihr noch anhängenden Antheil der Phosphorsäure her, als wovon sie wegen ihrer zäheren Beschaffenheit durchs Edulkoriren nicht völlig befreyet werden kann. Denn als ich etwas davon in der Salpetersäure aufgelöst, zu einer Quecksilber-Solution goß, schlug sich das Quecksilber stark nieder. Dahingegen ließ die mit flüchtigem Alkali präzipitirte Erde, die sich wegen ihres schwächeren Zusammenhangs, von der anhängenden Säure durchs Edulkoriren besser befreyen ließ, in Salpetersäure aufgelöst, die Quecksilbersolution umgeändert, Die aus der

Knochensäure mit den alkalischen Salzen erhaltene und von den gedachten erdigten Niederschlägen befreyete mitttelsalzige Liquores lassen sich ziemlich leicht kristallisiren. Die mit dem flüchtigen Alkali erhaltene Kristalle blieben an der Luft trokken. Vor dem Lothrohrgen werden sie theils von der Kohle eingesogen, theils verdampfen sie, so daß keine Spur davon zurük bleibt. Mit dem fixen vegetabilischen Alkali schießen nur kleine schuppigte Kristallen an, die gerne die Feuchtigkeit anziehen, und auf der Kohle zwar schmelzen, aber nicht zur Perle fließen. Mit dem mineralischen Laugensalze aber werden die Kristallen regelmäßiger, und fließen auf der Kohle zu einer milchfarbenen Perle.

Der Würkung dieser Knochensäure auf Metalle nur mit wenigen zu erwähnen, so bestehen meine Erfahrungen in folgenden. Im metallischen Zustande wird Gold, Silber und Quecksilber von dieser Säure gar nicht, das Kupfer nur schwach, das Eisen hingegen stärker, am stärksten aber der Zink angegriffen. Weitere Versuche anzustellen, hat mir der Zeitmangel nicht erlauben wollen. Eines Eisenpräzipitats von ganz weißer Farbe will ich nur noch erwähnen, den man erhält, wenn man Knochensäure zu einer Eisenauflösung mischt, und mit Alkali das Eisen niederschlägt. Ich schlüße meine Betrachtung über die Phosphorische Knochensäure mit der Bemerkung, daß schon ältere Chimisten Kenntniß von dergleichen schmelzbaren animalischen Salzen gehabt haben, ob ihnen gleich deren Eigenschaft, mit Phlogiston einen Phosphor zu liefern, unbekannt gewesen ist. Vom Olaus Borrichius findet sich in den Actis Hafnienſibus von 1673 eine Abhandlung de Sale fixo animalium, und Hensing gedenkt in einer Dissertation vom Jahr 1719 eines aus gebrannten Ochsengehirn extrahirten Salzes, so sich wie Glas schmelzen läßt.

Was

Was die im Pflanzenreiche anzutreffende Phosphorsäure betrift, so kann man überhaupt den Satz annehmen, daß alle Vegetabilien, welche durch die Destillation ein flüchtiges Alkali liefern, meistentheils nur wenig oder gar kein fixes Laugensalz enthalten, sondern statt dessen die phosphorische Säure zur Grundlage haben. Dergleichen sind nun die Saamen fast aller derjenigen Pflanzen, die im Linnéischen System die Klasse der Tetradynamia ausmachen, ferner, verschiedene Getreidearten, Hülsenfrüchte und andere mehr.

Ich nahm mir vor, zu versuchen, ob nicht auf ähnliche Art, wie von den thierischen Knochen, die Phosphorsäure auch aus den Vegetabilien sich abscheiden und darstellen ließe. Ich erwählte dazu den Waizen, weil mir bekannt war, daß die darin enthaltene glutinöse Materie, die als eine zähe pechichte Masse zurük bleibt, wenn man aus dem Weizenmehl das Amylum abgesondert hat, durch die Destillation ein häufiges flüchtiges Alkali liefert; dagegen aber in der zurük bleibenden Kohle nicht die geringste Spur eines feuerbeständigen Alkali zu finden ist. Ich brannte zu dem Ende einige Pfund zu Asche, wobey ich mir, um die Verzehrung des Phlogistons zu beschleunigen, des Handgriffes bediente, das kohligte Pulver zu Zeiten mit etwas Salpetersäure anzufeuchten. Nachdem auf diese Weise der größte Theil des gebrannten Weizens zur Asche geworden, übergoß ich solche mit Salpetersäure, digirirte es eine Zeitlang, filtrirte die Auflösung, goß Vitriolsäure dazu, und stellte es zum Abrauchen hin. Es fiel die mit der Vitriolsäure verbundene Erde als ein zartes Pulver nieder. Dieses schied ich durchs Philtrum, und das klare Flüßige ließ ich in einer Tasse über mäßigem Feuer vollends eintroknen, um die Salpetersäure davon zu bringen. Durch wiederholtes Auflösen, Filtriren und wieder Eintroknen erhielt ich eine lok-

kere, zerreibliche, salinische Masse, welche nun dasjenige würklich war, was ich suchte, nemlich das feuerbeständige phosphorische Salz aus dem Waizen, welches eben so, wie das aus den Knochen erhaltene, mit stärkerem Feuer zu einem hellen und im Wasser unauflößlichen Glase fließt.

Durch die würkliche Darstellung des Phosphors aus verschiedenen Subjekten des animalischen sowohl, als des Pflanzenreichs, ist es demnach erwiesen, daß seine Säure weder dem einen, noch dem andern dieser Naturreiche ausschließungsweise eigen sey.

Daß aber auch in den Metallen und mehrern Körpern des Steinreichs der phosphorische Grundstoff nicht fremd, sondern vielmehr ebenfalls ein Bestandtheil derselben seyn möchte, ist zwar noch nicht mit so unwiedersprechlichem Beweise dargethan; aber es ist doch eine Muthmaßung, zu welcher uns verschiedene bey der Behandlung mineralischer Körper sich ereignende Erscheinungen berechtigen. Ich will zum Beyspiel nur des Zinks erwähnen, welchen Msr. de Lassone, in einem der Pariser Akademie vorgelesenen Aufsatz, einen metallischen Phosphor nennt, und die Phosphorsäure als einen wirklichen Bestandtheil dieses Halbmetalls beschreibt. Ein Gleiches lehrt Hr. Wenzel, als welcher in seiner höhern Chimie eine Vorschrift giebt, wie man den Zink zerlegen, und dessen phosphorischen Bestandtheil darstellen soll; welche Vorschrift aber noch erst durch weitere Erfahrung bestätigt werden muß.

Vom Arsenik könnte vielleicht aber dies gelten. Der Knoblauchgeruch desselben, wenn er erhitzt wird, und welcher von dem Geruch des Phosphors nicht sehr verschieden ist; ferner, die leichte Entzündung des Arsenikkönigs bey mäßigem Feuer, und die davon aufsteigende, im Finstern phosphorisch leuchtende Dämpfe; imgleichen die der Phosphorsäure ähnliche

Feuer-

Feuerbeständigkeit der reinen Arsenicksäure, sind zusammen genommen Gründe, welche jener Meinung einiges Gewicht geben.

Noch sind einige andere chimische Produkte, die den Namen Phosphor führen, kürzlich zu erwähnen übrig. Den Balduinischen, den künstlichen Bononischen, und den Kantonschen Phosphor, kann man nach ihren Eigenschaften füglich in eine Klasse setzen. Vom Urinphosphor unterscheiden sie sich wesentlich dadurch, daß sie nicht, wie jener, selbst ein eigenthümliches Licht und Feuer besitzen; sondern ihr Vermögen besteht nur darinn, fremdes Licht an sich zu ziehen, und solches in einem dunkeln aber troknen Zimmer wieder von sich zu werfen. Sie verdienen daher den Namen: Lichtmagnete.

Der Hombergsche Phosphor ist von jenen dreyen darinn wieder unterschieden, daß er, gleich dem Zukker oder dem Ofenbruch, erst gerieben werden muß, wenn er ein Licht von sich werfen soll.

Die Basis aller dieser Leuchtsteine ist entweder die reine Kalkerde, oder die mit ihr nahe verwandte Schwerspatserde. Im Bononschen und Kantonschen Phosphor ist diese Basis mit der Vitriolsäure, im Balduinschen mit der Salpetersäure, und im Hombergschen mit der Salzsäure gesättigt. Die Bereitungsart des Erstern aus dem Schwerspat und andere, sowohl natürliche als künstliche, Selinite hat Hr. Marggraf deutlich und vollständig gelehrt, welches zu wiederholen überflüßig seyn würde.

Der Kantonsche Phosphor wird also bereitet, daß man 3 Theile kalzinirte Austerschalen mit 1 Theil Schwefelblumen mischt, in einen Schmelztiegel fest eindrükt, und eine Stunde lang durchglühen läßt. Dieser Phosphor wirft die empfangenen Lichtstralen, wenn man sie durch ein gefärbtes Glas,

oder nach den Versuchen des Bekkari durch ein Prisma getheilt darauf fallen läßt, mit denselben Farben zurük.

Der Balduinsche Phosphor entsteht, wenn man Kreide, oder eine andere Kalkerde, mit Salpetersäure sättigt, die Auflösung abraucht, und das trokne Mittelsalz in einem Schmelztiegel glüht.

Der Hombergsche Phosphor ist nichts anders, als Sal ammoniacum fixum; man schmelzt es, und wenn es im Fluß ist, so taucht man metallene Stäbchen hinein, und überzieht sie so mit dem geschmolzenen Salze. Man muß sie gegen das geschwinde Feuchtwerden dadurch verwahren, daß man sie in einem verschlossenen Glase an einem warmen Ort aufhebet.

Daß aber nicht die Kalkerde allein, sondern auch die Alaunerde die Eigenschaft besitze, einen Leuchtstein darzustellen, davon bin ich einstens durch folgenden Versuch überführt worden. Ich kochte reine Alaunerde mit Oel zur Konsistenz eines Pflasters; dieses bearbeitete ich bis zur Kohle, an welcher ich nachher deutliche Spuren eines phosphorischen Lichts wahrnahm.

Es wäre zwar noch eins oder das andere von dieser Materie zu erwähnen übrig; allein, ich will die gütige Aufmerksamkeit meiner Leser nicht ermüden, und eben so bedacht seyn, indem was ich von der rechten Art, die destillirten Wasser gut und dauerhaft zu machen, sagen werde, der Kürze mich befleißigen; daher ich dasjenige, was die Destillation der Wasser überhaupt betrift, nur mit wenigem berühren werde. Die destillirte Wasser haben ihr Bürgerrecht unter den Arzneymitteln schon seit Jahrhunderten behauptet, in welcher Zeit sie dann auch das Schiksal aller andern Dinge erfahren haben, daß sie nemlich bald sehr hochgeachtet, bald zur Klasse unwirksamer

samer und überflüßiger Mittel, je nachdem Einsicht, Wahn, oder Mode solches bestimmten, herabgewürdigt worden sind. Die Meynungen darüber sind auch noch jetzt verschieden. Allein man streiche nur aus dem Verzeichniß der Wasser die durch Unwissenheit und Aberglauben eingeführte kraftlosen hinweg, und dagegen sorge man, daß die auf eine ungleich kleinere Anzahl zu reduzironde, desto sorgfältiger und gewissenhafter bereitet werden; alsdann werden die über den Werth oder Unwerth derselben streitende Parteyen sich leichter vereinigen können. Zur Destillation sind nur solche Subjekte geschikt, welche geistige, ölichte, und andere flüchtige Theile von solcher Art besitzen, daß sie sich mit den Dämpfen des Wassers erheben und überführen lassen. Nur das Pflanzenreich allein liefert uns die dazu schikliche Subjekte: denn von den thierischen, in einigen bis jetzt noch beybehaltenen Zusammensetzungen, leider! noch vorgeschriebenen Substanzen, läßt sich nichts rechtfertigen, außer Moschus und Biebergeil; die Milch aber, und die zur Aqua florum omnium erforderliche Materien haben das, was sie den destillirten Wassern mittheilen können, unmittelbar den genossenen vegetabilischen Nahrungsmitteln zu danken.

Dasjenige Wesen, welches in den Gewächsen das Prinzipium des Geruchs ausmacht und spezifizirt, als welches den abgezogenen Wassern einzuverleiben die eigentliche Absicht der Destillation ist, benennt man mit dem Boerhavschen Namen: Spiritus rector.

Dieses Wesen ist an sich zu subtil und zu geistig, als daß wir es rein absondern und darstellen könnten. Am gewöhnlichsten hat es seinen Sitz in den Oelen der Pflanzen, und alsdann wird es durch deren Substanz gewissermaßen korporifizirt. In solchen Pflanzen hingegen, die zwar reich am Spiritu

rectore

rectore sind, dabey aber wenig oder gar kein essenzielles Oel besitzen, als z. E. die mehresten Lilienarten, ist jenes Prinzipium in den Pflanzen mit den übrigen Theilen weit weniger gebunden: so daß deren zarter Geruch öfters schon während der Destillation, wenn solche nicht mit besonderer Aufmerksamkeit abgewartet wird, als ein Hauch verschwindet. Diejenigen Gewächse nun, die keine flüchtige und mit vorzüglichem Geruch sich empfehlende Theile besitzen, muß man als zur Destillation unschiklich betrachten. Die davon abgezogene Wasser haben einen unangenehmen, von einander kaum zu unterscheidenden, rohen, krautigen Geruch und Geschmak. Kommt nun der allen destillirten Wassern mehr oder weniger anhängende brandige Geruch dazu, so kann es nicht fehlen, daß dergleichen Wasser nicht bloß unwirksame, sondern auch als wirklich widrige und Ekel erregende Arzeneymittel verworfen werden sollten. Dieser brandige Geruch rührt zwar oftmals von einer fehlerhaften Destillation her, wenn sie nemlich mit zu starkem Feuer geschiehet, oder wenn im Destillirgefäße nicht hinlängliches Wasser, um das Anbrennen zu verhüten, befindlich ist: allein auch denen mit besserer Vorsicht bereiteten Wassern hängt anfangs ein diesem ähnlicher Geruch, wiewohl in einem geringern Grade, an. Dieses ist aber kein wesentlicher Fehler, auch nicht die Schuld des Arbeiters; denn auch solchen Wassern klebt er an, die aus dem Marienbade, wobey doch kein Anbrennen statt finden kann, destillirt worden sind, und rührt er von der Würkung des Feuers auf die harzigen und öligten Bestandtheile der Pflanzen her, von welchen ein Theil durch das anhaltende Kochen gewissermaßen eine Zerstörung erleidet. An den ersten Portionen des destillirenden Wassers spürt man ihn nicht, je länger aber die Destillation fortgesetzt wird, je mehr wird er merklich. Jedoch hängt er,

wenn

wenn er nemlich nicht vom wirklichen Anbrennen herrührt, den Wassern nur schwach an, und verschwindet nach einiger Zeit gänzlich.

Die Geräthschaften zur Destillation betreffend, so muß man zuförderst für die gute und brauchbare Beschaffenheit derselben sorgen. Sie bestehen in einer kupfernen, inwendig verzinnten Blase, unter welcher in einem dazu schiklichen Ofen das Feuer angebracht wird; in einem genau schließenden Helm, und in einer durch ein Kühlfaß gerade laufenden Röhre. Zum Helm und zur Röhre schikt sich reines englisches Zinn am besten: sind sie aber von Kupfer, so muß beydes aufs beste verzinnt seyn. Das im Kühlfaß befindliche Wasser muß stets so frisch als möglich erhalten werden. Das Marienbad, welches zu den spirituösen Destillationen so vorzüglich anzurathen ist, schikt sich zu den einfachen Wassern doch nicht durchgehends so gut, weil einige Vegetabilien öligte Theile von schwererer Art besitzen, welche sich zwar durch die Dünste des kochenden Wassers, nicht aber bey der gemäßigtern Hitze eines Marienbades überführen lassen. Zu solchen Gewächsen hingegen, deren Geruch sehr flüchtig, oder besonders geistig und zart ist, als die antiskorbutischen Kräuter, die Mayblumen, die Lilien ꝛc. ist die Destillation aus dem Marienbade allerdings anzupreisen. An einigen Destillirgeräthschaften, trift man statt des Kühlfasses, einen den Helm umgebenden, mit kalten Wasser anzufüllenden Kessel an, welchen man einen Mohrenkopf nennet. Diese Abkühlungsanstalt aber hat Fehler, von welchen jene, deren Röhre durch ein Wasserfaß geleitet wird, frey ist, und daher den Vorzug vor den Mohrenköpfen verdient. Auch findet man oft die durchs Kühlfaß laufende Röhre mit schlangenförmigen Krümmungen. Diese dienen zwar zu einer bessern Abkühlung: allein sie haben die Unbequem-

bequemlichkeit, daß sie sich nicht so gut, als die geradlaufenden Röhren reinigen lassen.

Mit der Destillation selbst verfährt man auf folgende Weise. Besteht z. B. das zur Destillation bestimmte in Blumen oder Kräutern, wozu sie den allemal, wo möglich, in ihrem frischesten Zustande angewendet werden müssen, so füllet man damit, ohne sie zu zerschneiden oder zu zerstoßen, die Destillirblase zur Hälfte an, gießt eine solche Menge Wasser hinzu, daß die rükständige Brühe noch vollkommen hinlänglich bleibt, das Kraut für dem Anbrennen zu schützen; setzt den Helm auf, welcher so wie die Röhre, völlig rein und trokken seyn muß; verklebt die Fugen, und bringt, so geschwind als es bey einem mäßigen Feuer sich thun läßt, die Blase ins Kochen. Hiebey muß man aufmerksam seyn, um alsdenn das Feuer sogleich in soweit zu vermindern, als hinlänglich ist, die Destillation in einem ununterbrochenen Gange, und zwar bey solchem Grade, daß ein Tropfen schnell den andern treibt, zu unterhalten. Das zum Auffangen des Destillirten vorgelegte gläserne Gefäß darf im Anfange nicht gar zu fest anschließen, damit die durchs Kochen entwikkelte und elastisch gewordene Luft einen Ausgang finden kann. Auf diese Weise setzt man die Destillation nur so lange fort, als das übergehende Wasser den zu allererst übergegangenen am Geruch und Geschmak ähnlich bleibt. Sobald sich aber eine Abnahme der Güte, oder eine sonstige Veränderung verspüren läßt, so muß man die Arbeit sogleich unterbrechen, ohne sich an die vielleicht zu gering scheinende Menge des Uebergegangenen zu kehren. Das erhaltene Wasser füllt man, nachdem zuvor das Oel, wenn welches weit übergegangen ist, abgesondert worden, in reine und wohl getroknete Gläser oder steinerne Gefäße, läßt solche eine Nacht über nur leicht

bedekt

bedekt stehen: den folgenden Morgen aber, da denn das Wasser völlig abgekühlt seyn wird, verwahrt man es gänzlich, um allen Zutritt der Luft abzuhalten, und stellt es an einen kühlen und troknen Ort. Die von Saamen, als Fenchel, Anies ꝛc. zu destillirenden Wasser betreffend, so ist dabey diese Ausnahme zu machen, daß, weil sie reicher an Oel sind, und sie daher auch eine größere Menge gutes Wasser geben, man davon nach Verhältniß weniger nimmt; so wie man dagegen mit den Früchten, als Kirschen, Himbeeren, Erdbeeren ꝛc. desto freygebiger seyn muß, wenn man deren Wasser recht schön zu erlangen wünscht. So wie nun eine jede Vernachläßigung dieser bey Destillirung der Wasser zu beobachtenden Regeln zur Verringerung deren Güte beyträgt; so wird es dagegen bey getreuer Befolgung des bisher gesagten nicht fehlen, daß sie nicht alle diejenigen Vollkommenheiten haben sollten, deren sie, ihrer Natur nach, nur fähig sind. Dergleichen Wasser bedürfen alsdann keiner Kohobirung, denn da sie bey ihrer ersten Destillation schon mit so vielen geistigen, ölchiten, und riechbaren Theilen geschwängert sind, als sie anzunehmen im Stande sind; so ist eine wiederholte Destillation über frische Substanzen nicht nur völlig unnütz, sondern die feine ätherische Theile, die das Wirksame des Wassers ausmachen, werden durchs Feuer alterirt, und man bekömmt, statt erwarteter Verstärkung, vielmehr ein an Geruch und Geschmak unangenehmer gewordenes Wasser zurük. Man beobachte aber desto sorgfältiger die beyden Hauptpunkte, nemlich Reinigkeit der Gefäße, und eine baldige Beendigung der Destillation. Die Nothwendigkeit des erstern Punkts wird mir ein jeder zugestehen: die Beobachtung des leztern aber ist eben so nöthig, denn bey einer über die vorgeschriebene Gränze fortgesetzten Destillation

lation setzt die zu lange anhaltende Wirkung des Feuers, die der Destillation unterworfene Substanzen zu sehr auseinander, und treibt schleimichte, saure, oder andere dergleichen Theile über, die das Wasser nothwendig verderben müssen. Wollte man die noch fehlerhafte Gewohnheit der später zu beendigenden Destillationen etwa damit entschuldigen, daß die nach vorgeschriebener Art zu destillirende Wasser zu konzentrirt, und besonders die aromatischen Wasser wegen zu reichlicher Anschwängerung mit öhlichten Theilen zu erhitzend seyn mögten, oder daß sie theurer und kostbarer, als gebräuchlich ist, seyn würden; so wird es zu beyderley Absicht weit besser seyn, ein solches zu wirksam oder zu theuer scheinendes Wasser, statt eines mit schleimigen oder sauren Theilen verunreinigten Wassers, lieber mit ganz reinen destillirten Brunnenwasser so weit zu verdünnen, als man es für gut findet.

Drukfehler.

S. 32. Lin. 7. lies: sowohl anst. nicht mir.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

4te Woche.

Freye Umschreibung des Briefs Pauli an den Philemon.

Paulus, der jetzt zu Rom für die Wahrheit, wodurch er das Reich Jesu Christi pflanzt, die Kette trägt, und mit ihm Timotheus, sein geistlicher Bruder und Mitarbeiter am Werke des Herrn, grüßt seinen Freund Philemon, der, seitdem er das Kreuz des Heilandes hochachtet, uns auch gern die Hände geboten hat, unsern Beruf unter seinen Landsleuten zu treiben. Zugleich erinnere ich mich seiner Gattin Appia, die wir in der Gemeine des Herrn hochschätzen, und des Archippus, der mit so viel redlichem Eifer für die Ehre unsers Herrn unter den Verächtern kämpfte. Auch denke ich an die ganze Gemeine, welcher Philemon, zu ihren Versammlungen, sein Haus öfnet. Euch also, und jedem in der Stadt, der unsern Erlöser liebt und verehrt, wünsche und erbitte ich herzlich die väterliche Liebe, Leitung und den Segen des Gottes, der mir auch meine Bande erleichtert: vorzüglich aber flehe ich den Herrn, daß ihr alle an dem himmlischen Vorrath geistlicher und zeitlicher Güter, die uns Jesus Christus erworben, Theil nehmen möget. Was fehlt dem Menschen, der Erbe von den Schätzen der Gnade ist, die der Herr uns armen Sterblichen, durch seinen Tod, aufgeschlossen hat?

Du weißt, mein Freund, den einigen Trost, der mich im Kerker, und bey allen schreklichen Erwartungen aufrichtet.

Das ist das Gebet zu Gott, und angenehme Nachrichten vom blühenden Zustand der Gemeinen, die ich angelegt, und um derentwillen ich hier unter den Wächtern liegen muß. Wie gern wohne ich im finstern Gefängniß, wenn nur das Licht des Evangeliums immer heller wird auf Erden, und immer neue Schaaren erwekter Heiden unsern Heiland suchen? Auch von dir empfing ich ohnlängst die beste Zeitungen, und kein Wollüstiger kann mitten in seinem Vergnügen so froh seyn, als ich bin, wenn meine Schulen wachsen, und immer schönere Früchte versprechen. Man rühmt mir hier den vesten Glauben, mit welchem du unsern theuren Hirten der Schafe bekennest, und ich höre viele Zeugnisse vom Geist der Liebe, der dich regiert, und, durch dich, den leidenden Freunden des Erlösers so viel Nutzen schafft. Diesen glüklichen Fortgang meiner Bemühungen sehe ich als eine Wohlthat des Herrn an, der mir dadurch diese öde Wohnung erleuchten, und meinen Muth wieder beleben will. Welch ein Vergnügen für mich, daß die Religion, die wir beyde verehren, an dir einen so fleißigen Schüler hat, der, wenn ihre Boten von den Fesseln aufgehalten werden, der finstern Welt die Sonne der Gerechtigkeit zu bringen, den Glauben indessen durch redende Handlungen verkündigt, und die Ungläubigen überzeugt, welche edle und bewundernswürdige Gesinnungen die Gnade unsers Vaters in denen schafft, die sich mit seinem Sohn vereinigen. Mit lebhaften Empfindungen danke ich dem Herrn, der sich unter euch so vortrefflich verherrlicht, und mit so vieler Liebe und Gnade über dem Werk seines Knechts wacht, der ausser redlichen Absichten nichts hat, um seine Blöße zu bedekken. Und für dich insbesondre höre ich nicht auf, den Herrn zu bitten, daß du immer mehr zu der Größe des Christen aufsteigest, und ihre ganze Höhe erreichest. So oft ich hier, am

Arm

Arm eines Ungläubigen angekettet, für das Heil der Unwissenden ringe, und um die Befestigung der Schwachen seufze; so oft freue ich mich auch vor dem Angesicht meines Herrn, der seinen Freunden auch, wenn sie in den Händen der unbändigsten Widersacher sind, treu bleibt, und setze die süssen Empfindungen über das Glük der jungen Heerde des Erlösers den fürchterlichen Drohungen entgegen, mit welchen die Feinde Christi mein Vertrauen auf ihn untergraben wollen. Ist es nöthig, dir zu sagen, welch ein Trost es für mich und alle redliche Verehrer unsers Herrn sey, wenn ich an die Unterstützung denke, die die flüchtigen Bekenner unsers Glaubens von dir genießen? Ich schmachte an der Kette, ich bin der Spott meiner Hüter; wie viele belustigen sich an meinem Elend? Dieser schilt mich einen Thoren, der nach Schatten greift, jener nennt mich eine fressende Seuche unter den Menschen, die die Ruhe der Welt stört. Mein mühseliges Leben wird sich nur mit dem traurigsten Tod endigen. Meine Anhänger werden durch die Menschenfurcht abgehalten, sich bis in diese Mauren zu wagen, und in diesen beschimpfenden Gefängnissen den Mann aufzusuchen, dem die ganze Stadt flucht — aber, lieber Bruder! den ich mit Wärme und inniger Liebe umarmen würde, wenn es der Weisheit meines Herrn gefiele, mich wieder zur Laufbahn meines Amts zu rufen, es ist Wohlthat, es ist Erquikkung, es ist Nahrung für mich, wenn jene verzagte Brüder, die die unglaubige Welt ausstoßt, durch deine liebreiche Vorsorge aufgenommen werden. Der Herr, der einst den Wassertrunk im Angesicht der aufgestandenen Welt zu rühmen versprochen hat, wird dir auch einst unter den verklärten Gläubigen die Stelle anweisen, die dir deine Gottseeligkeit bereitet.

Ich könnte der Sache, die ich dir noch empfehlen will, leicht durch das Ansehn, das ich, als ein Apostel des Herrn habe, Eingang verschaffen, wenn Befehle und ernsthafte Forderungen nöthig wären, um mir dein Herz zu öfnen. Das Amt, das ich in allen Gemeinen trage, giebt mir das Recht, euch die genaue Beobachtung alles dessen, wozu die Stimme der Religion uns antreibt, zur Pflicht zu machen, und wer hat jedem Gesandten des Erlösers mehr Hochachtung bewiesen, als du? Allein, wozu der Befehl des Vorstehers, wenn die Ermahnung des Freunds Gehör findet? Ich will nicht die Gewalt des Gesetzgebers aufbieten, so lang ich durch sanfte Erinnerungen die Seele schmelzen und rühren kann. Ich vergesse jetzt, daß ich ein Apostel Jesu Christi bin, der, unter dem Namen des Königs der Erde, die Glieder der Kirche regieren kann. Die Liebe, die im Staat unsers göttlichen Erlösers das Zepter führen soll, wird meiner Bitte ein viel stärkeres Gewicht geben. Meine Ermahnungen werden bey dir nicht ohne Wirkung bleiben. Du kennst schon seit vielen Jahren mein Amt, meine Person, meine Denkungsart, und meine zärtliche Gesinnung für alle, die mit mir an den Altären des Heilandes der Welt niederfallen. Unter dem beständigen Gefolge von Leiden und Unruhen bin ich grau geworden, und wie ich diesen schon lang verwelkten und täglich mehr absterbenden Körper so lange erhalten konnte, ist in meinen eigenen Augen ein Wunder. Der Glaube an den erhöhten Erlöser hat uns vereinigt, und der ist es auch, der unsre Freundschaft unter so vielen Stürmen, die ich erlitten, befestiget hat. Und nun hat der Herr, dem ich diene, meinen Feinden wieder Freyheit verstattet, mir die Kette anzulegen, und das Maaß meines Leidens noch zu verbittern. Die Welt hält mich für einen Missethäter, den die Hand der

Rache

Rache ergriffen, aber du weißt die Ehre, die mir kein Lästerer rauben wird. Nicht das Laster, blos das freymüthige Bekenntniß unsers großen Vorgängers hat mich an diesen schimpflichen Ort geführt. Ich weis es, daß du nichts sparen würdest, wenn du mir die Freyheit erkaufen, oder mein Loos lindern könntest. Die Hand des Herrn bietet dir eine Gelegenheit an, dein Herz und zugleich die Religion, um welcher willen ich hier gebunden liege, in der schönsten Größe zu offenbaren, dem Erlöser Hochachtung unter seinen Feinden zu erwerben, deinen abgelebten und geängstigten Freund zu erquikken, und einen großen Theil der Welt, der uns als Wahnwitzige ansieht, zu beschämen. Ich bitte für den Onesimus, der sich deiner Liebe unwürdig gemacht, und, durch muthwilliges Entweichen, deinen Unwillen gereizt hat. Sein unruhiges Gewissen verdammte sogleich die That, und trieb ihn zu mir, weil er von unsrer Freundschaft wußte. Die Zeit, die er hier war, hat er angewendet, den Glauben, den wir ehren, zu lernen, und einen Erlöser mit uns anzubeten. Den Unterricht, den ich ihm an der Kette gab, hat er mir nun durch viele Proben eines gebeugten Geistes verdankt. Jetzt liebe ich ihn, wie meinen Sohn, und empfehle ihn dir zu der Freundschaft und Liebe, die uns der Herr befohlen hat. Wie gütig ist die Vorsehung! Und wie oft hat sie sich schon in meinen Tagen geoffenbart! Der Herr will, daß ich in Banden gehe, und täglich den Tod fürchten muß, und doch segnet er dies Gefängniß, und verwandelt es in eine Pflanzschule seiner Glieder. Ein roher Sklave wird bey mir ein Freund des Erlösers, und ein nützliches Glied im Staat. Wie sich jener alte Knecht Gottes vergnügte an dem Sohn, den er nahe am Grabe gezeugt hatte, so freue ich mich über deinen Sklaven, der bey mir im Gefängniß die wahre Freyheit, bey mir im Al-

ter das bessere Leben gefunden hat. Du wirst den Nutzen spüren, den diese Veränderung bey ihm haben wird. Da er noch, außer der Nahrung wilder Begierden, keine höhere Wünsche kannte, war Vorsicht, Zucht und Strenge nöthig, um ihm den Weg zum Laster zu verschließen. Aber nun bringt er ein weiches, für die Religion empfindsames Herz zurük, und wird nicht auf diese Art, mit ihm, eine Quelle des Segens mehr in dein Haus kommen? Er liebt nun die Gottseligkeit, und ich sende ihm dir deswegen mit meinem Schreiben zurük, daß du mit deinem Nutzen Zeuge seyest von meiner wohlgelungenen Arbeit. Empfange ihn freundlich, und nimm ihn als einen Gläubigen auf, der nun mit uns Theil hat an der Ehre des Erlösers, und an seinen Wohlthaten. Er kömmt nicht ohne Rührung zu dir, und gilt mein Name etwas bey dir, so nimm ihn auf als den andern Paulus, oder als meinen zärtlichsten Freund. Ich würde mit ihm unter der Züchtigung leiden, und du würdest mich strafen, wenn er an dir einen harten Richter, und an dir den Christ nicht finden würde, der die Sanftmuth und Verträglichkeit des Sohnes Gottes nachahmen soll. Er ist der Liebe, die ich ihm wünsche, nicht unwürdig. Die Achtung, die ich jetzt für ihn habe, ist so groß, daß ich ihn gerne bey mir behalten hätte, weil ich mir von ihm eben die Treue, eben die unverfälschte Zuneigung, eben die freundschaftliche Unterstützung versprechen könnte, die ich von dir genießen würde, wenn du sehen könntest, wie ich um der guten Sache meiner Predigt willen, meine Tage in den Fesseln verzehre. Und ich würde dir ihn wirklich nicht geschikt haben, wenn ich dir nicht gerne Gelegenheit gemacht hätte, deine Liebe ohne allen Schein eines Zwangs freywillig zu offenbaren, und ihn mir wieder zurük zu senden. Aber bewundere nur mit mir die Wege Gottes unter den Menschen!

Du

Du mußtest ihn auf einige Zeit verlieren, damit er unter dem Zepter der Lehre Christi gebessert würde, und nun wird er alle seine Pflichten vollkommner erfüllen, als vorher, wird deine Dienste nicht mehr verlassen, und einst mit dir das Erbe des Herrn theilen. Zürne nicht; es ist dein Glük, daß Onesimus dich verließ, er fand auf diesem Wege unsern Herrn, und wie nützlich kann er dir nun seyn? Ich habe ihn angewiesen, in dir seinen Herrn selbst, wie vorher, zu ehren, ohne den thörichten Wahn zu ernähren, daß unsre christliche Religion die verschiedenen Stände und Verhältnisse unter den Menschen umstoße oder verwirre. Indessen wollte ich doch, daß du ihn liebreicher begegnen möchtest, als den übrigen Sklaven. Er verdient jetzt eine beßre Behandlung, und ist, als ein Glied am Körper der Gemeine, unsrer näheren Liebe werth. Mich sieht er auch, als seinen geistlichen Vater an, und sollte ich nicht von dir doppelte Liebe für ihn fordern können, da er nicht nur zu deiner Haushaltung, sondern jetzt auch zu deiner Kirche gehört? Bey unsrer Freundschaft, die mir ein Recht auf alle deine Wohlthaten giebt, bitte ich, nimm ihn wieder an, mit eben der Liebe, womit dein Herz für mich schlägt. Das Gute, das du ihm erzeigst, die Schonung, mit der du ihn behandelst, das alles thust du mir. Ich liebe ihn wie meine Seele, und wünsche, daß er dich so finde, wie ich dich kenne, als einen sanften Jünger unsers sanften Herrn.

Laß dich die Untreue des Onesimus, worüber du freylich klagen könntest, nicht verleiten, deinem Lehrer, deinem Bruder, deinem Freund diese Bitte abzuschlagen. Für alles, was er durch Nachläßigkeit in deinem Dienst verdorben, oder von deinen Rechnungen entwendet hat, verpfände ich mich dir. Seine nun heiligere Treue besänftige deinen Unwillen, und dei-

ne Forderungen will ich befriedigen. Sieh ihn an, als einen Verirrten und Verführten, der nun seine Vergehung beweint, und zweifle nicht an meiner Versicherung. Wiewohl ich hier gefangen sitze, und einer meiner Freunde gern niederschreiben würde, was mir meine Liebe zu dir eingiebt; so schreibe ich dir doch selber, damit du daran sähest, wie sehr es mich schmerzen müßte, wenn du auf meine Fürbitte gar keine Rüksicht nähmest. Mein Brief kann dir also statt der Handschrift dienen, daß ich das alles auf mich nehmen will, was dich noch abhalten könnte, den Onesimus inskünftige als deinen besten Bedienten anzusehen, und ihn als einen Anhänger unsers Heilandes zu lieben. Vielleicht kann ich von dem Gelde, das zuweilen die Liebe meiner Freunde in den gepflanzten Gemeinen für mich sammlet, so viel zurüklegen, oder vom Lohn meiner Händearbeit, wenn ich anders wieder aus diesem Kerker befreyt werde, so viel ersparen, als nöthig ist, dich zu befriedigen. Ich bin also dein Schuldner, und will dich bezahlen, wenn ich gleich den Fehler des Sklaven gegen den Dank abrechnen könnte, den du mir selber für deine Erleuchtung schuldig bist, da ich dir ehemals den Weg zur besten unter allen Religionen gebahnt habe.

Möchte ich dann nun dies Vergnügen geniessen, Liebster unter meinen Freunden! Möchtest du mir diese Freude machen, und durch die gütigste und freundlichste Aufnahme des nun auch für unsre Kirche gewonnenen Onesimus mir selbst eine Probe deiner Freundschaft gegen mich geben! Wie würde ich mich alsdann an deinem Wachsthum in der Lehre und in der Nachahmung Jesu Christi ergötzen! O das wäre Labung und Stärkung für meinen bekümmerten Geist, wenn ich höre, daß mein neuer Sohn an dir einen andern Vater gefunden hat!

Oefne

Oefne dem Entflohenen dein Haus wieder, du wirst mich in meinen Banden erquikken, du wirst mich zum neuen Fleiß ermuntern. Dem Gott, dem ich in meiner Schwachheit redlich diene, will ich es danken, wenn dein Herz durch mich erweicht worden ist, und, wo ich noch etwa hinkommen sollte, will ich es in den andern Gemeinen rühmen, daß Jesus Christus unter euch seine wahre Verehrer gefunden hat. Ich lege nun die Feder nieder, und hoffe, daß ich nicht ohne Würkung geschrieben habe. Ich weis, wie folgsam du gegen die Stimme des Evangeliums bist, und verlasse mich auf deinen Gehorsam. Ich werde nicht nöthig haben, als Richter zu sprechen. Vielleicht erhält Onesimus sogar die Freyheit von dir, und du thust mehr, als ich wage zu bitten.

Meine Umstände sind besser, als sie scheinen, und reifen wieder der süßen Freyheit entgegen. Meine Freunde beten für mich, und der Herr hat die Stunde noch verschoben, wo er mein Leben den Feinden übergeben wird. Das Evangelium, das ich predige, hat gesiegt; ich werde bald von der Kette erledigt werden, und wie begierig bin ich, euch alle wieder zu sehen, zu umarmen, und zu sprechen! Wird mich euer brüderliches Gebet losmachen, so will ich auf der Reise durch Asien euch allen einige Tage schenken, und ich verlasse mich wieder auf die Sorgfalt, mit welcher du mich zu empfangen gewohnt bist. Wie, wenn alsdann dieser Fremdling, der sonst unsre Versammlungen floh, mit uns den Herrn preisen wird! Wie viel Ehre wird das deinem Herzen machen!

Euer Lehrer Epaphras, den ihr hieher geschikt habt, mich zu besuchen, sitzt mit mir im Gefängniß, weil es kund worden ist, daß er einerley Glauben mit mir bekennt.

Er und Markus, Aristarchus, Demas und Lukas, die mich nicht verlassen, und nie aufhören, mir zu dienen, wünschen dir die Liebe unsers allgenugsamen Vaters, und freuen sich mit mir über die Erleuchtung unsres Freundes. Und ich insbesondre bete mit diesen gefesselten Händen, daß sich die ganze Summe des Segens und der Gnade, die uns Jesus Christus erworben, an dir und allen Schülern unsers Königs verherrlichen möge.

Anzeige.

Anzeige.

Schriften der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. Erster Band, mit Kupfern. Berlin 1780. 1 Alphab. und 3 Bogen in 8vo.

Die naturforschende Gesellschaft, welche in ihren nützlichen und ruhmvollen Bestrebungen, das reizende Feld der Naturgeschichte zu erweitern, nicht ermüdet, hat zwar ihre Schriften unter dem Titel: Beschäftigungen geschlossen, dagegen aber mit gegenwärtigem Bande, unter einem veränderten, ein neues Werk angefangen. Der Wechsel des Verlegers machte solches nöthig, und wir müssen gestehen, daß diese Schrift, durch die mit ihr getroffene neue Einrichtung, gewonnen hat. Ohnstreitig stehen ihr die vorigen Bände an äußerlicher Schönheit nach, und da dieser Band an Bogenzahl bey weitem schwächer ist, und auch die Kupfer mehr gespart sind, folglich um vieles wohlfeiler ist; so muß solches den Abgang derselben befördern, und dieselbe, wie sie es verdient, bekannter machen.

Dieser Band ist an wichtigen Abhandlungen und Bemerkungen aus der Naturgeschichte, wie aus der folgenden Anzeige erhellen wird, überaus reichhaltig. Voran eine Nachricht von der getroffenen neuen Einrichtung bey der Gesellschaft. Die Anzahl der Ehrenmitglieder belief sich beym Schlusse des Bandes auf 193.

1. Naturgeschichte des Rennhirsches von Wilh. Graf Mellin. S. 1 bis 35.

Julius Cäsar giebt zuerst die Beschreibung eines Thiers, welches allein auf den Rennhirsch zu passen scheint. Vierzehen Jahrhunderte nachher erwähnt Gasto von Foix des Renn-

wilprets,

wilprets, als eines solchen, welches man zu seiner Zeit in den Wäldern von Frankreich angetroffen. Seine Wohnung sind die nördlichen kalten Gegenden, jenseit des Polarkreises, in Europa und Asien und die Länder von einer geringern Breite in Amerika. Einen warmen Himmelsstrich können sie durchaus nicht vertragen, und sich nie daran gewöhnen. Derjenige, welchen der Hr. Verf. untersuchte, war aus dem rußischen Lapplande und um ein merkliches größer, als die, welche König Friedrich I. aus Schweden erhalten hatte, und in der hiesigen Kunstkammer ausgestopft stehen. Die Beschreibung ist genau, so wie auch die Ausmessung der Theile desselben, und die ganze Abhandlung für den Natur- und Jagdliebhaber gleich intereßant.

2. Beschreibung des Müggelsees von J. E. Silberschlag. S. 35 bis 55.

Einige der vorgegebenen unergründlichen Schlünde in diesem See fand der scharfsinnige Hr. Verf. nirgends tiefer, als 25 Fuß, und gar keine Strudel in demselben. Wenn auf diesem Wasser jährlich bald mehr, bald weniger Fahrzeuge verunglükken und zu Grunde gehen; so liegt die Ursach davon in der zu schweren Belastung derselben, in der Beschaffenheit des Seegelwerks, und selbst in dem Baue der Stromschiffe. Der Wellenschlag ist auf diesem See beym Westwinde am heftigsten, denn er faßt den Spiegel zur Länge und zugleich in seiner grösten Breite. — Von dem Nutzen, welchen der Spreestrom von den vielen Seen zieht, durch welche er seinen Lauf nimmt. — Ob der Müggelsee gleich sehr seicht ist, so schlägt er doch vor vielen anderen hohe Wellen. Das Wunderbare, welches man sonst von demselben erzählt, verschwindet hier gänzlich. Bey dieser Gelegenheit wird noch eine sehr sinnreiche Erklärung von dem Wandern der Steine gegeben. Den Schluß macht ein

ein Anhang des Hrn. D. Bloch, welcher von den Vögeln, Fischen, Mineralien der Gegend um den See handelt.

3. Beschreibung einer sehr sonderbaren Seelaus vom Hemorfisch, v. J. F. W. Herbst. S. 56. bis 67.

Dieses Insekt verdient am schiklichsten einen Platz unter dem Geschlechte der Schildflöhe (monoculus L.) wie der Hr. Verf. bemerkt.

4. Nachricht von einem merkwürdigen Achat von P. E. Klippstein. S. 68. bis 77.

Dieser Achat enthielt Stellen die der Hr. V. durch chemische Untersuchungen, welche er mit demselben angestellt, bewogen, für versteinerte rothe Beeren erkannte. Eine fleischichte Beere von natürlicher Form und Farbe in der Versteinerung, dazu möchte bey manchem viel Glauben gehören. Nach unserm Ermessen kann nur der Augenschein, nicht aber die Chemie in solchen Fällen entscheiden, und überhaupt sollte man die Anzahl der petrefizirten Körper nur mit solchen vermehren, bey denen diese Veränderung ungezweifelt ist.

5. Von der Nassauischen Mineral-Geschichte und vom brennenden Berge zu Dutweiler in Nassau-Saarbrük, von E. F. Habel. S. 78. bis 84.

Das Fürstenthum Nassau-Saarbrük besteht aus Flötzgebirgen, welche vorzüglich eine Menge von Eisensteinen und Steinkohlen liefern. Der Hr. Verf. beschreibt das Flötz, welches man dort die Landgrubenkohlen nennt, und etwa vor 120 Jahren in Brand gerieth, von welcher Zeit es noch brennt. Durchs Feuer wird ein Alaun kalzinirt, der sich in Gestalt eines Tropfsteins anlegt, oder auch das Gestein blos überzieht, und man erhält davon jährlich ohne sonderliche Kosten 300 bis 320 Zentner.

6. Beschreibung aller Prachtkäfer, die, so viel bekannt ist, bisher bey Berlin gefunden sind; auch etwas über die Natur-

geschichte

geschichte dieser Käfergattung von J. F. W. Herbst. S. 85. bis 100.

7. Beschreibung zwoer Gattungen Meereicheln nebst der Isländischen Kamm-Muschel von L. Spengler. S. 101. bis 110.

8. Zusätze des Hrn. Prof. Camper zu seiner Preisschrift S. 112. bis 118.

Sie betreffen die Einscharrung des verrekten Viehes mit der Haut und seine Verwesung, die Einimpfung der Kälber u. s. w.

9. Mineralogische botanische Lustreise von dem Berge Terglou in Krain, zu dem Berg Glokner in Tyrol; im Jahre 1779. von Haquet. S. 119. bis 201.

Ein Aufsatz voll wichtiger Beobachtungen und Bemerkungen aus der Mineralogie und Pflanzenlehre dieser Gegend, von welchem, wenn es der Raum erlaubte, wir gern etwas auszeichnen mögten.

10. Unterbrochene Bemühungen (statt: Bemerkungen) bey den Intestinal-Würmern. v. O. F. Müller. S. 202 — 218.

11. J. C. F. Meyers Fortsetzung der, im 3. B. der Beschäftigungen, angefangenen Versuche mit dem Eisen. S. 219. bis 230.

12. Oekonomische Naturgeschichte der Fische in den Preußischen Staaten, besonders der märkischen und pommerschen Provinzen, von D. M. E. Bloch. S. 231. bis 296.

Dieser noch sehr unbearbeitete und fast ganz vernachläßigte Theil der Naturgeschichte, wird bey einem fortgesetzten Fleiß des Hrn. V. manche Aufklärung erhalten und eine ganz andere Gestalt gewinnen. Seine Nachrichten enthalten nicht in anderen Büchern schon zehen mahl gesagte Dinge: sondern sie

sind

sind das Resultat theils eigener Beobachtungen theils der Erfahrungen verständiger Fischer und Landwirthe, auf deren Aussage hier allerdings viel ankommt. Beschrieben sind die Giebel, der Lump, der Aal, die Quappe, der Barsch, Zander und Kaulbarsch, der Stichling.

13. Etwas von der Naturgeschichte der Phalaena Fimbria L. von J. A. B. Bergsträßer. S. 207. bis 300.

14. Entomologische Beyträge von Fr. v. Paula Schrank. S. 301. bis 309.

15. Botanische Bemerkungen von D. J. J. Reichard. S. 310. bis 330.

Sie betreffen den Zukkerahorn, die babylonische Weide.

16. Fortgesetzter Beytrag zur Geschichte merkwürdiger Versteinerungen von J. Chr. Fuchs. S. 320. bis 334.

17. Beytrag zur Naturgeschichte der Blasenwürmer von D. M. E. Bloch. S. 335. bis 347.

Man kennt bereits 3 Arten desselben. Sie sind: vesicularis eremita, teniaeformis und socialis. Der letzte ist derjenige, welcher durch seinen Aufenthalt im Gehirne der Schaafe diejenige Krankheit verursacht, welche unter dem Namen der Drehekrankheit bekannt ist.

18. Merkwürdige Krankheitsgeschichte und Leichenöfnung, von Kölpin. S. 348. bis 355.

Der Kranke hatte eine mit vielen Schmerzen verbundene anhaltende Geschwulst des Unterleibes, die auf demselben verschiedentlich gestaltete, theils harte, theils weiche Erhabenheiten bildeten. Man fand vorwärts eine harte zusammenhangende Masse, mit vielen Wasserblasen, welche der Hr. V. für Blasenwürmer hält. Sie reichte bis an den Magen, und war unten mit der Harnblase stark verwachsen, in welcher ebenfalls viele kleine Blasen sichtbar waren. Auf der linken Seite hing ein

ein großer Blasenähnlicher Körper, der eine ungeheure Menge loser, weißer, durchsichtiger Wasserblasen, von der Größe einer Erbse bis zur Größe einer Wallnuß, enthielt. Dies war die auf eine besondere Weise veränderte Milz. Auf der rechten Seite des Magens fanden sich ebenfalls noch 2 Blasen in der Substanz der Leber, und noch eine andere auf der obern Fläche derselben.

19. Kurze Nachrichten und Anzeigen aus Briefen verschiedener Gelehrten an die Gesellschaft, als:

a) Herberts Nachricht von den Wirkungen des rohen Safts der bittern Kassava-Wurzel in Surinam.

b) D. Kühns kurze Geschichte einer Zwergfamilie.

c) Chemniz Nachrichten vom Schwanen-Gesange; von Drusen, die halb Zeolithe, halb Chalzedone sind; über Hrn. Kappels Meynung, daß die Chalzedontropfen nicht im Feuer, sondern im Wasser angeschossen.

d) Zoologische Bemerkungen von Paula Schrank.

e) Merkwürdige Abdominal-Konzeption bey einer Häsin.

f) Mineralogische Beschreibung der Grafschaft Schaumburg.

g) Von dem so genannten kristallisirten Sandstein und dem Avanturino.

Zuletzt erscheinen kurze Lebensgeschichten des Hrn. D. Zükkert, Geh. Finanzraths Müller und Oberforstmeisters von Zanthier.

Zu bedauren ist es nur, daß dieser Band durch die häufigen Drukfehler so sehr entstellt ist, von welchem der S. 225. in der Note, Lin. 4. verglichen mit der Verbesserung am Ende des Buchs, von gar sonderbarer Art ist.

O.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

5te Woche.

Das Gemählde des Cebes.

Aus dem Griechischen übersetzt.

Vorerinnerung des Uebersetzers.

Ich theile mit meinen Lesern das Vergnügen, welches ich empfunden habe, da ich des Cebes Gemählde von dem menschlichen Leben übersetzte, und glaube, daß sie sich mit mir, über die vortreflichen moralischen Kenntnisse, welche Gott auch unter den sogenannten Heyden erhalten hat, freuen werden. Man hat hiebey gar nicht zu fürchten, daß man dadurch mögte genöthigt werden, der heydnischen Welt, ehe sie durch das Christenthum erleuchtet worden, eine große Klarheit zuzuschreiben, welche der Vorzüglichkeit der christlichen Religion nachtheilig wäre. Die Apostel selbst tadeln die richtigen moralischen Kenntnisse der heydnischen Philosophen und Dichter nicht, sondern setzen sie selbst bey ihren Belehrungen voraus. Denn diejenigen Völker, welche die Wissenschaften und Künste liebten, waren, wenn man die Wahrheit gestehen will, so aufgeklärt und geschliffen, als die aufgeklärtesten europäischen Nationen, wie wir aus ihren Thaten und Schriften sehen können. Ihre Weisen hatten große Einsichten in die Lehre von der Gottheit und der Tugend. Sie wußten zwar nichts von Christo, und konnten nichts von ihm wissen: daher fehlte ihnen die eifrige Liebe zu Gott, die der Glaube

an die göttliche Begnadigung, durch einen Mittler, wirket, und welche unaufhörlich antreibt, uns dem geliebten Vater und größten Wohlthäter recht wohlgefällig zu machen. Der Vorzug des Christenthums liegt auch besonders darinn, daß es seine Moral auf eine richtige Erkenntniß von Gott, vom Menschen und von den göttlichen Absichten mit ihm, in diesem und jenem Leben, gründet. Es giebt vollkommen richtige und bestimmte Regeln, die größten und mächtigsten Bewegungsgründe, denselben zu folgen, verspricht einen übernatürlichen göttlichen Beystand, dehnet einige Pflichten aus, und schränkt andere ein. Bey allen dem sind die wahren richtigen moralischen Kenntnisse unter den Heyden nicht zu verachten. Für den Menschenfreund ist es keine geringe Freude, zu bemerken, wie die göttliche Vorsehung, welche für die leiblichen Bedürfnisse jener Völker so reichlich gesorgt hatte, auch ihre Seelenbedürfnisse bedacht hat. Freylich war es an den heydnischen Weltweisen zu tadeln, daß sie ihre Lehre nur wenigen, nemlich ihren Schülern, aus Behutsamkeit und Furcht, oder zuweilen aus Eigennutz, mitgetheilet, und sich wenig um die Verbesserung ihrer Mitbürger bekümmert haben. Dennoch ist nicht zu zweifeln, daß dem gemeinen Mann die Sittensprüche eines Pythagoras, Phädrus und Epictets bekannt, und im gemeinen Leben, wie bey uns die Sprüchwörter Salomons und Verse aus Liedern, gebraucht worden, wozu denn auch ihre öftere Anführung in den besten Trauerspielen immer mehr Gelegenheit gegeben. Man kann also auch das Gemählde Cebes so betrachten, daß man daraus die Einsichten, welche der allgemeine Vater des menschlichen Geschlechts demselben schon vor Christo geschenkt hatte, zum Theil daraus kennen lerne. Er war vermuthlich ein Zeitgenosse des Plato, der ohngefehr vierhundert Jahr vor Christo lebte. Plato gedenkt

in

in seinem Phädon, oder Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele, eines Cebes, welcher vermuthlich der Urheber dieses Gemähldes ist. Er stellet hier gleichsam mit lebendigen Farben das menschliche Leben vor. Auch Plato hatte die Art durch Gleichnisse zu lehren, und wir finden sie sehr häufig in der Bibel altes und neuen Testaments. Salomo läßt die Weisheit sich einen Pallast mit sieben Säulen bauen, und durch ihre Dienerinnen die Menschen zu sich einladen. Die Thorheit beschreibt er fast mit eben den Worten, als Cebes die Laster, in weiblicher Gestalt, voll Unruhe, unbedachtsam, allenthalben herum streichend, die Vorbeygehenden anzulokken. Wie zahlreich sind die Gleichnißreden Jesu, und wie viel ähnliches haben sie nicht mit manchen hier vorkommenden Vorstellungen. Vermuthlich wird vielen beym Cebes des Engländers Bunian Reise nach dem Himmel beyfallen, welche ehedem von Gutgesinneten gern gelesen ward: wiewohl, wie mich dünkt, beym Cebes mehr Erfindung und Geschmak anzutreffen ist. Ich werde durch einige Anmerkungen auf die Aehnlichkeit der Gedanken des Cebes mit den biblischen hinweisen.

* * *

Wir giengen eines Tages in dem Tempel des Saturns auf und nieder, und betrachteten die vielerley dahin geschenkten Kostbarkeiten, und unter diesen besonders ein Gemählde, welches vor dem innern Heiligthum hieng und auf welchem ganz besondere und unbekannte Begebenheiten vorgestellt waren. Wir konten nicht errathen, was es bedeuten sollte, und woher es genommen sey. Denn es war hier keine Stadt, kein Lager zu sehen, sondern ein eingezäunter Platz, der zween andere eingezäunte Plätze, einen grössern und einen kleinern umschloß.

Der erstere hatte auch ein Thor, und es schienen viele Menschen vor demselben zu stehen. Innerhalb des Platzes sahe man viele Weiber. Im Eingange des ersten Vorhofes stand ein alter Mann, der, nach seiner Miene und Stellung, dem eindringenden Haufen etwas anzubefehlen schien. Indem wir nun lange ungewiß waren, was diese Vorstellung bedeute, sagte ein Greis, der bey uns stand, zu uns: ich wundere mich nicht, Fremdlinge, daß ihr nicht wisset, was ihr aus diesem Gemählde machen sollet. Denn selbst viele der hiesigen Einwohner wissen die Bedeutung der hier abgezeichneten Sache nicht. Es ist auch dieses hieher geschenkte Gemählde nicht aus unsrer Stadt, sondern es hat vor Zeiten ein fremder, sehr vernünftiger und gelehrter Mann, aus dessen Worten und Thaten man erkennen konnte, daß er sich ernstlich befleißige, ein Nachfolger des Pythagoras und Parmenides zu seyn, diesen Tempel nebst diesem Gemählde dem Saturnus geweihet. Ich frug: Hast du diesen Mann noch gesehen und gekannt? Ja, sagte er, ich habe ihn lange Zeit bewundert. Denn da er noch jünger war, trug er vielfältig die vortreflichsten Lehren öffentlich vor, ja ich habe oft gehöret, wie er dies Gemählde erklärete. Um so viel mehr, erwiederte ich, bitte ich dich, wenn dich nicht wichtige Geschäfte abhalten, uns die Bedeutung der hier abgebildeten Sachen zu sagen. Mich hält nichts ab, sprach er, o! Fremdlinge: aber das muß ich euch voraus sagen, daß diese Erzählung etwas gefährlich sey. *) — Aber wie dieß? — Werdet ihr sie hören und recht verstehen, was ich sage, so werdet ihr klug und glüklich: wo nicht, noch unver-

*) Wie ähnlich ist dieses jenem Ausspruch unsers göttlichen Jesu: daß da Schuld und Verantwortung wachse, wo man den Willen Gottes gehört, aber nicht geachtet habe, und die Strafe gerechter und härter seyn müsse.

unverständiger, unglüklich und gegen Belehrung erbittert werden, und ein elendes Leben führen. Diese Erklärung ist mit dem Räthsel des Sphinx zu vergleichen. Welcher Mensch dieß auflösete blieb am Leben: wer es nicht errieth, ward vom Sphinx umgebracht. So ist es auch mit dieser Erzählung: (Die Thorheit ist in Wahrheit der Sphinx für die Menschen.) Zugleich lehrt sie, was im Leben auf Erden gut oder böse, und was weder gut noch böse sey. Wer dies nicht einsiehet, kömmt nicht nur einmal ums Leben, wie derjenige, welchen der Sphinx tödtete und auffraß: sondern zehret langsam sein ganzes Leben hindurch ab, wie diejenigen, welche im Kerker die Todesstrafe erwarten. Wer dieß aber verstehen lernt, bey dem stirbt der Unverstand, er wird erhalten, und bleibt sein ganzes Leben hindurch vom Uebel befreyt und glüklich. Seyd also aufmerksam, und höret genau zu. — Nun, bey den Göttern, du machst unsre Begierde, dieß zu vernehmen, aufs äußerste rege, wenn sich die Sache so verhält. Erkläre sie uns sogleich. Wir wollen aufmerksam zuhören, zumal sie uns so viel Nutzen stiften, so viel Schaden bringen kann.

Er hob hierauf seinen Stab auf, wies auf das Gemählde, und sprach: sehet ihr diesen eingezäunten Platz? — Ja! wir sehen ihn — Nun so merket zuerst, dieser Ort heißt das Leben, und der große Haufe, welcher an der Thüre steht, sind diejenigen, welche im Begriff sind in das Leben einzutreten. Der Alte aber, der oberwärts steht, und in der einen Hand ein Papier hält, mit der andern etwas zeigt, wird der Schuzgeist genannt. Das Papier soll anzeigen, daß man die ächten und richtigen Grundsätze der Weisheit, in den Schriften der Alten, welche schon vor vielen Jahrhunderten der Tugend nachgedacht haben, aufsuchen müsse. Er befiehlet aber

 denen,

denen, welche hineingehen, was sie, wenn sie in das Leben eintreten thun sollen, und zeigt ihnen, welchen Weg sie, wenn sie glüklich seyn wollen, betreten müssen. — Ich frug, welchen Weg, und wie sollen sie gehen? — Siehst du nicht neben dem Thor, durch welches das Volk kömmt, einen Thron, auf welchem ein Weib, mit verstellten hinterlistigen Geberden, und einem Becher in der Hand sitzt? Ich sehe sie wohl, sprach ich, aber was ist sie für eine Person? Betrug, antwortete er, heißt sie, sie ist es, die alle Menschen hintergeht. — Wie thut sie dieses? — Sie giebt allen, die in das Leben treten, von ihrem Trank zu trinken. — Und worinn bestehet der? — In Irthum und Unwissenheit. So bald sie diesen getrunken haben, kommen sie ins Leben — Aber trinken alle von dem Irthum? — Ja! sie trinken alle,*) nur einige mehr, andere weniger. Aber siehest du nicht innerhalb des Thors eine Menge Weiber in verschiedener Gestalt, die sich den Ankömmlingen zugesellen? — Ja! ich sehe sie. — Das sind die Meynungen, Begierden und Lüste. So wie der Haufen hineinkömmt, kommen sie ihm entspringend entgegen, fallen einem jeden um den Hals, und führen ihn fort. — Aber wo führen sie dieselben hin? — Einige bringen die Ankömmlinge dahin, wo sie erhalten werden, andere, wo sie durch den Betrug umkommen. — O! ehrwürdiger Greis, das ist ein fürchterlicher Trank. — Und noch dazu versprechen sie alle, sie wollten diejenigen, welche ihnen folgen, aufs beste führen, und ihnen ein glükliches, ruhiges Leben verschaffen. Diese aber finden aus Irthum und Unwissen-

*) Das ist unter einem Bilde eben das gesagt, was die Offenbarung lehrt; alle sind fleischlich, von Sinnlichkeit beherrschet, werden durch Irthümer verblendet, durch Lüste dahin gerissen, welchen sie statt der Ueberlegung folgen. Die Lust zu dem was sichtbar ist und ergötzt, aber schädlich und verboten ist, hat bey ihnen die Oberhand.

Unwissenheit, welche sie bey dem Betruge eingetrunken haben, nicht den richtigen Weg des Lebens, sondern irren unsicher herum, wie du siehest. Dort gehen sie umher, und folgen ihren betrieglichen Führerinnen. — Ich sehe es, sprach ich. Aber was ist das für ein Weib, sie scheint als ob sie blind und rasend wäre, und stehet auf einen runden Steine? — Sie heißt, antwortete er, das Glük. Sie ist auch nicht nur blind, sondern auch im Haupt verwirrt und taub. — Aber was hat sie für eine Verrichtung? — Sie schwärmet allenthalben umher, einigen raubt sie was sie haben, andern schenkt sie es: bald raubt sie denselben wieder, was sie ihnen gegeben hat, und schenkt es ohne Ursach und ohne Bestand andern. Daher hat man sie auch mit Recht besonders bezeichnet. Wie denn? — Daß sie auf einem runden Steine stehet. — Was soll das bedeuten? — Daß ihre Geschenke nicht sicher und dauerhaft sind. Denn wer ihr vertrauet, leidet großen Verlust. — Allein was will der große Haufe, der um sie her stehet, was wollen diese? — Diese heißen Unbedachtsame. Sie suchen das zu erhalten, was jene wegwirft. — Aber man sieht an ihnen sehr verschiedene Mienen. Wie kömmt es, daß einige frölich zu seyn, andere vor Traurigkeit zu verzagen scheinen? — Die du als Lachende und Fröliche siehst, haben etwas vom Glük zugeworfen erhalten, weshalb sie es, das günstige Glük nennen. Diejenigen aber, welche weinend ihre Hände ausstrekken, sind diejenigen, denen sie das, was sie ihnen zuvor gegeben, wieder genommen hat, und nennen sie böses Geschik. — Aber was theilet sie denn aus, daß die, so es empfangen, so frölich, und die, so es verlieren, so äußerst niedergeschlagen sind? — Das, was man in der Welt Güter nennt. — Was verstehst du hiedurch? — Reichthum, Ehre, Würden, Kinder, Herrschaft, Königreiche und andere dergleichen Dinge.

ge. — Aber sind denn dies keine Güter? — Hievon wollen wir ein andermal reden, und itzt bey unserer Erzählung bleiben. — Wie es dir gefällt. — Du siehst also, wenn man durch die Thüre gegangen ist, einen andern etwas höher liegenden eingezäunten Platz; außerhalb stehen einige wie Huren gezierte Weiber. Sie heißen, Unmäßigkeit, Schwelgerey, Geiz und Schmeicheley. — Weshalb stehen diese hier? — Sie geben auf diejenigen Acht, die etwas von dem Glük empfangen haben. Diese umarmen sie hüpfend unter tausend Schmeicheleyen; bitten sie, bey ihnen zu bleiben, und versprechen ihnen ein vergnügtes, müßiges und von aller Beschwerde freyes Leben. *) Läßt sich jemand von ihnen bereden, bey ihnen Vergnügen zu suchen, dessen Leben scheint während dieser Berauschung höchst angenehm, wiewohl es in der That nicht so beschaffen ist. Denkt er aber nach, so findet er, daß er anstatt bey ihnen zu zehren, von ihnen verzehret und schimpflich behandelt worden. Nachdem denn alles, was er vom Glük empfangen hatte, verzehret ist, wird er gezwungen, diesen Weibern zu dienen, **) alles zu dulden, sich unanständig zu betragen, und

*) Wie übereinstimmend ist dieses mit denen Aussprüchen Jesu: daß es schwer sey, in guten Glüksumständen die Güter des göttlichen Reichs, nach ihrem Werthe, zu schätzen und sie zu erlangen, und daß es leichter sey, daß ein Kameel oder ein Schiffseil durch ein Nadelöhr gehe. Die da reich werden wollen, gerathen in allerley Reizungen zum Unrecht, welche sie ins Unglük stürzen, wie die Fallstrikke die Vögel, und verfallen auf mancherley Begierden, welche so unvernünftig als schädlich sind. Der thörichte Jüngling, in der mustermäßigen Erzählung Jesu, dem frühzeitig ein reiches Erbgut in die Hände fiel, läßt seinen Lüsten freyen Lauf, lebt unmäßig und wollüstig äußerst, so daß er in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen verzehret, und in den größten Mangel geräth.

**) Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, so viel er auch von Freyheit träumt. Joh. 8.

und ihrentwegen vieles, was ihm verderblich ist, zu thun; als zu betriegen, Tempel zu berauben, falsch zu schwören, zu verrathen, Straßenraub zu begehen, und andre dergleichen Dinge. Wenn sie nun alles verläßt, werden sie der Strafe übergeben. — Was ist das für eine Strafe? — Siehest du nicht hinter ihnen eine kleine Thüre, und einen engen und finstern Ort, worin sich einige häßliche und schmutzige mit alten Lumpen bekleidete Weiber aufhalten? — Ja! ich sehe sie — Die, welche die Geißel träget, heißet die Strafe: jene, deren Haupt fast zu den Knien herabsinket, heißt die Traurigkeit, und die, welche sich die Haare ausrauft, der Kummer. — Bey ihnen steht noch ein anderer häslicher, abgezehrter und nakter Mensch, und hinter ihm eine ihm ähnliche, häsliche und magere Frauensperson, was sind das für Leute? — Er heißt der Harm, und jene, seine Schwester, ist die Verzweiflung. Diesen wird der Bethörete übergeben, und führet bey ihnen ein martervolles Leben. Darnach wird er in ein anderes Haus, die Wohnung des Unglüks, geführt, wo er den Rest seiner Tage im Elende aller Art zubringet: wo ihm nicht die Reue durch ein glükliches Geschik begegnet. — Was erfolgt alsdann? — Die Reue befreyet ihn, wenn sie ihm begegnet, von diesen Uebeln:*) giebt ihm eine andere Einsicht, und Neigung. Allein auch diese ist verschiedener Art, sie kann ihn entweder zur wahren Weisheit, oder zur fälschlich gerühmten Weisheit leiten. Erwählt er die wahre Weisheit, so wird er dadurch gereinigt und erhalten, und lebt dann seine übrige Zeit frey von Wiederwärtigkeit und glüklich: wo nicht, so wird er von neuem durch die fälschlich gerühmte Weisheit verführt. — Beym Jupiter! das ist ein

 wichtiger

*) Misfallen an seiner Aufführung, weil sie Gott misfället, wirkt eine heilbringende Besserung und Reue, die man nie wünschen wird, nicht empfunden zu haben. Paulus an die Kor.

wichtiger Unterschied. Aber was ist das für eine fälschlich gerühmte Weisheit?

Siehe dort den andern eingezäunten Platz. Außerhalb desselben, am Eingang, steht ein sehr reinliches und wohl angezogenes Frauenzimmer. Der große Haufe, und auch andere nicht gemeine Leute nennen sie die Weisheit. Aber sie ist es nicht, sondern die fälschlich sogenannte Weisheit. Bey ihr kehren diejenigen, welche errettet werden sollen, und die wahre Weisheit suchen, zuerst ein. — Giebt es denn keinen andern Weg zur wahren Weisheit? — Ja! — Aber wer sind denn diejenigen, welche in der Umzäunung umhergehen? — Die Freunde der falschen Weisheit, sie glauben in der Verblendung, daß sie im Umgange mit der wahren Weisheit stehen, Sie heißen, Dichter, Redner, Dialektiker, Musiker, Rechenkünstler, Meßkünstler, Sternseher, Epikuräer, Peripatetiker, Kritiker, und ihres gleichen. — Aber was sind das für Weiber, die umher zu laufen scheinen, und den ersten gleichen, welche du die Unmäßigkeit und ihre Gefährten nanntest? — Das sind dieselben, antwortete mein Greis. — Aber kommen sie denn auch hier hinein? — Ach! ja, aber doch seltener als in den ersten umzäunten Platz. — Kommen auch die Vorurtheile hieher? — Ja! sprach er, die Bewohner dieses Platzes haben auch aus dem Becher des Betrugs getrunken, davon klebt ihnen Unwissenheit, und noch mehr leider! auch Thorheit an. Daher weichen auch Vorurtheile und die übrigen Laster nicht eher von ihnen, als bis sie die fälschlich genannte Weisheit verlassen, den Weg zu der wahren Weisheit betreten, und deren reinigende Kraft, alles Uebel, Vorurtheile, Unwissenheit und alle Lasterhaftigkeit von sich zu treiben, erfahren haben: dann werden sie erhalten. Bleiben sie aber

bey

bey der falschen Weisheit, so werden sie niemals frey, und durch Hülfe jener Künste können sie niemals irgend ein Uebel von sich entfernen. —

Welches ist aber der Weg zur wahren Weisheit? frug ich. Siehest du nicht, antwortete er, jenen erhabenen Ort, der ganz unbewohnt und von jedermann verlassen scheint? — Ja! — Also doch auch die kleine Thür, und vor derselben einen von wenigen betretenen Weg, der rauh, steil und abschüßig zu seyn scheinet? *) — Ich bemerkte ihn. — Da siehest du auch einen hohen Hügel, zu welchem ein schmaler Zugang, der auf beyden Seiten schrekliche Tiefen hat, führt. Das ist der Weg, welcher zur wahren Weisheit leitet. — Dieser ist dem Ansehen nach sehr schwer. — Siehest du aber nicht auch oben neben dem Hügel einen großen hohen Felsen, der auf allen Seiten abschüßig ist? — Ja! ich sehe ihn. — Siehe nun, oben auf dem Felsen stehen zwey wohlgewachsene und starke Frauenzimmer, welche lebhaft ihre Hände ausstrekken. Sie heißen die Enthaltsamkeit, und die Standhaftigkeit. Sie sind Schwestern. — Aber weshalb bewegen sie ihre Hände so stark? — Sie sprechen denen Wanderern, welche so weit gekommen sind, Muth ein, damit sie nicht aus Trägheit verzagen. Sie erinnern sie, daß sie nach kurzen Beschwerden auf einen angenehmen Weg kommen würden, und zeigen ihnen, wenn sie an den Felsen gekommen sind, wie sie hinaufsteigen können. — Ich sehe keinen Weg, der hinauf führe. — Sie selbst steigen vom Gipfel etwas zu ihnen hinab, und ziehen **) die Wan-

*) Eng ist die Thür, schmal der Weg, der zur ewigen Glükseligkeit führet, und es giebt nur wenige, die auf demselben gehen. Matth. 7.

**) Wenn ich erhöhet werde von der Erde, spricht Jesus, will ich sie alle zu mir ziehen, Joh. 12. Gott ists, der in euch wirket beyde das Wollen und das Vollbringen, nach seiner Gnade.

Wanderer zu sich hinauf. Alsdenn lassen sie dieselben ausruhen, geben ihnen Stärke und Munterkeit, versprechen ihnen, sie zur wahren Weisheit zu führen: und zeigen ihnen, wie angenehm, eben, bequem und frey von allen Beschwerlichkeiten dieser Weg sey, wie du auch siehest. — Ja! gewiß so scheinet es mir. — Siehe ferner vor dem Lustwalde jenen angenehmen Ort, der einer Wiese ähnlich und sehr hellglänzend ist. Mitten auf dieser Wiese ist wieder eine Umzäunung mit einer Thüre. — Wie wird dieser Ort genannt? — Er heißt der Sitz der Glükseligkeit. Denn hier wohnen alle Tugenden, und die Glükseligkeit selbst. —

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Schreiben aus Karolina, von der Klapperschlange.

Aus dem Englischen übersetzt.

Mein Herr!

Ich lebe jetzo in einem Lande, das wegen der vielen Schlangen, die sich darinn aufhalten, bekannt ist; insbesondere sind uns sowohl, als anderen Geschöpfen, die Klapperschlangen sehr fürchterlich. Sie haben ohne Zweifel vieles davon gehöret und gelesen, daß sie Eichhörner, Vögel, ꝛc. durch ihr steifes Ansehen bezaubern könnten, so, daß sie von den Bäumen, worauf sie sitzen, herabfallen müßten. Man hat so viele Zeugen von dieser Erzählung, daß man sie nicht wohl in Zweifel ziehen sollte: allein zu geschweigen der Unwahrscheinlichkeit, die sie mit sich führt, so deucht mir, daß vielmehr das Schrekken, das jene Thiere überfällt, bey dem Anblikke der Schlangen, sie aller Macht, entweder sich zu widersetzen, oder zu entflie-

entfliehen, beraube, dadurch sie ihnen zur Beute werden. Die Ursache von diesem scheint mir die zu seyn, daß sich diese unglükselige Kreaturen in dem Mittel irren, das sie zu ihrer Erhaltung anwenden. Sie haben wohl in England gesehen, daß die Schlangen niemals die Frösche fangen, als wenn sie fortspringen, und eben dieser Trieb ist allen Raubthieren gemein. Ein Mensch kann der Wuth der Löwen und anderer Thiere entgehen, wenn er stille liegt. Oder noch ein gemeineres Beyspiel zu geben: eine Katze sieht eine Maus mit unverwandten Augen an, so lange sie sich nicht beweget, so bald sie aber dieses thut, erhaschet sie dieselbe. Denn die Natur hat einem jeden Geschöpfe gewisse Triebe eingepflanzet, die zu seiner Erhaltung dienen, und es scheint, daß eine davon die ist, daß sie wissen, wenn sie sich in dem Gesichte eines solchen Feindes bewegen, sie gewiß verlohren seyn. Weil sie nun diese Regel auch in dem gegenwärtigen Falle anbringen wollen, da sie vielmehr durch Fortlaufen der Klapperschlange entgehen können; so scheint mir dieß die Ursach ihres Untergangs zu seyn. Sie werden urtheilen können, ob meine Muthmaßung gegründet ist, wenn sie folgende Geschichte, die ich mit meinen Augen gesehen, und wobey ich alle Aufmerksamkeit gebraucht habe, erwägen wollen.

Ich gieng mit einigen guten Freunden vor ein paar Tagen spatzieren, und weil ich mir an der andern Seite eines kleinen Sumpfes eine angenehmere Gegend vorstellete, so sprang ich über denselben. Kaum hatten meine Füße die Erde berührt, so hörete ich das schrekliche Klappern einer Klapperschlange, die eine von den größten war, die ich jemals gesehen habe. Sie lag zusammen gewunden, und hatte ihre lange Kette von Klappern in die Höhe gerichtet. Sie war zu

weit

weit von mir, als daß sie mich durch einen Sprung hätte erreichen können: ihre Augen aber waren starr auf mich gerichtet, und sie schüttelte immerfort ihre Klappern, und zwar mit ungemeiner Behendigkeit. Ich versichere sie, ich war so erschrokken, daß ich nicht gleich wuste, was ich thun sollte: als sie aber anfieng sich von einander zu winden, sprang ich geschwind über den Sumpf auf die andere Seite. Die Schlange blieb vor dem Sumpfe liegen, und sahe uns immer starr an: weil sie aber keine Mine machte uns zu verfolgen, blieb ich stehen, unterdessen meine Freunde sich nach Gewehr umsahen. Nachdem wir uns eine Weile einander angesehen hatten, zog sich die Schlange ein wenig zurük, und wand sich auf. Einige Minuten nachher sahe ich eine große Wasserratze in aller Geschwindigkeit nach dem Wasser zu laufen. Den Augenblik aber, da sie ins Gesicht der Schlange kam, stand sie still, sah die Schlange starr an, und zitterte. Die Schlange fieng an zu schwellen, daß sie ein gut Theil dikker wurde, als sie vorhero gewesen, ihre Farben schienen weit lebhafter, und die Augen waren zehnmahl feuriger, als vorhin. Sie sahe die Ratze steif an, und machte ein fürchterliches Geklapper, worüber diese so zitterte, als ob sie in Todesängsten sey. Ich hatte jetzo Zeit, den ganzen Fortgang der vermeinten Bezauberung zu sehen, und ich kam nun zuerst auf die Gedanken, die ich ihnen schon gesagt habe. Ich bedaurete das arme Thier, das seinen Tod vor Augen sahe. Das Schrekken hatte seine Füße gelähmet, es meynte, wenn es sich im geringsten bewegte, so würde es den Augenblik verschlungen werden. Was sollte es daher thun, als ganz stille stehen, bis es gar vor Schrekken stürbe. Meine Freunde kamen indessen wieder, und wir waren alle begierig den Ausgang zu sehen. So wenig die Schlange als die Ratze schienen sich um

uns

uns zu bekümmern. Nachdem sie einander eine Weile angesehen hatten, fieng die Katze an sich umzukehren, worauf jene ihren Schwanz in die Höhe richtete, und ein helles durchdringendes Geklapper machte. Die Katze kam darüber ins äusserste Schrekken, bis sie endlich in starken Konvulsionen auf die Seite fiel: die Schlange aber regte sich gar nicht. Bald darauf richtete sich die Katze wieder auf, und schien gerne fortlaufen zu wollen, aber kein Vermögen darzu zu haben. Die Schlange blieb unbeweglich liegen, und weil ihr die Katze den Rükken zugekehret hatte; so konnten ihre Augen unmöglich einen Einfluß länger in sie haben, außer, wenn diese sich bisweilen umsah, sondern das Schrekken hielt sie von der Flucht zurük, und die Furcht des Todes schien sie zu tödten, ehe noch die Schlange herannahete, es zu thun. Sie versuchte einige Mahl zu entfliehen, allein ihre Kräfte schienen immer mehr und mehr abzunehmen. Bald richtete sie sich auf die Vorderfüße auf, konnte aber die Hinterfüße nicht bewegen, fiel also wieder nieder, und schien den letzten Athem zu schöpfen. Die Schlange wußte wohl, daß es so kommen mußte, fieng also an zu frolokken, richtete ihren Kopf in die Höhe, strekte ihre Zunge aus dem Halse, und sperrete ihren Rachen weit auf, blieb aber dabey stille liegen. Wir hatten nun schon meist drey Viertelstunden zugesehen. Endlich regte sich die Katze wieder, fiel aber gleich in noch heftigere Konvulsionen, und strekte alle Viere, so daß sie todt zu seyn schien. Den Augenblik wand sich die Schlange von einander, und glitschte allmählig auf sie zu. Als diese aber wieder in heftige Konvulsionen fiel, welches die letzten waren, machte jene alsobald Halte, und zog sich zusammen. Die Katze aber regte sich nicht wieder, weil sie, meiner Meynung nach, vor Schrekken gestorben war. Worauf die Schlange ihren

ihren Kopf sehr hoch aufrichtete, die Zunge aus dem Halse strekte, und sie sehr geschwind bewegte, aber ohne zu zischen. Ihr ganzer Körper schwoll auf, besonders der Kopf und Hals, ihre Augen waren als Feuer, die Farben an ihrem Leibe schienen zehnmal glänzender und schöner zu seyn, als sie vorhin waren. Sie schoß auf die Ratze zu, und gab ihr einen Stoß auf den Rükken, zog sich aber geschwind wieder zurük, als ob sie sich vor ihr fürchtete. Als sich aber die Ratze gar nicht regte, näherte sie sich derselben, nahm den Schwanz ins Maul, käuete daran, als ob sie das Gerichte erst kosten wollte, nahm darauf den ganzen Braten, mit hocherhabenem Kopfe, in Augenschein, und schien ein nicht geringes Vergnügen darüber zu haben, machte sie darauf mit ihrem Geifer ganz naß, stellte sich in einiger Entfernung vor ihr hin, und in einem gewaltigen Sprunge faßte sie den Kopf ins Maul, und zog den übrigen Theil des Körpers nach sich, so, daß die Ratze in wenig Minuten verschlungen war. Als sie dieselbe verzehret, rächten wir den Tod des unglüklichen Thiers an ihr; wir kamen von hinten zu ihr, und tödteten sie.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

6te Woche.

Nachrichten vom Elsaß, und besonders von der Stadt Strasburg *).

Vom Elsaß überhaupt.

Das Elsaß ist bekannt als eine der schönsten und fruchtbarsten Provinzen in Europa. Sie ernährt, ohne Mühe, eine halbe Million Menschen, obgleich vor etlichen Jahren einige Einwohner nach Ungern ausgewandert seyn sollen, und sich viele Handwerker und Gelehrte auswärts häuslich niederlassen.

Auf einer Strekke Lands von etwa vierzig Stunden in die Länge, und vier bis zehn Stunden in die Breite, trifft man ein und siebenzig Städte und neun Vestungen an, wovon die meisten acht bis zehn tausend Einwohner haben, und über tausend Dörfer.

Die vornehmsten Landesprodukte sind Getraide, Wein, Tobak Krapp oder Röth, Hanf und Baumfrüchte.

Aus Rübs, Nüssen und Leinsaamen wird Oehl gepreßt. Das Obst wird gedörrt, oder zu Aepfel- und Birnwein gepreßt, oder zu Brandtewein und Kirschenwasser gebrannt.

Tobak

*) Aus der Schrifttasche auf einer neuen Reise durch Deutschland, Frankreich, Helvetien und Italien gesammelt. Frankfurt und Leipzig 1780. 1 Bändchen.

Tobak und Röth wird in Mühlen und Fabriken zubereitet und verarbeitet.

Aus Hanf werden Seile, Schnüre, Tücher und Segeltücher gemacht.

Wein und Getraide wird nach Helvetien und Deutschland geführt.

Die Schaafzucht ist nicht beträchtlich in dem Elsaß. Die Wolle, die in den Strasburgschen und Elsaßischen Fabriken zu Tüchern, und in Markirch zu Strümpfen verarbeitet wird, kommt meist aus Lothringen.

Auch die Eingeweide der Erde sind reich an Erzen. Im Leberthal bricht Silber, Bley, Kupfer und Kobalt. Nahe dabey ist eine Steinkohlengrube. Eine andere ist im Wilerthale. Bey Dambach ist eine Stahlgrube.

Eisen bricht fast aller Orten: daher die schönen Eisenwerke des Herrn Baron von Dietrich bey Reichshofen, im Jägerthale, die ihres Gleichen nicht leicht finden werden. Noch ein anderes Eisenwerk ist in Mutterhausen.

Im Klingenthal ist eine berühmte königliche Gewehrfabrike, des armes blanches.

Zwischen Oberehnheim und dem Klingenthale ist ein starkes Kupferwerk, das ganz Elsaß mit Kupfer versieht; eine Drathfabrike, und einige Tobaksmühlen sind bey Strasburg.

Bey Hagenau hat Herr Herrmann ein Vitriolwerk angelegt.

Der Marmorbruch im Schirmekerthale, giebt nur grauen Marmor. Der von Senone auf den Grenzen des Elsaßes ist schöner, aber er hat, wie jener, viele Eisenadern, die der Politur hinderlich sind.

In

In Giromany bey Befort bricht ein besonders schöner Granit, der aber so hart ist, daß zween Männer des Tages nur zwo Linien sägen können. Zu einem Tischblatt von vier Schuhen braucht man ein ganzes Jahr, und in 14 Tagen ist eines von Marmor fertig. Der härteste Stahl kann gegen die Härte des Steines nicht aushalten, und die Pächter, die diese kostbare Entreprise von der Herzogin von Mazarin vor ungefähr 8 Jahren gepachtet haben, sind in der Nothwendigkeit gewesen, zugleich eine Stahl- und Eisenfabrike zur Verfertigung der Werkzeuge anzulegen, die doch kaum zum Gebrauch hat hinreichen können. Die kostbare Verarbeitung hat den Granit in so hohen Preis gesetzt, daß ein Kamingestell der Herzogin selbst, 36000 französische Pfund gekostet hat, und man von dem Herzog von Orleans für vier große Urnen mit Bronze garnirt, 100000 Thaler gefordert hat. Die wohlfeilsten Waaren sind Vasen, ungefähr 8 Zoll hoch, jede zu 100 Louisd'or. Die Farben des Granits sind rosenfarb mit weißen Flekken, und roth mit schwarzen oder weißen Flekken; man kann ihn mit Recht dem egyptischen Granit an die Seite setzen. Aber schon seit einem Jahre wird gar nicht mehr gearbeitet, weil der Vorrath dieser königlichen Waare wegen ihres Preises nicht verkauft werden kann.

Auch schöner Porphyr bricht in Giromany, der aber wegen seiner viermal größern Härte noch weniger verarbeitet wird.

Es sind verschiedene Salzquellen im Elsaß, aber keine wird benutzt.

Ein Salzwerk bey Sulz im untern Elsaß, wird auch nicht mehr getrieben.

Elsaß und Strasburg zieht alles Salz aus Dieuse in Lothringen, wo man es der Ferme um einen gewissen Preis abkauft.

Die Stadt Strasburg hat das ausschließende Recht, ihren Einwohnern Salz zu verkaufen. Das Salzmagazin, welches die Ferme in Strasburg hält, ist mehr wegen des Verkaufs ausserhalb des Königreichs.

Auf dem Harberge und sogenannten Plintenwald (eigentlich plaine des Velches) im Wasgau, auf den Lothrinschen Grenzen, unter Dachsburgischer Bothmäßigkeit, ist eine gute Glashütte, wo insonderheit vortrefliches Mondglas gemacht wird. Zween Oefen arbeiten das ganze Jahr für Holland und Engelland.

Fünf Stunden davon ist St. Guerrin, wo bis 67 Zoll lange Spiegelgläser geblasen, nicht gegossen werden. Es würde kaum glaublich seyn, wenn man nicht die Nachricht durch sichere Personen hätte. In St. Gobin macht man sie von 8 bis 10 Schuhen, aber gegossen.

Nahe dabey ist ein Dorf, in welchem alle Bauern Holzschuhe und hölzerne Schaufeln machen, und bis nach Paris führen.

In Batzendorf bey Sarburg wird dieselbe Steinwaare gemacht, wie in Koblenz. Fast das ganze Dorf besteht aus Töpfern, und das Geschirr, das sie machen, wird wechselsweise in zween öffentlichen Oefen gebakken.

Wichtige Indiennefabriken sind bey Colmar und in Rappols-Weiler. Jene ist von der grösten Wichtigkeit, vom Könige privilegirt, und beschäftiget bey 600 Personen. Für die letztere wird ein großer Theil der Baumwolle im Leberthale gesponnen und gewebt.

Mühlhausen gehört zu der Schweitz, aber seine 18 bis 20 Indiennefabriken ernähren das ganze Völchenthal.

Das

Das Stephansfelderkloster bey Prumat, das mit Religiosen aus dem heiligen Geist-Orden von Montpellier (gestiftet von Guy im Jahr 1200) besetzt, und zur Aufnahme und Verpflegung der Findlingskinder bestimmt war, ist im Jahr 1775 sekularisirt, und das Haus zu einer Art von Findel- Zucht- und Arbeitshaus gebraucht, und eine Fabrike daselbst angelegt worden.

Als natürliche Merkwürdigkeiten des Elsaßes, kann man die hohen Wasgauischen Gebirge ansehen, die zwar auf der Spitze ziemlich unfruchtbar sind, und kaum des Sommers Futter genung für einige Viehheerden hergeben, die von Melkern, meist Wiedertäufern, hinauf getrieben, und Tag und Nacht unter freyem Himmel gehalten werden; — aber in einer grossen Höhe schon angebaut, und in Wiesen und Aekker verwandelt sind.

Auf dem hohen Ek kann man in einer Entfernung von etwa funfzig Schritten auf einer Seite, nach Lothringen zu, die Quelle, der Herzogsbrunnen genannt, sehen, woraus die Mosel entspringt, und auf der andern Seite den Ursprung der Fecht aus dem sogenannten kalten Brunnen, die durch das Münster oder Gregorienthal läuft, eine Menge Mühlen treibt, auf welchen Papier, Röthe, Pulver, Loh und Oehl gemacht und zubereitet wird, oder die zum Schleifen und Schlagen gebraucht werden, die Stadt Kolmar in großen und kleinen Kanälen durchwässert, und sich endlich mit der Ill vereinigt, die alsdann schiffbar wird.

Von eben demselben Berg, und auch von dem Bölchen, und der hohen Tonne, kann man verschiedene Seen auf anderen Bergen entdekken, von denen einige groß, fischreich,

 sehr

sehr tief und dabey sehr klar sind. Von der Farbe des Bodensands wird einer dieser Seen der weiße, und ein anderer der schwarze See genannt, weil er von höhern steilen Bergen umgeben ist, die ihn mit einem schwarzen Schatten dekken.

Der Bölchensee hat im Jahr 1740 die eine Wand, die ihn einschloß, hinausgedrükt, und durch sein Auslaufen eine Ueberschwemmung verursacht, die der ganzen Gegend den Untergang gedroht hat. Die Erzählung, die man davon macht, ist fürchterlich.

In der Thomasnacht um neun Uhr, hörten die Anwohner in den Bergen und Thälern ein fürchterliches Geprassel; einige verglichen es einer starken Batterie. Ein Kohlenbrenner fühlte die Erde unter ihm zittern. Alles lief aus den Häusern, und floh auf die Anhöhen.

Der Strom drängte sich mit Gewalt zwischen Bergen durch, rollte ungeheure Felsenstükke übereinander her, riß die größten Bäume aus, und zersplitterte sie mit großen Krachen an den Felsenwänden; dadurch bekam der Anwohner Zeit sich zu retten. Die Fluth riß fort, was ihr im Weg war, und verheerte Wiesen und Felder. Sie kam nach Isenheim, häufte die Bäume an der steinernen Brükke über die Lauche, trat auf den Seiten aus, und 14 Häuser stürzten ein, und viele andere litten großen Schaden. Ein Weinhändler fand seine hundertöhmige Fässer den Tag darauf vor der Stadt, wo sie die Wiesen mit Wein getränkt hatten.

Auch Gebweiler war der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt: aber der Strom stokte sich vor dem Städtchen, und trieb das Wasser auf den Seiten vorbey.

Das

Das sonderbare dieser Ueberschwemmung ist ein unterirrdisches Geräusch, welches die Leute, die nahe dabey gewohnt, wollen gehört haben, und die Ueberbleibsel und Hohlwege, die sie noch zeigen, von Wasserfluthen, die in demselben Augenblik von Bergen herab gestürzt sind, wo niemals kein Wasser gewesen ist.

Dasselbe behaupten auch andere Einwohner verschiedener Dörfer, von der letzten großen Ueberschwemmung im Oktober 1778, und leugnen, daß sie könne vom Regen verursacht worden seyn: und im Jahre 1749 soll sich das Wasser zu allen Felsen und Bergritzen hinaus gedrungen, und die Erde wie ein Schwamm ausgesehen haben, der ganz mit Wasser angefüllt ist.

Von der Schwefelquelle und dem niegefrierenden See, der in der Nachbarschaft sich befindet, hat man nichts nähers erfahren können.

Man übersieht das Elsaß am besten von dem Odilienberg bey Barr, von dem Bölchen und von der hohen Tonne. Eine herrliche Aussicht in das Lothringen und Elsaß hat man von dem hohen Ekkopf.

Nicht so weit, aber nicht weniger reizend, ist die Aussicht von der Zaberer Steeg herunter.

Man weis, daß die Chaussée über diesen Berg mit so vieler Kunst an dem Steeg herum und über denselben geführt worden ist, daß es Postilions giebt, die im Gallop herunter fahren; doch hätte sie nöthig auf das neue überführt und ausgebessert zu werden.

Die zwo anderen königlichen Poststraßen, die über Markirch und Mutzig, nach St. Die und Senone in Lothringen, ganz bequem über den Wasgau führen, werden weniger gebraucht.

Von der Zaberer Höhe sieht man das Elsaß wie einen großen Garten vor sich liegen.

Die reichste Abwechselung von Hügeln, Weinbergen, Akkerfeld, Wiesen, Gärten, Waldungen, mit einer Menge von Dörfern, Flekken und Städten und einzelnen Landhäusern und Meyerhöfen, in der Entfernung, der majestätische Rhein am Fuße der deutschen Gebirge, die sich allmählig, mit Dörfern und Schlössern besetzt, in die Höhe erheben, und die Aussicht mit ihren waldigten Gipfeln begrenzen; in der Nähe die Stadt Zabern, mit dem Residenzschloß, und die königliche Chaussée nach Strasburg, die auf beyden Seiten mit Nußbäumen besetzt, diese schöne Landschaft durchläuft, und die große Mannigfaltigkeit an Bäumen, Feld- und Gartenfrüchten. — Alle diese Gegenstände verschaffen dem Auge die angenehmste Unterhaltung.

Turenne.

Erst vor einigen Jahren ist auf dem Platz, wo Turenne umgekommen, bey Saßbach, einige Meilen von Strasburg, von dem Herrn B. v. Klingling ein dreyekkigter Sandstein mit einer Innschrift aufgesetzt worden. In lateinischer Sprache lautet sie also: hic cecidit *Turennius!* auf französisch Jci *Turenne* a été tué: aber die deutsche Uebersetzung schäme ich mich fast hieher zu setzen. Vielleicht bewegt es jemand sie zu verbessern: hier ist Turennius vertödtet worden; ganz undeutsch anstatt: hier fiel Turenne; oder hier blieb Turenne; darunter steht der Tag und das Jahr.

Man kennt die edle Einfalt der Innschrift des prächtigen turennischen Grabmals in St. Denis: Ci git *Turenne!*

Frau

Frau von Sevigné hat diesen großen Mann in ihren Briefen auch ein Denkmal gestiftet, das beyden Ehre macht. Ich will hier nur den zu wenig bekannten Gedanken wiederhohlen, da sie, bey Gelegenheit der sechs Marschälle, die an seine Stelle gewählt worden, schreibt: onvient de nous donner la monnoïe du Marechal de *Turenne*. Sie vergleicht ihn mit einem großen Stük Gelds, das man gegen sechs kleinere Stükke ausgewechselt hat.

Zabern.

Der Bischof von Strasburg hat, außer seinem Pallast in Strasburg, Lust- und Residenzschlösser in Benfelden, in Muzig und in Zabern. Das leztere ist bey weitem das schönste: aber eine plötzliche Feuersbrunst hat es zu Ende des Jahres 1779 gröstentheils in die Asche gelegt. Der anderthalb Stunden lange Kanal ist einer der schönsten, die jemals durch Kunst zur bloßen Zierde gegraben worden sind. —

Es ist sehr menschenfreundlich gehandelt, wenn große Herren, Lustschlösser und große Gärten in unfruchtbaren Gegenden anlegen lassen, um nicht zum bloßen Vergnügen und Zeitvertreib dasjenige zu mißbrauchen, was die Natur dem Menschen zur Befriedigung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse gegeben hat.

Aus dieser Ursach ist der Schloßgarten in Bibrich nicht größer; und es wird auch keine Chaussée nach dem Schlangenbade gemacht, um nicht fruchtbare Felder in Wege zu verwandeln.

So ist der Boden, worauf Schwetzingen angelegt ist, von sehr mittelmäßiger Fruchtbarkeit.

Um dieses Zabern von Rheinzabern, und Bergzabern zu unterscheiden, wird es Elsaßzabern genannt.

Kolmar.

So heißt die Hauptstadt des Oberelsaßes, die nur den dritten Theil so groß als Strasburg ist.

Der Landgraben zwischen Kolmar und Schlettstadt macht die Grenzscheidung der beyden Elsaße. Auch an Sprache, Sitten, und Land ist sie kenntbar. Das untere Elsaß ist milder, die Sprache und Sitten sind sanfter, und doch finden sich da die meisten ehmaligen Reichsstädte, und der unmittelbare Reichsadel. Das obere Elsaß ist bergigter, und im Durchschnitt genommen, fruchtbarer und bevölkerter. Die rauhe, gedrängte Sprache verräth alsbald seine Einwohner, und die Nachbarschaft von Helvetien. Dieses Land war fast ganz unter östereichscher Bothmäßigkeit, und hatte meist Landstädte, und landsäßigen Adel.

In Kolmar selbst sind die Sitten gar sehr von denen in Strasburg verschieden. Noch vor zwölf Jahren haben die Frauen und Töchter der Städtmeister und ersten der Stadt selbst mit ihren Gartenfrüchten auf dem öffentlichen Markte zum Verkauf gesessen.

Der hohe Rath und die Garnison haben indessen dazu beygetragen, die Sitten zu verfeinern, und den Luxus einzuführen, der nun von Tag zu Tage steigt.

Die Frauenspersonen sind schön, wohlgebildet, mit Geschmak gekleidet, aber dem Ansehen nach nicht so sittsam und bescheiden, wie in Strasburg.

Die

Die Lebensmittel sind hier weit wohlfeiler. Fast jeder Einwohner hat seinen eignen Garten, den er selbst baut, sein Gemüse daraus zieht, und den Ueberrest verkauft.

Die gewöhnlichen Lustbarkeiten und Parties de Plaisir, bestehen meist im Trinken und Essen. Beydes ist hier sehr gut.

Die Anzahl der Einwohner mag sich etwan auf 18000 erstrekken, wie groß die Sterblichkeit ist, kann ich aus Mangel an Todtenlisten nicht sagen. Aber nach den gewöhnlichen Begriffen von der Wirkung einer reinen Luft, erhöhten Lage, guten Wassers, und der Nahrung auf die Gesundheit sollten hier mehr Alte, und weiniger Krankheiten seyn.

Die Lage dieser Stadt ist sehr angenehm; eine Stunde vom hohen Gebirge, am Anfange des Gregorienthales, in einer fruchtbaren Gegend, wo Getreide, Wein und Heu im Ueberfluß wächst, mit einer grossen Menge von Dörfern und Städtchen umgeben, unter welchen es wie eine Mutter unter ihren Kindern hervorragt, und jeden Markttag einen Besuch von ihren Einwohnern empfängt.

Das allmählig sich erhebende Gebirg ist ganz mit Reben bepflanzt, die unzählige Wohnungen, Lusthäuschen, Dörfer und Flekken umfassen, und ein reiches, belebtes Gemälde vorstellen, welches die weitläuftigen Ruinen der Bergschlösser, die jeden hohen und höhern Gipfel krönen, zu einem der herrlichsten Paßagen machen.

Eine Wiese, die zwo Stunden im Umkreise hat, ist in den mittlern Zeiten von einem gewissen Wikkram durch Zuggräben abgetroknet worden. Sein Andenken verewigt sein, an dem Rathhause in Stein ausgehauenes Brustbild.

So

So hat der Menschenfreund, Karl Friedrich, Markgraf von Baden, dem Jakob Lange aus einem Dorfe bey Karlsruh, eine Ehrensäule an der Landstraße errichten lassen, die das Andenken dieses Mannes, der das Dammfeld ausgetroknet hat, auf die Nachwelt bringen soll.

Die protestantische Militairschule, unter der Direktion des blinden Hr. Pfeffels, besteht aus 40 Zöglingen, meist Schweizern. Ich hatte in Kolmar einen sonderbaren Vorfall. Ich erwachte einst gegen vier Uhr des Morgens, hörte schlagen, und bald darauf schlug man 28 Streiche an eine Glokke. Ich erschrak, weil ich wußte, daß im Elsaß durch Anschlagen Feuersbrünste angezeigt werden, sprang aus dem Bette, und klingelte den Bedienten. Ich that es mit so viel Heftigkeit, daß der Hauswirth selbst herbey gelaufen kam, der mich aber bald beruhigte. Er erzählte mir, daß es bey ihnen üblich wäre, die Woche zweymal an den Rathstägen, so viel Schläge an die Glokke zu thun, als Rathsherren im Rath sitzen. Freylich muß man gewohnt gewesen seyn, sehr früh aufzustehen, oder für nöthig erachtet haben, den Rathsherren eine Vorbereitungszeit von etlichen Stunden zu geben, weil man sie um vier Uhr schon aufwekt, da doch der Rath erst um 8 Uhr sich versammlet.

Weniger früh muß man in Stasburg aufgestanden seyn, wo der Tag, an welchem die Rathsherrn gewählt werden, Kurnacht oder Wahlnacht genennet wird, ob man sich gleich erst um sechs Uhr früh zur Wahl versammlet.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Nach=

Nachricht.

Ohnerachtet man in den neuern Zeiten fast in allen Fächern der Naturgeschichte und Oekonomie erstaunende Fortschritte gemacht hat, so ist doch derjenige Theil, welcher die Fische in sich begreift, gänzlich zurükgeblieben. In dem gegenwärtigen schriftstellerischen Jahrhundert, wo jährlich allein in unserm Vaterlande an 5000 Schriften erscheinen, erblikt man kaum in 5 Jahren, folglich unter 25000 Titeln einen, der uns etwas über die Naturgeschichte der Fische verspräche. Es ist allerdings zu verwundern, daß dieser wichtige Theil der Naturgeschichte so wenig bearbeitet wird. Ganze Gesellschaften beschäftigen sich mit der Beförderung der Bienenzucht: verdienen aber die Fische nicht eben sowohl unsre Aufmerksamkeit; machen sie nicht einen großen Theil unsrer Nahrung aus; waren sie nicht zu allen Zeiten ein wichtiger Handlungszweig? Diese Betrachtungen über die Verwirrung, welche noch in diesem Theile der Naturgeschichte herrscht, über die vernachläßigte Bearbeitung desselben, und über die Nützlichkeit der Kultur dieses Fachs, erregten in mir den Entschluß, diesem Mangel, so viel es meine übrigen Geschäfte zulassen, einigermaßen abzuhelfen. Aus dieser Absicht suchte ich meine Sommererholungen in einem Fischerdorfe, und sammelte von den Fischern viele nützliche Beobachtungen; und um ferner von den übrigen Landesfischen gründliche Kenntnisse zu erlangen, suchte ich in allen Provinzen Korrespondenz, fand sie, und bin nun in den Stand gesetzt, eine ökonomische Naturgeschichte der Fische, vorzüglich dererjenigen, welche sich in den Preuß. Staaten befinden, zu liefern. Da sich zu diesem Werke nicht leicht ein Verleger würde gefunden haben; so habe es auf meine

ne Kosten herauszugeben, mich entschließen müssen, und wähle ich hiezu den Weg der Subskription. Zu den Abbildungen, welche dieses Werk begleiten, habe ich das groß Folio Format gewählt, damit der Fisch nach allen seinen Theilen recht deutlich sichtbar werde, für den Text aber das Format in gr. 4to bestimmt, damit derselbe bequemer zum Lesen seyn möge. Die Zeichnungen lasse ich nach Originalen und zwar mehrentheils nach ausgewachsenen Fischen verfertigen, weil die jungen Fische schmäler sind, als die alten, und daher keinen deutlichen Begriff geben würden. Da ich auch ein Manuskript nebst vortreflichen ausgemalten Handzeichnungen des Paters Plümier von vielen amerikanischen Fischen besitze, so werde ich, damit mein Beytrag zur Naturgeschichte einen desto höhern Grad der Vollständigkeit erreichen möge, auch diese bey jedem Geschlechte mit einrükken. Noch ersuche ich auswärtige Gelehrte, mich mit guten Zeichnungen und Nachrichten zu unterstützen, wogegen ich Sie einer reellen Erkenntlichkeit hiemit versichere.

Da die Fische oft viele Aehnlichkeit mit einander haben, und daher sehr schwer zu unterscheiden sind, so habe ich den Künstler angewiesen, auch auf die kleinste Abweichung ein sorgfältiges Augenmerk zu richten; er hat daher genau Acht haben müssen:

1) Auf die gehörigen Verhältnisse der Theile.
2) Auf die richtige Stellung der Flossen und ihre Figur, besonders der Schwanzflosse, ob sie sich nemlich grade, mond- oder gabelförmig endige.
3) Auf die richtige Anzahl der Strahlen in der Kiemenhaut und den Flossen, indem erstere den Geschlechtern und letztere den Arten zum Unterscheidungszeichen dienen.
4) Auf die eigentliche Richtung der Seitenlinie.

5) Auf

5) Auf die genaue Lage der Schuppen: hiebey wird ausgedrükt, ob sie dicht auf einander liegen, oder sich nur ein wenig dekken; ferner, wie ihre Ränder, Streifen und Punkte beschaffen sind.

6) Wird bey dem Ausmalen auf die natürliche Farbe gesehen: da indessen diese bey einem und eben demselben Fische, nach den Gewässern, in denen sie stehen, bald heller, bald dunkler ist; so habe ich mich bemüht, solche zu wählen, die sich in Ansehung ihrer Farbe nicht zu sehr auszeichnen.

Auf jeder Platte ist die lateinische, deutsche, französische, und englische Benennung angeführt worden, damit man gleich beym ersten Anblik erkennen könne, was man für einen Fisch vor sich habe. Um aber auch zugleich zu wissen, ob er dik oder dünn sey; ist der Umriß des stärksten Theils am Fische auf jeder Platte beygefügt worden. Die beygesetzten Wörter: natürliche Größe oder verkleinert, geben zu erkennen, ob die Fischart groß oder klein sey. Außerdem werde ich noch die Regeln, welche man beym Versetzen der Fische zu beobachten hat, anführen. Da noch keine andere Nation, so viel mir bewußt ist, ein solches Werk aufzuweisen hat; so werde ich, im Falle sich jemand finden sollte, welcher eine Uebersetzung in eine fremde Sprache veranstalten würde, die ausgemalten Kupfer, gegen einen billigen Preis, dazu zu liefern bereit seyn. Uebrigens habe ich, um die Brauchbarkeit des Werks allgemeiner zu machen, statt der gothischen Buchstaben, lateinische gewählt.

Alle Vierteljahre soll von diesem Werke ein Heft von 6 Platten, nebst dem dazu gehörigeu Texte, erscheinen. Der Preis eines Hefts mit ausgemalten Kupfern ist 2 Rthlr. mit schwar-

zen

zen 18 Gr. und eines Bogen Textes 1 Gr. den Dukaten zu 3 Rthlr. gerechnet. Die Subskription bleibt bis Ostern 1782 offen, nach Verlauf dieser Zeit aber, wird der Preis um $\frac{1}{3}$ erhöhet. Denenjenigen, welche sich die Mühe geben, Subskription zu sammeln, stehe ich das 10te Exemplar willig zu: ein Buchhändler aber, der Exemplare verlangt, kann für seine Mühe 10 p. Ct. abziehen. Noch ersuche ich die Herren Subskribenten, mir ihre Vornamen, Charaktere und den Ort ihres Aufenthalts gütigst anzuzeigen, damit ich selbige auf dem Umschlagsbogen eines jeden Hefts namentlich aufführen und hiernächst in alphabetischer Ordnung dem Werke selbst vordrukken lassen könne.

Subskriptionen auf dieses Werk nehmen an: zu Berlin, der Hr. Geheime Sekretär Otto; Hr. Apotheker Jünken in der vormaligen Schraderschen Apotheke, und der Buchhändler Hr. **Wever**.

In Braunschweig, der Herzogl. Leibarzt, Hr. D. **Brükmann**.

In Breslau, Hr. **Börner**, beständiger Sekretär der dasigen ökonomischen Gesellschaft.

In Halle, Herr Prof. **Eberhard**.

In Hannover, Hr. D. **Marx**.

In Königsberg, Hr. Hofrath und Prof. **Mezger**.

In Koppenhagen, Hr. Spengler, Aufseher des Königl. Kunst- und Naturalien-Kabinets.

In London, Mr. *Louis Bing*.

In Strasburg, Hr. Prof. **Herrmann**.

Berlin, den 20ten März 1781.

D. M. E. Bloch.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

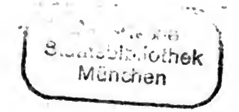
7te Woche.

Ueber die Weise die Naturgeschichte zu studiren, von Franz von Paula Schrank, der Theologie Doctor 2c. 2c.

Eine Vorlesung.

Wenn man um die Ursache forscht, woher es kommen dürfte, daß bey einer so großen Menge öffentlicher Schulen, bey einem so erstaunlichen Vorrathe an Büchern, dennoch so wenige sich finden, die es wagten, mehr als die Oberfläche der Wissenschaften zu verstehen, die man ihnen in den Schulen vorgetragen hat; die es wagten, selbst Gelehrte zu werden; so wird man ganz richtig finden, daß dieses die meistenmale weder von der Langsamkeit etwas zu begreifen, noch vom Mangel des Fleißes, sondern von der Unwissenheit herrühre, wie man die Sachen angreifen solle. — Ich glaube, ich verdiene bey dieser Behauptung um so mehr Ihren Beyfall, da es die meisten aus Ihnen ganz genau wissen, daß mein ganzes Leben lediglich zwischen eigenem Studiren und fremden Unterrichte dahin geflossen sey.

Heftig brannte schon oft der Wunsch in mir, dieses Hinderniß bey allen denen, die man meinem Unterrichte anvertrauet hat, zu heben. Ich habe ihnen den Weg gezeigt, den ich gegangen bin; ich habe ihnen die Umwege gewiesen, die ich genommen hatte, und sie gelehret, dieselben zu ver-



meiden; ich habe ihnen so gar die Fehler nicht verschwiegen, die ich bey meinem Studiren begangen hatte, wenn ihr Bekänntniß für meine Zöglinge vortheilhaft seyn konnte. Und ich bin der Meynung, ich habe bey alle diesem nichts weiter gethan, als was die Pflicht von einem jeden uneigennützigen Lehrer fodert, dem es blos darum zu thun ist, daß er dem Staate nützliche Bürger bilde.

Inzwischen haben nicht alle Wissenschaften gleiche Beschwerlichkeit. Es giebt welche, die man gar nicht studiren kann, wenn man sie nicht nach derjenigen Methode studiret, die ihnen eigen ist, und welche die Compendienschreiber, die manchmal kümmerlich genug ihr eigen Compendium verstehen, so oft miskennen. Die Mathematik gehöret darunter, und sie nimmt unter diesen den vorzüglichsten Platz ein. Es ist hier nichts weiter nöthig, als ein wohlgeschriebenes Lehrbuch, einen de la Caille, einen Scherffer, einen Karsten in die Hand zu nehmen, und ihn, die Feder oder den Bleystift in der Hand, vom Anfange bis ans Ende, mit Aufmerksamkeit, mit Bedachtsamkeit und Ueberlegung, durchzustudiren, um in dieser so erhabenen Wissenschaft sehr weit zu kommen. Aber hüten Sie sich vor den vielen elenden Compilationen, die unter dem Titel mathematischer Lehrbücher so häufig heraus kommen, und ihres wohlfeilen Preises wegen so sehr gesucht werden. Sie sind Irrlichter, die ihre Leser eine Weile herum führen, und dann, ungewiß, wohin sie sich zu wenden haben, verlassen. Die manchmal prächtige Aufschrift des Titelblattes setzt ihnen wohl gar zuweilen die Grille in den Kopf, sie wären jetzt schon versuchte Geometer, da sie noch weiter nichts als seichte Anfangsgründe mit Hülfe eines guten Gedächtnisses auswendig gelernet haben.

Allein

Allein die meisten übrigen Wissenschaften sind keiner solchen angebohrnen Methode (man erlaube mir diesen Ausdruk) fähig. Da sie keine so allgemeinen Grundsätze haben, oder da man, sie zu erlernen, aus verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen kann: so wird es manchem Anfänger sauer genug, bis er so weit emporringet, daß er sich mit einer einigermassen ausgebreiteten Kenntniß belohnet sehen könne.

Diejenigen, welche die Naturgeschichte ohne Anführer studiren, befinden sich in diesem Falle, und auch diejenigen, welche nach der bisher in den Schulen üblichen Methode dieselbe erlernen wollen, entfernen sich nicht gar sehr weit davon. Da ich diese Wissenschaft, die mir nach der Hand die schmeichelhafte Ehrenstelle, die ich bey der hiesigen kurfürstlichen ökonomischen Gesellschaft vertrete, die mir den Charakter eines außerordentlichen Mitgliedes bey der kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften zu München, die mir von den größten auswärtigen Gelehrten die ermunternsten Lobsprüche, und ihren Zuspruch, zuwege gebracht hat; da ich diese Wissenschaft, sage ich, ohne Hülfe, ohne fremdes Zuthun, wie die meisten übrigen, erlernt, nachher aber in den Schulen öffentlich vorgetragen habe; so glaube ich vorzüglich im Stande zu seyn, Ihnen, meine Herren! den Weg zu zeigen, den Sie gehen sollten, wenn Sie Lust haben, einmal Reaumure, Bonnete, oder Linnäusse zu werden.

* * *

Es ist eine alte Bemerkung, daß der Weg durch Lehrsätze allemal der längste, der aber, den man durch Beyspile nimmt, immer der kürzeste sey. Auch beym Studium der Naturgeschichte gilt dieses. Umsonst werden Sie hier weitläuftige

Bände durchlesen, welche von Gegenständen handeln, derer körperlichen Bau, entweder in der Natur oder in guten Abbildungen, zu betrachten Sie niemals einige Zeit angewendet haben. Alles, was Sie lesen werden, wird Ihnen ekelhaft und unbedeutend vorkommen, weil Ihnen der Mangel anschauender Kenntnisse diejenigen Erklärungen nicht verschaffen kann, die der Schriftsteller voraussetzte.

Aber auch die Abbildungen, selbst die besten, wie weit sind sie noch hinter der Natur zurük! wie unzureichend sind sie nicht oft! wie unmöglich ist es nicht selten, eine Naturerscheinung, eine Begebenheit mit einem natürlichen Körper gehörig durch Abbildungen auszudrükken! Männer, die ihre Jahre bey der Naturgeschichte zugebracht haben, haben diese Wahrheiten, zu ihrem Verdrusse, nur zu oft durch ihre Erfahrung erwiesen gefunden.

Seyn Sie also frühzeitig daran, sich eine Sammlung natürlicher Seltenheiten zu machen. Niemand verstehe mich hier unrecht. Das allerbekannteste Naturprodukt ist in den Augen des Naturforschers, und, wenn es sich in einer wohlgeordneten Sammlung befindet, in jedermanns Augen, eine Seltenheit. Das Gras, das am Fuße unserer Häuser wächst, gehöret eben sowohl in eine wohleingerichtete Pflanzensammlung, als die Grenadille, oder der Wunderbaum, und in einer Schaalthieresammlung wäre der Abgang unserer gemeinen Land- und Flußconchylien gewiß unverzeihlicher, als der Abgang eines Papiernautilus, oder einer Wendeltreppe.

Erschrekken Sie nicht, wenn ich verlange, daß Sie gleich mit einer Naturaliensammlung den Anfang machen sollten.

Die

Die Kosten, die man darauf verwenden muß, um ein prächtiges Naturalienkabinet anzulegen, sind im Stande, das feurigste Genie, den besten Kopf zurük zu schrekken. Allein, wenn es ausgemacht ist, daß die prächtigsten Sammlungen nicht gerade allemal die lehrreichsten sind; wenn es ausgemacht ist, daß man, um erstaunen zu müssen, nicht eben nach den beyden Indien zu wallfahrten habe; wenn uns unsere Flüsse, unsere Sümpfe, unsere Wälder und Wiesen für die Entfernung von Koromandel und Kuracao, in Rüksicht auf die Wunder der Natur, schadlos halten können; so hat sich niemand über sein Unvermögen, eine Naturaliensammlung zu machen, zu beklagen. Jedermann ist es möglich, einige Pflanzen bey seinen Spatziergängen zu pflükken, sie mit sich nach Hause zu nehmen, und in seinem Kabinete gehörig aufzubewahren; jedermann, der sie sehen will, hat die zahllose Menge der Insekten vor Augen. Auch eine Sammlung innländischer Fische kömmt an Orten, wo man dazu Gelegenheit hat, nicht hoch; und wenn es schwer hält, Vögel und Mineralien so behende zu sammeln, so läßt sich doch auch dieses nach und nach bewerkstelligen. Von der kleinern Anzahl unserer Amphibien, oder kleinerer und eben darum unbekannterer Mammalien brauche ich gar nichts zu erwähnen.

Ein Kabinet, darinn sich eine solche Sammlung innländischer Naturalien befände, würde einem Archive ähnlich seyn, das alle, oder die vornehmsten vaterländische Urkunden aufbewahrete. Man könnte von einem solchen Kabinete mit Recht dasjenige behaupten, was d'Argenville von einer Sammlung bloß der Produkte innländischer Flüsse sagt, daß sie für die Naturgeschichte einen unendlichen Nutzen haben. Und wenn es gewiß ist, daß derjenige, der sich damit beschäftigt, nur

die Begebenheiten der vorigen Zeiten seines Vaterlandes sich bekannt zu machen, und eben darum in seiner Bibliothek keine andern, als auf dieselbe sich beziehende Urkunden besitzet, eben sowohl den Namen eines Geschichtforschers verdiene, als der, der sich um die Geschichten der Perser, der Chinesen, oder der alten Monarchien bekümmert: warum halten wir eine Naturaliensammlung für unvollständig, in welcher bloß innländische Naturprodukte aufgestellet sind?

Man muß sich aber, bey Errichtung einer solchen Naturaliensammlung, vor einem Fehler hüten, den die Liebe zur Bequemlichkeit dem Menschen so geläufig macht. Man begnüget sich damit, von andern gesammelte Stükke in seinem Kabinete aufzustellen, und giebt sich keine Mühe, selbst die natürlichen Körper auf ihren Wohnplätzen aufzusuchen. Man begeht dabey einen doppelten Fehler: denn man macht sich dadurch seine Sammlung selbst theuer, und dann beraubet man sich aller derjenigen Kenntnisse, die man bey eigenem Augenschein in der Geschichte seiner Naturkörper erlangen könnte; und gerade sind es diese Kentnisse, welche den reizendsten Theil in der Naturgeschichte ausmachen, und die man unmöglich durch das bloße Lesen so angenehm finden kann, ja, von denen man in Büchern nicht selten gar nichts findet.

Macht man aber bey seinem Naturalienkabinete den blossen Sammler, und begnüget sich, irgend von einem Freunde die Namen seiner Naturalien sich aufschreiben zu lassen, so weis ich in der That nicht, was man müsse gedacht haben, da man den ersten Entwurf zu einer solchen Sammlung gemacht: wenn man nicht eben so wenig gedacht hat, als dieje-

diejenigen, die sich mit vielen Kosten Privatbibliotheken errichten, und für dieselben Bücher kaufen, welche in Sprachen geschrieben sind, die sie weder verstehen, noch jemals zu lernen im Sinne haben. Es ist wahr, es kostet, besonders Anfangs, viele saure Mühe, den so mannigfaltigen Naturalien ihren Ort anzuweisen, sie unter ihre Gattungen zu bringen, und ihre Namen, die sie von verschiedenen Naturforschern erhalten haben, zu finden. Ich würde wenig Aufrichtigkeit verrathen, wenn ich es läugnen sollte, daß mir manchmal, besonders da ich noch ein Anfänger war, ein Halbdutzend Pflanzen kennen zu lernen, mehr dann einen halben Tag gekostet habe. Auch dann hatte ich manchmal wenig ausgerichtet; ich nahm oft manche Pflanzen wohl hundertmal in die Hand, sie zu untersuchen, und hundertmal legte ich sie wieder weg, eben so ungewiß, was ich daraus machen sollte, als ich es Anfangs war. Allein es ist dieses auch eben so gewiß, daß nur dieses allein der Weg sey, zu einer gründlichen systematischen Kenntniß zu gelangen.

Und dieß soll unsere Kenntniß in der Naturgeschichte doch seyn. Ich kenne die Einwürfe, die man den Systemen oder sogenannten Methoden in der Naturgeschichte macht, und die man jetzt desto dreister wiederholet, nachdem man glaubt, daß der große Büffon sich an der Spitze der Antisystematiker befinde. Allein man lese seine Schriften, man wird ganz gewiß gewahr werden, der Herr Graf habe sich in geheim wirklich ein Natursystem gemacht, das er befolge, und erkläre sich nur öffentlich wider die Systeme, um Gelegenheit zu haben, die entschiedenen Verdienste des unsterblichen Linnäus herab zu setzen. Man wiederholt immer seinen witzigen Gedanken von den Natursystemen mit vielem Vergnügen, ohne

es zu bemerken, daß er nichts weiter als witzig sey, ohne es zu bemerken, daß es ihm ganz und gar an Gründlichkeit gebreche.

Da Sie in der Folge verschiedenes, und unter diesem auch manche Bücher solcher Schriftsteller lesen werden, die sich wider die Systeme empören, so glaube ich, es gehöre hieher, Ihnen die Vorurtheile, die Sie daraus bekommen könnten, schon zum voraus zu benehmen. Die Vertheidiger der Natursysteme, sagt der Herr Graf, sind Lesern ähnlich, die erst einige Bogen aus einem dikken Foliobande gelesen haben, und sich schon hinsetzen über das Gelesene ein vollständiges Register zu verfertigen. Seltsam! Wie, wenn man dem Herrn Grafen seinen Scherz zurükgäbe? wie, wenn man sagte, die Verfasser einer allgemeinen und besondern Geschichte der Natur in unsern Tagen wären gerade wie diejenigen Schriftsteller, die aus einem Paar Stükken der Regensburger Zeitung die Geschichte des letzten Krieges: oder aus einigen Duzenden adelicher Stammbäume, die allgemeine und besondern Geschichte der adelichen Häuser in Deutschland oder Frankreich zu schreiben unternähmen?

(Die Fortsezung folgt künftig.)

Ueber

Ueber Oppians Beyträge zur Naturgeschichte, von Heinrich Sander, Prof. der Naturgesch. und der Beredſ. in Kalsruhe.

Ich las vor einiger Zeit Oppians, Poetae Cilicis, de Venatione L. IV. de Piſcatione L. V. cum Paraphraſi graeca Librorum de Aucupio. Graece et Latine. Curavit *Ioh. Gottl. Schneider*. Argentor. 1776. 8. und weil doch jetzt wenige von unſeren jungen Naturforſchern in Deutſchland auch in den Alten ſtudiren; ſo nahm ich mir vor, von dieſem Mann eben ſo, wie ich mit Aelian es gethan habe, wenigſtens eine hiſtoriſche Nachricht mitzutheilen.

Die L. IV. de Venatione enthalten eine poetiſche Beſchreibung der Jagd, der dazu nöthigen Kleider, Waffen, Pferde, Hunde, Zeit ꝛc. Darauf folgen Nachrichten von Hirſchen, Rehen, Elephanten, Rhinoceroten ꝛc. Es laufen viele Fabeln mitunter, z. B. die Rehe hätten einen Gang zum Athemholen zwiſchen den Hörnern; L. II. v. 393. ꝛc. Die Haſelhüner und Hirſche begatteten ſich miteinander ꝛc. Die Zähne des Elephanten hält er mit Aelian für Hörner. Vom Rhinoceros ſagt er, es ſey allemal männlichen Geſchlechts, Weibchen kämen in dieſem Thiergeſchlecht gar nicht vor, ſie pflanzten ſich entweder ſelber fort, oder, ſie entſtünden aus Steinen, ſ. v. 551. ꝛc. Eben ſo behauptet des Dichters zügelloſe Phantaſie, daß ſich Muränen und Vipern miteinander paarten. Im L. III. redet er von Löwen, Tygern, Panthern, Luchſen, Füchſen. — Vom Haſen hat Oppian viel Schönes erzählt. Dies Thier hat einen großen Stern im Aug, und ſchläft des Nachts

mit offenen Augen. Der Dichter kennt die Superfötation der Häsinnen. Man finde, sagt er, wenn die Häsin einen völlig zeitigen Jungen wirft, dabey im Uterus einen ohne Haare, einen andern halbgewachsen, einen andern noch ganz jung, und ungebildet. Im L. IV. wird die Jagd dieser Thiere beschrieben: der Dichter redet vom Wind, vom Netz, von den Schlingen ꝛc. Das Buch ist aber nicht vollständig auf unsre Zeiten gekommen.

Besser sind noch die L. V. de Piscatione. Oppian behauptet eben so, wie Aelian, daß

1. der Fisch *Scarus* wiederkäuen könne, gleich dem Horn- oder Rindvieh, und sagt, dieser Fisch sey der einzige, der unter allen Fischen diese Eigenschaft habe. L. I. v. 131 ꝛc.

2. Die Wallfischartige Thiere und die Schildkröten rechnet er zu den Fischen.

3. Von der Begattung der Fische sagt er ganz richtig: das Weibchen reibe den Bauch am Sand, damit die vielen an einander hängenden Eyer desto leichter aus der Gebährmutter herausfallen möchten.

4. Aber falsch ist es, wenn er hinzusetzt: die Weibchen verschlukten den Saamen der Männchen, und auf diese Art würden sie befruchtet.

5. Unter den Fischen kommt oft auch Polypus vor, und der Dichter sagt von ihm, er mache sich so lange mit dem Weibchen zu thun, bis er sterbe.

6. Die Delphinen sieht er für gewesene und verwandelte Menschen an.

7. Die Austern läßt er alle aus Schlamm entstehen.

8. Das

8. Das L. II. enthält manches von der List und den Vertheidigungsarten der Fische.

9. L. III. und L. IV. erzählt die verschiedenen Arten des Fischfangs.

10. L. V. vom Fang der Wallfischartigen, der mit unsrer Art viel Aehnlichkeit hat.

In den Büchern vom Vogelfang kommen gar viele Fabeln vor; ich will nur einige angeben:

1. Die Adler, sagt er, tragen allemal, wenn sie Junge machen wollen, die bekannten Adlersteine vom Berg Caucasus in ihr Nest, damit er das allzufrühe Ausschlupfen der Jungen aus den Eyern verhüte.

2. Phönix sey ein Vogel in Indien, der, wenn er wegen hohen Alters zum Fliegen untüchtig und fast blind sey, sich auf hohen Felsen aus Holzspänen einen Rogus baue, darauf so lange sitzen bleibe, biß ihn die Sonnenstrahlen anzünden, und sich so selber verbrenne: aus der Asche aber entstehe ein neuer Vogel, der mache es wieder so; diese Vögel hätten also weder Väter noch Mütter, sie entstünden bloß aus Sonnenstrahlen.

3. Im 2ten Buch von den Wasservögeln bemerkt der Dichter, daß sie alle mehr und dickere Federn hätten, die nicht leicht naß würden, sie seyen fast immer trocken, daher können diese Vögel immer überall hinfliegen; hingegen meynt Oppian, die Landvögel flögen schneller, weil sie nicht so viele Federn hätten. — Die Wasservögel, sagt er, können auch alle den Schnabel weiter aufsperren,

ren, als die Landvögel, um einen ganzen Fisch zu verschlukken ꝛc.

4. Von einem Vogel *Cataractes* erzählt der Dichter, daß er Meertang (Fucus) und Aftermoos (Alga L.) auf die Eyer lege, sie nicht selber erwärme, sondern sie immer dem Wind ausgesetzt seyn lasse; der Mann nähme die Eyer, aus welchen Männchen, und das Weibchen die, aus denen Weibchen kämen, sie faßten die Eyer zwischen die Klauen, trügen sie oft hoch in die Höhe, tauchten sie wieder in die See, wiederholten das etliche Tage, und durch diese Bewegung würden die Eyer warm, und schlupften aus.

5. Im 3ten Buch redet Oppian vom Fang der Vögel mit Leimruthen, mit Netzen, im Nest ꝛc. aber vielleicht denken meine Leser: Ohe, jam satis est.

Anek=

Anekdoten.

Saragosta im May 1780.

Don Bernardo — Grand d'Espagne, führte ohnlängst, bey der Vermählung einer Tochter aus einem Hause mit einem andern Grand d'Espagne, eine neue Etiquette ein, worüber die ganze spanische Welt erstaunte.

Don Bernardo führte die Mutter der Braut in den Saal, welche sich, wie es bey dergleichen Solennitäten gewöhnlich ist, den Schlepp ihres Kleides von einem Edelknaben tragen lies: er selbst lies sich zur Nachahmung die Spitze seines Degens von einem Hofkavalier tragen. Und da der Herr dik ist, und also einen schwankenden Gang hat; so muste der Cavalier, um seine Grandezza nicht zu incommodiren, je nachdem sich der Degen rechts oder links bewegte, auch rechts und links Sprünge machen. Zwanzig Zuschauer erstikten beynahe, weil sie nicht laut lachen durften.

* * *

Als der Abt Vertot einst die Geschichte einer Belagerung ausarbeitete, und die nöthigen Nachrichten, die er verschrieben hatte, etwas lang ausblieben, so schrieb er die Geschichte nach seinen Ideen hin; — und da die Papiere bald darauf ankamen, sagte er: Nun ist es zu spät, die Belagerung ist fertig.

Des Horaz eilfte Ode des ersten Buchs.

Forsche, Leukonoe, forsche du nicht, denn ein Verbrechen ists,
Nach der Stunde des Tods, mir oder dir einmal vom Zeus bestimmt.
Und vertiefe dich ja im Labyrinth deines Kalenders nicht.
Trage willig dein Leid, so wie es kommt, wenn du willst weise seyn.
Unbekümmert ob viel Winter dir Zeus noch wohl zu leben gönnt;
Obs der letzte jetzt ist, welcher den Stolz grauser Tyrrhener Flut
An der Felsenwand bricht, — Freundin, sey klug, läutere deinen Wein!
Ach, das Leben ist kurz; fliehe den Wahn langer Erwartungen.
Sieh wir reden ja kaum, ach so entflieht neidisch die schnelle Zeit.
Nutz den heutigen Tag; rechne nie den', welcher dir morgen scheint.

M.

Nach=

Nachricht.

Da in Frankreich eins der vorzüglichsten Naturwerke unter dem Titel: Herbier de la France, ou Collection complette des Plantes indigenes de ce Royaume; avec leurs Details anatomiques, leurs propriétes, et leurs usages en Medecine, par Mr. Bulliard, 1780. herauskommt, bereits auch drey Ausgaben edirt sind; so bin ich

1) Um dieses vortrefliche Werk auch gleich anfangs in Deutschland gemeinnützlich zu machen, und um billigern Preiß, als das Französische, in die Hände zu liefern, entschlossen, selbiges auf das genaueste mit größten Fleiß zu copiren, und eine richtige Uebersetzung davon zu veranstalten: da aber dieses Werk großen Aufwand erfodert; so schlage

2) Den Weg der Pränumeration vor, und soll die höchstbilligste Bestimmung auf jede Ausgabe von vier Kupfertafeln in groß Quart mit ihrer Beschreibung, welche sowohl in französischer als deutscher Uebersetzung, in gebrochenen Zeilen gedruckt wird, seyn 1. fl. 20. kr.

3) Wer auf zehn Exemplare pränumerirt, erhält das 11te gratis, nur erbittet man bis Ende Aprils 1781 die Gelder einzuliefern.

Auch ist bereits die erste Ausgabe von des Hrn. Geheimden Hofraths, Casimir Christoph Schmiedel, Vorstellung einiger merkwürdigen Versteinerungen, bestehend aus sieben mit Farben vorgestellten Kupfertafeln, in groß Quarto fertig. Da dieses

dieses Werk durch die berühmte Kenntniß des Herrn Autors in der Versteinerungskunde vorzüglich noch weit grösseres Licht verbreitet; so eröfne auch hier den Weg der Pränumeration bis zu Ende des Monats April, für jede Ausgabe 3 fl. 36 kr. anzunehmen, mit dem Erbieten, dem wer zehn Exemplare samlet, das eilfte gratis abzuliefern.

Weiter erbiete mich, das vortrefliche Naturwerk: Icones Plantarum et Analyses Partium, aeri incisae atque vivis coloribus insignitae, adjectis indicibus nominum, necessariis Figurarum explicationibus, et brevibus animadversionibus, quas composuit *D. Casimirus Christophorus Schmiedel*, Sereniss. Margrav. Brandenb. Onold. Culmbac. Archiater &c. wovon bereits die zwey ersten Manipuln, jeder von 25 illuminirten Kupfertafeln auf holländisch Papier in groß Medianfolio, komplet, auch bereits von dem dritten Manipul die sechs ersten Kupfertafeln fertig, beyde erste Manipula in vier Abschnitten zu liefern, und den Ankauf zu erleichtern, um den bestimmten Pränumerationspreiß bis zur Ostermesse jeden Abschnitt zu 8 fl. 15 kr. zu erlassen. Wer zehn Exemplare einsendet, erhält das eilfte gratis.

Man pränumerirt bey dem Verleger Valentin Bischoff, Kupferstecher, und auch in der Martin Jakob Bauerischen Buchhandlung in Nürnberg.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

8te Woche.

Ueber die Weise die Naturgeschichte zu studiren.

Beschluß.

Allein wir wollen genauer darauf antworten. Es ist wahr, wir sind noch weit entfernt, die Natur erschöpfet zu haben; es giebt vielleicht keinen Naturforscher, der nicht in seinem Leben einige Naturprodukte entdekket hat, die bisher den Gelehrten schlechterdings unbekannt gewesen sind; es ist wahr, die besten Systeme sind noch sehr unvollkommen: allein soll einem Kinde, ehe es vollkommen reden lernt, das Stammeln verbothen seyn? Und sind Versuche darum schon verwerflich, weil sie Versuche sind? Wenn gleich die Fabel Troja von Göttern erbauen läßt, so giebt sie ihnen doch eine sehr geraume Zeit zu, bis sie damit fertig werden: und von Menschenhänden erwartet man auf einmal eine Vollkommenheit!

Warum verkennen diese Herren, welche so gerne dem Herrn von Buffon nachbethen, ohne seine Verdienste zu haben, warum verkennen sie, oder vielmehr, warum verschweigen sie den ausgebreiteten Nutzen, den wir den Systemen überhaupt, und vorzüglich dem linnäischen Natursysteme zu verdanken haben, so schalkhaft? Wenn wir heute mehrere Gattungen von Pflanzen kennen, als die Alten Arten kannten; wenn wir im Stande sind, uns einander die nothwendigen

Begriffe, um sie kenntlich zu machen, ohne kostbare Abbildungen, ohne weitläuftige Beschreibungen, mitzutheilen; wenn wir heute im Stande sind, in einer sehr kurzen Zeit, beynahe in einem Augenblikke, uns zu versichern, ob das vorgefundene Thier, die aufgestossene Pflanze, den Gelehrten schon bekannt sey: wem haben wir dieses zu danken, als jenen großen Männern, die die herkulische Arbeit unternahmen, eine so entsetzliche Menge Naturalien untereinander zu vergleichen, die gleichen Charaktere zu bemerken, ohne über die obwaltenden Unähnlichkeiten hinweg zu sehen; kurz: die es unternahmen, Systeme zu verfassen. Es ist vielleicht der verwegenste Gedanke, den sich ein Genie mag beygehen lassen, sagt ein gewisser Kunstrichter, wenn es sich vornimmt ein Heldengedicht zu schreiben. Allein der Gedanke, ein System aufzuführen, die wahrhaft unzählbaren Naturerzeugnissen, in einer nur einigermassen richtigen Ordnung aufzustellen, dieß ist ein Riesengedanke, den nur Männer haben können, die die Hochachtung der Jahrhunderte verdienen, selbst wenn ihre Unternehmung den ausgebreiteten — den allgemeinen Nutzen nicht hätte, den sie wirklich hat.

Was waren die Schriften älterer Botaniker, als ein ewiges Gezänk, ob die Pflanzen, die sie vor sich hatten, gerade die wären, denen die Griechen und Römer diesen oder jenen Namen beygeleget hatten? Durch alle diese Gezänke ward die Welt weder klüger, noch besser von der Natur der Dinge unterrichtet. Aus Mangel richtiger und genauer, klarer und vollständiger Kenntnisse hatten es schon die griechischen und römischen Schriftsteller versehen, die Pflanzen, von denen sie in ihrer Materia medica, oder in ihren Naturgeschichten zu reden hatten, hinlänglich kenntbar zu machen, und

dieses

dieses veranlassete bey den spätern Botanikern eben die unnützen Wortgezänke, die damals in allen Schulen so sehr Sitte waren. Nur hier und dort fanden sich einzelne Personen, die es wagten, an dieses verworrene Wesen Hand anzulegen, um — es noch mehr zu verwirren.

Endlich wagte es Cäsalpin, schon vom unsterblichen Geßner geleitet, einen Versuch mit einer Methode zu machen. Kaum that ers, als die Liebe zur Botanik allgemeiner ward, und die Gelehrten anfiengen, statt der unnützen Zänkereyen, die Natur selber zu studiren. Allein dieses Glük genossen nur die Botaniker; die Zoologie, und die Lehre von den Mineralien waren noch sehr zurük, und keuchten hinter ihrer Schwester her. — Einzelne sehr mangelhafte Systeme wurden zwar auch in diesen hin und wieder aufgestellet, allein sie waren gar zu unvollständig, gar zu unbedeutend, um diesen beyden Wissenschaften diejenigen Dienste zu leisten, die sie hätten leisten sollen. Nur dem Ritter von Linné war es vorbehalten, das, und noch mehr, in der Naturgeschichte zu seyn, was Newton für die Physiker war. Er umfaßte die Natur, und stellte eine allgemeine Methode über ihre sämmtlichen Reiche auf. Seit dieser Zeit, das ist, seit vierzig Jahren, erhielt die Naturgeschichte allen denjenigen Glanz, den wir heute bewundern: man hat sie in diesen wenigen Jahren mehr bearbeitet, man hat sie mehr bereichert, als vorher in mehrern Jahrhunderten nicht geschehen ist; aber seit dieser Zeit ist es auch, mittelst des vortreflichen Natursystems dieses großen Mannes, möglich geworden, daß ein einziger Mann, unter tausend Berufsgeschäften, die mit der Naturgeschichte in gar keiner Verbindung stehen, gleichwohl in derselben weiter kommen könne, als vorher die größten Männer kommen konnten, ob sie schon ihr ganzes Leben bloß darauf allein verwendeten.

Wie wäre es wohl möglich, ohne Ordnung ohne Systeme, die zahllosen Arten der natürlichen Körper im Gedächtnisse zu behalten? Müßte man nicht bey jedem aufstoßenden Naturale alle die zerstreuten schwankenden Beschreibungen, welche verschiedene Verfasser gemacht: und alle die Abbildungen, die sie geliefert haben, durchgehen, um — es am Ende vielleicht gleichwohl nicht zu finden?

Allein was ohne System das fähigste Gedächtniß bey der ausgesuchtesten Bibliothek nicht zu thun im Stande wäre, das kann man heute mit einem sehr mittelmäßigen Gedächtnisse, mit großer Gemächlichkeit, und sehr geringen Kosten, zu Stande bringen, seit dem man die Naturgeschichte systematisch studiren kann. Wenn es wahr ist, daß wir nur die ersten Blätter des großen Buchs der Natur gelesen haben: so ist es nicht minder wahr daß schon diese so reichhaltig sind, daß sie weitläuftige Register veranlassen, die von Tage zu Tage Erweiterungen erhalten, aber auch um sie zu erhalten, angefangen seyn müssen.

Dieß ist der Begriff, meine Herren! den man sich von einem Natursysteme machen muß. Es ist keine Naturgeschichte, sondern ein bloßes, aber sehr ordentlich eingerichtetes Verzeichniß der entdekten Naturerzeugnissen, nach Anleitung derjenigen Kennzeichen verfasset, die die Natur selbst für gut befunden hat, in ihre Produkte zu legen. Wenn man sich diesen Begriff davon macht, so hütet man sich gewiß vor einem Fehler, der einigen Naturalienliebhabern ganz eigen ist. Sie begnügen sich damit, daß sie ganz genau herzusagen wissen, wie diese oder jene Conchylie beym Linné oder d'Argenville heiße, aber sie bekümmern sich um das Weitere nicht im gering-

geringsten. — Man muß bey den Karakteren der Klasse, der Ordnung, der Gattung, der Art, nicht stehen bleiben; man muß sich auch um die ganze Geschichte des Naturprodukts, das man vor sich hat, bekümmern; man muß sich, wenn es ein Mineral ist, um den Ort, wo es zu Hause ist, um die Bergart, in der es bricht, um die Bergart, mit der es verbunden ist, um seine Reichhaltigkeit, um die Art es zu gewinnen — zu verarbeiten, erkundigen. Man muß bey den Pflanzen ihre Dauer, ihr Vaterland, ihre Blühezeit, ihre Frucht, ihre Wartung kennen. Und hat man ein Thier vor sich, so ist es noch lange nicht genug, daß man seinem Namen nach dem Linnäus zu nennen wisse; man soll sich um seine Sitten, sein Vaterland, seine Geschichte genau erkundigen. Allein man muß die Natur nicht bloß aus Büchern studiren; man muß ihren Merkwürdigkeiten selbst nachspüren, sie in ihrer geheimsten Werkstätte belauschen, sie selbst befragen, wie sie es haben wolle. Man muß keinem Schriftsteller zu viel trauen, auch dem berühmtesten nicht, wenn man Gelegenheit hat, dasjenige, was er erzählt, selbst zu sehen; man muß das kleindenkende Vorurtheil ablegen, große Männer hätten nicht zu wenig, oder nicht unrecht sehen können; oder sie hätten alles sehen müssen, es wäre daher nicht möglich, ihre Entdekkungen zu berichtigen, oder selbst neue zu machen. Jeder Tag überzeugt den Naturforscher in diesem Stükke von dem Widerspiele.

Sie werden durch die Untersuchungen ganz unvermerkt zu Entdekkungen geleitet werden, wenn Sie, meine Herren! nicht zufrieden, ein oder das andere Individuum irgend eines Naturproduktes untersuchet zu haben, diese Untersuchung oft, und an zahlreichen Individuen eben derselben Art wiederholen;

wenn Sie dieselben mit den Beschreibungen der verschiedenen Schriftsteller vergleichen, und dasjenige anmerken, in welchem die Jhrigen von denen dieser Schriftsteller abweichen, oder welches diese Schriftsteller noch nicht bemerket haben. Wir haben dieser Methode sehr vieles Gutes in der Naturgeschichte zu danken, und sie ist die geschikteste, unsere Systeme sowohl als unsere Naturgeschichten zu berichtigen, und vollständig zu machen. Da man bey dieser Gelegenheit den Gegenstand aus hundert und hundert Gesichtspunkten beschauet, so kann es nicht fehlen, daß man an ihm nicht Dinge wahrnehme, die bisher dem scharfsichtigsten Argus entgangen sind.

Denken Sie nicht, man müsse zu dergleichen Untersuchungen gerade seltene Naturalien wählen; die bekanntesten, die *allgemeinsten*, die wir täglich vor Augen haben — mit Füßen treten, lassen einem genauen Beobachter noch Seiten sehen, von welchen sie noch nicht sind beobachtet worden. Die blaue Kornblume, die von tausend Botanikern schon beschrieben worden, hatte noch so viel Merkwürdiges, um dem Herrn Hofrath Medikus zu einer eigenen Abhandlung Stoff genug zu geben. Und gleichwohl konnte ich noch manches daran wahrnehmen, das auch diesem geschikten Beobachter der Natur entwischet war. Es ist noch nicht lange, daß ich zur kurfürstlichen Akademie der Wissenschaften zu München eine Abhandlung einschikte, die meine Wahrnehmungen über einige Arten der bekanntesten Pflanzen unserer Gegend enthielt, und welche Sie ganz wahrscheinlich in dem zweyten Bande der neuen akademischen Abhandlungen über philosophische Gegenstände werden lesen können.

Jch rathe Jhnen indessen nicht, daß Sie diese Vergleichungen gleich Anfangs anstellen sollen. Gewöhnen Sie sich

sich erst an ein gewisses System, erwerben Sie sich eine Fertigkeit, die vorgefundenen Naturalien nach diesem Systeme zu ordnen. Wenn Sie dann glauben, es damit schon ziemlich weit gebracht zu haben, dann nehmen Sie auch andere Systeme; halten Sie Schriftsteller gegen Schriftsteller, und alle gegen die Natur. Diese Vergleichungen, die auf dem Papiere so mühsam scheinen, was für eine reiche Quelle von Vergnügen werden sie Ihnen nicht seyn! Ich darf Sie hier nicht in Ungewißheit lassen, welches System Sie sich wählen sollen. Die Vorzüge des linnäischen Natursystems sind entschieden; dieses nehmen Sie wenn vom Thier- und Pflanzenreiche die Rede ist, in die Hand; aber nehmen Sie die lateinische Ausgabe, die weit richtiger ist, als die deutsche ziemlich kostbare Uebersetzung, welche der verewigte Herr Professor Müller in Erlangen veranstaltet hat. Diese Uebersetzung enthält ohnedieß nur das Thierreich, und sein sichtbares Eilen, gerade als hätte er seinen Tod vorhergesehen, ließ ihn manches kleine Versehen begehen. Im Pflanzenreiche nehmen Sie des Linnäus Species plantarum dazu; aber im Mineralreiche muß ich Ihnen rathen den schwedischen Plinius zu verlassen, und lieber diesen angenehmen Theil der Naturgeschichte nach Vogels praktischem Mineralsysteme, wie es 1776. nach dessen Tode vermehrt herausgekommen ist, zu studiren; oder wollen Sie doch auch hier dem Linnäus folgen, so nehmen Sie die deutsche Uebersetzung des dritten Theiles seines Natursystems dazu, welche den Herrn Professor Gmelin in Göttingen zum Verfasser hat.

Ich rathe Ihnen aber nicht, alle drey Reiche gleich Anfangs auf einmal anzugreifen. Es kann seyn, daß es gut thun möchte; aber Erfahrung habe ich darüber nicht, und ich

möchte nicht gerne jemanden etwas rathen, für dessen Erfolg ich nicht gut stehen kann. Fangen Sie Ihr Studium der Naturgeschichte bey demjenigen Theile an, zu welchem Ihnen die Gegend, in der Sie sich befinden, die meisten Hülfsmittel an die Hand giebt; je mehr Sie Ihre Kenntnisse an diesem einzelnen Theile erweitern werden, desto leichter wird Ihnen der Uebergang zu neuen Theilen werden. Nichts ist angenehmer, als die allmählige Erweiterung seiner Einsichten, dieses fortgehende Tagwerden. — Da die Insekten, die Pflanzen, und die Würmer allenthalben sehr zahlreich sind, so haben die meisten Naturforscher bey einer aus diesen dreyen besonderen Naturgeschichten angefangen: allein man muß gestehen, daß derjenige, der die Naturgeschichte der Würmer studiret, die schwere Kunst, zu beobachten und richtig zu sehen, schon durch anderweitige Uebung in keinem geringen Grade besitzen müsse, wenn er mit diesem Theile anzufangen gesonnen ist, der bey uns gröstentheils die allerkleinsten Geschöpfe zum Gegenstande hat. Hier ist des Herrn Etatsrathes Otto Friedrich Müllers Historia vermium terrestrium & fluviatilium, die er 1773. zu Koppenhagen in Quart herausgegeben hat, ein klaßisches Buch.

Ich könnte hier schließen, wenn ich nicht noch etwas von den Hülfswissenschaften, die bey einem Kenner der Naturgeschichte vorausgehen, oder doch seine Studien begleiten sollten, zu sagen hätte. Diese sind die Zeichnungskunst, die Chemie, die Anatomie, die Naturlehre, und die Mathematik. Mein Naturforscher sollte in keiner dieser Kunden fremd seyn, und ist ers, so weiß ichs gewiß, daß er manche Untersuchung, die er gerne anstellen wollte, unterlassen: manches Buch, daraus er sich zu belehren wünschte, ungelesen werde weglegen müssen.

Sehr

Sehr viele natürliche Körper sind entweder ihrem Gehalte nach so klein, oder ihrer Seltenheit wegen so schwer zu bekommen, oder ihrer Hinfälligkeit wegen so mühsam zu erhalten, daß der Naturforscher in die Nothwendigkeit versetzet ist, sie entweder ganz zu vermissen, oder sie wenigstens in einer Abbildung aufzubewahren. Es geschiehet dieses nicht allemal aus Liebe zur Vollständigkeit seiner Sammlungen, wenn er dieses thut: es ist manchmal wahre Nothdürftigkeit da. Es giebt Naturalien, die sich von einander sehr schwer unterscheiden lassen, wenn man sie nicht auf der Stelle mit einander vergleichen kann; die Milben, von deren Geschichte ich in meinen Beyträgen einen Versuch gemacht habe, und die anderthalb hundert Arten der Infusionsthiere, die uns Herr Etatsrath Müller so vortreflich beschrieben hat, sind von dieser Art. Man hat manchmal Theile von Thieren aufzubewahren, die nur durch die Zeichnung einer Dauer fähig sind, oder eine Beobachtung an einem Pflänzchen sich aufzumerken, die man nur durch dieses Mittel deutlich machen kann; kurz: die Hülfe eines Malers ist sehr oft dem Naturforscher ganz unentbehrlich; allein man weiß es wohl, was man von diesen Herren, wenn sie nicht selber Naturforscher sind, erwarten könne. Es ist hier nicht bloß um die Kunst zu thun, das Gesehene getreu nachzubilden; der Künstler sollte die weit schwerere Kunst, richtig und genau zu sehen, besitzen, eine Kunst, die ein Raphael und Titian nicht besaßen. Daher kömmt es, daß Zeichnungen, die der Naturforscher selber verfertiget hat, wenn sie auch an malerischer Schönheit denen weit nachstehen, die Künstler von Profeßion verfertiget haben, allzeit in Rüksicht auf die Wahrheit, auf das karakteristische so vielen Vorzug haben. Ich übergehe hier den Fall, in welchem sich der Naturforscher gar oft befindet, daß er irgend eine wohlgera-

gerathene Abhandlung, die aber in einem theuern oder seltenen Buche steht, in einem körnichten Auszug für seinen Gebrauch zu bringen wünschete. Hat eine solche Abhandlung Kupferplatten nothwendig gehabt, so dünkt den Naturforscher die Nothwendigkeit, sie für sein baares Geld nachkopiren zu lassen; eine Sache, die wegen der öftern Wiederholung sein Studiren äusserst kostbar machen würde.

Wenn es die meistenmale eine wahre Nothwendigkeit für den Naturforscher ist, daß er zeichnen könne: so ist es ganz und gar nicht möglich, einen Schritt im Mineralreiche ohne Chemie machen zu können. Da man in diesem so vorzüglichen Theile der Naturgeschichte aus Mangel der Organisation die Kennzeichen der Körper nicht von äussern beständigen Merkmalen, sondern von innern beständigen Eigenschaften herzunehmen hat; so ist es schlechterdings unmöglich, dieses anders, als durch eine chemische Handlung, zu bewerkstelligen. Wie soll ich den blauen Mergel vom blauen Letten unterscheiden, wenn ich mich nicht eines sauern Geistes dazu bediene, der mit jenem, nicht mit diesem brauset? Wie soll ich die sogenannten feuerfesten Steine von den übrigen, die mit ihnen Aehnlichkeitt haben, wegbekommen? Wie die verschiedenen rohen Metallstufen zu schätzen wissen, wenn ich nicht in den mancherley Arbeiten der Chemie bewandert bin?

So unentbehrlich die Chemie dem Mineralogen ist, eben so viele Vortheile zieht der Zoologe aus der Anatomie. Wenn diese Wissenschaft zur Unterscheidung der mancherley Thiere weniger nothwendig ist, als es die Scheidekunst zur Unterscheidung der Mineralien ist: so unterläßet sie gleichwohl nicht demjenigen, der die Thiere mit ihrer Beyhülfe untersuchet, die vergnügtesten Stunden zu machen. Man liest mit sehr vielem Vergnügen Lyonets Zergliederung der Weidenraupe,

die

die im Holze dieses Baums und der Linde lebt, die anatomischen Untersuchungen, die Reaumur und Swammerdam an Insekten und Würmern angestellet haben; und man sieht es ihrem Ausdrukke an, daß ihr Vergnügen noch weit größer gewesen seyn müsse.

Daß die Naturlehre zur Naturgeschichte ganz unentbehrlich sey, sollte nicht einmal bewiesen werden: denn man muß niemals beweisen, daß es Tag sey, wenn die Sonne gerade über unserm Haupte steht. Wie will man die Mechanik des Gehens bey den Thieren (davon Peter Borell ein so vortrefliches Buch geschrieben hat, welches vom Reaumur in Rüksicht auf die Schaalthiere fortgesetzet worden), den Kreislauf ihres Blutes, den Einfluß und die Unentbehrlichkeit der Luft, die Weise, welche die Vögel beym Fliegen, die Fische beym Schwimmen beobachten, erklären? Wer kennt die Seltsamkeit der Augen an den Insekten, wer erkläret das Gehör an den Fischen, die keine Ohren haben, ohne die Naturlehre sehr genau studiret zu haben? Das Leuchten der Messerschaalenschnekken oder Pholaden, die Erscheinungen bey der Zitterroche, und dem elektrischen Aale, das Vermögen gewisser Thiere in der schwächsten Luft, oder in der strengsten Kälte auszudauern, das Aufsteigen des Nahrungssaftes in den Pflanzen, die Wirkungen des Lichts auf Pflanzen und Thiere, der Schlaf der Pflanzen, die dunklere Farbe der Gebirgthiere, das Steinwerden zerreiblicher Erden, sind dieses, und tausend andere nicht lauter Aufgaben, die nur mit Hülfe einer genauen Naturlehre mögen aufgelöset werden?

Auch die Mathematik hat ihren nicht geringen Einfluß in die Naturgeschichte. Ich rede hier nicht von dem entferntern, den sie darauf mittelst der Naturlehre hat: ich rede von dem nähern; denn es ist gewiß, daß man weder die thierische noch vege-

vegetabilische Physiologie verstehen möge, wenn man es nicht in der Mathemathik ziemlich weit gebracht hat. Réaumur hat alle Mathematiker, die seine Bekannte waren, gebeten, ihm ihre Gedanken über den regelmäßigen sechseckkigten Bau der Bienenzellen zu eröffnen. Er hat sie zwar vergebens darum ersuchet, allein was seine Zeitgenossen nicht thaten, dieß haben nach ihm Boscovich in seinem Nachlesen zu dem schönen Lehrgedichte, in welchem Stay alle Theile der newtonianischen Philosophie so zierlich behandelt: und Scherffer in einer eigens darüber verfertigten Abhandlung gethan, welcher letztere einen kurzen aber kernhaften Auszug dieser Schrift seinen mathematischen Vorlesungen einverleibet hat. Man bildet sichs schon aus diesem Umstande ein, daß man diese zwo Schriften ganz gewiß ohne Mathematik nicht verstehen werde, so wenig, als des unsterblichen Hales vortrefliche Statik des Geblütes, welche zwo Schriften schon allein verdienen, daß ein jeder Naturforscher ihnen zu Liebe die Mathematik studire. Und wer weis es, was wir noch in der Naturgeschichte für Vortheile aus der Mathematik ziehen werden, nachdem die Bernoulli mit eben demjenigen Auge der Lebensart der Schmetterlinge nachspüren, mit welchem sie die Gesetze der Himmelskörper ergründen, die über unsern Häuptern mit Majestät einher ziehen.

Ich kann Ihnen hier eine Sache nicht bergen, die manchem ungemein viele Erleichterung beym Studium der Naturgeschichte verschaffen muß; die Erfindung haben wir dem Hrn. Pastor Schröter zu Weimar zu danken. — Die Naturgeschichte ist zu weitläuftig, die Bücher, die über die Theile dieser Lieblingswissenschaft unsers Jahrhunderts geschrieben werden, sind so viel und so kostbar, daß es das Vermögen eines jeden Privatmanns weit übersteiget, sich eine nur mit-

telmäßige

telmäßige Bibliothek in diesem Fache anzuschaffen. Was thut nun der Naturforscher, der doch keine von allen Nachrichten über die Naturalien gerne entbehrt? Er macht aus größern Schriften kernhafte Auszüge, kleinere Abhandlungen schreibt er wörtlich ab, auch Rezensionen aus gelehrten Zeitungen, die ihm dienen können, nimmt er mit auf. Er vertheilet diese Materien nach der Ordnung der drey Naturreiche in so viele Bände, und hält über jeden Band ein vollständiges Register. Je mehr Abtheilungen, je leichter wird es fallen, die Naturalien in dieser Handbibliotheke, wie ich sie nennen möchte, im Nothfalle wieder zu finden. — Freylich eine mühvolle Unternehmung! Allein was überwindet die Liebe zu einer Wissenschaft nicht, die sie so sehr verdienet?

Fort=

Fortsetzung der Nachrichten vom Elsaß, und besonders von der Stadt Strasburg.

Pappierhandel des Elsaßes.

Im Elsaß sind vierzehn Papiermühlen, wo zusammen auf achtzehn Bütten gearbeitet wird: jede Bütte liefert des Jahrs etwa 200 Ballen. Eine Art Papier in die andere gerechnet, kann man jeden Ballen auf 30 Pfund schätzen; woraus also ungefähr eine Summe von 4000 Ballen, und etwa 120,000 Pfund kömmt, wovon zwey Drittheile von Fremden, Schweizern, Schwaben, und insonderheit Rheinländern bezahlt werden.

Man macht aller Arten Pappier, viel Baslerstab, auch von dem feinsten Postpappier, wenn es gefordert wird. Denn die Nachfrage entscheidet die Art der Waare, die man verfertiget. Man weis, daß das beste französische Papier, das man dem holländischen Papier vorzieht, in Annonai im Bivaresischen gemacht wird. Das meiste liefert Auvergne, und Linguet behauptet, daß viele Pappiermühlen aus dieser Provinz für Rechnung der Holländer arbeiten.

Ein Verbot, die Todten in Leinwand zu kleiden, wie es in Engelland existirt, und verweigerte Ausfuhr der Lumpen, würde den Pappierhandel des Elsaß um die Hälfte vermehren. Man kennt hier nur die Wassermühlen, und braucht den Wind weder zu diesen, noch zu andern Fabriken.

Strasburg.

Eine mehr angenehme als große oder schöne Stadt. Sie ist nebst Metz und Ryssel die größte Vestung in Frankreich — vielleicht in Europa.

Ihre

Ihre gewöhnliche Besatzung ist meist 10000 Mann stark. Die Bevölkerung besteht, nach einer genauen Ausrechnung, aus etwa 45000 Menschen, die mit den Fremden und den Soldaten eine Volksmenge von beynahe 60000 Seelen ausmacht.

Sie liegt in einer Ebne, eine Viertelstunde vom Rhein entfernt, der durch einem Kanal mit der Ill oder Breusch, die die Stadt durchschneidet, zusammen hängt. Zwey Stunden unterhalb der Stadt, bey einem Dorfe, die Wanzenau genannt, vereinigen sie sich ganz.

Die Lage der Stadt ist vortreflich, zwischen Holland und Helvetien, auf den Gränzen von Deutschland und Frankreich, in einer der fruchtbarsten Gegenden, mit Aeckern, Wiesen, Wald und weinreichen Hügeln umgeben, durch die schiffbare Ille und den königlichen Breuschkanal mit dem Elsaß, und durch den Rhein mit der ganzen Welt verbunden.

Um die Gewalt des Wassers abzutreiben, sind auf der französischen Seite des Rheins am Ufer, oder an den Sandbanken hin, auf Kosten der Provinz große Strekken Faschinen angelegt worden, die auch so viel gewirkt haben, daß, seit der letzten Ueberschwemmung 1778 der Strom ganz auf deutsche Seite getrieben worden ist, und Land und Dorfer hinweg zu schwemmen droht. Dadurch sind auch alle Rheininseln oder Rheinköpfe französisch geworden.

Strasburg ist durch eine Citadelle und einige Redouten am Rhein hin, die aber eigentlich nur Reduits sind, auf der Nord- und Westseite beschützt. Es hat eine berühmte Stükgießerey, und ist eine der sechs Städte, in welchen eine Ecole d'Artillerie angelegt ist. Die übrige fünf Städte sind Metz,

Auxon-

Auzonne, Limoges, Besancon und Lafere; denn die in Grenoble ist aufgehoben, ob schon das siebende Artillerie-Regiment noch existirt. Herr Brakkenhoffen, Professor der Mathemathik, ist auch zugleich königlicher Professor bey der Artillerieschule in Strasburg.

Diese Stadt ist nicht der Sitz des General-Gouverneurs des Elsasses; der Herzog von Aiguillon residirt in Paris: aber wohl des Commandanten der Provinz, des Marschalls von Contades, und des Marquis von la Salle, der in seiner Abwesenheit kommandirt. Ihr eigner Gouwerneur, der Herr von Stainwille, hält sich immer in Paris oder in Nancy auf. Der Intendant der Provinz hat sein Hotel in Strasburg, hat aber in der Stadt nichts zu sagen.

Strasburg steht zwar nicht unter der Generalpachtung; aber der Directeur des fermes und der Receveur général der Provinz wohnen daselbst. Die zwey Receveurs generaux des finances der Provinz sind immer in Paris.

Die Stadt besitzt vier Landpflegereyen, Barr, Waßlenheim, Morley, die Illkircher Vogtey und die Ruprechtsthau, welche vom Magistrat verwaltet werden.

Die Einkünfte der Stadt sollen mehr als eine Million fr. Pf. betreffen.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

9te Woche.

Das Gemählde des Cebes.

Beschluß.

Ohne Zweifel ist dies hier ein angenehmer Ort. — Siehe nun, an der Thüre stehet eine schöne Matrone, mit geseztem Gesicht, von mitleren Jahren, die sich schon zum Alter hinneigen, in einem einfachen Kleide ohne angenommenen Zwang. Sie stehet auf einem nicht runden, sondern vierekkigen und unbeweglichen Steine. Neben ihr sind zwey andere, die ihre Töchter zu seyn scheinen. Sie, die mittlere, ist die Weisheit, welche auf beyden Seiten die Wahrheit und Beredsamkeit hat. — Warum stehet sie aber auf einem vierekkigen Steine? — Das soll anzeigen, daß sowohl der Weg zu ihr sicher und zuverläßig, als der Nutzen ihrer Geschenke gewiß sey. — Was ertheilet sie denn für Geschenke? — Getrosten Muth, und Sicherheit vor allen Beunruhigungen, so daß man weiß, daß uns niemals in unserm Leben etwas Böses begegnen werde.*) — Das sind in Wahrheit vortrefliche Güter! Aber warum stehet diese Matrone außerhalb der Umzäunung? — Damit sie die Ankömlinge heile, und Ihnen einen reinigenden Trank reiche. Sind sie dann gereiniget, so

*) Lernet von mir, spricht unser göttlicher Jesus, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.

so führet sie sie erst zu den Tugenden. — Wie so? das verstehe ich nicht. — Ich will es dir erklären. Es gehet so zu, als wenn ein gefährlich Kranker zum Arzt geführet wird, welcher zuerst durch Reinigungsmittel alle Ursachen der Krankheit hinwegschaft, und denn erst stärket und die Gesundheit wiederherstellet. Will der Kranke dem Arzt nicht gehorchen, so stirbt er mit Recht an seiner Krankheit. — Das verstehe ich. — Eben so wenn jemand zur Weisheit kömmt, so heilet sie ihn, und läßt ihn ihre Kraft empfinden, doch so, daß sie zuvor alle Uebel, welche er an sich hatte, hinausschaffe und bey ihm ausfege. — Was sind das für Uebel? — Die Unwissenheit und den Irthum, welche er aus dem Becher des Betruges getrunken, den Hochmuth, die heftigen Begierden, die Unmäßigkeit, den Zorn und Geiz und andere dergleichen Neigungen, welche er in der ersten Umzäunung eingesogen hat. Ist er nun gereiniget worden, so schiffet sie ihn zur richtigen Kenntniß und den übrigen Tugenden. — Welche sind diese? — Siehest du nicht innerhalb des Thores eine Versammlung von schönen, bescheidenen, ungezwungenen, und nicht eben geschmükten Matronen? — Ja! ich sehe sie. — Die erste derselben heißt richtige Kenntniß, die übrigen ihre Schwestern heißen, Tapferkeit, Gerechtigkeit, Unschuld, Mäßigkeit, Bescheidenheit, Freyheit des Gemüths, Enthaltsamkeit, Gütigkeit. — O! vortreflich! rief ich aus, das giebt die edelsten Hoffnungen. — Nur dann, Freunde, wenn ihr das, was ihr höret, recht begreifet, und in eurem Leben in Ausübung bringet. — Darnach wollen wir mit allem Ernst streben. — So werdet ihr glüklich seyn: antwortete er. Denn diese Tugenden führen ihren Schüler zu ihrer Mutter, der Glükseligkeit. — Wie ist diese beschaffen? — Siehest du nicht den Weg, welcher auf jenen Gipfel führet, der der höchste Siz in allen Umzäunungen ist? Gleich im Eingange

gänge sizt eine schöne Matrone von verständigen Jahren auf einem hohen Throne, die anständig und ohne Pracht geschmükt und mit einer grünen Krone sehr zierlich bekränzt ist. Das ist die Glükseligkeit. Kömmt jemand bis zu ihr, den krönet sie und die andere Tugenden, als einen der die größten Siege befochten hat. — Was für Siege hat er befochten? — In der That die allergrößten, er hat die größten Ungeheuer, welche ihn zu verzehren droheten, marterten, in Sklaverey hielten, besieget,*) in die Flucht getrieben und sich in die Freyheit versezt: so daß sie ihm nun dienen, wie er ihnen vorlängst gedienet hat. — Was meynest du für Ungeheuer? frug ich. Das bin ich begierig zu wissen. — Zuerst die Unwissenheit und den Irthum: solltest du diese nicht für Ungeheuer erkennen? — Allerdings, sie sind die schädlichsten. — Ferner den Schmerz, die Traurigkeit, den Geiz, die Unmässigkeit und alle Gattungen der Laster. Diese alle beherschet er, und gehorcht ihnen nicht mehr, wie vorher. — Das sind freylich große Thaten und der schönste Sieg! Aber sage mir doch, was hat die Krone für eine Kraft, womit er, wie du sagtest, gezieret wird? — O! Jüngling eine beseeligende Kraft: daß man den Grund der glüklichsten Hoffnungen nicht außer sich suchen darf, sondern ihn in sich selbst findet. — Das ist freilich der vortreflichste Sieg, den du beschreibest. Aber was thut nun derjenige, welcher so gekrönet worden, und wohin gehet er? — Die Tugenden führen ihn dahin, woher er gekommen, zeigen ihm diejenigen, die sich daselbst aufhalten, wie übel und unglüklich sie leben, irren, und ihr Leben in Gefahr setzen: und gleichsam von ihren Feinden einige von der Unmäßigkeit, andere vom Stolz, andere vom Geiz, andere

 von

*) Wer seines Muthes Herr ist, ist größer als der Städte gewinnt. Sal.

von eiteler Ruhmsucht gefangen gehalten werden. Sie können sich aus diesen Hindernissen, in welche sie verwikkelt sind, nicht herausreißen, um sich zu retten und hieher zu gelangen, sondern werden ihr Lebenlang gequälet. Das ist die Folge davon, daß sie diesen Weg nicht finden können, indem sie die Vorschrift des Schuzgeistes vergessen haben. — Das glaube ich auch. Aber das kömmt mir bedenklich vor, wozu die Tugenden ihm den Ort zeigen, woher er gekommen ist. — Er sahe es damals nicht genugsam und nicht richtig ein, was dort geschiehet. Wegen der Unwissenheit und des Irthums, die er eingesogen hatte, war er noch zweifelhaft, ob das Gute auch wirklich gut, das Böse auch wirklich böse sey. Daher lebte er übel, wie die übrigen, die sich dort aufhalten. Da er aber nun eine richtige Erkentniß dessen, was nüzlich ist, erlangt hat, lebt er nun selbst richtig, und beklaget auch jener Unglük. — Wenn er nun dieses betrachtet hat, was thut er alsdann, und wohin gehet er? — Er gehet wohin es ihm beliebet. Denn er ist allenthalben in Sicherheit, wie ein Schiff in dem Hafen. Wohin er kömmt lebt er tugendhaft, und hat keine Gefahr zu befürchten. Jedermann nimmt ihn gern auf, wie die Kranken den Arzt. — Hat er auch nichts mehr von jenen Weibern, die du Ungeheuer nenneteſt, zu befürchten? — Nicht das geringste. Ihn quälet kein Schmerz, keine Beschwerde, keine unmäßige Begierde, kein Geiz, keine Armuth, überhaupt kein einziges Uebel. Er besieget alle, er beherrschet alles was ihn sonst beunruhigte, wie die Schlangenfänger, welche weil sie ein kräftiges Gegengift haben, von denen Schlangen, die andere bis auf den Tod verletzen, nicht angegriffen werden. So kann auch diesen nichts verletzen, weil er ein Gegengift besitzet. —

Du

Du urtheilest richtig. Aber nun erkläre mir auch noch, wer sind jene, die von dem Hügel herabkommen? Einige sind bekränzt, und scheinen frölich zu seyn: andere sind ohne Kränze, sehen verzweifelnd aus, als ob ihnen Kopf und Füße zerschlagen wären, und sie von gewissen Weibern gefangen gehalten würden. — Die mit Kränzen in den Haaren sind glüklich zur Weisheit gelanget, weshalb sie auch so frölich sind. Diejenigen aber, die ohne Kränze sind, hat die Weisheit von sich gestoßen, und sie leben nun unglüklich: oder sie sind aus Trägheit, da sie bis zur Standhaftigkeit gekommen waren, umgekehrt, und irren nun umher, ohne zu wissen, wohin. — Was folgen ihnen aber für Weiber nach? — Kummer, Beschwerden, Verzweifelung, Schande und Unwissenheit: das ist mit einem Wort alles Uebel. Kommen sie aber wieder in die erste Umzäunung zur Schwelgerey und Unmäßigkeit zurük, so geben sie sich nicht selbst die Schuld, sondern schieben sie auf die Weisheit, schmähen auf diese, und alle, die sich auf den Weg zu ihr begeben, nennen sie geplagte, elende, unglükliche Menschen, welche eine unterscheidende Lebensart wählen, die aber traurig ist, und sie am Genuß der Güter dieses Lebens hindert.*) — Was verstehen sie für Güter? — Daß ich es kurz sage, die Schwelgerey und Unmäßigkeit. Denn sie halten es für den Genuß des höchsten Gutes, wenn man, wie die unvernünftigen Thiere, nur für seinen Magen sorget. —

Wie heißen die andern Weiber, welche dort her kommen, und frölich und lachend scheinen? — Das sind die Meynungen, welche nachdem sie diejenigen, die zu den Tugenden eingegangen

*) Die Sünder nennen Gottes Gebote halten, ein hartes Leben führen, und fragen, was nützet es, sagt ein Prophet.

gangen sind, dahin gebracht haben, zurük kommen, daß sie andere dahin führen und bekant machen, wie glüklich diejenigen schon geworden, welche sie dahin geführet haben. — Gehen sie denn nicht auch zu den Tugenden hinein? — Nein! die Meynungen dürfen nicht bis zur Weisheit hinein kommen, sie übergeben jene nur ihrer Anweisung. Wenn sie dieselben aufgenommen hat, kehren sie zurük, um noch andere herbeyzuführen, wie die Schiffe, wenn sie ihre Fracht ausgeladen haben, wieder zurük gehen, um von neuen beladen zu werden. — Das wird mir begreiflich. Aber das hast du mir noch nicht gesagt, was der Schuzgeist denen, die in das Leben eintreten, für Befehle ertheilet? — Er sagt ihnen, daß sie gutes Muths seyn sollen. Und dazu ermahne ich euch auch, o! Fremdlinge. Denn ich will euch alles erklären, und nichts übergehen.

Der Greis strekte hierauf von neuen die Hand nach dem Gemählde aus, und sprach: Ihr sehet doch jenes Weib, das blind zu seyn scheinet, und auf einem runden Steine stehet, welche ich das Glük nennete? Für diese warnet er diejenigen, welche in das Leben treten, daß sie derselben nicht glauben, nichts für gewiß halten oder sicher zu besitzen meynen, oder als das Ihrige ansehen, was sie von ihr bekommen haben: indem sie ohne Bedenken ihnen dasselbe wieder nimmt und einem andern giebet: welches oft geschiehet. Daher ermahnet er sie, daß sie sich nicht durch ihre Geschenke hinreißen lassen; sich weder freuen, wenn sie ihnen dergleichen giebt, noch trauren, wenn sie dieselben wieder nimmt, sie weder loben noch tadeln. Denn sie thut, wie ich euch vorher gesagt habe, nichts mit Ueberlegung, sondern alles unbedachtsam und ohne Nachdenken. Der Schuzgeist erinnert sie daher, daß sie sich

über

über nichts, was das Glük thut, wundern möchten, damit sie nicht ungerechten Geldwechslern gleich würden, welche sich über das bey ihnen niedergelegte Geld freuen, als ob es ihnen zugehöre, und böse werden, ja es für eine Beleidigung aufnehmen, wenn man es wieder fodert, ohne zu bedenken, daß man es ihnen nur mit der Bedingung anvertrauet habe, daß man es immer ohne Schwierigkeit wieder haben könne. So, lehret er, müsse man auch die Geschenke des Glüks betrachten, dessen Natur es mit sich bringt, daß es dasjenige, was es geschenkt hat, wieder nimmt, bald darauf noch viel mehr schenkt, auch das wiederum raubet, ja noch überdies was man vorher schon besessen hat. Er lehret also, daß man dasjenige, was es uns giebt, annehme, und damit so bald als möglich sich dahin verfüge, wo man dauerhafte und sichere Geschenke erhält. — Was sind das für Geschenke? frug ich. — Die die wahre Weisheit ertheilet, wenn man glüklich bis zu ihr gelanget, nemlich eine richtige Kenntniß des Nüzlichen, welche das dauerhafteste, sicherste und unveränderlichste Geschenk ist. Daher ermahnet der Schuzgeist die Ankömmlinge, zu ihr zu eilen, und wenn sie bis zu jenen Weibern der Unmäßigkeit und Schwelgerey kommen, sich von ihnen abzusondern und ihnen keinen Glauben beyzumessen. Wenn sie aber bis zur falschen Weisheit gekommen sind, sollen sie sich eine Zeitlang bey derselbigen aufhalten, und von derselben, was ihnen beliebet, zum Zehrpfennig annehmen, dann aber geschwinde ihren Weg zur wahren Weisheit fortsetzen. Das sind die Vorschriften des Schuzgeistes: wer sie nicht beobachtet, oder nicht recht vernimmt, kömmt elend um. Dies ist, o! Fremdling, die Erklärung der auf diesem Gemählde gemachten Vorstellung. Habet ihr noch etwas darüber zu fragen, so stehet es euch frey. Ich will es gern beantworten.

Da du es erlaubest, dich noch weiter mit Fragen zu beschweren, so sage uns doch, was dasjenige sey, was man nach Anweisung des Schuzgeistes von der falschen Weisheit annehmen soll? — Das was brauchbar ist. — Aber was sind das für Dinge? — Gelehrsamkeit und solche Wissenschaften, von welchen Plato sagt, daß sie wie ein Zaum für die Jünglinge wären, daß sie sich nicht mit andern Dingen zerstreueten. — Sind denn diese nothwendig, um zur wahren Weisheit zu gelangen? — Keinesweges. Sie sind zwar in ihrer Art nüzlich, aber zum Wachsthum in der Tugend tragen sie nichts bey. — Meynest du also, daß sie nicht dazu helfen, daß wir bessere Menschen werden? — Das können wir auch ohne sie. Doch sind sie nicht ganz unnüzlich. — Denn wie wir zuweilen durch einen Dolmetscher etwas vernehmen können, und es doch nicht unnüz ist, daß wir selbst eine richtige Kentniß einer Sprache erlangen, ob wir es gleich bisher durch den Dolmetscher verstanden haben: so kann man auch ohne jene Kentnisse glüklich werden. So haben züm Beyspiel die, welche diese Wissenschaften erlernt haben, nichts darin voraus, daß sie leichter könnten gebessert werden. Sie irren eben so, wie die übrigen Sterblichen in ihrem Urtheil, über gut und böse, und dienen oft allen Lastern. Denn man kann gelehrt seyn, alle Wissenschaften inne haben, und doch der Trunkenheit ergeben, unmäßig, geizig, ungerecht, ein Verräther, ja ein Thor seyn. Das siehet man an vielen. — Aber was nüzt ihnen denn ihre Wissenschaft zur Besserung? — Du siehest, gar nichts. — Weshalb halten sie sich aber in der zweyten Umzäunung auf, wo sie der wahren Weisheit so nahe sind? — Was hilft es ihnen, sie haben keinen Nutzen davon. Denn oft siehet man, daß auch Leute aus der ersten Umzäunung aus der Gesellschaft der Unmäßigkeit und der andern Laster zur wahren Weisheit

in

in die dritte Umzäunung kommen, und diesen Verehrern der Wissenschaften vorgehen.*) Wie kann man also sagen, daß diese vor den übrigen einen Vorzug haben, da sie nachläßiger oder ungelehriger sind? — Wie gehet das zu? — Diejenigen welche in der zweyten Umzäunung sich aufhalten, versehen wenigstens dieses, daß sie das zu wissen vorgeben, was sie nicht wissen. In dieser Einbildung werden sie also träge, die wahre Weisheit zu suchen. Ferner bemerkest du nicht, daß die Meynungen auch aus der ersten Umzäunung zu ihnen kommen. Sie sind also nicht besser als die übrigen, wofern sich nicht die Reue ihnen zugesellet, und sie einsehen lernen, daß sie bisher nicht die wahre, sondern die falsche Weisheit geliebet haben, von welcher sie in Irrthümer gestürzt werden, und in diesem Zustande nicht ruhig und glüklich seyn können. Werdet ihr, o! Fremdlinge, dies nicht thun, noch dem, was ich gesagt habe, oft und viel nachdenken,**) bis ihr eine gute Fertigkeit erlanget habet, so werdet ihr von allem demjenigen, was ihr gehöret habet, keinen Nutzen haben. Denn man muß dies oft und ohne Aufhören bedenken, und alles andere dagegen für überflüßig erkennen. — Das wollen wir thun.

*) So sagte Jesus zu denen sich weise und fromm dünkenden jüdischen Gelehrten: die Zöllner und Huren, Leute, die für die verworfensten und schlechtesten gehalten werden, und vorher vom Halten der göttlichen Gebote nichts wissen wolten, werden eher ins Himmelreich kommen, als ihr, die ihr jederzeit so viel Rühmens von eurer Bereitwilligkeit, Gottes Willen zu thun, gemacht habt.

**) Das ist was unser göttlicher Jesus von seinen rechten Schülern fodert, sie sollen seine Lehren in einem feinen guten Herzen bewahren, denselben nachdenken, sie in der Stille vor sich überlegen, und denen Lüsten und Neigungen, zu dem was strafbar ist, keinen Raum in ihren Herzen gönnen.

Aber eine Antwort bliebest du uns im Anfange schuldig: Warum nennest du dasjenige, was die Menschen vom Glük empfangen, als Leben, Gesundheit, Ruhm, Kinder, Sieg und dergleichen, nicht Güter? Und warum sollte das Gegentheil davon kein Uebel seyn? Das schien uns ganz wunderbar und unbegreiflich. — Nun gieb Acht, was ich frage, und antworte recht nach deiner Meynung. Ist es für denjenigen, der unglüklich lebt, gut, daß er lebet? — Mich dünkt nicht, sondern es ist übel für ihn. — Wie kann es also gut seyn zu leben, wenn es für ihn übel ist? — So wie es für den, der unglüklich lebt, übel ist zu leben, so ist es gut für den, der glüklich lebt. — Du nennest also das Leben gut und böse? — Allerdings! — Nimm dich in Acht, daß du nicht etwas ungereimtes behauptest. Unmöglich kann eben die Sache gut und böse seyn. Denn sie würde alsdann zugleich nüzlich und schädlich, zu lieben und zu verabscheuen seyn: welches widersprechend ist. — Aber ist denn deshalb das Leben selbst ein Uebel, wenn es für den, der unglüklich lebt, ein Uebel ist? — So wäre denn ein Unterschied zwischen dem Leben an sich, und dem unglüklichen Leben? Dünket dich das nicht? — Allerdings scheinet es mir so. — Das Leben also an sich ist kein Uebel, denn sonst wäre es das auch für diejenigen welche glüklich leben. Es ist weder ein Gut, noch ein Uebel, wie Schneiden und Brennen, welches den Kranken nüzlich seyn kann, denen Gesunden aber schädlich ist. So ist es auch mit dem Leben. Wolltest du lieber schändlich leben, als wohl und standhaft sterben? — Ich würde einen rühmlichen Tod lieber erwählen. — Also ist auch der Tod kein Uebel, indem er oft mehr als das Leben zu wünschen ist. Eben so ist es mit der Gesundheit und Krankheit. Es giebt Umstände, worinn es nicht nüzlich ist, gesund zu seyn. So kann man auch den Reichthum betrach=

trachten. Man darf nur darauf merken, welches wir oft genug sehen können, wie diejenigen, welche Reichthum besitzen, doch elend und unglüklich leben. Hilft ihnen also wohl der Reichthum zu einem glüklichen Leben? — Es scheinet freylich nicht: indem sie selbst böse sind. — Also macht nicht Reichthum, sondern Weisheit glükliche Menschen. — Wie kann nun der Reichthum ein Gut seyn, da er seinen Besitzern nicht dazu dienet, daß sie bessere Menschen werden? — Freylich nicht. — Und ist es also nicht manchen Menschen ganz unzuträglich, reich zu seyn, weil sie sich des Reichthums nicht zu bedienen wissen? — Nach meiner Einsicht allerdings. — Kann man also das ein Gut nennen, was oft zu nichts dienet? — Keinesweges. — Wer also sich des Reichthums wohl und weise zu bedienen weis, lebet glüklich: wer das nicht thut, lebt unglüklich. Kurz, das allein beunruhiget die Menschen, daß man diese Dinge als Güter hochschätzet: indem die Menschen dafür halten, daß sie dadurch schon allein glüklich werden könnten, und daher alles auch die frechsten Thaten, um dazu zu gelangen, unternehmen. Das alles rühret daher, daß sie nicht wissen, was ein wahres Gut sey, noch einsehen gelernt haben, daß weder aus dem Bösen jemals etwas Gutes, noch aus dem Guten etwas Böses entspringen könne. Ich will dies mit einem Beyspiel erklären. Die mehresten Reichthümer werden durch ungerechte oder schädliche Handlungen erworben, als durch Lügen, Betrug, Diebstal, Beraubung der Tempel und der Teiche, und dergleichen mehr, welchen man den Namen der Uebel nicht ableugnen kann. Kann nun auf keine Weise aus dem Bösen etwas Gutes entspringen, so darfst du auch den ungeheuresten Schätzen, welche einen übeln Ursprung haben, nicht den Namen eines Gutes geben. — Ich gestehe, antwortete ich, das folget nothwendig aus dieser

Rede.

Rede. — Ferner, sagte er, durch keine böse Handlung erlangen wir Weisheit und Gerechtigkeit: durch keine löbliche Sache werden wir böse und verderbt. Auch böse, lasterhafte Menschen können Reichthum, großen Ruhm, Siege und andere Dinge, die so hoch geachtet werden erlangen und geniessen. Folglich sind diese weder gut noch böse: sondern Einsicht und Weisheit sind allein Güter: Unwissenheit allein ist ein Uebel. — Ich erwiederte: Du hast deinen Saz vollkommen erwiesen. Wir wollen auch die Meynung fahren lassen, als ob durch strafbare Handlungen erworbene Güter glüklich machen könnten. — Diese Einsicht ist gut, aber merket auch dieses, daß dergleichen Dinge überhaupt weder gut noch böse seyn. Denn wenn sie bloß die Frucht ungerechter Handlungen wären, so müßten sie immer böse seyn. Aber sie können vom Guten oder Bösen herrühren, und daher behaupte ich, sie sind weder gut noch böse: wie der Schlaf und das Wachen weder gut noch böse sind. Eben so urtheile ich vom Gehen oder Sitzen, und andern dergleichen Dingen, welche den Verständigen und Unverständigen gemein sind. Was aber diesen oder jenen besonders eigen ist, ist entweder gut oder böse, als die Grausamkeit und die Gerechtigkeit. Diese trift man entweder bey einem, oder dem andern an, so daß der Weise allezeit die Gerechtigkeit liebet, der Unweise zur Grausamkeit geneigt ist. Beydes kann unmöglich, wie ich vorher sagte, bey einem zu eben der Zeit angetroffen werden, so daß ein Mensch zu derselben Zeit schlafe oder wache, weise und unweise sey. —

Ich antwortete hierauf: Hiedurch hast du meiner Meynung nach, die Sache vollkommen entschieden. — Er aber sagte: Das alles folgt aus diesem einen göttlichen Grundsaz. — Welchen meynest du? — Diesen, daß Leben und Tod, Gesund-

Gesundheit und Krankheit, Reichthum und Armuth samt den übrigen Dingen, von welchen ich behauptete, daß sie weder gut noch böse seyn, auch weder vom Bösen noch vom Guten herrühren.

Ich sehe es folgt nothwendig aus deiner Rede, daß diese Dinge weder gut noch böse seyn: indessen fühle ich mich doch nicht völlig überzeugt. —

Das kömmt daher, daß du zu lange gewohnt bist, anders zu denken. Betrachtet nur, Freunde, in eurem ganzen Leben den Nutzen der Weltgüter, wie ich euch dazu angeleitet habe, so werdet ihr dasjenige, was ihr gehöret habet, eurem Gemüth eindrükken, und endlich so zu urtheilen gewohnt werden. Findet ihr noch bey einigen Sachen Bedenken, so kommet wieder zu mir, und ich werde mich bemühen, eure Zweifel aufzulösen.

Anek=

Anekdoten.

Ein noch ziemlich junger Mann, der schon zu greisen anfing, fragte einen bejahrten Mann, der noch kein einziges graues Haar hatte, was wohl die Ursach dieser Erscheinung wäre? Ich kann es so genau nicht sagen, gab der Alte zur Antwort: aber so viel weis ich wohl, daß die Esel schon in Mutterleibe grau werden. Und so viel weis ich auch, versezte der junge Mann, daß ein Narr, wenn er auch hundert Jahr lebte, nie grau wird, weil er nie Sorge hat.

* * *

Ein Deutscher brachte einen Affen nach Schweden, und lies ihn für Geld sehen. Ein schwedischer Bauer fragte den andern, was ist das für ein Ding? der andre erwiederte, es ist ein Affe, der aus Deutschland gekommen ist. Hm, sagte der erste, was macht doch der Deutsche nicht fürs Geld.

* * *

Wenn man alles aufschreiben wollte, sagte ein Spötter zu einem Freunde, was du nicht weißt, so würde das ein sehr großes Buch werden: und ein sehr elendes, erwiederte der andere, wenn man alles aufschreiben wollte, was du weist.

* * *

Zwo Hofdamen hatten sich entzweyt und sich so gar einander wakker geschimpft. Haben sie auch einander häslich genannt? fragte der Herzog von Roquelaure. Man antwortete, nein. Gut, sagte er, so nehme ich es auf mich, sie wieder zu versöhnen.

Ankün=

Ankündigung der Fortsetzung des Berlinischen Astronomischen Jahrbuches.

Da die hiesige Königliche Akademie der Wissenschaften ihre seit acht Jahren herausgegebene Vollständige Ephemeriden oder Astronomische Jahrbücher, mit dem auf der vorigen Michaelis-Messe für das Jahr 1783 erschienenen Bande, anzugeben entschlossen ist: so mache ich hiedurch bekannt, daß ich diese Ephemeriden, mit Genehmhaltung der Akademie, nach einem weniger weitläuftigen Plan, unter dem Titel: Astronomisches Jahrbuch, jährlich fortsetzen werde. Jeder Band soll wie bisher, zwey volle Jahre im voraus die Presse verlassen und etwa nur 12 bis 14 Bogen in med 8vo austragen. Durch diese Abkürzung, die unterdessen bey der Berechnung des Standes der Himmelskörper in den zwölf Monaten nur die unwichtigsten Artikel betreffen soll, glaube ich den Freunden der Sternwissenschaft, auf die ich bey der Einrichtung und Ausarbeitung besonders Rüksicht nehmen will, die Anschaffung dieses ihnen brauchbaren Buches zu erleichtern. Im ersten Abschnitt kommen auf 6 bis 7 Bogen vor: Erklärung der himmlischen Zeichen; die Zeit- und Festrechnung der Christen, Juden und Türken; genaue und richtige Vorstellung des Himmelslaufes für jeden Tag des Jahres (jedem Monat widme ich 6 Seiten;) die Himmelsbegebenheiten; die Finsternisse; Bedekkungen der Fixsterne und Planeten vom Monde; einige der unentbehrlichsten Tafeln und eine Anweisung zum Gebrauch des astronomischen Jahrbuches. Der zweete Abschnitt wird enthalten: Kurze in die astronomischen Wissenschaften einschlagende Abhandlungen, Beobachtungen und Bemerkun-

merkungen, wozu mir hiesige und auswärtige Gelehrte Beyträge mitzutheilen gütigst versprochen haben. Ich hoffe daher, Kennern und Liebhabern der Sternkunde jedesmal nützliche Aufsätze und Nachrichten zu liefern. Jedem Bande werde ich benöthigten Falls einige Kupfertafeln beyfügen. Der Preiß möchte wohl 1 Rthlr. Preuß. Courant seyn. Hiesige Liebhaber, die dieses astronomische Jahrbuch jährlich zu halten entschlossen sind, belieben sich deswegen gefälligst nächstens bey mir zu melden. Auswärtige Freunde und gütige Beförderer meiner Absichten ersuche ich hiemit ganz ergebenst, sich ihres Orts um den Absatz dieses Werks zu bemühen, und mich spätestens gegen Ende des Augusts zu benachrichtigen, wie viele Exemplare sie anbringen können. Ich werde dann solche jährlich sogleich nach dem Abdruk franco übersenden, und auf jede 6 Exemplare ein Exemplar gratis beylegen. Dagegen will ich mir auch die Bezahlung gleichfalls Postfrey erbitten. Auf der Michaelis-Messe dieses Jahrs wird der Jahrgang für 1784 erscheinen. Für gutes Papier, korrekten Druk und saubere Kupfer werde ich Sorge tragen. Berlin den 3. April 1781.

J. E. Bode,
Astron. d. Königl. Akad. d. Wissensch.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

10te Woche.

Ueber die Erzeugung und Erziehung in Berlin.

Die Griechen, und vorzüglich die Athenienser, Völker, die ein jedes sinnliches Vergnügen bis zum Uebermaße genossen, waren, nach der Erzählung alter Schriftsteller, nicht nur schöne, sondern auch starke Menschen. Woran lag es, daß die Natur sich in diesem Lande, gegen welches sie in allem Betracht freygebig gewesen war, auch in der Bildung des Menschen, selbst zu übertreffen schien? Das Klima an sich hat, was auch neuere Schriftsteller davon gegenseitig sagen mögen, auf sie nur gar geringen Einfluß. Ihre Leibesübungen, denen sie, wie die Römer, oblagen, scheinen einige Ursachen davon abzugeben. Allein, wenn wir auf der andern Seite die so weit getriebenen Ausschweifungen in den Gegenanschlag bringen: so werden wir weder das Klima, noch diese kunstmäßigen Uebungen für die ausnehmende Schönheit sowohl, als für die Stärke dieser Nation hinreichend finden. Wir müssen also auf eine neue, in die Bildung des Menschen, und in die nachmalige Ausbildung seiner körperlichen Fähigkeiten, einfließende Ursache denken, und daher scheint Winkelmann recht zu haben, welcher sagt: es liege daran, daß die künftige Mutter rings um sich her die schönsten Gestalten, die vollkommensten Ideale einer lachenden Einbildungskraft erblikte, und daß sie, deren ganze Sinnlichkeit gespannt war, mit glühender Phantasie, dieser Gränz-

nachbarinn der Sinne, alle das Schöne begierig verschlukte, und dem künftigen Menschen, welchen sie in ihrem Schooße hegte, nach dem unerklärbaren Eindruk, übertrug.

Allein hier entsteht eine andere Frage. Können auch Künste, welche eben ihre erste Wirkung auf die Einbildungskraft äußern, und dieses sind alle sogenannte schöne Künste, eben diesen Einfluß mittelbar auf die plastische Kraft der Mutter haben? Eine Frage, welche man, wie die mehrsten Probleme, wohl nur verhältnißmäßig beantworten kann.

Eine schöne menschliche Gestalt ist allerdings gröstentheils das Werk der Einbildungskraft. Und wer kennet es, dieses unergründliche Vermögen unsers Geistes? wer hat seinen Wirkungen die Schranken abgemessen, aus welchen es nicht schreiten dürfte? Nein, ihr Geschäft ist nicht das Unwirkliche, nicht blos das Nichtgegenwärtige. Sie ist mächtig durch das Zurükrufen der Vergangenheit, und durch das Schaffen einer noch ungebildeten Zukunft. Sie ist die Schöpferinn unserer Glükseligkeit, und vermag vielleicht allein jene Erscheinungen hervorzubringen, wodurch sich eine Seele der andern, ohne Hülfe der Sinne, wenn gleich unter dem von ihnen erborgten Gewande, mitzutheilen pfleget. Denn was ist die Seele? Vielleicht und wahrscheinlich ein einfaches Wesen; aber ein Wesen, welches nie ohne Thätigkeit seyn kann, und doch zum Wirken der körperlichen Sinnwerkzeuge so nöthig hat. Die Kraft der Seele, welche den Sinnen am nächsten liegt, und von der Seele aus am stärksten auf sie einfließet, dieses ist die Phantasie. Wer kann bestimmen, ob sie nicht in diesem oder jenem Theil unsers Gehirnmarks ihren eigenthümlichen Sitz hat? ob nicht die, in diesem Theile, abgesonderten Feuchtigkeiten,

keiten, allerdings bildend und schaffend sind, und folglich auf den weichen Stoff, welcher die ersten Keime des künftigen Menschen enthält, als auf ein gleichartiges Wesen, am ersten wirken werden?

Man hat längst schon, vom Aristoteles an bis auf unsere Zeiten, die Erfodernisse einer glüklichen Begattung angegeben, und alle Beobachter haben gefunden, daß, zur Bildung schöner künftiger Menschen, mehr erfodert werde, als ein Paar gesunde Eltern, und die Rechte der in ihren Wirkungen so viel umfassenden Einbildungskraft bestätigt.

Bey einem so verfeinerten Volke, als Berlin jetzt wirklich enthält, konnte es, nach den übereinstimmenden Bemerkungen über alle andere Völker, nicht anders kommen, als daß das Rohe, das Unförmliche der Berliner sich verlieren muste. Ein Nerven- und Fibernsystem, welches so leicht gereizt werden kann, welches jeden äussern Eindruk so empfänglich aufnimmt, setzet keine starke Grundfäsern voraus. Diejenige Seite ist am leichtesten zu erschüttern, welche am feinsten ist, und ein Mensch von zärtlicher Zusammensetzung, leichter zu reizen, leichter zu rühren, als die rohere Fleischmasse eines ungebildeten Volks. Die Einwohner von Berlin dürfen sich daher nicht für beleidigt halten, wenn man aufrichtig sagt, daß unter den Eingebohrnen selten ein fester, dauerhafter Körper gefunden werde; daß die blühende Farbe der Gesundheit selten ein von ihren Eltern erhaltenes Erbgut sey; daß vielmehr in der Regel, ihre Gestalt nicht gar groß und dabey schlank, ihre Leibesbeschaffenheit zärtlich, vielleicht verzärtelt, ihr Temperament flüchtig und unempfindlich sey. Berlin hat dieses mit allen Völkern gemeinsam, wo Aufwand

und Verschwendung ihren Siz aufgeschlagen, aber auch in ihrem Gefolge die angenehmeren Künste herbeygezogen haben. Ein rohes Volk, zum Beyspiel, liebt eine lärmende Musik, und geräth, nach unartikulirten Tönen und regellosen Gesängen in eine wilde Entzükkung. Unser feineres Ohr wird hingegen dadurch beleidigt, unser Blut geräth in einen fieberhaften Aufstand, und die unangenehmste Empfindung tritt an die Stelle des erschütternden Eindruks.

Was ist der Grund dieser in die Augen fallenden Veränderung? Wir, deren Voráltern vielleicht siebentehalb Fuß maßen, welche sich zum Kriege mit einer Rüstung bereiteten, wovon der zehnte Theil der Schwere unsern Kräften zu viel seyn würde, wie sind wir also gesunken? wie sind wir um die Kolossengröße, um die Riesenstärke unsrer Väter gekommen? Die Ursachen sind nicht schwer zu finden. Man vergleiche unsre Zeugung, unsre Erziehung, unsre Arbeiten, mit denen der Vorwelt, und man wird die Gründe dieses so merklichen Abfalls gefunden haben.

Man braucht so gar weit in die vergangenen Zeiten nicht zurük zu gehen, um nur die Ehen, aus deren Früchten ein Volk entsteht, anzusehen, wie da ein Paar, in denen zur Zeugung künftiger Bürger bequemsten Jahren, in allem Uebermasse ihrer Kräfte, durch die gewohnte Arbeit noch mehr gestärkt, und durch keine Modeausschweifung geschwächt, sich zusammengatteten, um die Lükken in den Geschlechtsfolgen auszufüllen. Die Kinder, welche sie zeugten, wurden mit jeder Witterung, in jedem Alter bekannt; ihre kleinen Arme wurden früh zu Lasten gewöhnt, und ihre junge Muskeln in beständiger Thätigkeit unterhalten. Und unsre Ehen dagegen? Wie

Wie gern möchte man manche bittere Wahrheit unterdrükken; wenn es nicht Wahrheit wäre, und unsere Leser sich nicht längst überzeugt halten müßten, daß keine Tadelsucht, kein Satirengeist Antheil an diesen Sammlungen habe.

Der Mann also (es scheint von einem jeden Stande) hatte seine Jugendjahre unter den Augen seines Vaters, von welchem er einen schwachen Körper erhalten; unter der zärtlichsten Aufsicht seiner Mutter, welche ihm von Kindheit an alle Bekanntschaft mit der Luft untersagt hatte, und seine zarten Gliedmaßen nicht der Gefahr, durch Ringen und andere jugendliche Uebungen Schaden zu nehmen, aussetzen wollte, geendiget. Weichlich erzogen, hatte er eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit erhalten, welche dem geringsten Eindruk offen, jeder, auch der leichtesten, Rührung fähig, überall den Zunder zu jeder Ausschweifung mit sich umhertrug. Die ersten Jahre seiner Jugend verstrichen ihm unter dem Geräusch betäubender sinnlicher Vergnügungen. Die Zeit der Saat aufs künftige bürgerliche Leben wird ungenutzt gelassen. Wenn er ja das Feld, welches wahrscheinlich, durch einige Kultur, neben den fruchtbarsten hätte prangen können, noch bearbeitete; so bepflanzte er es mit Pflanzen ohne Duft und Heilkraft, mit Blumen, welche keine Früchte tragen. Der Ton des Jahrhunderts ward der seinige. Er glaubte sich empfindsam, und empfindelte nur. In dem Wahn, durch die angenehmern Künste sich ein angenehmeres Leben zu bereiten, schlenderte er ins Mannsalter, und hielt sich für recht brav, wenn er französisch radebrechen, schwache Kniee in Modetänze zwingen, mit Fingern, welche aus Schlaffheit schlank geworden, auf einem unharmonischen Instrumente umherhüpfen, oder ein Verschen zusammenketten gelernt hatte. Endlich brach einmal

die Stunde des Ernstes herein. Seinen abgestumpften Sinnen ekelte von der Ueberfüllung vor ihren Lieblingsgerichten, und die Reue, welche dem Leichtsinn ebensowohl, als dem Laster nachhinkt, ereilte ihn endlich, da er zu ohnmächtig war, noch einige Schritte vorwärts auf seiner Laufbahn zu thun. Nach und nach ward er nun inne, daß die ganze Gelehrsamkeit, mit welcher er sich aufblähte, Flitterstaat sey; daß er in seinem Wahne, sich vielleicht oft, aber seine Bekannten nur selten, einen süssen Zeitvertreib gemacht hatte. Glüklich, wenn er noch itzt, da er nun sich selbst überlassen, und sein Vermögen erschöpft war, seine Mängel in aller Wahrheit erkannte, und noch im Sommer seines Lebens sich das nachzuholen bemühte, was er in dem bequemen Lenze so leichtsinnig verabsäumt hatte. Nun fing er an, den gründlichern Wissenschaften obzuliegen, und der Mangel, dieser allmächtige Schöpfer des Genies, bewies ihm, wie nöthig es sey, mit zusammengerufenen Kräften, sich zu einem Amte tüchtig zu machen. Von Einem äussersten Ziele gerieth er aufs andere, und nun ward er ganz Fleiß. Allein von allen Hülfskenntnissen ununterstützt, besonders von jenen, welche die frühere Blüthe des Gedächtnisses verlangen, trieb er alles nur encyklopädisch; und wenn ihm alles, was er las und erfuhr, so neu, und er doch von Jugend auf gewöhnt war, egoistisch, alles ausser ihm, nur in Verbindung mit sich, zu betrachten: so glaubte er leicht, und zur Beruhigung seines Ehrgeizes gern, daß es allen andern eben so neu seyn müsse; seine Selbstsucht kam ihm zu Hülfe, und nun trug er überall die Mine der Zufriedenheit mit seinem Ich umher. Seine Obern werden getäuscht, man vertraut ihm ein Amt an. Abermals erkennt er, in eine Axe mühsamer Geschäfte mit Gewalt hineingezogen, sich wieder. Er lernt seine Schwäche aus, und sieht die Nothwendigkeit der ämsig-

sten

sten Bestrebungen ein, will er sich nicht mit Schimpf aus einer Laufbahn herausgehoben sehen, welche er ohnehin noch nicht zu seinem Vortheil betreten hatte. Die gewohnten Begierden wachen indessen wieder auf. Der Tag vergeht unter ihrer Befriedigung. Die wohlthätige Nacht sieht ihn dafür schlaflos, und die Stunden der Ruhe werden ihm die Stunden seiner Geschäfte. Mode, Bedürfniß, und was weis ichs, was mehr? erwecken in ihm den Vorsatz, sich eine Gattin zu wählen. Er beschließt, er verwirft. Endlich bequemt er sich, das ihm immer schreklich gewesene Joch zu tragen, und seine Freyheit zu den Füßen des Hymen niederzulegen.

Und nun die künftige Gattin und Hausfrau und Mutter, welcher er das große Opfer bringt, das Opfer seiner Freyheit und aussereheliche Vergnügungen, die so vieler Entsagungen würdig gehaltene Braut dagegen gehalten! — Mag sie immerhin strikken und Netze weben, und französische Romane mit sibaritischem Witz und sotadischen Zoten ausstaffirt, lesen gelernt haben — eben dieses macht aus ihr eine unglükliche Mutter einer verderbteren Nachwelt. Beym Theetische, mit eingedrängtem Unterleibe, gepreßtem Busen und verpanzertem Rükgrade, war sie bisher, die mehrste Zeit über, auf einem Lehnstuhl angefesselt gewesen. Nur selten ward es ihr erlaubt, mit einigen Gespielinnen sich auf einem Spaziergange zur Schau zu tragen. Die Theile des Körpers, welche die Wohnung künftiger Menschen werden sollen, werden eingeängt und der Ausdehnung unfähig gemacht. Ihre schlaffen Eingeweide verlieren vollends ihren wahren Ton; schwach und ohne Spannung reizet sie die geringste Berührung. Ihre Säfte werden zähe, das rothe Blut eine schleimhafte Gallerte, ohne Lebenssaft und Farbe, ihre Glieder aus dem mit Mühe bereiteten

Nahrungssafte nur sparsam, und unzeitig ernährt. Absonderung und Ausleerung geht nur mit Beschwerde von statten, weil die Gefäße ihrer Schnellkraft beraubt sind. — Ueppige Bilder haben ihrer zur Entwikkelung jedes Bildes geneigten Einbildungskraft, Vorspiegelungen von dem künftigen Genuß gegeben, ihre Sinne, so schlaff die Werkzeuge derselben sind, erwarten mit Begierde die Erfüllung ihrer seligen Hoffnungen. Eine verdorbene Gefährtinn giebt ihr den verbotenen Vorgeschmak, und das wenige Feuer, welches sie vorhin belebte, erlischt vollends unter der Sättigung unreiner Begierden. — Doch wozu wollen wir diese Zeichnung vollenden? wir haben der Züge genug, um daraus die künftige Generation im Voraus erkennen zu können. Die niedrigern Stände machen nur, mit einem kleinen Theile, einige Ausnahme; mehrentheils wird jedes Mädchen in Berlin zur Dame, jede Mannsperson auf die oberzählte Weise erzogen, — liebenswürdige Ausnahme aus beiderley Geschlecht und verschiedenen Ständen, das versteht sich von selbst, abgerechnet.

Ein Paar jener Art ~~zettet~~ gattet sich denn endlich zusammen. Aus seinen kalten Umarmungen erwarten wir die Hoffnungen des Staats, die Bürger der kommenden Welt.

Würden wir nicht undankbar gegen die vortreflichsten allergeistigen Kräfte, gegen die Einbildungskraft, seyn, wenn wir nicht, ich möchte sagen, die Allgewalt ihrer Einflüsse auf die Zeugung, unter solchen Umständen bewunderten, verehrten? Wäre sie nicht anspornender, als die natürlichen Foderungen der beseelten Maschine; so würde diese Maschine höherer Art in die Klasse gewöhnlicher mechanischer Kunstwerke hinuntergesetzt werden, und ihr so wichtiges Vorrecht verlieren: durch die

die Vereinigung zwoer fast ganz gleicher Maschinen, ein neues Wesen ihrer Art, eine neue menschliche Maschine zu bilden, und in die Reihe der Wirklichkeiten zu setzen. Sie eben weckt die erstorbene Faser wieder auf; sie setzet die, nur matt ihren Kreisgang durchschleichende Säfte, in eine fieberhafte Bewegung.

So wenig hat man gemeiniglich Lust, die nicht geringe Wohlthat der Natur in Absicht dieses Geschenks zu erkennen; und doch würde man, in ganzen Ländern, einer von Menschen entblößten Welt, in der Zukunft entgegen sehen, wenn nicht, durch das Vermögen der Einbildungskraft, die Fortpflanzung beynahe in eben dem Grade befördert würde, als selbst durch die wirkliche Anreizung des Gefühls ihrer Kräfte in der mannbar gewordenen Natur. Denn es ist doch traurig, wenn man gewahr wird, wie alle die besten Kräfte der Jugend in großen Städten, und vorzüglich ganz vorzüglich, unter den Deutschen in Berlin, entweder der natürlichen Wollust, oder gar unnatürlichen und unerlaubten Begierden aufgeopfert werden. Selten nur ist es körperlicher Antrieb, welcher den Jüngling in die Arme einer Buhlerinn führt; es ist vielmehr das in seinen Adern schleichende Gift der Wollust, durch deren Befriedigung er oft seine Nachkommenschaft tödtet, und ein unglüklicher Räuber an seinen Zeitgenossen wird. Vielleicht hat dieser Anreiz dieselben physischen Ursachen, als der stärkere Hang zum andern Geschlecht bey Schwindsüchtigen.

Nehmen wir nun gar hinzu — was doch so oft, und bey Verheyratheten sogar, der Fall ist — daß jene unreinen Uebel, welche wir nach der aufgeklärtesten und liebenswürdigsten Nation, und gar zu undankbar benannt haben — Eingang in

die, ohnehin zur Verähnlichung eines Giftes von halb auflö≠senden, halb kalzinirender Art, geneigte Saftmasse gefunden haben: so wird der krankhafte Antrieb, welchen man mit dem vollen Gefühl der gesunden Stärke, so leicht und so gern zu verwechseln geneigt ist, selbst den üppigen Vorstellungen zu Hülfe kommen. Und hier ist es abermals, wo wir wiederum die Veranstaltung der Natur zu rühmen gedrungen werden, welche so grausame Uebel, als theils die Wollust, theils jene Krankheit sind, (deren Namen eine keusche Zunge ungern nennt, und ein keusches Ohr eben so ungern hört) doch zu dem Guten zu nutzen gewußt hat, daß sie eben durch das, so die Entvölkerung zu untergraben schien, ihr zuvorkommt. Denn allerdings ist es doch besser, verzärtelte Menschen, als gar keine zu zeugen, um so mehr, da wir schon lange von dem Gesetz unserer Vorfahren abgewichen sind, welches ein schwa≠ches und fehlerhaftes Kind des Lebens durchaus für unwerth erkannte.

Wenn wir es auch nicht durch die Erfahrung, diese große Lehrerinn, aus einer Reihe bestätigter Wahrnehmungen wüß≠ten, wie sehr bey einem verfeinerten, und durch den Aufwand ausgeartetem Volke, der Wirkungskreis der Einbildungskraft an seinem Gebiet im Umfange zugenommen habe: wenn wir nicht täglich, durch Geschichte allerley Art, erinnert würden, wie viel sie, besonders und vorzüglich bey dem schwächern Ge≠schlechte, in allen Zeiten, Lagen und Umständen auszurichten vermöge: so würden wir das Verhältniß derer Kinder, wel≠che jährlich in Berlin geboren werden, gegen die Anzahl der Einwohner für äußerst ungleich halten müssen. Die körperli≠chen Zeugungskräfte unserer Einwohner sind sicher nur schwach, und man muste daher auf die Einwirkung einer ungewöhnli≠

chen,

chen, unbekannten Ursache schließen. Und diese Ursache, scheint es mir, haben wir in der angegebenen gefunden. Wie viel sie überhaupt zu wirken vermögend sey, liegt zwar außer dem Gebiet dieser Untersuchung; allein die Art und Weise, wie ihre Wirkung so ausgebreitet, und für die Bevölkerung so heilsam geworden, verdient einige Aufmerksamkeit.

Dem Aufwande sey es also Dank, daß er, indem er das menschliche Geschlecht auf der Einen Seite untergräbt, ihm auf der andern neue belebende Quellen eröfnet. Wie sehr dieses durch die Speisen, welche der Aufwand so ganz verändert und verzärtelt hat, durch die neuen Getränke, welche durch ihn eingeführt worden, und vorzüglich durch die warmen bewerkstelliget ward; wie sehr eine gewisse Erschlaffung der festen Theile, eine Schärfe und doch auch Verschleimung der flüßigen durch eine solche Lebensart entstehen mußten; und wie sehr, nach allen Beobachtungen der Seelenforscher, unter solchen körperlichen Veränderungen, das Vermögen der Einbildungskraft anwachse, wollen wir hier nicht ausführen, sondern diese Untersuchung den Physiologen überlassen. Aber von den moralischen oder vielmehr geistigen Erscheinungen wollen wir einiges beyfügen. Stellen wir einen nordlichen Koloß immer vor die Bildsäulen, welche unsern Augen in Berlin fast überall begegnen; lassen wir ihn unsre Gemählde und Zeichnungen sehen; führen wir ihn in einen Konzertsaal, in das Schauspielhaus — und vergleichen wir denn den Eindruk dessen, was er sieht, was er hört, mit den Eindrükken, die es auf unsere Mitbürger macht: welcher Unterschied! Er geht entweder unempfindlich vorbey, vor Karrikatur sowohl, als vor Grazie; das schmelzende Adagio läßt ihn ohne Rührung; oder die Kunst des geübtesten Schauspielers wirkt in ihm die

Vor-

Vorstellung, er sey in einem bezauberten Pallaste; er verschlingt es mit ganz offnen, durstigen Sinnen; sein Blut empört sich, und geräth in eine wilde Begeisterung; die höchste Leidenschaft bemeistert sich seiner Seele; ein nie gekanntes Gefühl, wovon er nichts versteht, ergreift seine Augen, seine Ohren; alles, was er sieht, ist ihm, als ob ers nicht sähe, und doch sieht er nichts, außer dem Gegenstande, welcher ihn anzog; seine Ohren sind eben so verschlossen gegen alles, und nur von dem, was sie nie hörten, erschüttert; er ist wie die Spieler bey den Lichtern. Da wir überhaupt nicht gemacht sind, Einerley Stärke lange auszudauren, und kein menschliches Gehirnmark einen so hohen Grad von Anspannung lange aushalten kann: so erlöscht das Feuer nach und nach, und die Seele, welche nicht Raum genug hatte, alle die erste Vorstellungen zu fassen, verlieret sie endlich ganz. Nur selten behält sie Fähigkeit genug, diese Empfindungen zurükzurufen; mehrentheils dünkt es sie ein Traum, aus dem sie erwacht ist.

Wie so gar eine andere Folge bey uns, Einwohnern von Berlin! Wir sind, fast seit unsrer ersten Kindheit, gewöhnt an diese Vorstellungen, wiewohl nicht also, daß sie uns vertraulich genug würden, um allen Eindruk auf uns zu verlieren.

Denn die Erziehung beyder Geschlechter in Berlin beschäftiget sich allerdings insonderheit damit, ihnen diejenigen Künste beyzubringen, welche fast allein auf die Einbildungskraft wirken. Es geht ja mit allen Kräften der Seele, wie mit dem Vermögen des Körpers. Uebung, fortgesetztes Anstrengen wird zur Fertigkeit, die Fertigkeit durch ferneres Streben zur Gewohnheit. Zwar geht fast eine jede Kunst in

Berlin

Berlin nach Brode; aber darum, weil wir seltener ein vorzügliches, ein nationales Werk finden, verliert sich nicht der gewohnte Eindruk. — Dichtkunst und Musik machen in der Erziehung den Anfang. Ein Kind lallt Mutter, Schwester, Tanten und Ammen frühzeitig ein Lied nach, und sobald in der Folge seine Finger einige Stärke bekommen, muß es ein Instrument lernen. Nach und nach lehrt man es zeichnen: Blumen — Thiere — Menschen. Nun darf es nur einige Fertigkeit erlangt haben, so setzet es die abgelegenen Bruchstükke zusammen, und seine Phantasie bildet daraus ein Ganzes, welches seine Finger getreu nachbilden. Auf ein so empfängliches, und immer empfänglicher werdendes Gehirnmark, macht nun ein jeder äusserer Gegenstand Eindruk. Die Seele gewöhnt sich immer mehr daran, und da das ganze übrige diätetische Verhalten gewiß das Seinige dazu beyträgt, diese Empfänglichkeit zu erweitern: so kann es nicht anders kommen, als daß die Wirksamkeit auch immer mehr zunehmen muß. Der Seele ist ohnehin eigen, wenn ihre übrige Fähigkeiten unter solchen Umständen in eben dem Grade nicht zunehmen, und dieses ist in Berlin der Fall, einen neuen Eindruk mit einem vormals gehabten zu verwechseln. Die Krämpfe, zum Beyspiel, welche ein Milzsüchtiger erleidet, bringen ihn auf die Furcht, er werde erstikken. Eben so verwechselt die Seele ein erkünsteltes Vergnügen mit der wirklichen Empfindung — und wohl uns, wenn eine lachende Phantasie im Genuß eines jeden sinnlichen Vergnügens seinen Werth erhöhet! Wenn sie daher nicht hinzu träte, um, durch die Bildung eines nicht vorhandenen Reizes, durch die Entzündung einer Flamme in Nerven, wo nur kaum Ein empfängliches Theilchen von Zunder lodert, Ein Geschlecht zu dem andern hinzureissen: so würde dieses selige Gefühl gänzlich, und mit ihm die Welt er-

ster-

sterben, da es nun um so lebhafter wird. Denn das Sonderbare ist, daß ein auf solche Weise nur erkünsteltes Vergnügen ungleich angenehmer seyn soll, als die Empfindung auf den Anreiz des natürlichen Ueberflusses.

Die junge Frau giebt endlich Hoffnung, Mutter zu werden. So stolz sie mehrentheils darauf ist, und so viel Anspruch sie auch mit Recht auf unsere Achtung zu machen hat, da sie die Absicht der Natur erfüllet: so macht sie doch durch ihre geringe Sorgfalt für die Blume, deren Keim sie in ihren Schooß aufgenommen hat, ihrer wieder verlustig. Es wäre leicht, hier eine Menge von Fehlern zu rügen, wenn es nicht von andern praktischen Schriftstellern, theils so oft, theils immer ohne allen Erfolg geschehen wäre. In einem Zustande, welcher alle die in dem Schoosse enthaltene Werkzeuge, durch die Veranstaltung der Natur, ausdehnet, um dem kleinen Bewohner mehr Bequemlichkeit zu verschaffen; wo das Blut einen ungewohnten Gang zu nehmen gezwungen wird, und sich, aus Gefässen, in welchen es Widerstand findet, gegen die obern Theile zu anhäufet; wo alle Fibern mehr als gewöhnlich gespannt, und daher ganz ungewöhnliche Vorstellungen bewirkt werden; in welchen selbst die Bestandtheile des Blutes leiden, und in welchem der gewöhnliche Ausfluß seiner den weiblichen Kräften zu starken Menge gehemmt ist; in einem Zustande also, welcher selten, bey der gesundesten Frau, seine Periode ohne Beschwerden abläuft — was thut sie da, die künftige Mutter, zum Besten ihrer und ihrer Hoffnung? — Wir müssen antworten: — Sie entzieht sich, sobald sie nur einigen Anschein von Vermuthung sieht, den wenigen mit Leibesbewegung verknüpften Geschäften, welchen sie noch bis dahin vorstand, vollends, und ihre Säfte, welche doch einen ganz neuen Weg beschreiten müssen,

müssen, finden in den äussersten Gefässen itzt um so mehr Widerstand, je weniger einige tägliche Bewegung zu Hülfe kommt, die Kraft des Herzens zu verstärken. Je mehr Widerstand das Blut in denen untern Theilen, in welchen die Stokkung ist, findet, je mehr häufet es sich in obern an; beide verlieren die wahre Elastizität, und die Feder in den Oefnungen der kleinen sowohl als der großen Gefäße, wird so schlaff, daß sie den immer mehr andringenden Säften nicht Widerstand leisten können, daß sie nachgeben müssen. Nun darf sich nur eine Gelegenheit zeigen, so werden sie sich zu Blutflüssen, oder gar zu unzeitigen Geburten eröffnen. Diese befürchtete Gelegenheit ereignet sich bey dem allgemeinen Hange nach Vergnügungen um so eher; denn viel zu bequem, sich mit der ehrenvollen Bürde ihres Schooßes, einige Zeit in den erfrischenden und belebenden Quellen der Luft, unter sanften Bewegungen, aufzuhalten, verschließt sich die junge Frau in einem Kerker, welcher eben so klein ist, als der itzige Aufenthalt ihres künftigen Lieblings; es müste denn ein Ball sie herauslokken, auf welchem sie sich in Tänzen, welche Wirbel und Schwindel machen, herum drehet, und sich und Kind in eine betäubende Dröhnung versetzt. Der schwere Theil senkt sich früher hinab, als er sollte, und verursacht eine unzeitige, oder doch schwere Geburt. Diejenigen Theile, welche das edelste der kleinen Maschine enthalten, werden gedrängt; das weiche Mark, der Sitz der Empfindung und Vorstellungskraft, wird gedrükt, gequetscht; und wenn nicht Mutter und Kind allein, oder beyde zugleich, das Opfer der Bequemlichkeit und des Vorurtheils, oder ein Raub der Schmerzen werden: so wird doch die Anlage zur Kränklichkeit im Kinde, und der Verlust der besten Kräfte in der Mutter, dadurch veranlaßt.

Die

Die Erziehung geht nachmals auf dem gewöhnlichen Fusse fort. Eine unzeitige Sparsamkeit nährt sie mit geringer und untauglicher, aber wohlfeilen Kost, um gesättigten, kränklichen Gästen jährlich eine Tracht Speisen vorzusetzen, welche die Hälfte der Einnahme in sich enthalten, und die andere Hälfte auf modischen Hausrath, und eignen Putz zu verwenden. Und so zeuget und erzieht endlich eine verderbte und kränkliche Welt, eine noch mehr verderbte und ungesundere Nachwelt.

U.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

11te Woche.

Fortsetzung der Nachrichten vom Elsaß, und besonders von der Stadt Strasburg.

Wenn ein Fremder nach den Merkwürdigkeiten in Strasburg fragt, so reicht ihm der Lohnbediente eine elende Beschreibung in Versen hin, und wenn er sich an jemand anders wendet, so weis man ihm wenig mehr als das Münster und Moritzens Grabmal zu nennen. Ich habe mir besonders Mühe gegeben, während meines langen Aufenthalts in dieser Stadt, alles Merkwürdige aufzusuchen, und will deswegen ein kurzes Verzeichniß desselben hier einrükken.

Das Münster, Fundament, die Kirche und der Thurm.

An das Münster stößt das große Gebäude für das Seminarium, das noch nicht ganz fertig ist. Gegen über steht der bischöfliche Pallast, der zu Anfang dieses Jahrhunderts erbaut ist.

Unter die vorzüglichen Gebäude gehören der Pallast des Intendanten, des Kommendanten, der Zweybrükische und der Hanauische oder Darmstädtische Hof, und das neue Rathhaus, der neue Bau genannt.

Die Thomaskirche, wo verschiedne einbalsamirte Körper in einem Gewölbe, die Monumente des Marschalls von Sachsen und des berühmten Schöpflins zu sehen sind.

Die Citadelle, und der Hangar oder die Kriegswerkstätte, wo alles Kriegsgeräthe gemacht wird.

Gleich dabey die Rheinbrükke.

Das Zeughaus, in der Citadelle so wohl als in der Stadt, wo auch alles Schießgewehr sich findet.

Die Stükgießerey.

Die angenehmen Wälle der Stadt, die man in sieben Viertelstunden umgehen kann.

Die schönen Kasernen am Metzgerthor, bey der Finkmatt, und am Steinstraßerthor. Die erstere gehört ausschließlich dem Corps d'Artillerie.

Es sind hier verschiedene öffentliche und Pivatbibliotheken.

Die Stadt= und Universitätsbibliothek, mit welcher die Schöpflinische vereiniget ist, ob sie gleich neben jener in einem Saale besonders steht. Es ist dabey eine Sammlung von Alterthümern, von Münzen, und ein Vorrath von seltenen griechischen und lateinischen Handschriften. Insonderheit muß man sich die Prozeßakten vorweisen lassen, welche die erste Erfindung der Buchdrukkerey nach Strasburg versetzen, und Mentelins Bildniß, das in dem Schöpflinischen Büchersaale hängt.

Die Johanniterbibliothek, die seltene Stükke besitzt.

Die Bibliothek der bischöflichen Universität.

Die Bibliothek des Wilhelmitanerklosters, an theologischen Büchern reich.

Die Bibliothek des Herren Kriegskommissarius Brunk, wegen der schönen Ausgaben griechischer und lateinischer Autoren, die er sich ein Vergnügen macht, Kennern und Gelehrten zu zeigen.

Die Bibliothek des Herrn Prof. Spielmann, in der Medizin, Physik und Naturhistorie sehr zahlreich.

Eine

Eine Sammlung strasburgischer Alterthümer und Merkwürdigkeiten, samt einem vaterländischen Münz- und Medaillenkabinett, und einem Vorrath elsaßischer Aussichten, nach der Natur gezeichnet, bey Hrn. Silbermann, der in der Orgelmacherkunst Epoche macht.

Der botanische Garten, eine der reichsten Sammlungen in den seltensten Pflanzen, unter Herrn Prof. Spielmanns Aufsicht.

Es sind in Strasburg gute Anstalten für Arme und Kranke.

Der Stadthospital, darin Bürger und Fremde aufgenommen werden, mit einer besondern Stube für die Wöchnerinnen. Das Tollhaus ist schlecht, und muß bey jedem Fremden Mitleid erregen. Sehenswürdig ist das anatomische Theater, das an das Hospital angebaut ist. Der Stadtgeburtshelfer hängt nicht von der Universität, sondern unmittelbar von dem Magistrat ab.

Das Militärhospital, dessen Einrichtung vortreflich ist; die neue Ammenschule der Provinz steht unter dem zweeten Arzt dieses Hospitals.

Das Arbeitshaus, oder Raspelhaus.

Das Armenhaus.

Das Waisenhaus wo der Anfang zu einer öffentlichen Erziehungsanstalt, von Herrn Schweighäuser und Simon, unter der Aufsicht des Magistrats und auf Ansuchen der dasigen philantropischen Gesellschaft, gemacht worden ist.

Das Findlingshaus, dessen Einrichtung der Sorgfalt und Bemühung des königlichen Herrn Prätors d'Autigny ungemein viel Ehre bringt.

Das Blatterhaus für ansteckende Krankheiten.

Die französische und deutsche Komödie, der Broglio, und der große mit Bäumen besetzte Paradeplatz.

Liebhaber der Gemählde konnten sonst zwo Sammlungen, bey Herrn von Wormser, und Hr. v. Reichshoffer sehen: da aber beyde gestorben sind, so sollen sie verkauft werden. Bey Hrn. Mainot wird man schöne Stükke von guten Meistern, und bey Hrn. Walter schöne Handzeichnungen antreffen.

Herr Melling, ein guter Zeichner, hält eine Mahlerakademie und Zeichnungsschule.

Sehr ansehnlich ist die Naturaliensammlnng des Herrn Prof. Herrmann.

In physischen Instrumenten trifft man einen reichen Vorrath bey Hrn. Prof. Schurer an.

Herr Baron von Dietrich hat eine große Sammlung von Mineralien. Schöne grüne Bleystufen und andere seltene Stükke sind in der Mineraliensammlung des Hrn. d'Autigny.

Künste und Handwerker sind in Strasburg in großen Flor. Man kennt ihre geschikte Gold- und Silberarbeiter und ihre vorzüglich gute Vergulduug.

Herr Bär hat einen silbernen Kelch von getriebener Arbeit verfertiget, der ein Meisterstük ist. Er hat ihn der Akademie in Paris vorgezeigt, und große Lobsprüche erhalten. Es sind über hundert Figuren darauf, zum Theil so fein gemacht, daß man sie durch ein Vergrößerungsglas betrachten muß; und die ganze Arbeit ist von innen heraus geschlagen.

Herr Traiteur, ein Petschaftstecher, hat dem Münsterthurm in Silber ins Kleine verfertigt.

Herr Bertois, ein geschikter Schlossermeister, hat das Chorgitter im Münster, und die Zeichnungen zu zwey Denkmälern

lern gemacht, davon das eine die Prinzeßin von Hessen-Rothenburg in dem Münster, und das andere den Schöpflin in der Thomaskirche verewigen soll. Unter seiner Aufsicht und in seiner Werkstätte sind auch beyde verfertiget worden.

Herr Boutor, der Stadtbaumeister, hat den Plan und die Verfertigung des Denkmals des Marschalls du Boury besorgt, das in der jungen St. Peterskirche aufgerichtet worden.

Herr Guerin, Vater, gräbt sehr fein in Metalle. Er hat vor zwey Jahren eine schöne Schaumünze für die Mahlerakademie, auf Kosten des Hrn. d'Aubigny, gemacht. Sein älterer Sohn ist ein geschikter Zeichner und Kupferstecher; er hält sich in Paris auf.

Der berühmte Hofminiaturmahler, Herr Weiler in Paris, ist auch aus Strasburg.

Herr Makrander, ein geschikter Petschaftstecher, darf seine Arbeit neben des berühmten Samson seiner in Basel zeigen.

Man kennt in Deutschland die Kunst der Silbermänner in Verfertigung der Flügel, der Piano forte und der Orgeln. Es sind zween Brüder in Strasburg, davon der ältere, von dem ich weiter oben gesprochen, nichts wie Orgeln, und der jüngere hingegen nichts als Flügel und Piano forte macht.

Ein einnehmender Klavizinist ist Herr Hepp, der einen Silbermännischen Flügel mit ein besonderes Pedal en Piano forte besitzt, wozu er eigne Musik komponirt hat.

Schöne Wagen nach dem neuesten Pariser Geschmakke, und mit dem feinsten Lak, sieht man in Menge in Hrn. Günserods Wagenhaus.

Herr Hannon hat eine bekannte Fayenzenfabrike. Er besitzt die Kunst die Farben, vorzüglich die Grüne, besonders

lebhaft aufzutragen, und seine Fayenze ist so schön, daß man sie an manchen Orten dem Porzellain vorzieht.

Eine Gaze- und Bandfabrike.

Eine Fabrike von italienischen Blumen.

Mehr als sechs und dreyßig Tobaksfabriken.

Eine Inschlittlichterfabrike.

Eine Fabrike von papiernen Tapeten.

Viele Puder- und Ammlungmacher, die einen Theil von Deutschland mit dieser Waare versehen.

Viele Wollenweber machen Tücher, wie die aus Dauphine.

Eine Menge Roth- und Weisgerber machen gutes Leder, das stark abgeht.

Einige Fabriken für Nähefaden, Filosche und Stikkereyen.

Eine Galonenfabrike.

Eine Tobaksfabrike.

Viele Sailer.

Brandtweinbrennereyen, deren Brandtwein den französischen an Stärke übertrift.

Die königliche Stuterey besteht etwa aus 120 Hengsten die jährlich auf das Land vertheilt werden, um die Pferdart im Elsaß zu verbessern. Die königliche Reitschule ist damit verbunden worden.

Die Reitschule und der Fechtsaal sollen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von der Universität abgehangen haben.

Die gedekten Brükken, wo die Gefängnisse der Stadt und auch die Kriegsgefängnisse sind, die unter dem Namen des Pontkouvert bekannt sind.

Eine Mühle innerhalb der Vestungswerke, am Weißenhurmsthor, die acht Gänge hat.

Ein

Ein Gesundbrunnen in den Vestungswerken an eben demselben Thor, der aber nicht gebraucht wird.

Der Contade, ein unter dem Herrn Prätor Gayot neuangelegter Spatziergang, der unter dem jetzigen Herrn Prätor d'Autigny sehr vergrößert und täglich verschönert wird. Er trägt den Namen des Kommendanten der Provinz.

Der Garten des Herrn Marschalls von Contade, isle de Jar genannt.

Die Ruprechtsthau, ein mit großen Linden besetzter Platz an der Ill, nicht weit vom eben genannten Garten. Eine schnurgerade, mit vier Reihen italienscher Pappelbäume besetzte Chaussée führt aus der Stadt dahin. Zur Linken steht ein Gasthof, der, weil er zugleich den Wasserzoll erhebt, diesen Namen trägt. Hier kann man insonderheit an Sonn- und Festtagen eine Menge kleiner Schiffchen aus der Stadt anfahren sehen, mit Leuten allerley Standes, die unter den grünen Bäumen, wie man es nennt, spatzieren gehen, oder im Wasserzoll Kollation halten, oder den Tänzern zusehen. Wo sich die Alleen endigen, fangen die Lusthäuser an, die meist Bürgern aus der Stadt gehören. Auf der andern Seite der Ill sieht man auf einer Anhöhe die drey Dörfer Schiltigheim, Bischheim und Höhnheim, nahe beysammen liegen, davon das erste wegen der hübschen Mädchen, die des Morgens Milch auf dem Kopfe nach der Stadt tragen, bekannt ist und von Einheimischen und Fremden stark besucht wird. In Bischheim haben die Juden eine Synagoge.

Wenn man der Ill nachgeht, so trift man eine Stunde von der Stadt, den Engländischen Hof an, der von einen Engeländer soll erbaut worden seyn. Er besteht aus einem schö-

nen Gebäude, großen Garten und schönen Spatziergängen am Wasser hin.

Vor dem Metzgerthor sind auch doppelte Lindenalleen bis an die Rheinbrükke. Man weis, daß derselben zwey sind, die mittelst einer Insel zusammenhängen, auf welcher die österreichische Prinzeßin Antoinette an Frankreich übergeben worden ist. Zur Rechten der Chaussée ist ein Wirthshaus, die Faschinade genannt, mitten in einem Weidenwald, der Alleenweis am Rhein hingepflanzt ist; wo man gute Rheinkarpen essen kann.

Vor demselben Metzgerthor ist das Poligone, wo sich die Artilleristen des Sommers dreymal die Woche über im Schießen üben; einige schattigte Spatziergänge, die königliche Segel und Leinwandfabrike, und die Metzgerau, wo die Truppen der Besatzung ihre jährliche große Kriegsübung halten.

Neben dieser Ebne läuft die Chaussée nach Illkirch vorbey, wo Herr de la Galaizieres, der Intendant der Provinz ein Landgut hat. Nicht weit davon ist Grafenstaden an der Ill, wo ein guter Gasthof ist, dahin öfters Lustparthien gemacht werden; ein kleines Lustwäldchen an der Ill, macht diesen Ort zum Spatzierengehen angenehm.

Gegen Abend zu, vor dem Weisenthurmthore ist der königliche Kanal, den Ludwig der XIVte hat graben lassen, um die Materialien zum Vestungsbau herbey zu führen. Er ist vier Stunden lang, und läuft bey Wolfsheim vorbey, wo die Reformirten ihre Kirche haben, und bey Esbolsheim, wo ein angenehmer Wald ist. Sein Anfang ist bey Sulz oder Sulzbad,

bad, das mehr zum Vergnügen als Krankheitshalber besucht wird. Des Sonntags wird hier stark getanzt.

In der Nachbarschaft von diesem Bad liegt Molzheim, ein bischöfliches Städtchen, mit einem schönen Kartheuserkloster. Zur Linken liegt Dorlisheim, der Hauptort eines Stadtamts, wo die Strasburger eine große Anzahl Landhäuser haben, in welchen sie gewöhnlich den Herbst zubringen. Ein sehr angenehmer Weg führt nach Mutzig, wo ein bischöfliches Schloß ist. Diese ganze Gegend ist sehr Malerisch.

Etwas weiter von der Stadt gegen Mittag zu, ist der Flekken Barr, der Hauptort eines Stadtamts, wo guter Wein wächst, mit welchem starker Handel getrieben wird. Im Jahr 1779 hat man in diesem Banne über 80,000 Ohm gemacht. An Barr liegt der berühmte Odilienberg, worauf ein Kloster steht, dahin viele Wallfahrten geschehen. Die Aussicht von diesem Berge ist vortreflich. Man sieht beynahe das ganze Elsaß, und einen Theil von Deutschland, rings um mit Gebirgen umgeben, und den Rhein mitten durch die Ebene fließen. Die Römer hatten hier eine Schanze, daher man noch hier und da römische Alterthümer findet. Ich höre, daß Hr. Silbermann eine Beschreibung dieses Berges mit Kupfern herausgeben wird.

Auf dem Wege nach Paris sind auf den Klökelsberg viele Dörfer, die sich vom Weinwachse nähren. Drey Stunden von der Stadt ist Prumal, wo die sächsische Prinzeßin Christine residirt.

Königlich ist Morizens Grabmal in Strasburg; ein Meisterstük der Kunst, eines großen Mannes würdig. — Dies

hindert nicht, daß man nicht vieles an diesem Denkmal zu tadeln finde. Dem einen ist des Marschalls Statur zu klein, nicht kolosisch genung, zu sehr dem lebenden Marschall ähnlich. Ein anderer mißbilligt die Proportion in der Form des Herkules, und findet die Füße zu wenig herkulisch. Ein anderer bedauret den Sprung, den der Marschall über den Dekkel des Sarges machen muß. Einem andern mißfallen die Siegeszeichen; und noch andere tadeln die Inschrift, die doch die königliche Akademie der Inschriften soll gebilliget haben. Ein wichtiger Vorwurf betrifft die Erfindung. Der Tod ist unter der Gestalt eines verschleyerten Todtengerips vorgestellt, ganz unpoetisch. Wer stellt je die Liebe unter der Gestalt der Wirkung der Liebe vor? Man mahlt einen Liebesgott, einen Engel. So ist die poetische Vorstellung des Todes nicht ein Skelett, die Wirkung des Todes, sondern ein Todesengel. Die gewöhnliche Vorstellung des Todes bey den Alten war ein Genius. Der handelnde, in die Gruft rufende Tod, kann nie ein unthätiges moderndes Gerippe seyn: der Geist allein giebt Leben.

Von demselben Pigal stehen schöne Stükke in Paris im Condeischen Pallast, in Marly und anderwärts.

Es ist beynahe keine beträchtliche Stadt in Frankreich, die nicht ihr beständiges Theater hätte. Ich will nur einige davon nennen: Mez, Nancy, Lion, Marseille, Nismes, Tousluse, Bordeaux, la Rochelle, Nantes, Rouen, Besanzon.

Das beste nach dem Pariser ist wohl das in Lion. Das Strasburger mag unter den Provinzialschaubühnen den zweeten Platz einnehmen. Die Operetten werden recht gut gegeben. Die Mad. la Haye ist eine der besten Sängerinnen, und

reußirt

treußirt besonders in naiven Rollen, wie z. B. in Zemire und Azor, im Magnifique, wo sie die Rosenskene vortreflich spielt. L'enfant de Zemora ist in Strasburg fast besser gegeben worden als in Parjs.

Es geschieht bisweilen, daß auf diesem Theater ganz neue Stükke gegeben werden, die noch nirgend bekannt sind. Unter diese Zahl gehört la Vestale, eine Komödie; la Nuit, eine Operette aus dem Italienischen, u. a. Auch die pariser Vorstellungen werden hier am geschwindesten wiederholt.

Alle Offizier müssen sich in die Komödie für das ganze Jahr aboniren, oder vielmehr das ganze Regiment abonirt sich für alle seine Offiziers, und zieht es ihnen von ihrem Solde ab, sie mögen nun in Strasburg selbst, oder in Urlaub seyn. Es wird jedem Offizier ohngefähr 4 Livres 10 Sous des Monaths kosten. Die Abonnemens suspendus bezahlen sie jedesmal, wenn sie dieselbe besuchen wollen, mit 24 Sous.

Der Preis des monathlichen Abonnements ist weit geringer, als in andern französischen Städten, vielleicht ein Beweis, daß der Hang zu diesen Zeitvertreib in Strasburg noch nicht so stark ist, weil man die Leute durch diesen niedern Preis anlokken muß. Eine Frauensperson bezahlt nur 6 Livres, und eine Mannsperson 12 Livres. Eine Loge kostet 60 Livres, des Monaths zu vier Personen.

Der Ton in Gesellschaften ist in Strasburg sehr verschieden. In den ersten Häusern ist er ganz französisch, nach dem Tone der Hauptstadt gestimmt. Die großen Assembleen sind, wie man weiß, ziemlich langweilig. Man kommt nur aus Pflicht und Gewohnheit zusammen, und beschäftigt sich bloß mit

mit Vergleichung des Geschmaks im Anzuge und Kleidung, und mit Spielen.

In der mittlern Klasse kennt man diesen Ton noch nicht, und man wird sich alle Mühe geben, um ihn noch lange zu entfernen. Munterer Scherz, Nachsicht, Gefälligkeit, ohne Zwang, oder hohe frostige Etikette. —

Bey den Vornehmen ist die strenge Französische Sittenaufsicht über das unverehlichte Frauenzimmer eingeführt. Sie dürfen keinen Schritt thun, ohne von ihrer Mutter, oder sonst einer verheiratheten Frauensperson begleitet zu seyn.

Alle Gesellschaften sind aus beyden Geschlechtern gemischt. Wenn sie aus wenig Personen bestehen, insonderheit wenn eine oder zwo Frauenspersonen mit mehrern Mannspersonen sind, so wird nicht gespielt: so bald aber die Anzahl der erstern zunimmt, werden Karten ausgetheilt. Der Preis der Spiele ist sehr geringe.

Fremde werden gut aufgenommen: doch macht die Menge der Fremden, daß man nicht gegen alle gleich zuvorkommend ist. Besondere Empfehlungsschreiben, noch mehr aber ein gefälliges, freundschaftliches Betragen, das gute Eigenschaften verräth, öfnen den Fremden auch die kleinere Gesellschaften, wo das Vergnügen weder auf einer Karte, noch in Schüsseln und Flaschen ruht.

Im Ganzen sind die Sitten hier sehr verdorben. Doch bey weiten nicht wie in Lyon, Marseille, Bourdeaux u. s. f. und nicht mehr, als in verschiedenen deutschen nicht so großen und volkreichen Städten. Die meiste Tugend wird in dem Mittelstand angetroffen, wo weder Interesse noch Ehrgeiz Bedürfniß

dürfniß ist, und wo den Moden, die die Sitten unmittelbar betreffen, nur von weitem gefolgt wird.

Die Frauenzimmer kleiden sich mit Geschmak, aber nicht prächtig. Man sieht hier wenig Brillianten. Die sogenannte Strasburger Tracht fängt an stark aus der Mode zu kommen. Der Kopf-Auffsatz ist eben nicht das schönste daran, sondern die Korsetten, wie sie es nennen, die den vortheilhaften Wuchs vortreflich zeigen, in dem sie auf allen Seiten ganz glatt an der Schnürbrust anliegen: aber eine übel verstandne Neurungssucht ist schuld, daß diese schöne und vorheilhafte Kleidung ganz abkömmt. Die unklugen Mädchen ziehen nun so genannte Manteletten mit großen Falten auf dem Rükken vor, die der französischen Negligee-Kleidung nahe kommen, und nicht einmal das bequeme vor sich haben.

Die Erziehung der Mädchen ist hier weniger versäumt als an vielen andern Orten, vielleicht verfällt man schon in den entgegen gesetzten Fehler, und läßt den Mädchen zu viel Unnöthiges lernen. Auch gemeine Bürgerstöchter lesen Romanen, spielen Klavier, und zeichnen und tanzen. Diese Beschäftigung nähren die Eitelkeit und Zerstreuung, und verlöschen den Geschmak an Haushaltung, das doch bey einer Bürgersfrau, — und warum nicht auch in höhern Ständen? — eine Nothwendigkeit ist. Ueber das möchte auch mehr auf Kultur des Geistes, als Verbesserung des Herzens verwendet, und ein empfindsames, weiches, weinerliches Herz, so ganz ohne Untersuchung, für ein gutes angenommen werden.

Die Erziehung der Fräulein und der französischen Frauenzimmer soll nicht ganz auf dieselbe Art eingerichtet seyn, sondern

dern mehr Sorgfalt auf das Aeußerliche, auf Putz und Tanz und etwa Musik verwendet werden.

Den Officieren der Garnison wird in kein Bürgershaus der Zutritt verstattet. Man fürchtet die üblen Nachreden.

Jedermann ist sehr zur Lustbarkeit geneigt. Man tanzt das ganze Jahr hindurch, und in Carnavalszeit sind oft mehrere Bälle, Pikkeniks, Redouten, u. s. w. Auf einen Tag den ganzen Sommer über wird vor jedem Thore alle Sonn- und Feyertage getanzt.

Der gemeine Handwerksmann ist munter und arbeitsam, und hat den Ruf der Ehrlichkeit. Er ist nicht erfinderisch, aber ein guter fleißiger Nachahmer. Viele pariser Modehändler schikken ihre neuen Modezeichnungen nach Strasburg, und lassen auf ihre Rechnung darnach arbeiten. Es ist bekannt daß die Wagen, die man in Strasburg verfertigt, nach dem neuesten parisischen Geschmakke, und um einen viel billigern Preis gemacht werden. Halb Deutschland und die Schweiz werden von Strasburg aus mit Schuhen versehen, und in Frankreich wird die Verguldung der strasburgschen Goldarbeiten vorgezogen.

Ich habe in dieser Stadt bey einigen eine Art Modekrankheit angetroffen, die mich nicht wenig in Verwunderung gesetzt hat. Ich weiß wohl, daß vor Zeiten jedes Frauenzimmer, das Lebensart hatte, und auf den Ton seyn wollte, über vapeurs klagte. Ich erinnre mich auch eines Zeitpunkts, da eine große Anzahl unserer deutschen Frauenspersonen hypochondrisch war: aber nie hätte ich vermuthet, daß die Unverdaulichkeit

so

so sehr Mode werden könnte, daß auch Personen, die wohl verdauen, diese Krankheit statt einer andern vorschützen. Die Arzneykunst war schon lange der Mode unterworfen, und die Heilungsart folgte ihren Strom; nun sind es auch die Krankheiten. —

Ein Nationalunterschied zwischen dem größten Theil der deutschen und französischen Nation besteht darinn, daß bey jener das schöne Geschlecht so gut gesund seyn darf, als das männliche; aber in Paris wäre es unschiklich, fast mögte ich sagen eine Unsittlichkeit, wenn eine Frau vom Stande oder von der großen Welt, gesund wäre; das ist so baurisch, so kleinstätisch. Unpäßlichkeit giebt den Personen ein schmachtendes Ansehen ein air de langueur, und gehört zu der Weiberkoketterie sowohl als die Schminke. —

Man hüte sich also wohl, einer Pariserinn zu ihrem gesunden Aussehen Glük zu wünschen, das wäre sich schlecht empfohlen. Ein Pariser bedauret sie wegen des Kopfwehes — das sie nicht hat — und wenn ja ihre Gesundheit nicht verläugnet werden kann, so sagt sie wohl selbst mit Wehmuth: Jai aujourd'hui une santé indécente! — auch ist Paris das Paradies der Aerzte!

Der Hauptgegenstand des strasburgschen Handels ist der rohe und der verarbeitete Tobak.

Im Jahr 1729 sind in dem Kaufhaus 45,000 Centner Tobak abgewogen worden. Ein Drittheil davon ist in Blättern nach Helvetien, Italien, und in die Grafschaft Burgund geführt worden. Dreyßig tausend Centner sind in Strasburg verarbeitet worden, und mögen etwa 500,000 Livres abgeworfen haben.

Aber

Aber dieser einträgliche Handel hat einen starken Stoß, durch die Deklaration von 4ten May 1749, gelitten: im Jahr 1774 ist es aber wieder abgeändert worden. Ich will aus diesem Arret, das ich vor mir habe, den vorigen und itzigen Zustand des Tobakshandels in Strasburg erläutern.

Durch eine königliche Deklaration, vom 1ten August 1721 ist das Privilegium des ausschließlichen Tobakverkaufs in ganz Frankreich wieder hergestllt worden. Die Grafschaft Burgund, Artois, Hennegau, das Land Cambrasis, Flandern und Elsaß wurden ausgenommen: doch mit der Bedingung, daß in diesen Provinzen in einer Entfernung von drey Meilen von den Gränzen der Provinzen die nicht ausgenommen sind, kein Tobak gepflanzt, und keine Niederlagen und Magazine von Tobak sollten gehalten werden, um den Schleichhandel zum Nachtheil des Privilegiums, zu verhindern. Ja es wurde sogar, aus derselben Besorgniß, jedem Hausvater innerhalb den drey Meilen, verbothen, mehr als zwey Pfund Tobak des Monaths zu brauchen, und vorräthig zu haben.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Drukfehler.

Seite 152. Lin. 19. lies: gattet statt: zottet.
— 156. — 9. lies: Spieler bey dem Lichtwer statt: Spieler bey den Lichtern.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten
12te Woche.

Proben rabbinischer Weisheit.

I.

Traue deiner Tugend nicht, sprechen die weisen Lehrer der Mischna, bis in deinen Tod. Ein frommer Mann, dessen Namen zu nennen sich nicht geziemet, tadelte diesen Ausdruk, und sezte dafür: Traue deiner Tugend nicht, bis in dein hohes Alter. Denn, sprach er: ich bin jetzt nur auf der Schwelle des Alters, und schon troze ich allen Versuchungen. Seine weisere Ehefrau nahm sich vor, ihm diesen Heiligkeitsstolz zu benehmen. Als er einst aus dem Hause gieng, kleidete sie sich wie eine Buhlerin, bedekte ihr Angesicht, schlich ihm nach, und es gelang ihr unerkannt, den Frommen zur Wollust zu verführen. Er kam voller Betrübniß nach Hause: ich Elender! ich bin verloren! ich habe vor dem Herrn gesündinget. Du bist nicht verloren, sprach sie, mein Lieber! du hast nicht gesündiget. Ich, deine Ehefrau war es, die dich verführet. Aber künftig traue deiner Tugend nicht, bis in deinen Tod.

II.

R. Aboha sandte seinen Sohn von Cesarea auf die hohe Schule zu Tyberias. Man sagte ihm: dein Sohn übt Werke der Gottseeligkeit aus; er hilft Todte begraben. Wie? lies er ihm entbieten; sind etwa keine Gräber in Cesarea, daß ich

dich deswegen nach Tyberias geschikt hätte? Lerne vorher, was gottseelig sey, und alsdenn übe es aus!

III.

— Einst war theure Zeit. Die Weisen trugen dem R. Akiba nebst einem andern aus ihrem Mittel auf, für das Armuth Almosen zu sammeln. Sie giengen zuerst in das Haus eines Reichen, der den Namen des Mildthätigen hatte. Auf der Schwelle horchten sie, wie er seinem Diener Befehl gab: bring mir Kräuter und Gemüse vom Markte: nicht von den frischen, sondern von denen, die etwas welk sind. Diese pflegen wohlfeiler zu seyn. Der Geitzhals! sprach R. Akiba; von diesem ist wohl nicht viel Gutes zu hoffen. Sie schlichen davon, sammelten in der ganzen Stadt, und kamen zuletzt auch zu ihm. Man pflegt mich sonst nicht der Letzte seyn zu lassen, sprach der Gutthätige, den man um Almosen anspricht. Sie gestanden ihm, daß sie der Auftrag abgeschreckt, den er seinem Bedienten gegeben. Ihr wisset wohl, antwortete er, was ich meinem Diener, aber nicht was ich meiner Frau befohlen. Gehet indessen hin, und saget ihr in meinem Namen, daß sie euch ein Maaß voll Denare gebe. Sie kamen zu ihr, und sagten ihr den Befehl ihres Mannes. „Soll das Maaß gehäuft, „oder gestrichen seyn?“ fragte sie. Darüber hat er sich nicht erklärt. „Gut! erwiederte sie; so gebe ich euch ein gehäuf„tes Maaß, und wenn der Mann nicht zufrieden ist, mag er „mir den Unterschied von meinem Heyrathsgute abziehen.“ Der Mann hörte es, und verdoppelte ihr Heyrathsgut.

IV.

Eben dieser R. Akiba war ein blutarmer Mann. Im strengsten Winter lag er mit seiner Frau im Stroh. Des Morgens

Morgens klaubte er die Enden aus ihrem Haare, die sich darin festgesetzt hatten. Da hörten sie eine Stimme vor der Thüre klagen: Ach Rabbi! meine Frau ist so eben niedergekommen, und sie liegt auf der harten Erde. Hier, meine Liebe! rief R. Akiba, sind Menschen, die das Stroh nöthiger brauchen, als wir. Nimm hin, mein Freund! Gott wird es uns nicht mangeln lassen.

V.

Ein armer Blinder kam in die Stadt, setzte sich vor dem Eingange der Lehrschule, Almosen zu sammeln. R. Elieser, Sohn Jakobs, setzte sich ihm zu Füßen, damit die Gemeine urtheile, wie verehrungswürdig der Mann sey, den R. Elieser den Vorsitz einräumet. Der Mann sammelte einen ungewöhnlich reichlichen Beytrag. Er verwunderte sich darüber, und als man ihm die Ursache zu erkennen gab, sprach er: „Mein Herr und Lehrer! Du hast einem Sichtbaren, der „nicht sehen kann, Gutes erzeigt: Der Unsichtbare, der alles „siehet, belohne dich dafür."

VI.

R. Simon Sohn Schetachs trug Flachs zu Markte, und ernährte sich damit. Seine Schüler sprachen: Rabbi! die Arbeit wird dir zu sauer, wir wollen dir ein Pferd kaufen, das die Last trage. Sie kauften ihm eins von einem Araber, und fanden ein kostbares Kleinod im Zeuge. Sie kamen voller Freude, und sprachen zu ihm: nunmehr kannst du ganz gemächlich leben. Wie so? fragte er. Sie zeigten ihm das Kleinod, das sie gefunden. „Wußte der Araber davon?" — Nein! sprachen sie. „So bringet ihm seinen Schatz zurük," sprach der Rabbi. Die Schüler zögerten noch. Wie? sprach der Rabbi, glaubt ihr, Simon Sohn Schetachs halte den

Reichthum für das höchste Gut? Wenn er machen kann, daß der Araber spreche: Gelobet sey der ewige Gott Israels! so schätzt er dieses höher, als alle Reichthümer dieser Welt.

VII.

R. Tarphon, der selten seine Lehr- und Gerichtshalle zu verlassen pflegte, ergieng sich einst in seinem Weinberge, fand einen Vorrath von gestampften Feigen, und ließ sich solche wohlschmekken. Die Arbeiter trafen ihn, sahen ihn für einen Fremden an, und zerschlugen ihn mit derben Prügeln. Als er es nicht mehr aushalten konnte, rief er: Lieben Leute! Saget doch in dem Hause Tarphons, daß man ihm Sterbekleider bereite. Seine Leute prügeln ihn zu Tode. Sie erschraken, fielen auf ihr Angesicht, und baten um Vergebung. Ich schwöre es euch, antwortete R. Tarphon, bey jedem Streiche, den ich fühlte, waren alle vorigen schon vergeben. Was mich aber kränkt, ist dieses, daß ich mich meines Ansehns habe bedienen müssen, der Lebensgefahr zu entkommen.

VIII.

Ich saß in meiner Thüre, erzählt R. Berachiah, und sah einen Wandrer im schlagigten Wetter, ganz abgemattet, den Fußsteig herauf kommen. Ich nahm ihn zu mir herein, daß er seine Kleider trokkene und sich ausruhe. Als er sich etwas erholt hatte, wollte ich mich mit ihm in Unterredung einlassen; allein er schien weder von göttlichen, noch von menschlichen Dingen, den mindesten Begriff zu haben. Auf alle meine Fragen gab er entweder gar keine, oder sehr einfältige Antworten. Der verdient wohl nicht besser, als ein Haushund gehalten zu werden, dachte ich: denn so lehren unsere Weisen: eine menschliche Gestalt, in welcher Gott nicht durch einen

Stral

Stral der Weißheit seine heilige Residenz zu erkennen giebt, ist dem Viehe des Feldes gleich zu achten. Ich zeigte ihm seine Stätte hinter der Thüre, wo er neben meinem treuen Wächter essen und schlafen könnte. Des Morgens, als ich mein Gebet verrichtete, sahe ich, daß er lachte. Ich verachtete ihn zu sehr, um mich zu entrüsten. Allein er kam zu mir heran, und sprach: ich muß lachen, Freund! denn, wie ich sehe, rufst du den ewigen Gott an, und bist doch so weit von seinen Wegen entfernt. Als der Ewige den ersten Menschen hervorbringen wollte, erschuf er vorher alles, was zu seinem Unterhalte und zu seinem Vergnügen dienen konnte. Alsdenn führte er seinen menschlichen Gast zur vollen Tafel, zu einem herrlich bereiteten Mahle; ohne darauf zu sehen, daß der Mensch gar bald sich seiner Gnade unwürdig, und dem Viehe gleich machen werde. Ich stand voller Erstaunen und Beschämung, wie ein lebloser Stein. Nichts scheint mir ungereimter, fuhr mein göttlicher Gast fort, als den Ewigen anbeten, und sein Ebenbild verachten. Ich fühlte es, daß ich verdient hatte, dort an seiner Stelle zu liegen. O Mann Gottes! rief ich, du bist ein Engel, den der Herr gesendet, mich von meiner Thorheit zu heilen.

IX.

Als Satan den Vater Noah die erste Rebe pflanzen sahe, schlug er sich in die Hände vor Freuden, und sprach: Glük zu, Freund! diese Pflanze wird uns Frommen bringen. Um sie zu pflegen, schlachtete er zuerst ein Lamm, hierauf einen Löwen, sodenn einen Tyger, eine Sau, und endlich einen Affen, und tränkte sie mit dem Blute. Daher erlanget der Trinker nach und nach alle Eigenschaften dieser Thiere. Mit des Lammes Unschuld fängt er an; trinkt sich den Muth eines Löwen; wird durch unmäßigen Gebrauch grimmig, wie ein Tyger; unflä-

thig wie die Sau, und am Ende poßierlich und zum Gelächter, wie der Affe.

X.

Als Moses mit dem Glanze der Herrlichkeit Gottes das Gesetz geschrieben hatte, blieb ein kleiner Rest in der Feder zurük. Diesen strich er an sein Haupt ab, und davon ward es stralend.

XI.

Bezalel, Ahlieab und die übrigen Künstler hatten die Stiftshütte und die heiligen Geräthe zum Gottesdienste verfertiget. Die Israelen kamen die Kunststükke zu besehen, und ergözten sich an ihrer Schönheit, die alle Erwartung übertraf. Einige unter ihnen ließen sich dabey verlauten: „Was „hat nun aber Moses, der weise Gesetzgeber, hiezu beygetra„gen? — Die Materie haben wir hergegeben, und die Form „ist von weisen Künstlern hinein gebracht worden. Wahrlich, „Anordnen und Befehlen giebt kein sonderliches Verdienst!“ Man trug die Stükke zusammen, und nun war das Volk ungeduldig, die Hütte aufgerichtet, und die Geräthe jedes an seinen Ort gestellt zu sehen. Die Vorwitzigsten unter ihnen machten selbst einige Versuche, die Theile zusammen zu ordnen, aber vergebens. Sie baten die Künstler darum; allein jeder war nur mit seiner Arbeit bekannt, und niemand wuste aus den mannigfaltigen Theilen das Ganze aufzustellen. Als ihnen alle Versuche mislangen, erschien Moses, fügte Theil an Theil, mit der Ueberlegenheit des großen anordnenden Geistes, und in wenigen Stunden stand es da, das herrliche Ganze, in seiner erhabenen Schönheit. — Da erkannten alle den Vorzug des Gesetzgebers in Ganzen vor den Ausführer im Kleinen.

Nach=

Nachrichten vom Elsaß, und besonders von der Stadt Strasburg.

Beschluß.

Eine andere Deklaration vom 4ten May 1749 ging noch weiter und forderte von jedem Pfund fremden Tobaks, wenn er nicht für die Generalpachtung bestimmt war, 30 Sols, bey seiner Einfuhr in das Reich, ohne Ausnahme einiger Provinzen.

Durch dieses Gesetz solle der Verkauf des amerikanischen Tobaks aus den französischen Kolonien befördert, und verhindert werden, daß kein Gold für fremden Tobak aus dem Lande gienge, ehe man von dem Absatze des einheimischen Tobaks versichert war. Hauptsächlich aber schien es dahin abgesehen zu seyn, alle Provinzen nach und nach unter die Ferme zu ziehen, und ihre Einkünfte zu vermehren.

Für das Elsaß hatte aber diese Verordnung die schädlichsten Folgen. Denn es verlohr nicht nur den Speditionshandel, weil sich die Fuhrleute dem beschwerlichen Durchsuchen, und der Weitläuftigkeit der acquis à Caution nicht unterwerfen wollten, und lieber ihren Weg an dem rechten Ufer des Rheins nahmen, wodurch insonderheit Strasburg an Provisionen, Zehrung der Menschen und Pferde, und Verkauf einer Menge anderer Waaren, die gelegentlich gekauft und mitgenommen worden, vieles eingebüßt hat: sondern die Fabriken geriethen auch in Stekken, weil ihnen fremder Tobak zur Verarbeitung und Vermischung nothwendig war, um die geforderten Qualitäten zu liefern, und sie um desselben wegen zu großer Abgaben,

gaben, entbehren mußten, wenn sie ihm nicht sehr theuer bezahlen, oder durch Kontrebande herein führen wollten.

Erst im Jahr 1774 wurde durch ein Arrêt vom 23ten Oktober diesem Verlust abgeholfen, und alle Gelegenheit zur Kontrebande abgeschnitten. Der König verordnete:

1) Daß innerhalb drey Meilen, von den Grenzen der drey Bisthümer, der Provinz Lothringen, der Grafschaft Burgund, und des Mümpelgardischen, kein Tobak gepflanzt, oder auf Niederlage gehalten werden sollte, mit Ausnahme jedoch derjenigen Kaufleute, welchen der König die ausdrükliche Erlaubniß zu einem Vorrath von tausend Pfund ertheilen wird.

2) Die Linie, welche die vorigen Deklarationen um ganz Frankreich gezogen haben, wird nun in Elsaß bis gegen das Gebirge hingerükt, drey Meilen von obbenannten Grenzen; und die Auflage von 30 Sols, für das Elsaß aufgehoben.

So vortheilhaft diese Verordnung ist, so wird sie doch den Schaden, den die vorigen verursacht haben, nicht ganz ersetzen können. Denn der Speditionshandel, insonderheit der schönen Badischen chaussée nach Basel, wird sich nicht leicht wieder herüber ziehen lassen.

Den Hauptgewinnst ziehen die Fabriken aus diesem Arrêt, weil sie nun ungehindert all Arten Tobaks verfertigen und einheimische Blätter nach Gutbefinden mit fremden vermischen können.

Ein Glük ist es für Elsaß und Strasburg, daß das Arrêt vor fünf Jahren ist gegeben worden, weil aller Pfälzischer Tobak,

hat, den die französische Ferme, und Savoyen und Piemont haben aufkaufen lassen, frey durch das Elsaß hat gehen dürfen.

Man rechnet, daß der Verkauf des elsaßischen Tobaks in dem theuren Jahre 1778 bey einer Million Livres in diese Provinz gebracht hat.

Die Zubereitung des Tobaks will man in Strasburg meisterhaft verstehen. Es sind daselbst etwa 36 Fabriken, die über tausend Menschen beschäftigen. Sie sind ein Beweis von den Vortheilen der Produktenfabriken, weil durch die Verarbeitung der Gewinnst verdoppelt wird. Auch hat kein Fabrikant seinen Vorrath für die Fabrike, der Theurung und des grösten Gewinnes ungeachtet, den er hätte machen können, roh verkaufen wollen, weil die Verarbeitung mehr einträgt, und der Absatz des verarbeiteten Tobaks auf alle Art muß erhalten und befördert werden.

Der unterelsaßische Adel, ob er gleich die weichliche Hauptstadt und flaches Land bewohnt, unterscheidet sich von dem im obern gebirgigten Elsaße, durch die Unmittelbarkeit. Er hat sich nie unter Oestreich gebeugt, und macht ein vom Könige anerkanntes besonderes Korps aus; hat seinen besondern Gerichtshof, vor welchem alle Rechtsstreite zwischen Unterthanen sowohl als zwischen Edelleute in erster Instanz bis auf 500 Pfund ohne Appellation und bis auf 1000 provisorisch entschieden werden. Aus den neueren lettres-patentes, welche ihm der König im May 1779 gegeben hat, will ich einige Artikel auszeichnen, die unsern Publizisten merkwürdig seyn können. Im 35 Artikel erlaubt der König dem unmittelbaren Adel, solche Dispositionen zu machen, wodurch die Töchter von der Erbfolge ausgeschlossen werden, jedoch die Legitima ausgenommen.

men. Im 41ten Artikel sagt er: das Ritter-Direktorium soll fortfahren über die Edelleute seines Korps, welche der augspurgischen Konfeßion zugethan sind, so wie diese über ihre derselben Religion zugethane Unterthanen in ihren immatrikulirten Landen die bischöflichen Rechte auszuüben, Sans toute fois que la Directoire, les dits gentils hommes, ni leur ministres puissent prononcer le Divorce, lequel ne doit point avoir lieu en notre Province d'Alsace.

Von den Juden dürfen sie, für ihre Aufnahme und des Jahres von jeder Familie 12 Thaler erheben, nach Art 21. Endlich so wird im neunten Artikel dem Adel das Recht de haute-moyenne-& basse-iustice, und die Erlaubniß Amtleute, Schultheisen, Gerichtsschreiber, Notarien und Gerichts-Bothen zu setzen, zugestanden: aber sie müssen alle römisch-apostolisch-katholischer Religion seyn.

Des Ursprung des adlichen Gerichtshofs, der mit lauter adlichen Räthen und Beysitzern besetzt ist, kömmt von den Austrägen her. Man kann ihn noch als beständige Austräge ansehen, auf welche der Adel dieses Kantons komprimittirt hat, die aber auch Jeder anerkennen muß, der etwas an ihn zu fordern hat.

Auszug

Auszug aus einem Briefe des Herrn Hauptmanns von Karosi an den Herausgeber.

Ich wag' es einige Beobachtungen mit den daraus gezogenen Schlußfolgen Ihrem Urtheil vorzulegen. Sie betreffen die Weise, die ich der Natur abgelauert zu haben glaube, wie die Versteinerung, wo nicht aller, doch wenigstens eines grossen Theils der Hölzer, besonders aber derer, die diese Veränderung im Wasser erleiden, vor sich geht.

Ich glaube Gründe zu haben mir diese Sache so vorzustellen: Erst löst das Wasser alle Nahrungssäfte nebst dem natürlichen Leim der Pflanze auf, wodurch die einzelnen Bestandtheile fester Art miteinander verbunden sind. Hierdurch entsteht das, was wir an allen eine Zeitlang im Wasser gelegenen Hölzern wahrnehmen, daß sie nemlich trokken, morsch und zerreiblich wie Erde, so lang sie aber noch feucht sind, fast so knetbar, wie eine magere nasse Erde werden; kurz der Zusammenhang (Kohäsion) der Theile wird gröstentheils aufgehoben. Ist dieses geschehn, so wird durch Beytritt eines Antheils Säure, das im Holz befindliche brennbare Wesen allmählig entwikkelt, und beyde werden vielleicht, vermöge der Anziehbarkeit, die allen gleichnamigten Wesen eigen ist, aus dem Wasser vermehrt. Hierdurch wird das Holz mit Erdharz nach und nach durchzogen, und es entsteht, mit einem Wort, daraus der Körper, den wir unter dem Namen der Holzkohle kennen. Die Anziehbarkeit wird durch die Menge vermehrt, und ein Ueberfluß des brennbaren Wesens, mit dem erforderlichen Antheil von Säure und schwarz oder thonartiger Erde versetzt,

setzt, geben nach und nach Gelegenheit zur Erzeugung des Kieses, in gewissen Theilen des schon so weit veränderten Holzes. Diese neue Verbindung breitet sich je länger, je mehr durch den ganzen Staff des Holzes aus, das Erdharzige wird, durch die letzt gedachte Verbindung, verdrengt, und wo davon mehr Vorrath vorhanden, als zur Erzeugung des Kieses nöthig ist, löst es die Säure auf, und das Wasser reißt es denn allmählig mit sich fort. Nun ist also das Holz ganz, oder größtentheils in Kieß verwandelt. Zu dieser Umschaffung waren wenig, oder auch wohl gar keine fremden Zusätze anderswo herzuholen nöthig. Jedes Holz, besonders aber die sogenannten harten Arten desselben, enthalten, wie bekannt, alle hierzu erforderlichen Grundtheile; daher kömmts eben, daß man meistentheils Eichen, Büchen, Birken, Erlen und dergleichen Holz, höchst selten aber Kiefern = Fichten = Tannen= Wachholderholz u. s. w. im Reich der Versteinerungen findet. Ich glaube die Ursachen davon darinnen zu finden: weil die ersteren Gattungen schon viel mehr entwikkelter Säure als die letztern, enthalten; ferner, weil in jenen weit mehr, als in diesen, bey gleicher Ausdehnung, Erde ist, dahingegen diese, nehmlich die weichen Hölzer verhältnißmäßig, mehr Wasser und feste Luft enthalten. Endlich, da die weichen Hölzer, wenn sie harzig sind, durch ihre Fettigkeit dem Eindruk des Wassers viel länger wiederstehn, so wehren sie sich zwar damit gegen die innerliche Gährung und darauf folgende Fäulniß, etwas länger, als die harten Arten, ist aber das Harz einmahl aufgelöst, so zerfliest auch gleichsam ihr viel schwächeres Geweb im nassen Element, und die Verwandlung kann also ungleich seltner, als mit jenen erdreichern Arten vor sich gehn. Die harten Holzarten enthalten also alle Grundstoffe, die erfordert werden, um sie stufenweise aus dem Pflanzen=

in

in das Foßilien-Reich überzuführen. Gleich Anfangs hat das Wasser mit keinem gebildeten Harz zu thun, es kann also die klebrichten Leimtheile ohne Schwierigkeit, und ohne Gährung und Fäulniß, wenigstens ohne zerstörbare Gährung auflösen und mit sich fortnehmen. Nach deren Entfernung kann es gleich das hier reinere brennbare Wesen und die Säure zu entwikkeln und in Thätigkeit zu setzen anfangen, und dadurch, wie ich schon erinnert habe, die Erzeugung der Holzkohle zu bewirken anfangen. Hierauf wird, je länger je mehr, Säure entweder entwikkelt, oder hinzugeführt; diese verbindet sich endlich mit dem Antheil von Kiesel- oder Quarzerde die bekanntermaßen bey allen Pflanzen mit zum Grunde liegt; ein Theil des brennlichen Wesens geht in diese Mischung mit ein; der Kieß entsteht und allmählig verdrängt er die ihm unnöthigen Theile, und verwandelt das ganze Holz, durch den mechanischen Beystand des Wassers in sein Wesen. Nach der Zeit wird auch diese Mischung wieder zerstöhrt. Das immer neu vorbey fliessende Wasser löst allgemach das Salzige des Kiesels wieder auf, führt es mit sich fort, und läst bloß den erdichten Theil davon zurük. Nun enthält, wie bekannt, jeder Kieß mehr oder weniger Eisentheile, also auch der, von dem hier die Rede ist; wir erkennen dieses, ohne chimische Untersuchung, durch die Eisenrostfarbe, die er nach seiner Verwitterung zurükläßt unstreitig: folglich bleibt nach dieser letzten Auflösung vom Kieß nichts mehr, als etwas Eisenocher, und die bey ihm zum Grund liegende Quarz- und Thonerde zurük. Diese Stoffe werden durchs immer fortwirkende Wasser an die Stelle der weggewaschenen gesetzt, mit der reinen, gleichsam ausgeweichten Pflanzerde vermengt, und so entsteht ein weicher, sich schaben lassender thonartiger Stein, der aber noch so wohl Kieß, als Erdpechtheile enthält: wovon er erst dann völlig befreyt

wird,

wird, wenn er entweder an der freyen Luft oder in trokkenem Sand eine Zeitlang liegt, und eben dadurch in eine verhärtete Kiesel- und Quarzerde, die wir Achat nennen, verwandelt. Alle Steinhölzer, die ich unmittelbar aus dem Wasser, als ihren Geburtsort enthalten habe, und die nicht dahin erst nach ihrer völligen Ausbildung anders woher als Geschiebe waren gebracht worden, hab ich stets thonartig befunden; diejenigen hingegen, die ich auf, oder in der Erde gefunden habe, sind von der Natur des Achats gewesen. Ich darf nicht noch erst erinnern, daß die so mancherley schöne Farben, welche die Achathölzer führen, höchstselten vom brennlichen Wesen, meistentheils aber von einem aufgelösten Eisenocher, der nach der Zerstöhrung des Kieses zurükblieb, herkomme; die vorzüglich herrschende rothe, braune und gelbe Farbe, mit ihren mancherley Schattirungen, zeugen hiervon fast unwidersprechlich. Selbst die grüne und blaue Farbe kömmt von jenem Metall mehr als vom Kupfer her, wiewohl man letzteres bey einigen Hölzern, z. B. beym Sibirischen, nicht ableugnen kann.

In den in Achat verwandelten Hölzern, trifft man sehr oft Flekke, Adern, Dräachen und Drusen von Quarz, seltner von Kalzedon, am seltensten aber von Opal, oder doch von opalisirendem Kiesel u. s. w. Von den zween erstern glaub ich behaupten zu können, daß sie durch Aussonderung des in dem zu rollendenden Stein zugegenen Ueberflußes seiner quarzigen, oder Kieselerde, die schon nicht mehr in die Mischung des Steins selbst eingehn konnte, sondern sich bloß in den Spalten, Ast- und andern Löchern, welche noch zu der Zeit leer geblieben waren, ansetzte, und nach allmähliger Verdampfung des Wassers, worinn sie aufgelöst, schwamm und anschoß, entstanden sind. Vermuthlich muß man sich die Erzeugung der sogenannten

ten Kalzedon- oder Feuersteinkugeln, deren innere Höhlen bald mit entweder kristallisirten, oder derben Quarz, oder mit bald derben, bald tropfsteinartigen Kalzedon angefüllt sind, eben so denken. Wenn man den Bau dieser letzten Steine aufmerksam betrachtet, so kanns nicht fehlen, man muß an den, nach der Lehre von der Schwere der Körper, in den Flüßigkeiten geordneten innern Lagen, das Werk des Wassers erkennen. Doch wieder zur Sache. Daß die Quarztheile in unsern versteinten Hölzern durch die Ausscheidung hineingekommen seyn können, wird mir wohl ein jeder eingestehn: es werden sich auch wenige finden, die mirs nicht auch in Ansehung des Kalzedons einräumen sollten, woher aber der Opal und manche andre fremde Arten gekommen seyn können, wird schwer zu bestimmen seyn, wenn wir nicht annehmen, daß das Wasser ihre aufgelösten Erden herbeygeführt habe. Doch ist dieses vermuthlich noch bey weitem nicht die einzige Ausflucht uns diese Erscheinung zu erklären, denn die Natur hat so viele Mittel, durch uns bisher nicht bekannte Verbindungen, Dinge aus andern hervorzubringen, welche die zu eingeschränkte Einsicht nie zu vermuthen gewagt haben würde. Der ersten bekannten Grundstoffe sind wenig, die Abstraktion läßt uns der unbekannten noch viel weniger in der Ferne erblikken, und dennoch wie unzählige Mannigfaltigkeiten bringen nicht ihre abgeänderte Verbindungen hervor! —

Nun ists aber auch endlich Zeit, meine bisherige Erzählung mit Thatsachen zu bekräftigen. Hier sind sie also: Ich habe Holz aus dem Wasser in seinen verschiedenen Stuffen der Verwandelung genommen.

Die erste Stuffe schien mir die zu seyn, da das Holz, nachdem es einige Zeit im Wasser gelegen, seines natürlichen Leims

beraubt,

beraubt, sich in den Zustand versetzt befand, den man durch den Ausdruk: morsches Holz anzeigt, und wodurch es zu jeder Benutzung fast ganz unbrauchbar gemacht ist, selbst gar sehr wenig zur Feuerung taugt.

Die zwote Stuffe ist die, wo schon das Erdharzige zum Vorschein kömmt, wodurch das vorher morsche Holz, nach Maaßgabe der Entwikkelung des Erdharzes, wieder mehr Festigkeit gewinnt: doch bekömmt es dadurch seine vormalige Biegsamkeit nicht, sondern wird je länger, je spröder. Den Anfang dieser Stuffe der Veränderung sieht man an den lang im Wasser gelegenen, und dadurch bekanntermaßen, schwarz gewordenem Eichenholz: doch glaube ich, daß dessen Schwärze mehr von der Verbindung der Säure mit dem Farbenwesen des Holzes, als von einer hinlänglichen Menge eines schon ausgebildeten Erdharzes herkomme; wiewohl auch beyde zur Schwärze gleichviel beytragen können, denn je schwärzer gedachtes Holz durch und durch ist, desto brüchiger pflegt es auch zu seyn. Findet sich in der Grundmischung des Holzes viel Säure, so trifft man bisweilen schon hier kleine Anlagen zur Bildung des Kieses, die sich auch, wo das Holz durch irgend einen Zufall ins Trokkene und an die Luft versetzt wird, durch die dadurch erfolgende Verwitterung des Kieses, und davon zurükbleibenden Eisenrostflekke verrathen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten
13te Woche.

Parallele der Moral der ältesten Weltweisen und der Sittenlehre Jesu.

Als eine Folge dessen, was ich, bey dem Gemählde des Cebes, über die vortreflichen moralischen Einsichten der von der Offenbarung entfernten Völker gesagt habe, will ich den Vortrag der übrigen Weltweisen in eine Vergleichung mit den Aussprüchen der heil. Schrift zu setzen, fortfahren. Es war beynahe das erste in ihrer Philosophie, den Reichthum zu verachten. Auch selbst ihre sonst für die Moral so unbrauchbare Landesreligion bestätigte diese Meynung. Das Orakel des Apollo erklärte den ärmsten unter den Arkadiern den Aglaus Phosidius für glüklicher, als den reichsten Gyges. Der größte Theil der Philosophen erwählte eine freywillige Armuth, und verachtete und verdammete eine heftige Begierde nach Geld. Solon sagte: diese Begierde ist unersättlich; und da ihm durch eine Erbschaft sieben tausend Thaler zufielen, schikte er sie zurük, und gab dadurch ein Beyspiel, welchem viele nachahmeten, den Reichthum als eine Last von sich abzuschütteln. Chilon, ein anderer von den ersten berühmten Weisen Griechenlands, nennte ihn ein Werkzeug der Bosheit, einen Schatz von Uebeln, der Mühseligkeit Zehrpfennig. Da Pittacus von den Mitylenäern mit einem Akker beschenkt ward, widmete er ihn zur Hälfte den Göttern, und bediente sich dabey des Ausspruchs des Hesiodus, daß die Hälfte mehr als das Ganze sey. Bias, der bey der Verwüstung seines Vater-

landes alles verloren hatte, sagte: er trage alles Seinige bey sich. So urtheilten die größten uns bekannt gewordenen Männer vom Reichthum. Socrates, der merkwürdigste unter ihnen, nennte die Armuth eine Freundin der Weltweisheit, und erklärte denjenigen für den allerreichsten, der das wenigste begehrte; denn eine mit sich selbst zufriedene Tugend sey der größte Reichthum, und der Werth irdischer Güter sey allein nach dem Gebrauch zu beurtheilen, den man davon machen könne. Fast mit eben den Ausdrükken spricht unsre göttliche Religion. Es ist ein großer Gewinn, der größte Reichthum, wer gottselig ist und lässet sich begnügen. Denn wir haben nichts mit in die Welt gebracht, sind nakket und arm hinein gekommen, und werden auch nichts mit hinausnehmen. Socrates bittet, beym Plato, die Götter um die Einsicht, daß er niemanden als einen Weisen für reich halte, und daß sie ihm nicht mehr Geld, als ein mäßiger Mann vertragen kann, schenken möchten. Da er einsmals eine große Menge Gold und Silber tragen sahe, sprach er, wie viele Dinge giebt es doch, die ich nicht begehre! Da ihm Alcibiades die prächtigsten Geschenke schikte, nahm er sie großmüthig nicht an, und da jener durch seine erworbenen Reichthümer sehr aufgeblasen ward, brachte er ihn, durch Vorstellungen von der Eitelkeit zeitlicher Güter, auf andere Gedanken. Aus seiner Schule stammten die Aussprüche her: Es ist das eigenthümliche der Götter, nichts zu bedürfen, und der kömmt ihnen am nächsten, der die wenigsten Bedürfnisse hat: Es ist thöricht die Reichen glüklich zu nennen, sie würden es seyn, wenn sie zugleich tugendhaft wären, aber es ist kaum möglich dies beydes zu verbinden: Reichthum ist den Arzeneyen gleich, glüklich ist, wer diese entbehren, und glüklich wer ohne Reichthum seine Bedürfnisse erfüllt sehen kann: Nicht derjenige ist arm, der wenig

nig Güter hat, sondern dessen Begierden unersättlich sind. Hiemit stimmte sein ganzes Betragen überein. Sein ganzes Vermögen war nicht funfzig Thaler zu schätzen, doch war er damit zufrieden und hielt sich für den Reichsten. Er lebte so mäßig und sparsam, daß ihn nie die gestrige Abendmahlzeit am Morgen beschwerete. Plato sein berühmtester Schüler rieth, daß in einer wohlgeordneten Republik weder Reiche noch Arme seyn müßten: daher foderte er, daß seine Freunde alles unter sich gemein haben sollten. Cicero, der die griechische Weltweisheit zuerst lateinisch abhandelte, redet sehr oft und mit der größten Beredsamkeit wider den Geiz und alle unmäßige Habsucht, und lobet den Mittelstand. Der größte Gewinn, sagte er, ist Mäßigkeit und Sparsamkeit; die Natur ist mit wenigem zufrieden, das übrige erhält blos seinen Werth durch die Begierden der Menschen. Nichts zeiget einen so kleinen und niedrigen Geist an, als Reichthum zu lieben: nichts ist anständiger und ehrwürdiger, als das Geld gering schätzen. Aristoteles lehrte, daß nicht die Erwerbung, sondern die Verachtung des Reichthums glüklich mache: daß wenn man seine Begierden mäßigte, der Arme den Reichen gleich, ja noch reicher sey, indem dem Armen zwar vieles, aber dem, der seine Begierden nicht einschränket, alles mangele: die Güter welche die Natur fodere, wären Brod, Wasser und eine geringe Dekke, alles andere diene nur zur Stillung dererjenigen Begierden, welche uns, da wir von Natur reich sind, arm machen. Plutarch handelt hievon in einem ganzen Buche, in welchem er den Reichthum mit einem langen Talar vergleicht, der der Seele wie dieser dem Leibe zur Hinderniß dienet. Besonders war es den Cynikern eigen, den Reichthum zu verachten und die Armuth zu erheben, und um ihren Lehrsatz recht in Uebung zu bringen, giengen sie oh-

ne Oberkleid, halb nakket einher, ohne doch etwas zu begehren. Antisthenes verkaufte was er hatte, und theilte es unter das Volk aus, nur allein seinen Mantel behielt er zurük. Diogenes wollte diese freywillige Armuth noch weiter treiben, daher behielt er auch nicht einmal einen hölzernen Becher zum trinken, da er hiezu die Hand gebrauchen konnte. Merkwürdig ist sein Ausspruch: Tugend und Reichthum können nicht beysammen wohnen, der den Worten Jesu völlig ähnlich ist: **Ihr könnet nicht Gott dienen und dem Mammon.** Zeno, der Stifter der Stoischen Sekte, ward dadurch ein Philosoph, daß er sein Vermögen in einem Schiffbruch verlor, wovon er nachmals urtheilte, der Wind sey ihm bey seiner Schiffahrt recht günstig gewesen. Die Verachtung des Reichthums machte er seinen Schülern gleichsam zum Grundgesetz. Mit Unrecht, sagte er, haben unsere Vorfahren diejenigen Dinge Güter genannt, welche die Quelle vieler Uebel sind, oft durch böse Künste erworben, und von den Lasterhaften besessen werden. Nur das ist ein Gut, was löblich, recht und anständig ist, und wer dies besitzt, ist allein reich, nicht aber derjenige, welcher beym Besitz eines guten Vermögens noch nach mehrerem verlanget, und um dasselbe zu erhalten Recht und Gerechtigkeit verkehret. Wem noch etwas zu seinem Glük fehlet, der ist nicht reich, dem fehlet aber etwas, der heftige Begierden hat. Der Reichthum ist nicht nach der Größe des Geldkastens, sondern nach dem Gemüth zu beurtheilen: wird dieses von unendlichen Begierden geplaget, und hält noch vieles, was man nicht besitzt, für nöthig, so ist man nicht für reich zu halten. In der Tugend besteht der sicherste Reichthum, und derjenige hat den größten Schatz, der nichts mehr verlangt, und mit dem Seinigen zufrieden ist. Seneca redet zwar am strengsten wider den Reichthum, aber da er bey

alle dem fürstliche Schätze sammlete, verdienen seine Aussprüche wenig Achtung. Epictet hergegen ertrug, seinen Lehren gemäß, die äußerste Armuth und Niedrigkeit (er war ein Sklave) mit einer bewundernswürdigen Geduld. Er wollte weder den Reichthum ein Gut, noch die Armuth ein Uebel nennen. Das Vermögen, behauptete er, müsse sich nach den nöthigen Bedürfnissen richten, Reichthum aber sey einem zu grossen Schuh ähnlich, der anstatt bequemer zu seyn, leicht zum Fallen Gelegenheit gebe. Pythagoras lehrte auch seine Schüler den Reichthum verachten, weil er nach dem Tode nicht mehr nützen könne, und solche Güter suchen, davon sie auch, wenn sie gestorben wären, Nutzen haben könnten. Fast mit eben den Worten ermahnte er sie daher, als unser göttlicher Jesus seine Nachfolger: Sammlet euch Schätze im Himmel. Daher war es unter den Pythagoräern gewöhnlich, daß sie ihr Geld in eine gemeinschaftliche Kasse legten, woraus ein jeder, so viel als er bedurfte, nehmen konnte: worinn sie den ersten Christen vollkommen gleich waren. Verlor jemand sein Vermögen, dem theilten sie als Brüder mit; kam jemand in Gefahr, so nahmen andere daran Theil. Ward aber jemand dieser Gesellschaft überdrüßig, so hatte er die Freyheit, sein Vermögen, ja mehr als er eingebracht hatte, zurük zu nehmen. Das waren ihre Lehrsätze: ein Philosoph führe in der Armuth ein göttliches Leben: der sey reich, welcher nichts besitze, was unnöthig ist, denn je mehr Güter man erwerbe, desto mehr wachse die Begierde: zum glüklichen Leben gehöre nichts, als daß man kein Unrecht begehe: das könnte man eigentlich nur das Seinige nennen, was dem Geist eigen ist: Gott und den Reichthum könne man nicht zugleich lieben. O! erhabene Aussprüche! welche ganz aus dem Christenthum herzustammen scheinen, deren Urheber aber fast sechstehalb hundert Jahr vor Christo lebete.

Wir wollen nun ihr Urtheil von der Wollust, einer andern Klippe der menschlichen Tugend, hören. Plato lehrte, ein Philosoph müsse standhaft die Wollüste des Körpers besiegen, denn diese unterdrükken die Weisheit, und die Strafen eines wollüstigen Lebens können auch nach dem Tode nicht ausbleiben. Die ältesten griechischen Weisen Solon, Periander und Pittacus schrieben dieses schon nicht blos den Schülern der Weltweisheit, sondern allen Menschen vor. Pythagoras verglich die Reizungen der Wollust mit dem Gesange der Sirenen, und rieth allen demjenigen, welche nach der Tugend als ihrem Vaterland streben, dieselben zu fliehen. Ausdrüklich wird von ihm erzählt, daß er gesagt habe: man könne unmöglich zugleich Gott und die Wollust lieben, wer die Wollust liebe, liebe auch den Körper, und folglich auch zeitliche Güter: diese zu lieben sey aber ungerecht, wer aber ungerecht handele, sey auch Gottes vergessen und beleidige seinen Nächsten. Nichts, lehrten die übrigen Pythagoräer, muß man bloß um des Vergnügens willen thun, denn dadurch geräth man am ersten in Sünden. Keine Pest richtet unter dem menschlichen Geschlecht mehr Verheerung an, als die Wollust, sie ist die Quelle alles Uebels und verdunkelt alles Licht der Seele. Democritus verwarf alles eheliche Leben, ja soll, nach einiger Erzhälung, sich selbst seiner Augen beraubet haben, weil er keine Frauenspersonen ohne unzüchtige Begierden ansehen konnte. Socrates, wie ihn Plato redend einführet, behauptete: die Wollust ist weder das höchste Gut der Menschen, noch überhaupt ein Gut zu nennen: sie heftet die Seele an den Körper gleichsam mit Nägeln und Riemen: sie macht eigentlich nicht glüklich, indem sie auch die Thiere genießen: die Mäßigung derselben ist der Grund der Tugend. Xenophon, der uns die besten Nachrichten vom Socrates hinterlassen

sen hat, widerlegt die Beschuldigungen einer schändlichen Art der Wollust, welche man gegen ihn vorbrachte, und trägt kein Bedenken, ihn den allermäßigsten und enthaltsamsten zu nennen. Selbst sein heftiger Feind Aristophanes führet ihn redend ein, wie er seinen Schülern Vorschriften der Mäßigkeit, Enthaltsamkeit und Keuschheit ertheilet. Plato untersagte allen Genuß der Wollust, ausser einem rechtmäßigen Ehestande zur Erhaltung der Nachkommenschaft, und wollte diejenigen, welche sich desselben nicht enthielten, für unehrlich angesehen und von öffentlichen Ehrenstellen ausgeschlossen wissen. Ein Philosoph, der allen Fleiß auf die Ergötzung und Ausbildung seines Geistes richten solle, müsse sich aufs sorgfältigste der Keuschheit befleißigen. Vornehmlich foderte er von Erziehern der Jugend eine große Sorgfalt, selbst in Wahl der ersten Kinderfabeln, damit nicht die Kinder frühzeitig eine Neigung zur Wollust annähmen. Sein Leben stimmte hiemit vollkommen überein, indem er, nach einiger Erzählung, stets unverheirathet und frey von allem Umgange mit dem andern Geschlecht geblieben ist. Die Cyniker waren erklärte Feinde der Wollust, hielten den Dienst derselben für eine Art des Unsinns, und nennten die Enthaltung davon die wahre Freyheit und den Weg zu einem unsterblichen Reich. Ist es nicht unanständig, sagte Diogenes, daß die Sänger und Fechter sich der Wollust enthalten, um nicht eine wohlklingende Stimme oder die Stärke zum Kampf zu verlieren, und niemand der Tugend zu Ehren die Wollust verleugnen will? Er vergleicht schöne Buhlerinnen mit einem süßen, kühlenden, aber vergifteten Trank. Salomo sagt: Ihre Lippen sind süße wie Honig und ihre Kehle glätter denn Oel, aber hernach bitter wie Wermuth, und scharf wie ein zweyschneidig Schwerdt. Die Stoiker machten es beynahe zu ihrem Hauptsatz, daß man die Wollust vermei-

den müsse: nennten sie eine niederträchtige, knechtische, schwache, flüchtig vorübergehende, unruhige, schändliche Sache, auf welche bald bittere Reue folgt, die wir mit den närrischesten und abscheulichsten Menschen, mit denen stummen und verachtetesten Thieren gemein haben, wodurch wir weichlich und weibisch, und endlich als von Mördern erwürget werden. Cicero behauptet: die Wollust sey unter der Würde des Menschen, und daher gänzlich zu verwerfen oder sehr mäßig zu genießen: vornehmlich müsse man die Jugend davor bewahren, und die Künste, welche zur Nahrung der Wollust dienen, unterdrükken. Es giebt, schreibt er, keine verderblichere Pest für die Menschen, als die fleischliche Wollust: sie verwildert die Gemüther und macht sie frech. Daraus entsteht Verrätherey des Vaterlandes, allgemeine Verwüstung, heimliche Unterredung mit den Feinden. Denn kein La er, keine Schandthat, (nicht bloß Schändungen und Ehebruch) kann genannt werden, zu welchem nicht die unmäßige wollüstige Begierde verleitete. Das edelste Geschenk Gottes und der Natur ist dieser denkende Geist, aber nichts ist diesem himmlischen Geschenk so zuwider, als die Wollust. Wo sie herrschet, kann nicht nur keine Mässigkeit, sondern auch keine andere Tugend Platz finden. Man stelle sich nur einen von der Wollust aufs heftigste bezauberten Menschen vor. Wer kann noch zweifeln, daß derselbe, so lange er in diesem Zustande sich befindet, nichts zu überlegen, vernünftig zu bedenken, sich deutlich vorzustellen im Stande sey. Nichts ist auch daher so verabscheuenswürdig und verderblich als die Wollust. Und wenn der Zustand der Berauschung länger und fortdaurender wäre, müßte sie endlich den Menschen völlig des Verstandes berauben. Die Seelen derer-jenigen, welche ihr ergeben gewesen sind, müssen nach dem Tode die Erde umflattern, und können nicht eher, als wenn sie viele

viele Jahrhunderte so umher getrieben worden, in den Himmel zurükkehren. Er empfiehlet daher so nachdrüklich die Schaamhaftigkeit, welche uns die Natur selbst im Bau des Körpers gelehret hat. Lasset uns ihr nachfolgen, spricht er. Unser Gang, Sitzen, Liegen, Gesicht, Augen und Bewegung der Hände müssen einen gewissen Anstand beobachten. Dabey sind zwey Abwege zu vermeiden, wir müssen weder ein weichliches und weibisches, noch ein ungeschiktes und bäurisches Betragen annehmen. Seneca lobt sehr oft und ausführlich die Keuschheit und Schamhaftigkeit. Man kann zwar, sagt er, ohne Schamhaftigkeit leben, aber einem solchen Leben ist der Tod vorzuziehen. Die römischen Gesetze und Gewohnheiten zeigen, wie hoch bey diesem Volk die Schamhaftigkeit geachtet gewesen: denn in öffentlichen Reden durfte man nicht ohne Entschuldigung des Ausdruks, ein unzüchtiges Gewerbe, ein Haus, das dazu gebraucht wird, oder den, der dasselbe dazu widmet, nennen. Besser ist es, sagt der ältere Seneca, zum Nachtheil seiner Sache schweigen, als mit Verletzung der Schamhaftigkeit sie vertheidigen. Daher empfiehlt er auch die Mäßigkeit so nachdrüklich. So viel sorge man nur für seinen Leib, als die Gesundheit es erfodert. Man gewöhne ihn hart, damit er der Seele willig gehorche. Die Speise stille den Hunger, der Trank den Durst, das Kleid beschütze vor der Kälte, das Haus vor allem andern was den Körper beschädigen kann. Bedenke, sagt er, daß nichts an dir so bewundernswerth als die Seele sey, der nichts an Größe gleich kömmt. Er warnt vor allen Reizungen zur Wollust, besonders unzüchtigen Schauspielen, bey welchen die Laster in die Seele schleichen. Die Dichter stellten oft unter Bildern den Schaden der Wollust vor. Denn was verstanden sie durch den Zauberbecher der Circe, die Scylla und Charybdis, die Insel der Calypso anders als eben dieselbe?

selbe? Wie ähnlich sind alle diese Urtheile denen Vorschriften des Christenthums, nach dessen Ausspruch die Weisheit von oben her, die himmlische Weisheit aufs erste keusch ist, allein in einer von unruhigen Lüsten unbeflekten Seele wohnet. Das ist der Wille Gottes, sagt ein andrer von den Schriftstellern des neuen Testaments, eure Heiligung, ein ganz keusches Verhalten, und sorgfältige Vermeidung aller Arten der Unzucht, damit der Leib und dessen Glieder von unkeuschen Werken unbeflekt und ungeschändet bleiben. Die Lüste des Fleisches streiten wider die Seele. Wenn Salomo den Jüngling zur Tugend leiten will, warnt er ihn vor allem vor den Buhlerinnen, die mit einem lüsternen Aufzug, im leichten Gewand, schlau und raffinirt auf Eroberungen ausgehen, und ihn bald in ihr Netz, wie einen gefangenen Hirsch, der izt den tödtlichen Pfeil erwartet, verwikkeln. Ihnen folgen ist der Tod und alles Unglük. Wenn du deinen Leib und Gut verzehret hast, wird durch Vorwürfe des Gewissens das Gefühl des Elendes noch trauriger, du wirst seufzen und klagen: Warum haßte ich die Zucht? Warum hatte ich an Warnungen Ekel? Warum gehorchte ich meinen Lehrern nicht?

Wir finden nicht weniger merkwürdige Aussprüche der Weltweisen von der Verleugnung des Ruhms, der Ehre vor Menschen. Sie untersagen nicht nur mit allem Nachdruk den Stolz, sondern fodern auch ausdrüklich, daß man sich selbst und seine Vorzüge gering achte, und dies mit Worten und der That zu erkennen gebe, daher auch den Ruhm und Ansehn unter den Menschen verachte. Die alten Weisen sagten schon: man müsse nichts um des Ruhms willen thun. Pythagoras selbst floh alle Ruhmsucht und Stolz, und lehrte dies auch seine Schüler. Suche, war seine Regel, im verborgenen zu leben. Ein Mensch, der sich mit göttlichen Dingen beschäftigt,

muß

muß nicht seine Augen auf das Lob der Menschen zurükwenden. Socrates foderte von seinen Schülern, gegen das Lob und den Tadel der Menschen gleichgültig zu seyn, und sich darüber nicht zu beunruhigen, wenn sie für Thoren gehalten, oder von dem großen Haufen verachtet würden. Ich bereite mich, sagte er, zum Tode und zu dem lezten Gericht, vor welches die Todten werden gestellet werden, durch Verachtung der Ehre, welche die Menschen gemeinhin suchen, und durch Aufsuchung der Wahrheit. Democritus hielt den Ruhm für so geringe, daß er selbst zu Athen unbekannt zu bleiben wünschete, und sagte, das wäre vernünftig gedacht, wenn man je höher man ist, desto demüthiger sich beträgt. Plato empfiehlt die Demuth fast auf eben die Art als unser göttlicher Jesus: Wer sich gering achtet wird erhöhet werden. Der ist, sagt er, ein rechtschaffner Mann, der nicht zugleich rechtschaffen seyn und scheinen will: denn derjenige, welchem es um das Scheinen zu thun ist, sucht Ehre und Belohnung, und also bleibt es ungewiß, ob er nicht um dieser Belohnungen willen die Rechtschaffenheit liebt. Aber der ist in der That rechtschaffen, der, ob er gleich für unrecht und gottlos gehalten wird, doch durch keine Lästerung von dem Vorsatz rechtschaffen zu handeln sich abbringen läßt, sondern sich bis ans Ende im tugendhaften Leben gleich bleibt. Vor allen andern lehreten die Cyniker, daß man auf keine Weise nach Ruhm, Ehre und Hochachtung streben, vielmehr die Verachtung anderer suchen müße, und sie handelten auch diesen Lehren gemäß. Die Stoiker stimmten darinn mit ihnen überein; sie verwarfen die Begierde nach Lob, Ehre und Würden, und suchten die Gemüther von Praleren, Ruhmräthigkeit, Stolz und Aufgeblasenheit zur Bescheidenheit, Demuth und Geringschätzung seiner selbst zurük zu leiten. Wer die Weisheit erlangen will, sagten sie, muß weder durch das

Lob,

Lob, noch durch den Spott und die Schmähreden des großen Haufens gerührt werden. Cicero läßt vornehmlich in dem Traum Scipions den durch Verachtung der höchsten Ehren, Bildsäulen und Triumphe berühmten Sieger über Afrika die Ehre vor Menschen in ihrer Nichtswürdigkeit vorstellen. Was ist der große Haufe, schreibt er, durch dessen Beyfall wir uns glüklich schätzen? Eine Menge unwissender Leute, die höchst veränderlich in ihrem Urtheil, durch Affekten verblendet sind. Wie klein ist das Land, über welches sich unser Ruhm verbreitet? Wie viel entlegene Orte wissen nichts von uns? Wie kurz ist unser Leben? Wie bald wird etwas vergessen? Ueberschwemmungen, Verwüstungen und Verheerungen der Länder nehmen das Andenken der höchstmerkwürdig scheinenden Begebenheiten hinweg. Die Araber haben ein Sprüchwort: man muß die Knaben zur Demuth anführen, damit sie im Alter Ruhm erlangen. Confucius, der Weltweise der Chineser, vermied beständig alle Ehrenbezeugungen, dachte und redete von sich aufs demüthigste, erkannte seine Fehler und empfahl ein im verborgenen geführtes Leben. Die ersten Könige seiner Nation waren auch so weit von allem Stolz entfernt, daß sie die Aeltesten unter dem Volk freundschaftlich besuchten. Das lehrete sie die Stimme der Vernunft, welche also eben die Sprache als die Offenbahrung führet: Gott widersteht den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade. Seelig sind die geistlich arm sind, bey ihrer Armuth ein demüthiges von Begierden nach irdischer Hoheit freyes Herz haben. Lernet von mir, ich bin von Herzen demüthig. Wer stolz ist, den kann Gott demüthigen.

Merkwürdig sind die Aussprüche der Weltweisen über die innere Reinigkeit der Seele. Auch dies lehrten sie deutlich, daß lasterhafte Gedanken, Ueberlegungen und Anschläge aus dem Gemüthe zu verbannen wären, wenn sie gleich nicht zur

Aus-

Ausführung kämen. Thales sagte: bey schändlichen Handlungen hat man sich, wenn sie auch kein Mensch bemerkt, vor sich selbst zu scheuen, und bey lasterhaften Gedanken vor Gott, der sie siehet. Periander nennte daher ein Gewissen, das sich des Guten bewußt ist, das höchste Gut. Pythagoras urtheilte: die Opfer der Narren dienen zu nichts, als daß das Feuer etwas zu verzehren hat, denn die Götter sehen nicht auf die Kostbarkeit der Opfer, sondern auf die Gemüthsverfassung der Opfernden. Das größte und vollkommenste Opfer ist, Frömmigkeit und Tugend üben. Das erklärten zuweilen selbst die Orakel: so reden Socrates, Plato, Cicero, Seneca und viele andere Weltweisen und Dichter der heydnischen Welt. Wer Böses thut, sagte ferner Pythagoras, muß sich zuerst vor sich selbst schämen: denn ausser Gott sind wir selbst Zeugen unserer Handlungen, vor welchen wir uns nicht verbergen können. Auch die geheimsten gottlosen Wünsche sind strafbar, indem man dadurch gleichsam die Götter auffordert an den Lastern Theil zu nehmen. Es ist unrecht, etwas von den Göttern zu verlangen, was man sich scheuen müßte, mit lauter Stimme von ihnen zu fodern. Die Stoiker pflegten zu sagen: mit Menschen muß man so reden, daß man bedenke, daß es die Götter hören, und mit denen Göttern, als ob es die Menschen höreten. Der Leib ist rein, wenn die Seele rein ist. Die Götter lieben keinen Ort auf der Erde so sehr, bewohnen keinen so gern, als ein reines Herz. Der ehret sie vornehmlich, der sich selbst zum Opfer darbringt, und seine Seele ihnen zum Tempel weihet. Democrates sagte: nicht blos aus den Thaten, sondern auch nach dem Herzen ist es zu beurtheilen, ob jemand ein rechtschaffner Mann sey oder nicht. Es ist nicht genug, andern kein Unrecht thun, sondern man muß es auch nicht einmal thun wollen. Nicht der

blos

blos ist ein Feind, der dem andern Schaden thut, sondern auch derjenige, welcher darauf denkt, andern zu schaden. Sokrates gab diese Regel: wer Ruhm sucht, bestrebe sich wirklich das zu seyn, wofür er will gehalten werden. Plato sagt: die Seele eines lasterhaften Menschen ist unrein, wie kann aber der Gottheit der Dienst eines Unreinen gefallen. So anständig es einem rechtschaffenen Menschen ist denen Göttern Geschenke, Opfer und Gebete darzubringen, so vergeblich und unnütz ist es, wenn sich ein Lasterhafter einfallen läßt, dieses zu thun. Plutarch urtheilt: der nahe sich der Vollkommenheit, der bey redlichen Thaten auf sich selbst und nicht außer sich umher siehet. Apulejus aber fodert von einem solchen, daß er nichts gedenke, was er nicht heraussagen möchte, nichts rede oder thue, wovon er nicht öffentlich sprechen dürfte. Seneca schreibt: keine That ist gut, wobey kein guter Wille ist, denn daraus entsteht die That. Eben so ist da kein guter Wille zu erwarten, wo nicht ein guter Grund im Ganzen anzutreffen ist. Und dieser entstehet wiederum aus richtiger Kenntniß der Tugendregeln, und Beurtheilung dessen was in jedem Fall unsere Pflicht sey. Ein mit den Schwächen der Tugend und den Blendwerken der Wollust nur allzubekannter Ovid sagte daher: die Frau ist nicht keusch, die nicht freywillig keusch ist; sie sündiget, wiewol sie gehindert wird zu sündigen; bleibt ihr Leib unbefleckt, ist doch das Herz ehebrücherisch. Erwartet man von diesem schlüpfrigen Dichter ein Geständniß, das den Worten des heiligsten Jesu so ähnlich ist, wer mit lüsterner Begierde nach des Nächsten Eheweib siehet, der hat mit ihr die Ehe gebrochen in seinem Herzen? Ein anderer alter Dichter schreibt: seine Begierden bezwingen, heißt ein Königreich erobern; wie Salomo sagt: wer seines Muths Herr ist, ist größer als der Städte gewinnet. Auch

nach den öffentlichen Gesetzen wurde derjenige bey den Römern als ein Mörder angesehen, der mit dem Vorsatz jemand zu ermorden und bewafnet ausgegangen war, oder als ein Dieb, der den Diebstal versucht hatte. Zur Erhaltung und Bewahrung dieser Reinigkeit der Seele geben jene Weisen den Rath, daß man oft seine Thaten, Worte und Gedanken sorgfältig untersuche und unpartheyisch beurtheile. Andern muß man vieles, sagte Cleobulus, sich aber nichts verzeihen; und ein anderer: alsdenn nimmt man zuverläßig in der Tugend zu, wenn man sich vor sich selbst als seinem ärgsten Feinde und Nachsteller hütet, und sich nichts aus Eigenliebe zu gute hält. Einer der Pythagoräer räth denen, welche sich der Tugend ernstlich befleißigen wollen, dreymal vor dem Schlafengehen über das, was sie den Tag über gethan haben, nachzudenken, und sich zu fragen, wo sie gewesen, was sie gethan, und was sie unterlassen haben, das sie thun sollten: ihre Fehler mit Misfallen zu erkennen, und über vollbrachte gute Thaten sich zu freuen. Ein anderer sagt: die beyden Zeitpunkte, wenn man sich zur Ruhe begiebt und wieder erwacht, muß man wohl wahrnehmen: in jenem muß man überlegen was man gethan hat, und in diesem was man thun soll. Die Pythagoräer sollen auch mit großer Sorgfalt diese Regel befolget haben. Seneca erzählt dies von einem gewissen Sextius, der am Ende eines jeden Tages, nachdem er sich zur Ruhe begeben und sein Licht ausgelöscht, über sich selbst ein ernsthaftes Gericht gehalten, und alle Thaten und Worte des ganzen Tages beurtheilet habe. Es ist auch kein Zweifel, spricht Seneca, daß dies großen Nutzen stifte, denn der Anfang der Besserung ist Erkenntniß der Sünde. Auch Horaz empfiehlt dieses als ein Geschäfte der Einsamkeit, im Bette oder beym Spatziergange, und nennt diese Arbeit seinen eignen Weinstok beschneiden.

In

In eben dem Sinn sagen auch die Araber: ein jeder beschneide mit eigner Hand seinen Weinstok und keinen fremden. Democrates urtheilte: es sey schändlich, sich um fremde Dinge zu bekümmern, wenn man sich selbst nicht kennet, und besser, unsere eigene als andere Fehler zu tadeln. Von indianischen Weltweisen wird erzählet: daß sie die Jünglinge, welche sich in ihre Unterweisung begeben, wenn sie zusammen zu Tische gekommen befragt, was sie vom Morgen an bis auf die Stunde gutes gethan hätten: konnten sie eine gute That nennen, die sie verrichtet hatten, nahmen sie dieselben an den Tisch; hatten sie nichts gutes, ja wol gar böses gethan, stießen sie solche von der Mahlzeit heraus. Es ist ein Sprüchwort unter den Persern: wer sich selbst tadelt, darf am wenigsten von andern getadelt werden. Auch die chinesischen Weisen befehlen ernstlich, daß man sich selbst und seine Werke genau untersuchen, vornehmlich aber seine Gedanken, die kein anderer wissen und richten kann, prüfen solle. Deshalb pflegen sie sich in einsame Oerter zu begeben, um daselbst die Stimme ihres Gewissens lauter zu vernehmen, ihr Herz durch fromme Betrachtungen zu bearbeiten, und sich zur Besserung des Lebens zu ermuntern. Confucius that den Ausspruch: sich selbst muß man beschuldigen und keinen andern.

Selig sind, spricht Jesus, die reines Herzens sind: reinige zuvor das inwendige, denn aus dem Herzen entstehen jene die Menschheit entehrende Thaten. Sezet einen guten Baum so wird die Frucht gut, und Salomo: behüte dein Herz mit allem Fleiß, denn daraus geht das Leben, dies ist die sichere Quelle alles Glüks.

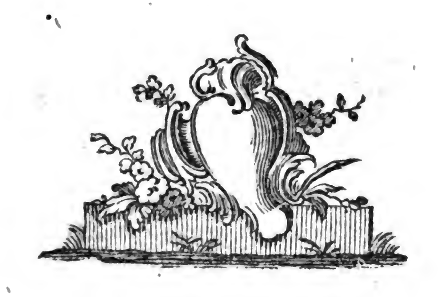
(Die Fortsezung folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des ersten Jahrgangs

Zweytes Quartal.



Berlin, 1781.

bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrucker.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

14te Woche.

Parallele der Moral der ältesten Weltweisen und der Sittenlehre Jesu.

Beschluß.

Ueber die Hauptpflicht der Liebe zu unserm Nebenmenschen findet man so viele und so nachdrükliche Aussprüche der heydnischen Weltweisen, daß ich nur die merkwürdigsten und diejenigen, welche den Geboten Jesu am meisten gleichlautend sind, auffsammlen werde. So stark auch die Eigenliebe den Satz eines alten Poeten empfiehlet: Alle Menschen lieben sich selbst mehr als ihren Nächsten; so haben doch viele Weisen anders geurtheilet. Sie stellten das menschliche Geschlecht als einen einzigen Körper vor, der aus vielen Gliedern besteht, deren Wohl zusammen das Wohl des Ganzen ausmacht. Dieses Wohl müßte gewiß befördert werden, wenn ein jeder nicht für sich als einen besondern Körper, sondern als einen Theil des Ganzen sorgte, der Schmerz des einen Theils alle übrigen schmerzte, der allgemeine Verlust einem jeden einzelen nahe gienge, und folglich jedes Glied die Gesundheit der übrigen sich wie seine eigene angelegen seyn ließe. Das waren besonders pythagoräische Lehrsätze: mit der Gleichheit aller Menschen, die sie behaupteten und gern eingeführt sehen wolten, hieng die Regel zusammen, daß man alle Menschen lieben müsse. Pythagoras foderte eine allgemeine Menschenfreundschaft: doch verlangete er nicht, daß man alle Menschen auf dieselbe Weise, sondern unsere Landsleute und Fremde,

 unsere

unsere Hausgenossen, unsere Verwandten, gute und böse Menschen auf eine andere Art lieben sollte. Die lezten, lehrte er, sind bloß ihrer Natur wegen, die Rechtschaffnen auch ihrer Gesinnung wegen unserer Liebe werth. Sind diese zärtlicher zu lieben, so müssen wir doch auch jene nicht hassen, sondern Gott nachahmen, der den Gottlosen Gutes thut, die Frommen seiner Gemeinschaft würdigt. So lehrte auch Pythagoras, daß es der Liebe zuwider sey, in Streit zu leben, daß man den Zorn mäßigen, Beleidigungen vergeben, und eine rechte Verbindung der Herzen suchen müsse. Das thaten auch viele seiner Anhänger, deren einige lieber den Tod erwählten, als sie die Pflichten der Freundschaft versäumen wolten. Geriethen sie zuweilen aus aufwallendem Zorn in Streit, so söhnten sie sich vor Untergang der Sonne noch aus. Sie glaubten: Gott wohne in ihnen, der weil er nur einer ist, auch sie unter einander vereinige; dann würden wir am richtigsten handeln, wenn wir andere an unsere Stelle und uns an ihre Stelle sezten: denn das Gesez der Bruderliebe sey das Band aller Tugenden, ihre Frucht, ihr Gipfel und Endzwek. Zaleucus, ein Fürst, der diesen pythagoräischen Lehrsätzen anhieng, gab daher den Locriern ein Gesez, welches ihnen ernstlich untersagte, langwierige Feindschaften zu hegen, und die Uebertreter desselben für grausame und Unmenschen erklärte. Auch gegen Feinde und Beleidiger foderte Pittacus solche Gesinnung. Er sagte, man müsse niemand, auch seinem Feinde nicht böses wünschen. Man lieferte ihm den Mörder seines Sohnes aus, um ihn zu bestrafen, er aber ließ ihn los und sagte: verzeihen ist edler als sich rächen, dieß ist ein Zeichen einer thierischen, jenes einer sanften Gemüthsart. Man übergab ihm die Regierung in seinem Vaterlande, er erhielt dadurch die Gewalt den Alcäus, der ihn mit den heftigsten Schmähreden angegriffen hatte,

zu

zu bestrafen: aber er that es nicht, sondern war zufrieden, daß er ihn überführete, daß er izt die Macht dazu in Händen hätte. Pythagoras hielt diejenigen, welche sich rächen wolten, durch die Vorstellung davon ab, das sey eine große Weißheit anderer Unverstand ertragen zu können. Er mißrieth den Krieg, weil es viel besser sey, eine Beleidigung zu ertragen, als einen Menschen zu tödten, denn es stehe nach dem Tode eine Bestrafung alles Unrechts bevor. Er that auch diesen Ausspruch: es ist göttlicher mit Wohlthaten als mit Scheltworten sich zu bestreiten. Unglüklicher, sagte Democrates, ist wer Unrecht thut, als derjenige dem es wiederfähret. Socrates pflegte zu sagen: daß diejenigen verfluchenswürdig wären, welche zuerst den Gedanken gehabt hätten, aus einer Sache Vortheil zu ziehen, welche ihren Nebenmenschen und der menschlichen Gesellschaft Schaden brachte, denn das sey die Quelle alles Uebels. Von der Liebe gegen Beleidiger redete er eben so wie Pythagoras. Er veränderte zuerst die Maxime, daß man seinen Freunden Gutes, seinen Feinden Uebels thun müsse, und sagte, den Freunden thue man Gutes und suche aus Feinden Freunde zu machen. Zu einem aufgebrachten Menschen, der zu ihm sagte: Ich will sterben, wenn ich dich nicht werde umbringen, sprach er: Ich will sterben, wenn ich dich nicht zu meinem Freunde mache. Er brachte aber auch seine Vorschriften in Ausübung. Die beleidigende Verachtung vieler Athenienser und die unfreundliche Begegnung eines zänkischen Weibes ertrug er mit Geduld und Gelassenheit. Selbst die Ankündigung seiner Hinrichtung brachte ihn nicht aus seiner Fassung, wiewohl er vorher seine Unschuld dargethan hatte: meine Kläger, sprach er, können mich ums Leben bringen, aber nicht beleidigen. Plato nennet alle, die in einer Stadt wohnen, Brüder: er behauptete: wir sind nicht allein für uns,

sondern auch für unser Vaterland, unsere Eltern und unsere Freunde geboren: wer rechtschaffen ist, ist ein Freund aller Rechtschaffnen: auch Feinden muß man keinen Schaden zufügen. Bion urtheilete von seinen Freunden, daß sie es alsdann in der Tugend ziemlich weit gebracht hätten, wenn ihnen Lob und Beschimpfung gleich wäre. Cicero lehrete, ein jeder Mensch müsse glauben, der allgemeine Vortheil sey auch der seinige, und wolle er ihn allein an sich reißen, würde er dadurch die Verbindung der menschlichen Gesellschaft trennen: da immer ein Mensch zum Besten der übrigen da ist, müsse er ihnen auch allen möglichen Nutzen zu stiften und dadurch die genaueste Vereinigung unter allen zu befördern suchen: die Grade der Freundschaft blieben indessen so verschieden als mehrere um einen Mittelpunkt gezogene Kreise, deren innerster der Seele als dem Mittelpunkt nähester unser Körper, der äußerste, welcher alle übrige einschließt, das ganze menschliche Geschlecht ist. Er verwirft daher die Arbeiten und Wissenschaft gelehrter Männer, welche zu keiner der menschlichen Gesellschaft nützlichen Handlung leiten, und behauptet, daß der Fleiß etwas den Menschen heilsames zu stiften, unendlich mehr werth sey, als die Bemühung seine Wissenschaft zu vermehren. Er vergleicht unsren und anderer Vortheil, und entscheidet die Frage, welcher vorgehen müsse, als ob er aus der Schule Christi gelernt hätte, also: man muß die übrigen Menschen wie sich selbst lieben: und daher, wenn ein anderer bey einem Schiffbruch mit uns zugleich eben das Bret ergreifen wolle, ihm dasselbe überlassen: wenn wir an einem Ort, der großen Mangel leidet, zuerst vor vielen andern mit einem Kornschiff anlandeten, wäre es unrecht, wenn wir, um unser Getreide desto theurer bezahlt zu sehen, es verheeleten, daß noch mehrere Schiffe uns nachfolgten: unrecht wäre es, die Fehler eines

Hauses,

Hauses, das man verkaufen will, zu verheelen. Er behauptet, um so viel als möglich dem Streit zu entgehen, solle man vieles andern von seinem Rechte nachgeben. Daß ein Mensch, sagte er, aus dem Schaden des andern Nutzen suche, streitet mehr wieder die Natur als Armuth, Schmerz und Tod: denn nichts ist der Natur gemäßer als eine allgemeine Verbindung des menschlichen Geschlechts, welche doch dadurch zerstöret wird. Wie der menschliche Leib umkommen müßte, wenn ein jedes Glied die Gesundheit des nähesten an sich ziehen wollte; so müßte die Verbindung und Gesellschaft umgestürzet werden, wenn jeder Mensch den Vortheil eines andern an sich reißen wolte. Der Schluß hieraus war, daß wir uns selbst nicht mehr als andere lieben müßten, indem das allgemeine Wohl der Gesellschaft zugleich das unsrige in sich enthält. So lehrete die stoische Secte, deren Meynungen sich Cicero in diesem Stük zueignete. Er schreibt auch sonst, ob uns gleich das Recht der Natur nicht untersagt, Beleidigungen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, so sind doch diejenigen lobenswürdig, die geneigt sind ihren Beleidigern aus Güte zu vergeben. Diejenigen verdienen kein Gehör, welche es für recht halten, daß man auf seine Feinde heftig zürne, denn nichts ist ruhmwürdiger und einem großen Mann anständiger, als Gnade und Versöhnlichkeit. Nicht nur mit denen größten Männern, sondern mit den Göttern sind diejenigen zu vergleichen, welche ihren Affekt beherrschen, dem Zorn Einhalt thun, sich in ihrem Siege über einen Beleidiger mäßigen, ihn nicht nur, wenn er niedergeworfen ist, wieder aufrichten, sondern ihm noch mehr empor helfen. Bey allen Streitsachen auch mit den hartnäkkigsten Feinden, die uns das kränkendste hören lassen, müssen wir zwar ein gesetztes, ernsthaftes Wesen beybehalten, aber nicht in heftigen Zorn gerathen. Aristoteles lehrte, daß unsere

Gutthätigkeit sich nicht nur über unsere Freunde, sondern über alle Menschen, nicht einmal die Lasterhaften ausgenommen, ausbreiten müsse, denn was diese ihres Betragens wegen nicht werth seyn, verdiene doch die Menschheit, die sie mit uns gemein haben. Ich trage Bedenken, die vortreflichen Aussprüche eines Seneca, Marc Aurels und Epictets hier gehäuft anzuführen, weil, da sie lebten, die wohlthätige christliche Religion schon als eine aufgehende Sonne den ganzen Erdboden zu bestrahlen, und mit dem Lichte richtiger moralischer Einsichten auch diejenigen, welche sich nicht zum Christenthum bekennten, zu erleuchten angefangen hatte. Es bleibt ungewiß, ob man sie auf die Rechnung der Philosophie oder des Christenthums schreiben soll. Wie vortreflich schreibt ersterer: Die Natur hat uns gesellschaftlich gebildet, und uns ein Gefühl des Rechts und der Billigkeit gegeben. Der Vers sollte uns immer im Herzen und Munde seyn: „Ich bin ein Mensch und was die Menschen betrift gehet mich auch an." Die menschliche Gesellschaft ist einem Gewölbe von Steinen gleich, welches fallen würde, wenn sie nicht zusammen hielten. Man muß nicht Beleidigungen mit Beleidigungen wie Wohlthaten mit Wohlthaten vergelten: an Erkentlichkeit sich von andern übertreffen lassen, und an Rachsucht sie übertreffen ist gleich schändlich. Beklagenswürdiger ist derjenige, welcher anderen Schaden zufüget, als der den Schaden leidet. Der ist weise, welcher Beleidigungen entschuldigt, ungerächet läßt, sie leichter als genossene Wohlthaten vergißt, sich nur durch Geduld und Großmuth vertheidigt, und die Verachtung geringschätzt. Auch Fürsten müssen, wenn sie Beleidigungen ahnden wollen, Gnade blikken lassen. Bis an das Ende des Lebens müssen wir nicht aufhören andern zu dienen, auch unsern Feinden Hülfe zu leisten. Die Menge der Undankbaren muß uns nicht nachläßig im Gutes

thun

thun machen. Denn auch die Götter lassen sich durch die Bosheit der frechsten Gotteslästerer und Bösewichter nicht abhalten, ihnen unaufhörlich Gutes zu thun; der Tag leuchtet vielen, die des Lichts unwürdig sind: diesen müssen wir nachahmen, und auch denen Wohlthaten erweisen, von welchen wir keine Vergeltung zu erwarten haben. Haben wir in dieser Absicht Gutes gethan, so geben wir den Undankbaren gleichsam eine Entschuldigung an die Hand. Epictet sagte: Beschimpfungen müsse man nicht weitläuftig widerlegen, sondern zugestehen und bekennen, daß man noch weit größere Fehler an sich habe: man müsse Beleidigungen von der Seite ansehen, da sie am erträglichsten scheinen, und sie so mit Geduld ertragen: derjenige, welcher uns unrecht thue, habe diese That zu verantworten, wir aber müssen darauf sehen, daß wir den besten Gebrauch davon machen: man müsse den Irthum aus den menschlichen Gemüthern auszurotten suchen, daß derjenige, der sich nicht rächet, Verachtung verdiene: besser ists Wohlthaten erzeigen als empfangen. Der gewöhnlichste Ausspruch des Epictets, worinn er die ganze Tugend zusammen faßte, war: Leide und meide: sey standhaft in Erduldung des Unrechts und der Widerwärtigkeiten, und fliehe die Reizungen der Wollust. Der Kayser Marc Aurel giebt diese vortrefliche Regeln: man muß diejenigen, welche uns beleidigen, nicht nur nicht hassen, sondern vielmehr lieben, und bedenken, sie sind auch unsre Blutsfreunde, fehlen aus Unwissenheit, schaden durch ihre Fehler nicht andern sondern sich selbst, wiewohl sie ihren Nutzen suchen; man muß sie belehren, damit sie ihren Fehler einsehen, aber nicht hart bestrafen, denn ihre Handlung beleidigt uns nicht, sondern unsere Meynung von derselben: die Natur hat uns dazu Sanftmuth und Geduld gegeben, daß wir das Uebel ertragen sollen, und wer diese nicht zu seiner Zeit gebraucht, verläßt

den Posten, den ihm die Natur angewiesen hat. Vergelten wir Böses mit Bösem, so werden wir unsern Beleidigern gleich. Wir müssen wie in den Kampfschulen zwar den Stoß vermeiden, aber nicht auf diejenigen, welche ihn uns beybringen, böse werden, denn die Rachsucht ist ärger als das uns zugefügte Unrecht. Den Göttern muß man nachahmen, welche für die Gottlosen immerdar Sorge tragen. Es ist lächerlich, wenn wir der Ungerechtigkeit anderer Schranken setzen wollen, indem wir unsere nicht ablegen. Wir müssen unsere eigene Fehler fleißig bedenken, so werden wir gelinder mit andern verfahren. Plutarch urtheilt, es ist nichts schöner und einem gesezten Mann anständiger als Schmähworte mit Stillschweigen ertragen, und ihnen nicht Rache, sondern Sanfmuth und Geduld entgegen stellen, wie vom Hercules gerühmet wird. Wer müßte einen Menschen nicht lieben, der die Kinder seines Feindes, wenn sie in Noth gerathen sind, unterstützt, und mit seinem Vermögen dessen verfallenen Umständen aufhilft? Isocrates sagte in einer Rede: er sey sich nicht bewußt jemand beleidigt zu haben, sey ihm aber dergleichen wiederfahren, so habe er niemals die Urheber der Beleidigung vor Gerichten belangt, sondern die Entscheidung der Streitsache seinen Freunden aufgetragen. Demosthenes antwortete einem, der ihn mit Schimpfworten belegte, in diesen Streit lasse ich mich nicht ein, worinn es schimpflicher ist zu überwinden als überwunden zu werden. Plinius schreibt im zwey und zwanzigsten Briefe des 8ten Buchs: Den halte ich für den besten und rechtschaffensten Mann, der andern so verzeihet, als einer der täglich fehlet; sich aber so vor Fehlern hütet, als ob er nichts von Verzeihung wüßte. Das ist mein fester Grundsatz, wir müssen gegen uns selbst ohne Verzeihung strenge seyn, aber auch gegen diejenigen, die keinem

an-

andern als sich selbst etwas verzeihen mögen, Versöhnlichkeit beweisen.

Auch unter denen Chinesern hat Confucius den Satz gelehrt, man müsse mit andern so verfahren, als wir wünschen, daß sie es mit uns thun. Er lehrte, man müsse sich nicht rächen, und einem Feinde wie seinem Freunde begegnen.

Wie viel Aehnlichkeit, ja völlige Uebereinstimmung finden wir zwischen diesen Aussprüchen nicht unmittelbar von Gott erleuchteter Männer, und folgender Reden Jesu und seiner Schüler. Wer den andern liebet, der hat das Gesetz erfüllt. Alles was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch. Liebet eure Feinde; auf daß ihr Kinder seyd eures Vaters im Himmel, der seine Sonne über Böse und Gute aufgehen läßt. Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Versöhne dich geschwinde mit deinem Bruder, weil du bey ihm auf dem Wege bist. Laß es nicht aufs äußerste ankommen. Zieh am ersten den Balken aus deinem Auge, lege deine große Fehler ab, darnach siehe wie du ihn zur Ablegung seines geringeren Fehlers bewegest. Die Liebe ists, die langmüthig und menschenfreundlich macht, von Haß und Neide nichts weis, sich nicht läßt erbittern, nicht gleich jede Beleidigung hoch aufnimmt und rächt. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Haltet den Zorn zurük, daß er nicht in strafbare Handlungen ausbreche, lasset keinen Tag ohne Versöhnung zu Ende gehen. Und wenn dich dein Bruder siebenmal des Tages beleidigte, und siebenmal Reue bezeugte, sollst du zum vergeben bereitwillig seyn. Doch auch Moses hatte schon sein Volk gelehret: Du sollst deinen Bruder nicht hassen, sondern ihn mit Worten stra-

strafen. Ihr sollt nicht lügen, noch fälschlich handeln mit einander. Du sollst das Recht des Armen nicht beugen. Wenn dein Bruder verarmet neben dir, sollst du ihn aufnehmen, daß er lebe neben dir. Du sollst deinem Nächsten nicht Unrecht thun, noch ihn berauben: wer dies aber gethan hat, soll wiedergeben, was er mit Unrecht an sich gebracht hat. Wenn du deines Feindes, der dich hasset, Ochsen oder Esel siehest irre gehen, sollst du ihm dieselben wieder zuführen. Hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen. Du sollt nicht rachgierig seyn, noch Zorn halten: sondern deinen Nächsten lieben als dich selbst. Vielleicht haben Pythagoras und Plato diese Bücher Mosis gelesen.

Auch von der Aufrichtigkeit und Zuverläßigkeit in Zusagen und Versprechungen, als einer Hauptgrundlage der Sicherheit und Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts, finden wir vortrefliche Aussprüche der alten Weltweisen, welche mit den Vorschriften des Christenthums übereinstimmen oder denselben ähnlich sind. Solon und Periander verboten alle Eydschwüre. Pythagoras untersagte sie seinen Schülern so nachdrüklich, daß einer von ihnen lieber drey tausend Thaler verlohr, ehe er einen Eyd, den er mit gutem Grunde schwören konnte, ablegen wollte. Socrates hatte eine solche Ehrfurcht vor Gott, daß er niemals dessen Namen im Scherz nannte; und Plato untersagte alle Entweihung desselben nebst allen Eydschwüren. Die Stoiker lehrten, man müsse entweder gar nicht, oder nur bey sehr wichtigen Sachen, in Gefahr des Vaterlandes unserer Eltern und Freunde, nie aber in Geldsachen schwören. Man müsse sein Verhalten so untadelhaft einrichten, daß es statt eines Eydes diene, und man uns auch ohne Eyd Glauben beymesse. Cicero urtheilete: der Grund der Ge-

Gerechtigkeit ist die Treue, oder Standhaftigkeit bey demjenigen was man geredt und versprochen hat, damit andere was wir sagen glauben können. Diese Tugend war den Römern in den ältesten Zeiten so eigen, daß Polybius versichert, die Furcht vor den Göttern habe eine solche Stärke bey den römischen Bürgern gehabt, daß man keinen auf irgend eine Weise hätte bewegen können, einen falschen Eyd zu thun. Daher hielten sie sich auch verbunden einen Eyd, den sie dem Feinde geschworen hatten, als zum Beyspiel, daß sie, wenn man sie aus der Gefangenschaft nach Hause gehen lassen, wieder zurük kommen wollten, selbst mit ihrer größten Beschwerde zu halten. Sie verwarfen alle die listigen Kunstgriffe, durch welche jemand sich von der Verpflichtung eines Eydes loszumachen suchte. Denn was so beschworen worden, sagt Cicero, daß derjenige, dem man den Eyd ablegete, glaubt, es müsse geschehen, das muß man aufhalten. Es ist eine religiöse Zusage: was man aber so versprochen hat, daß man dabey Gott zum Zeugen genommen, muß man erfüllen. Kein Band verpflichtet den Menschen stärker zur gewissenhaften Erfüllung seiner Zusagen, als der Eyd. Isocrates schränkt ebenfalls den Gebrauch des Eydes auf die Gelegenheiten ein, wo man entweder eine Verlästerung von sich ablehnen, oder seine Freunde aus einer Gefahr erretten könne. So untersagte unser heiligster Jesus alle die Arten von Eydesformeln, welchen die Juden seiner Zeit keine verpflichtende Kraft beylegten, und die Uebertretung derselben deshalb hinterlistiger Weise für keinen Meineyd halten wollten. Er befahl dagegen anstatt solcher Betheurungen, die Sprache der Aufrichtigkeit beständig zu führen, welches uns jederzeit Glauben und Beyfall verschaffen werde. Ich will aus allen diesen gesamleten vortreflichen Aussprüchen der Weisen alter Zeiten, die noch nichts

von

von der heiligsten Sittenlehre unsers göttlichen Lehrers Jesu gehöret hatten, nichts weiter herleiten, als daß auch sie die Vortreflichkeit eines solchen Verhaltens, als sie foderten, erkant, die Schönheit der Tugend eingesehen, es für die größte Zierde des Menschen gehalten, so gesinnet zu seyn, und das menschliche Geschlecht glüklich gepriesen haben, wenn alle so gesinnet wären. Ob sie alle, die diese Tugenden so nachdrüklich empfehlen, sie auch wirklich ausgeübet haben, ist ungewiß und zweifelhaft. Aber dies ist einmal eine beweinenswürdig schwache Seite der Menschen, die man noch immerdar bemerkt, die zwar dem Lehrer seinen Werth, aber den Vorschriften der Tugend eigentlich nichts von ihrer Schönheit benimmt, und nur darthut, daß etwas mehr als das Wissen derselben dazu gehöre, um wirklich tugendhaft zu seyn. Indessen viele unter jenen, und unter ihren Zeitgenossen waren für unsere ausgeartete Christenheit, welche nicht mehr weis, ob sie dem Evangelium glauben soll oder nicht, ob nicht ein vorsichtiger Dienst der Laster glüklicher als der Dienst der Tugend mache, ein höchstbeschämendes Beyspiel. Eine Samlung ihrer bis auf unsere Zeiten aufbehaltenen, edlen, rechtschaffenen, bewundernswürdigen Handlungen, müßte noch viel weitläuftiger werden, als diese Samlung ihrer kernhaften Aussprüche. Von diesen wünsche ich, daß sie bey meinen Lesern, eben den Eindruk machen, den ich oft dabey empfunden, tiefe Beschämung, und fleißige Nacheiferung wirken, in welcher Absicht sie in der That mehr als einmal gelesen zu werden verdienen.

Auszug

Auszug aus einem Briefe des Herrn Hauptmanns von Karosi an den Herausgeber.

Beschluß.

Die dritte Stuffe scheint mir zu seyn, wenn durch eine vollkommene Ausbildung des Erdharzes, das damit durchdrungene Holz in eine vollkommene Holzkohle verwandelt wird. Hier wird der weitere Fortgang der Natur, ich meyne die Bildung des Kieses, schon weit sichtbarer. Denn, da es unmöglich ist, daß alle stufenweise Veränderungen in allen Theilen eines solchen Holzes, zumal wenn das Stük groß ist, gleichzeitig vor sich gehn sollten; so müssen sich nothwendig immer gewisse Stellen daran, durch Uebergänge in eine der folgenden Stufen auszeichnen.

Als die vierte Stuffe nehm' ich an, wenn durch genauere Vereinigung des brennlichen Wesens mit den Säuern, nach dem Beytritt der darzu erforderlichen Erden, das erdharzige Holz, entweder ganz, oder doch gröstentheils in Kies übergeht. Doch wird hier das übrige Erdharz, welches in das Wesen des Kieses nicht eingehen konnte, niemals so ganz verdrängt, daß es nicht noch manche Stellen einbehalten sollte. Bleibt ein solch verkiestes Holz in einem bloß nassen oder sumpfigten Ort liegen, so wird seine fernere Veränderung sehr langsam vor sich gehn; und fast eben dieses gilt schon von der fetten Holzkohle, weil, erstlich, das Wasser, welches hier als das vornehmste und einzige Werkzeug der Natur angesehen ist, wenn es stokt viel unwirksamer seyn muß, als wenn es seinen freyen, ungehinderten Zu- und Ablauf hätte. Zweytens, häuft sich durch die Fäulniß fremder Körper, sowohl

des

des Thier= als Pflanzenreichs in den stehenden Wassern das brennliche Wesen auf Unkosten der Säure zu sehr an, und hebt also dadurch das zur fernern Verwandlung des Holzes erforderliche Gleichgewicht oder Verhältniß auf. Da aber, mit diesem allen, von keinem Wasser so schlechtweg behauptet werden kann, daß es völlig stokte, das heist, auf keine Weise gar keine Zu= noch Abnahme habe, so kommt es immer gar viel mit auf die fremdartigen oder Mineraltheile an, womit es geschwängert ist.

Als die fünfte Stuffe seh ich an, wenn das schon fast gänzlich in Kies verwandelte Holz, durch Auflösung der salzigen, das ist: vitriolischen Theile und ihre Entfernung, in einen bald mehr, bald weniger verhärteten, meist thonartigen Stein allmählig übergeht. Auch noch in diesem Zustande bleibt ihm ein gewisser Antheil von Erdharz beygemengt, doch wird dieses nach und nach im Wasser durch fernere Auflösung, an der Luft aber, durchs Verwittern, welches zwar im Grunde eins ist, völlig fortgeschaft. In diesem Zustand ists, wo es durch gewisse vom Kiese zurükgelassene Eisentheile, bisweilen auch vom brennlichen Wesen, so mannigfaltig gefärbt und gezeichnet wird. In eben diesem Zustand geschieht auch die Ausfüllung der Spalten, Löcher und Hohlungen mit Quarz und andern fremden Steinarten, deren ich oben dachte.

Die sechste und lezte Stuffe endlich, ist die, wo das bis zur fünften gediehene Steinholz durch näheres Zusammenrükken der Theile, und durch völlige Entfernung alles zu seinem jetzigen Wesen nicht gehörenden fremdartigen, in die so beliebten Spielarten des mannigfaltigen Achatgeschlechts übergeht.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

15te Woche.

Von der Kaspischen See.

Die Kaspische See wird für eine der grösten inländischen Seen des Erdbodens gehalten. Sie erstrekt sich von Süden gegen Norden auf etwa 142 und von Westen gegen Osten, an den Stellen wo die Breite am grösten ist, auf 50 bis 60 deutsche Meilen.

Diese See hieß bey den Griechen die Hircanische, bey den Russen das chwalinische und chwalische Meer, von den Chwalissen, einem Volke, das am Ausflusse der Wolga seinen Wohnsitz hatte. Die Tatarn nennen es Ak Dings, das ist: das weiße Meer; die Georgianer das Kurtschenische; die Persianer das Gurßische, von der alten Persischen Residenzstadt Gurgan, welche in der Provinz Astrabat, sieben Werste von der See lag, daher auch der griechische Name das hircanische Meer, welches so viel heißt, als das persische Meer, entsprungen; denn die persischen Schache schreiben nicht das persische, sondern hircanische Reich *).

Die alten Geschichtschreiber kannten aus den Erzählungen anderer, und bestimmten den Lauf vieler und großer Flüsse, welche von Norden, Westen und Süden in diese See hineinströmen

*) Staatsr. Rytschkow. Orenburgische Topographie, in des Hrn. O. C. Raths Büsching Magazin für die neue Historie und Geographie. VI. B.

strömen sollten: nur die Ostseite war ihnen unbekannt, und sie glaubten, daß es hier mit dem Nord- oder Eis-Meere im Zusammenhang stehen müsse, wie aus dem Herodot und Plinius erhellt. Eben so gaben sie die Gestalt desselben unrichtig als beynahe rund an. Ptolomäus bildete es zuerst ab, und gab seiner Breite eine größere Ausdehnung, als seiner Länge: ein Fehler, den zuerst Olearius anmerkte.

Auf Befehl des rußischen Kaysers Peters des Großen, befuhren im Jahre 1719 und 1720 zween See-Offiziers, von Werden und Soimonow die westliche Küste des Kaspischen Sees von Astrachan bis Gilan. Aus den Beobachtungen, die sie auf ihren Reisen selbst angestellet, und aus den mündlichen Nachrichten, mit denen sie sich in Ansehung der östlichen Küste helfen musten, setzten sie eine Karte von diesem Meere zusammen, die in Petersburg und Paris in Kupfer gestochen worden ist. Nicht lange nachher in den Jahren 1726 und 1727 nahm gedachter Soimonow eine neue Karte dieser See auf, in welcher die nunmehr von ihm in Augenschein genommene östliche Küste berichtigt wurde. Im Jahre 1731 ist diese Karte in vier besonderen Blättern, dazu noch das fünfte Blatt, welches das Fahrwasser der Wolga von Astrachan bis zur Mündung vorstellt, hinzukam, in Petersburg gedrukt worden. Bey der Schiffahrt der Engländer, die den persischen Handel durch Rußland über das Kaspische Meer führen wollten, ist diese Karte, besonders in Ansehung der östlichen Küste, noch mehr verbessert worden. Daher entstand eine neue Karte, die Herr Woodroofe im Jahre 1745 dem Herrn Hanway übergab, welcher sie seiner Reisebeschreibung einverleibt hat. Von diesen sind alle übrige bis jetzt erschienene Vorstellungen dieser See, selbst die auf der rußischen General-Karte, Kopien.

Im

Im Jahre 1764 ward die östliche Küste wiederum genau besichtigt von dem damaligen Kapitain der Flotte Tokmatschew; in den Jahren 1770, 71 und 73 besuchte der an der Küste des Kaspischen Meers in Gefangenschaft gerathene und in derselben verstorbene Professor Gmelin verschiedene südwestliche und östliche Häfen der See; die akademischen Astronomen Lowiz und Inochodzov bestimmten in den Jahren 1769, 70 und 71. die Lagen der Städte Gurief, Astrachan und Kisler. Güldenstedt besah im Jahre 1772 die Mündungen des Tereks und die benachbarten Küsten. Aus diesen Beobachtungen entstand eine neue von ihm entworfene Karte, welche man als die richtigste annehmen kann *).

Das Wasser in der Kaspischen See ist salzig, jedoch nicht in dem Grade als das Wasser des Weltmeeres **). Es hatte da wo Herr Pallas dasselbe sah ***) eine grünlich graue Farbe, welche sich aber nach dem Berichte der Seefahrenden, weiter vom Lande ab, in eine schwarzgrüne verwandeln soll: auch wird in demselben, zur Sommerszeit, das phosphorische Licht der Wellen wahrgenommen. Man schifft auf diesem Meere wann es stürmisch ist, mit gröster Gefahr, da das Wasser flach und mit Sandbänken und Klippen angefüllt ist.

Es findet in dem Kaspischen Meere keine Ebbe und Fluth statt: allein wenn heftige Nord- oder Südwinde wehen, so steigt das Wasser, an einem oder dem andern Ende desselben, an drey bis vier Fuß und noch höher. Wenn aber diese Stür-

*) Güldenstedt von den Häfen am Kaspischen Meere, im deutschen Musenm v. 1777. S. 4. 478. welcher Abhandlung die Karte beygefügt ist.

**) Philos. transact. abridg. Vol. V. P. 2. p. 217.

***) Siehe dessen Reisen durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs. 1. Th. S. 434.

me aufhören, so bekommt das Wasser unter einer sehr grossen Unruhe seine gewöhnliche Tiefe wieder. Diese Veränderungen des Meeres sind an der rußischen Küste, zwischen den Mündungen des Urals und des Tereks viel größer, als an der persischen und truchmenischen. Um bey der Erforschung der Tiefe des öfters sehr unruhigen Meeres sicher zu gehen, muß man sich eines sehr schweren Bleylothes bedienen. Am sichersten fahren die Schiffe, die bey sehr großen Stürmen sich weit von den nordlichen Küsten entfernen, und sich nahe an die Insel Kulaly und an die Landekke Tiuk Karagan halten, weil hieselbst die Fahrt sehr sicher ist. Auch zwischen der Insel Tschetire-Bugry und der Insel Thetschen muß man sich vor der westlichen Küste, welche überaus seicht ist, hüten.

Der Sage nach, soll das Wasser dieses Sees 30 bis 35 Jahre zu- und in eben so viel Jahren wieder abnehmen, und man glaubt den Zuwachs auf 5 bis 6 Faden annehmen zu dürfen, d. i. ohngefehr 40 englische Fuß. Im Jahre 1715. hat es nach der einhelligen Versicherung der Anwohner angefangen zuzunehmen, und erst im Jahre 1743. fing es an ein wenig zu fallen; im Jahre 1744. bemerkte man an den steilen Ufern einer Insel deutlich, daß es etwa 3 Fuß abgenommen hatte, und diesemnach hatte der Anwachs 27 Jahre gedauert. Es ist indessen noch nicht mit Zuverläßigkeit dargethan, daß das Wasser in diesem Zeitraume beständig in Zunehmen gewesen, eine Sache zu deren Bestätigung noch viele mit Einsicht angestellte Beobachtungen gehören, um so mehr, da diese Erzählung *) mit derjenigen Nachricht nicht genau zutrift, welche uns Herr Pallas mitgetheilt hat **). Er vernahm aus dem Munde eines alten Mannes, welcher schon vor 1730 in Gur-

*) In der Orenburgischen Topographie. a. a. O.

**) Am a. O.

Gurjef *) gelebt, daß vor diesem Jahre die Gegend um erwähnten Ort trokken und die Ufer des Jaik fast zween Faden hoch gewesen waren, mit welchen jetzt das Wasser ganz gleich steht. Die großen Einbrüche und Busen, welche sich gegenwärtig nah an Gurjef erstrekken, wären gar nicht vorhanden gewesen. „Die See, fügte er hinzu, war zwischen der Insel „Kamennoi und dem festen Lande so flach, daß man bisweilen, „wenn der Nordwind das Wasser abtrieb, zu Fuß hindurch „waten konnte. Außer dieser Insel, welche damals viel grös„ser war, befanden sich noch drey andere nicht fern von der „Mündung des Jaik nämlich: Pesttschanoi ohngefehr 25 Wer„ste von Kammenoi weiter in die See; Kamunin östlich, in „einer geringen Entfernung vom Ausfluß des Jaik, und Pesch„noi bey der so genannten Gogolskaja, wo vordem ein unge„mein starker Seehundfang gewesen seyn soll. Nach dem „Anwachs der See aber, welcher im Frühjahre des gedachten „merkwürdigen Jahres auf 6 Faden betragen haben soll, sind „diese Inseln nicht wieder zum Vorschein gekommen. In „eben dem Jahre war in diesen Gegenden der Schneefall so „hoch, daß der Schnee den Mauern der Vestung gleich gele„gen. Vorher waren die Winter gelinde, dauerten kaum 2 „Monathe, und die Schiffahrt war vom May bis zum Ja„nuar offen. In der Folge wurden die Winter strenger und „anhaltender, und das Eis steht nun viel länger: doch ist „auch diese Kälte mit erfolgtem Abnehmen der See, welches „etwa bis 1766 dauerte, gemildert worden, und seit der Zeit „merkt man, daß das Wasser in diesem Behälter wieder an„wächst. Bey dem niedrigsten Stande desselben ist gegen den „vorigen noch ein Unterschied von beynahe zween Faden." So viel ist gewiß, daß wegen der abwechselnden Winde, wel-

*) Ein vestes Städtgen an dem Jaik.

che das Wasser an den nordlichen Küsten bald anhäufen, bald vertreiben, sich von dem Steigen und Fallen nichts gewisses bestimmen läßt; ja es findet vielleicht nicht einmal eine regelmäßige Ordnung statt, sondern es ist alles vom Zuflusse des Wassers aus den Flüssen, und folglich von der allgemeinen Witterung gewisser Jahre abhängig.

Es ist überhaupt eine angenommene Meynung der dortigen Anwohner, daß das Steigen des Wassers und das Fallen desselben mit der Kälte und Wärme im Verhältniß stehe. Im Jahre 1741 und 1742 verfroren in allen Gärten die zärteren Baumarten, als Pfirsiche, Wallnüsse, und es ist eine Sage, daß anjeßt daselbst die Sommerhitze schon schwächer zu werden anfange.

Da Ptolomäus keinen Abfluß dieses Sees anzugeben vermogte, so setzte er an der westlichen Seite einen Schlund, mittelst welchem es mit dem schwarzen Meere eine unterirdische Gemeinschaft haben sollte. Struys, der Pater Avril und andere Reisebeschreiber behaupten ebenfalls das Daseyn zweener Schlünde in der Gegend von Kilan, welche das Wasser des Kaspischen Sees verschlängen und hernach durch Kanäle unter der Erde dem persischen Meere zuführten. De Fer und andere Reisende haben sie so gar auf ihren Karten angemerkt. Die unterirdische Verbindung dieses Sees mit anderen Meeren, schien auch mehrern aus dem Grunde glaublich, weil:

1) in dem Fälle wenn der Ostwind auf die Kaspische See drükt, das schwarze Meer sich in ungewöhnliche Wellen aufthürmet, und wenn der Westwind auf dieses fällt, jenes sich erhebet;

2) Seegras, Schlangen und Bäume von eben der Art in dem

dem schwarzen Meere angetroffen werden sollen: als man sie in der Kaspischen See findet *).

Daß diese See mit dem persischen Meerbusen durch unterirdische Kanäle vereinigt sey, halten einige aus der Ursache für wahrscheinlich, weil man das Laub von den Weiden, die am erstern in Menge wachsen, an diesem aber gar nicht angetroffen werden, zur Herbstzeit hier in Menge findet. Plinius vereinigt in einer Verwirrung unsere See bald mit dem Assowischen, bald mit dem nordlichen, bald wie es scheint, mit dem westlichen Ocean.

Bey den Untersuchungen, welche in den neueren Zeiten über diese See angestellt worden, hat man zwar nichts gefunden, welches das Daseyn der Schlünde und eine Verbindung mittelst ihrer mit andern Meeren bestätigte **), und Gemelli Careri sowohl, als die Russen machen diese Schlünde zu bloßen Hirngespinsten: da man indessen die Menge des Wassers, welches dieser See durch die Flüsse zugeführt wurde, und die, welche es wieder durch die Ausdünstung verlor, berechnete, und man jene bey weitem größer fand; so scheint es nöthig, anzunehmen, daß diesem See der Ueberschuß des Wassers durch Ableitungs-Kanäle unter der Erde entzogen werden müsse.

Wenn man für die jährliche Ausdünstung eine Höhe von 30 Zoll annimmt (und hier ist das Maas der Ausdünstung auf das höchste gerechnet;) so würden dadurch nur 14 Billionen 191,200 Millionen Kubikfuß Wasser jedes Jahr weggehen, und ausserdem bleibt noch aller Niederschlag zurük. Da nun sich in diese See große Flüsse ergießen, von welchen die Wolga allein in einer Minute ohngefehr 15 Millionen Kubikfuß Was-

*) Kircher führt diese Umstände von einem Persianer Paradia an: Mund. Subt. Tom I.

**) Mem. de l'Acad. Roy. de Par. Année 1721.

ser oder in einem Tage 21,600 Millionen Kubikfuß Wasser giebt, und der Jaik und Emba, als solche angesehen werden können, welche der See zweymal so viel als jener Strom mittheilen, so daß er ausser dem Niederschlage zum wenigsten 64,000 Millionen Kubikfuß Wasser täglich, und also auf das Jahr 23 Billionen und 652,000 Millionen erhält; so ergiebt sich hier ein Ueberschuß von 9 Billionen und 460,000 Millionen Kubikfuß Wassers *), welcher nothwendig wiederum abgeführt werden muß, und es ist eine falsche Schlußfolge, wenn man behauptet, daß es diesem See an Ableitungs-Kanälen fehle, weil man selbige bis jezt noch nicht mit Zuverläßigkeit entdekt hat.

Hr. von Büffon betrachtet den See Aral als einen Theil unserer See, der blos durch sandige Ebenen davon abgesondert sey, ehedem ein Gewässer ausgemacht habe, und folgert daraus, daß die Breite desselben vom westlichen Ufer des Kaspischen Meeres bis an den östlichen Strand des Sees Aral mehr, als seine Länge vom südlichen bis zum nördlichen Ufer betrüge: eine Figur die seine Hypothese, daß die Gewässer sich meistens von Osten nach Westen erstrekken, begünstigt. Allein dieser angenommene Zusammenhang der beyden Seen mit einander, wird durch die Beschaffenheit der dazwischen liegenden Gegend widerlegt, welche nicht flach und sandigt, sondern hoch und bergigt ist, und wenn auch dies würklich so gewe-

*) S. Bergmanns phys. Erdbeschr. 2 Aufl. Band 1 S. 338 und des Kapitäns Perry Beschreibung von Rußland, welcher die Ausdünstung des Sees nach Haleys Grundsätzen genau berechnet. Hr. v. Büffon flüchtig genung, jedoch in einem Tone, aus welchem man schließen sollte, daß er der Sache sehr gewiß gewesen, trägt kein Bedenken, die Ausdünstung für zureichend zu erklären, alles in der See zusammen gelaufene Wasser hinweg zu nehmen. S. dessen allg. Naturg. Martin. Uebers. 2 B. S. 243.

gewesen wäre, so würde dennoch der Abstand vom westlichen Ufer des Kaspischen Sees bis an das östliche des Aral demjenigen, der vom nördlichen und südlichen Ufer des Kaspischen Sees auf den neuesten Karten angegeben wird, nicht übertreffen *).

Eben so widerlegt sich die Meynung des Hrn. von Büffon, daß die Kaspische See und das schwarze Meer vormals durch ein Gewässer miteinander vereinigt gewesen, welches durch die von den Flüssen Don und Wolga zugeführte viele Erde verstopft worden, von selbst, sobald man die zwischen beyden Meeren befindliche und aus den grösten Bergen bestehende Gegend in Augenschein nimmt. Die Muthmaßung des Hrn. v. B. daß die genannten beyden Flüsse sich in einem dritten Gewässer nahe bey Zarizin vereinigt, hebt sich ebenfalls dadurch auf, weil die dortige Gegend gleichfalls erhaben, zum Theil bergigt, und nicht so klein als Hr. v. B. glaubt, sondern fast auf 50 Werste oder 7 Meilen breit ist. Es fließen aus derselben Flüsse, sowohl in den Don als in die Wolga **).

Die Abgeordneten des Czaars fanden einen Meerbusen, Namens Karabugas, welcher im Jahre 1725 völlig beschrieben wurde. Er hält über 8 Werste und ist ganz zirkelförmig gebildet. Man wird in demselben beständig eine beträchtliche Strömung aus der See gewahr, die durch den Kanal oder Arm des Meerbusens in die Bay geht. In der Mitte dieses Meerbusens läßt sich dieser Strömung wegen gar nicht fahren, und sie scheint einigen die Wirkung eines daselbst verborgenen unter-

*) Man sehe Hrn. Müller in den Noten zu S. 149 des 1sten, und S. 136 des 2ten Theils der Büffonischen allgemeinen Naturgeschichte.

**) Ebendas. 1 B. S. 147.

unterirdischen Schlundes zu seyn: jedoch wird sie in dem Tagebuche des Fedor Iwanowitsch Soimonow aus einem ganz andern Grunde erklärt *).

Ptolomäus und Plinius sowohl, als auch andere, haben unter den in die Kaspische See strömenden Flüssen viel solche angegeben, die gar nicht vorhanden sind. Insbesondere ist auf der Ostseite der Axartes und noch ein anderer der Oxus so wenig als die übrigen zu finden gewesen, und überhaupt, welches sonderbar ist, auf der westlichen Seite, in ihrer ganzen Länge von dem Emba an, der ohnweit des Jaik fließt, bis an den Fluß Jurgau bey Astrabat gar kein Fluß vorhanden, und aus diesem Grunde ist diese Gegend, die nichts als eine Sandwüste ist, und den Alten auch unbekannt war, unbewohnt geblieben. Unter den Flüssen, welche in die Kaspische See fallen, sind die bekanntesten: Emba, Jaik, Wolga, Bussan, Balda, Tscherka, Kuma, Terek, Sulak, Agrachan, Kura und Aras.

Das Burun auf dem Kaspischen Meere, wie es dort heißt, ist eine ausserordentliche Bewegung des Wassers, nahe an der Küste, von der Insel Tschetschen gegen Süden längs des westlichen Gestades, die Bay von Sensseli vorbey, bis zum Meerbusen von Astrabat, nur zwo Stellen ausgenommen, welche durch Inseln vor den Seewinden gedekt sind, nämlich der Apscheronische Kanal und die Bay ohnweit der Stadt Baku. Längs der ostlichen Küste von Astrabat nordwärts bis Krasnye Wody giebt es auch dergleichen Burun oder Brandungen: jedoch nicht so stark wie an jenen Küsten, denn das Wasser ist daselbst flach, die Küsten niedrig und das Ufer von einem sanftern Abhange in die See hinein, und begünstigen diese Bewegung

*) Man sehe die Müllersche Samml. rußis. Geschichte, 7 B. S. 378.

gung nicht so wie die steilen Ufer. Von Krasnye Wody an, nordwärts die Küste hinauf, den Meerbusen Karabugas vorbey bis an die Landekke Tjuk Karagan ist das Ufer hoch und das Wasser längs desselben tief, aus welchem Grunde es auch daselbst starke Brandungen giebt. Von der Spitze Tjuk-Karagan aber, über die Insel Kulany auf der Küste hin, durch die Bay des Emba bis an den Jaik, und vom Jaik bis Tschetschen sind die Gestade alle flach und allmählig abschießend, folglich ohne Brandung. Dergleichen Burun entsteht gemeiniglich von den Seewinden, die gerade oder quer aufs Ufer streichen, und seine Nähe oder Weite von denselben ist verschieden. Bey Derbent z. B. bemerkt man diese Brandung eine Werst oder etwas drüber von der Küste: bey den nißowischen Flüssen, aber sechs und mehrere Werste, und bey Szeussele zwey bis drey Werste.

Von Seepflanzen sieht man nichts in diesem Meere, als die Naias, ein Potamogeton, und eine grüne Converfa: es soll auch darin eine große Art Seeasseln geben, welche sich gern an die Ankertaue setzen.

Zu Betreibung der Fischerey auf diesem See, sind theils auf gewissen Landekken, theils auf den kleinen Inseln, Watagen oder Fischhütten von Gurjef bis Astracan längs der nördlichen Küste angelegt, wovon die erste ohngefehr 60 Werste von Gurjef an einem Meerbusen (Bakatoi Kultuk) befindlich. Die übrigen sind weniger von einander entfernt. Vormals war eine solche Watage östlich vor der Mündung des Jaik gelegen, die man wegen Unsicherheit verlassen hat. Auf allen diesen von Astrakanschen Kaufleuten unterhaltenen Watagen, wird ein sehr vortheilhafter Fischfang getrieben, und nur alsdann unterbrochen, wenn im Herbste der Eisgang an den Ufern, oder im Frühling das Eis unsicher geworden ist.

Die

Die verschiedenen Störarten, die von den Russen Krasnije-ryby genannt werden, liefern viel Kaviar, Rükgradsehnen und Fischleim; ihr Fleisch wird theils in den Pökel gelegt, theils an der Luft getroknet.

Dieser See wird nur mit kleinen Fahrzeugen befahren. Die grösten Schiffe, sagt P. della Valle, in seiner Reisebeschreibung, „die man längs den Küsten der Provinz „Mazenide in Persien erblikt, wo die Stadt Ternhabad er- „bauet ist, kommen mir viel kleiner als unsere Tartanen vor, „ob man sie gleich Schiffe zu nennen pflegt. Sie haben einen „hohen Boord, gehen gar nicht tief im Wasser, und sind ganz „platt auf dem Boden. Die Schiffe werden von ihnen nicht „blos deswegen in dieser Form erbauet, weil die Kaspische See „in den Rheeden und an den Küsten nicht sehr tief, sondern „auch, weil es mit Sandbänken angefüllt ist, und an man- „chen Stellen so unmerkliche Untiefen hat, daß man von Schif- „fen, die nicht auf diese Art gebauet sind, gar keinen Gebrauch „machen kann."

Unter den Inseln des Kaspischen Sees, erwähnt Hr. Pallas der kleinen Insel Kamennoi, welche südwestlich vom Ausflusse des Jaik 6 bis 8 Werste liegt. Sie ist aus groben Sand, kleinen Kieseln und Schnekkenschalen zusammen getrieben, schien damals überhaupt nur etwa 2 Ellen über die See hervorragen, und soll ehedem viel größer und höher gewesen seyn, als sie gegenwärtig erscheint.

Sobald als Peter der Große eine geographische und historische Kenntniß, theils als Augenzeuge im Jahre 1722, theils durch seine Abgeordneten vom Kaspischen Meere erlanget hatte; so war er auch darauf bedacht, die Handlung daselbst einzurichten, und in den Gang zu bringen. Zu diesem Ende stif-

tete

tete er eine nach Persien handelnde Societät, welche aber im Jahre 1762 wiederum aufgehoben, und jedem rußischen Unterthan frey gelassen ward, mit rußischen ausländischen Waaren mit Persien, Chiva und der Bucharey Handlung zu treiben, und überhaupt sind die Vortheile, welche die Russen zur Handlung auf diesem Meere ermuntert haben, immer groß gewesen, und sind es noch jetzt.

Ein hauptsächlicher Vorwurf der Handlung auf dem Kaspischen Meere ist der Fisch- und Seehundfang. Der leztere, welcher ein Monopolium war, ist seit dem Jahre 1762 den Astrachanschen Einwohnern frey gegeben worden, und diese ziehen gegenwärtig durch den Trahn und durch die Häute der Seehunde einen ansehnlichen Gewinnst.

Otto.

Anzeige.

D. M. E. Blochs ökonomische Naturgeschichte der Fische, vorzüglich derer in den Preußischen Staaten. Berlin 1781. in gr. 4. mit 12 ausgemalten Kupfertafeln in Folio; auf Kosten des Hrn. Verf.

(Siehe Seite 93.)

Der Hr. Verfasser hat bereits durch das, was derselbe über einige Arten unserer Landesfische, in den Schriften der hiesigen naturforschenden Gesellschaft gesagt, ein so gutes Vorurtheil für sich erregt, daß man mit Grunde hoffen konnte, er werde, bey fortdauerndem Fleiße in der Kultur dieses noch sehr unbearbeiteten Theils der Naturgeschichte, sich um denselben sehr auszeichnende Verdienste erwerben.

Mit

Mit Vergnügen sehen wir nun diese Erwartung in Erfüllung gehen, und welcher Naturliebhaber wird dem Hrn. D. nicht für das in gleichem Grade schöne und nützliche Werk, wovon er gegenwärtig dem Publikum die zween ersten Hefte übergiebt, Dank wissen. Auch in dieser Arbeit leuchtet der Beobachtungsgeist des Hrn. Verf. hervor, von welchem er bey mehrern Gelegenheiten Proben gegeben, und da er seine Materialien nicht aus Büchern, sondern aus der Natur selbst genommen, so tragen selbige das Gepräge der Neuheit an sich. Die von ihm an mehrern Stellen geschehene Vergleichungen und Berichtigungen zeigen indessen, daß er mit den Schriftstellern in diesem Fache nicht unbekannt gewesen.

Wir wünschen dem Hrn. Verf. Aufmunterung zur baldigen gänzlichen Ausführung seines Plans und bemerken nur noch, daß diese zween Hefte, außer einer Einleitung in das ganze Werk, worin er die Fische nach ihren äußeren und inneren Theilen allgemein betrachtet, vom Versetzen der Fische, auch den Werkzeugen, womit dieselben gefangen werden, handelt, und die in dem Werke selbst vorkommenden Schriftsteller angezeigt, Beschreibungen und Abbildungen folgender Fischarten vom Karpfengeschlechte, worunter man 3 in dem Linnéischen Systeme vergeblich sucht, enthalten: 1. der Plöze, 2. des Rothaugens, 3. der Nase, 4. der Zärthe, 5. des Döbels, 6. des Alands, 7. des Raapfen, 8. der Alandbleke, 9. des Bitterlings, 10. der Uekeley, 11. des Gründlings, 12. der Elrize, 13. der Zohe, 14. der Güster, 15. der Karausche, und 16. der Giebel. Die Beschreibungen bestimmen die Unterscheidungs-Merkmale eines Fisches, die Beschaffenheit seiner Theile, Größe, Farbe, den Ort des Aufenthalts, die Laichzeit, Speise, und die gewöhnlichsten Zubereitungsarten zum Genuß. Den Schluß derselben machen die Berichtigungen der

der Schriftsteller. Die Abbildungen der vorgestellten Fische sind schön und den Originalien getreu, und das Ganze so bearbeitet, daß es den Leser auf eine baldige und ununterbrochene Fortsetzung dieses Werks überaus begierig machen muß.

O.

Nachricht.

Endes Unterschriebene haben sich dahin vereiniget, eine Sammlung gemeinnütziger, theils eigner, theils übersetzter Aufsätze, unter dem Titel:

Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik und Oekonomie, in Med. Oktav.

auf eigne Kosten herauszugeben. Diesen eignen neuen Beobachtungen, die sowohl von uns selbst, als auch von unsern gelehrten Freunden und Korrespondenten seyn werden, und Uebersetzungen, wovon wir doch die Aufsätze aus den Gedenkschriften der Akademien ausschließen, die schon in eignen Sammlungen übersetzt werden, wollen wir auch ausführliche Rezensionen und Auszüge von Büchern, die entweder an uns gesandt worden, oder sonst für unsre Leser merkwürdig und noch wenig bekannt sind, so wie verschiedne andre nützliche Nachrichten, beyfügen. Da die in unsern Plan begriffenen Wissenschaften sehr genau mit einander verbunden sind, so kann man sich versprechen, daß sie allen Lesern interessant seyn werden. Jedoch werden wir auch auf eine verhältnißmäßige Abwechselung des Inhalts bedacht seyn, die man aber nicht sowohl nach einem einzelnen Stük, als vielmehr nach einem ganzen Bande beurtheilen wird. Vier Stük, jedes von 8 Bogen, in med. Oktav, werden einen Band ausmachen. Jedes Stük kostet

8 Gro-

8 Groschen, wer aber bey dem Empfang des ersten Stüks auf einen ganzen Band pränumerirt, zahlet dafür 1 Thaler. Zu jedem Bande werden auch 2 Kupfer geliefert werden, die, wenn es nöthig ist, auch illuminirt zu haben seyn werden. Für die illuminirten Kupfer wird etwas nachgezahlet, welches aber im Voraus nicht kann bestimmt werden. Man kann auch jedes Stük einzeln kaufen, ohne verbunden zu seyn, die übrigen zu nehmen. Man kann entweder bey den Herausgebern, oder in Dessau, in der Buchhandlung der Gelehrten, oder da, wo man diese Nachricht erhält, pränumeriren.

Der Inhalt des ersten Stüks, das in der jetzigen Ostermesse 1781. fertig wird, ist folgender:

1. Herr Voigt über die Rhönberge.
2. Herrn Hofr. Schubarts Erfahrungen, die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend.
3 und 4. Dessen Schreiben über den Tabaks- und Krapbau.
5. Herrn Bergr. Laxmanns in Petersburg vorläufige Beobachtungen über Sibirische Gebirge.
6. Prof. Leske von der Abschaffung der Brache und Einführung der Stallfütterung.
7. Ueber den vortheilhaften Anbau der Runkelrüben.
8. Viq. d'Azir von den nöthigsten Heilmitteln für die Schafe. A. d. 1. B. der Mém. de la Societé de Médecine, übers. von Prof. Leske.
9. Verschiedne Rezensionen und Anzeigen.

C. B. Funk. N. G. Leske. C. F. Hindenburg.

Leipzig, den 5. April, 1781.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

16te Woche.

Bemerkungen auf einer Reise durch Schwaben und Bayern, von Hrn. Prof. Sander, in Carlsruhe, an Madame G..

Wie der Gedanke des Manns eilt, der mancherley Lande
Hat durchwandelt, und des in seiner Brust sich entsinnet:
Hier bin ich gewesen, und dort; er denket an vieles.

Homers Ilias von Stollberg. XV. B. 83. S. 61.

Indem ich noch das Vergnügen habe, Sie mit meinen Reisenachrichten von Frankreich und Holland zu unterhalten, habe ich wieder eine kleine Reise nach Ulm, Augspurg und München gemacht, und erlauben Sie mir, daß ich alles, was ich gesehen, gefunden, und beobachtet habe, so mit Ihnen theile, als wann ich jeꜩt das Glük hätte, bey Ihnen zu seyn, und mit Ihnen zu sprechen. Freylich ist das nur eine Reise in Deutschland gewesen: aber glauben Sie mir, in unserm Vaterland ist noch manches, das noch gar nicht bekannt ist, und das doch die Aufmerksamkeit eines Reisenden verdient. Vielleicht kann ich Ihnen für die Naturkunde, für die Oekonomie, für Künste und Handwerker, und für die Geschichte der Menschheit einiges, das nicht ganz uninteressant ist, erzählen.

Mein Fuhrwerk war ein Pferd. Im Trab habe ich die ganze Reise gemacht, und ich muß Ihnen sagen, daß ich in

meinen Jahren diese Art zu reisen, selbst der Extrapost vorziehe. Denn Sydenham hat mit Recht dem Gelehrten das Reiten sehr empfohlen. Nichts erschüttert so sehr den ganzen Körper, bringt die stokkenden Flüßigkeiten in den feinsten Gefäßen wieder in Bewegung, verstärkt die Muskeln des Unterleibs, befördert die Verdauung, erwekt den Appetit, hilft zur unmerklichen Ausdünstung, ruft den angenehmen Schlaf herbey, erheitert den Geist und beschleunigt die Würkungen der Phantasie und des Verstandes, als ein mäßiges, aber anhaltendes Reiten. Was ist es für ein unnennbares Vergnügen, wann das Auge in der weiten Natur herumschweifen, und in einer Sekunde den ganzen Gesichtskreis, der vor mir liegt, durchschauen kann! Wie groß ist die Freude, am frühen Morgen dem Erwachen des Tages auf der Höhe des wiehernden Pferdes zuzusehen, und so wie es immer lichter und heller wird, die grauen Nebel, die an den Bergen hängen, das frische Grün der Wiesen, den Dampf der Aekker, den sanften Fluß der Gewässer, das Zwitschern der Vögel im Wald zu hören, zu sehen, und in wenigen Augenblikken diese Krümmung zurükzulegen, um jenen Berg herumzukommen, und jezt wieder andere Aussichten vor sich zu haben, und so in einem Tage ein halbes Land zu durchstreifen! Auch lieb ich diese Bewegung deswegen, weil dem freyen uneingeschlossenen Auge nichts, kein schönes Gesicht der Natur, keine Heerde, keine Gruppe spielender Kinder, keine Baurenhütte, kein kühles Thal, kein schattichtes Wäldchen entgehen kann, und wie das Auge des Matrosen scharf in die Ferne sieht, weil es immer auf der unermeßlichen Fläche des Meeres hinauslaufen kann, so glaube ich auch an mir bemerkt zu haben, daß meine Augen viel frischer, heller und gesunder sind, wann ich mich wieder von der Studierstube losgerissen, und das göttliche

Ver-

Vergnügen, der Natur auf dem Lande näher zu seyn, genossen habe! Das Pferd des Europäers ist auch meiner Meynung nach, dem Elefanten, dem Elenn, dem Rennthier, dem Kameel, dem Ochsen ꝛc. weit vorzuziehen. Es vereinigt Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit mit der Kraft, lange auszudauern. Der immer gleiche Schritt des Kameels würde mir wenigstens unerträglich langweilig und einförmig vorkommen, und das allzurasche Laufen des Elenn und des Rennthiers würde mir die Wonne rauben, die schönen Gegenden der Natur zu genießen, und müßte nothwendig Wallungen im Geblüt machen, die dem Körper schädlich werden könnten. Zum Erstaunen ist es auch, was für große Strekken man mit einem guten und wohlgepflegten Pferd in einem Tage reisen kann. Zu naturhistorischen Reisen ist ohnehin das Pferd die allerschiklichste Voiture. Es klettert auf jeden Berg, trabt auf jedem kleinen Weg fort, geht in Thälern und Bergwerken zwischen den rauhsten Steinen seinen Weg fort, frißt sich schnell wieder zu Kräften, und schläft nur wenige Stunden. Auch ist das Spätjahr die bequemste Zeit zu solchen Expeditionen. Man kann alsdann noch eher auf beständige Witterung hoffen, als im Frühjahr. Die Hitze des Sommers ist gröstentheils vorbey, die Insekten verschwinden allmählig, und der Tag hat noch seine gehörige Länge. Im Frühjahr ist immer zu viel Wasser in der Natur, das stört manches Vergnügen, und der Körper des Studierenden ist durch die künstliche Wärme im Winter so weich, so zart und so empfindlich geworden, daß er die Abwechselungen der Witterung nicht so leicht, wie am Ende des Sommers ausstehen kann.

Zwar bereitete sich jetzt freylich die Natur zum Grabe, und legte ihren Schmuk ab. Sie gab von den Bäumen ihre

letzte Geschenke her, die Traube schwoll auf, und rief dem Winzer, die Winterfrucht sproßte schon wieder aus den braunen Feldern hervor, und erwartete den Schnee, der sie dekken sollte. In vielen Gegenden sang kein Vogel mehr. Hie und da kündigte sich ein Rabe durch sein Geschrey an. Mit der sanften Farbe der Wiesen wechselte das Grüne der Tannen ab, und zwischen den Tanglen der Fichtenbäume hiengen die gelben, rothen, flekkichten, und schon halb verdorrten Blätter der Laubbäume, wovon oft viele durch eine losgerissene Frucht niedergeschlagen, und vom Stil gerissen wurden. Doch machte die unsägliche Menge des Obsts, besonders der Zwerschen, und der Aepfel, einen angenehmen Eindruk auf mich. Auch noch an alten und verdorrten Stämmen, die fast ganz Holz zu seyn schienen, sah man den Seegen der Natur. Ueber Nacht kam die Zeitlose, (Colchicum autumnale L.) aus dem Schooß der Erde hervor, und verschönerte mit ihrem rothen und silbernen Stoff meine Lieblinge, die Wiesen. Von Pforzheim nach Vayhingen geht der Weg gröstentheils an der Enz hin. Man hat immer auf der einen Seite Wiesen, auf der andern Seite Berge, die mit vieler Mühe Terrassen-Weise gebaut, mit steinernen Mauern vorne an der Straße eingefaßt, und ganz mit Rebstökken bedekt sind. So müssen etwa die Berge in Palästina ausgesehen haben, die jetzt unter der türkischen Regierung nicht gebaut, und durch Wind und Regen ihres fruchtbaren Bodens beraubt worden sind. Zwischen den Weinstökken pflanzt man noch Gurken und Kürbisse, deren goldgelbe Früchte über die Terrassen und Mauren herabhängen. Sie waren in diesem Jahr sehr klein, vermuthlich wegen der trokkenen heißen Witterung, aber die äußersten Spitzen dieser Rankenpflanzen hatten schon wieder die zweyte Blüthe. Auch sind die frischen Quellen, die aus diesen Weinbergen hie und da herabrieseln, unge-

ungemein lieblich. Sie sikkern unter der Straße durch nach den Wiesen, und wässern sie. Daß man in Schwaben den Straßenbau versteht, wird wohl jeder Reisender zugeben müssen. Nur ist es mir auch hier, wie überall, unbegreiflich gewesen, daß es unmöglich seyn soll, auch in den Dörfern, wo man oft versinken könnte, einen bessern Weg zu erhalten. Es kann nicht anders seyn, als daß die Gesundheit des Landbauren, die doch der Polizey werth seyn sollte, darunter leiden muß. Sonst fand ich in dieser Gegend, daß die Weibsleute gemeiniglich Mannshüte tragen. Hanf wird hier nicht viel gebaut. Sie bleichen ihn auf den Hekken und Zäunen, wo er unter dem Einfluß der Luft schneeweiß wird. Von Stuttgard nach Eßlingen geht der Weg über einen ungeheuren Berg, der mit dem grösten Steinen gepflastert ist. Zu beyden Seiten sind Weinberge, die sich in ein herrliches Wiesenthal verlieren. In Eßlingen selber haben die Hrn. von Palm ein reiches Naturalienkabinet, wo ich sehr viele Mineralien, Versteinerungen und Insekten aus dieser Gegend sah. In Blochingen, einige Stunden weiter hin, fand ich in einem Gasthof einen Tyroler Purschen, der mit Steinöl, Skorpion, Theriak, Roßsalben &c. im Lande herumzieht. Unmöglich kann ich Ihnen sagen, was das für eine Figur war. Mehr Pavian, als Mensch! Die allerunverständlichste und unangenehmste Sprache, die ungeschliffenste Seele, ein dikker zottichter Körper, halb nakkend, mit wilden borstenartigen Haaren, fast ekelhaft in allen Manieren, bloß für Saufen und Schlafen eingenommen, rauh und wüst, wie die Gebürge, hinter welchen sein Land liegt. Die Leute hatten auch ihren Spaß mit ihm, und mißbrauchten ihn gewaltig. — Bey den vielen Bergen dieses Landes ist ein Ueberfluß von Wasser da. Nach wenigen Stunden kommt man immer wieder an ein andres Flüßgen, und in jedem Ort sind

viele Röhrbrunnen, die in der Landwirthschaft gute Dienste thun, und der Fremde hört sie in der Nacht beständig laufen und rauschen. Zuweilen laufen aber auch die kleinsten Wasser schreklich an. Man findet daher sehr viele und schöne Brükken. Bey Blochingen ist eine schöne bedekte Brükke, die sehr lang ist, wie ein Haus aussicht, und zu beyden Seiten auf dem festen Lande entsteht. Der Nationalcharakter der Schwaben ist gewiß gut. Sie sind ehrlich, treu, zuverläßig, willig, mit den feinen Kniffen und Ränken anderer Deutschen wenig bekannt, überall gutmüthig, und dienen gerne Jedermann. Ich wüßte nichts, das ihnen fehlte, als etwas mehr Thätigkeit und Elastizität. Auf der Straße theilen sie jedem Fremden Obst, Nüsse, Trauben mit. Die Mutter schikt den Jungen mit einem Hut voll noch schönerer Aepfel zurük, wann er nur einen Kreuzer vom Reisenden bekommen hat. Man kann sie am Morgen früh in den Häusern singen hören, und um Mittag hören Sie im stillen Dorfe fast in jedem Haus das Gebet der Kinder zum Essen. Ich gestehe Ihnen, liebste Freundin! daß mir das ungemein wohl gefiel. In Frankreich hab ich das auf dem Lande nie gesehen. Hinter Blochingen kommt man in das Fillsthal eine würklich sehr tiefliegende Gegend, die von der Fills durchströmt wird. Göppingen scheint ein sehr nahrhafter Ort zu seyn. Seine Felder lagen jezt meist in der Braache, und so ganz mit Steinen angefüllt hab ich noch nirgends die Akker gefunden, wie hier. Die Bauren aber sagten mir, daß sie demohngeachtet viele Früchte trügen, sie müßten den Dünger zwischen die Steine hinein bringen. Am frühen Morgen sah ich da, daß die Schwalben sich schon (den 25. Sept.) zum Wegziehen versammleten. Weiter hinein wird das Land rauher, Gebürge, wie die Alpen, schließen es von beyden Seiten ein, das ist dem Reisenden sehr unangenehm, aber die Majestät dieser

dieser waldichten Berge ist doch würklich mehr, als eingebildet. Dazu kommt das hundertfältige Geklimper der Viehheerden, die auf diesen Abhängen in der Weide gehen. Fast jedes Stük Vieh hat eine Schelle am Hals, weil sie sich oft verirren, und durch das Klingen der Glokke wieder gefunden werden. Oft ist man ganz eingeschlossen von diesen hohen Bergen, und hat ein Thal, und Wasser, und Wald, und Felder vor sich, die ungemein schön von der Natur zusammengestellt sind. Wie oft dacht ich, wann die Sonne so lieblich ihre Strahlen über die Gipfel der Berge in den schlängenden Bach warf:

Schön ist die Welt, die Gott gemacht,
Wann sie sein Licht umfließt!

Geißlingen ist das Städtchen, dem wir jezt am nächsten sind, und da hielt ich mich gerne einige Stunden auf. Geißlinger Arbeit haben Sie gewiß schon oft gesehen. Sie geht mit dem Nürnberger Tand in der halben Welt herum. Der Ort ist ein Beweis von der Richtigkeit der Anmerkung: daß in rauhen und unfruchtbaren Gegenden die Industrie der Menschen erwekt und geschärft wird. Ganz in einem Kessel, auf allen Seiten von den gräulichsten Bergen umgeben, liegt das Städtchen, das übrigens nicht schlecht gebaut ist, und heiterer ist, als Ulm. Man gräbt überall Bausteine aus der Erde. Auch die Pläze, die etwa noch für Akkerfeld angesehen werden könnten, sind ganz mit Steinen angefüllt, die die Farbe des Pariser Bausteins haben, aber viel fester und härter sind. Die Leute wissen ihre Künsteleyen dem Fremden mit vieler Beredsamkeit anzuschwätzen. Ich war kaum abgestiegen, so war ich schon von Weibern und Kindern umringt, die alle einen Korb voll Sachen hatten, und jede Frau rühmte ihre Waare mehr, als die andere. Man kann für einen halben Gulden vielerley kaufen, und man muß es thun, wenn man Ruhe haben will.

Das war mir aber nicht hinreichend. Ich ließ mich zu einem Beindrechsler hinführen, und sah der Arbeit selber zu. Sie erhalten die Knochen von Strasburg, Schafhausen und München. Die Knochen der Ochsen, die oft durch unser Vaterland Heerdenweise aus der Schweitz nach Straßburg getrieben werden, werden in Geißlingen verarbeitet. Man kauft sie nicht dem Gewicht nach, sondern Tausendweise. Sie bekommen sie ungebleicht, und um das thierische Fett herauszubringen, werden die Gebeine in der Lauge einen ganzen Tag gekocht. Man sieht hier keine andere Knochen vom Ochsen, als die Vorder- und die Hinterfüße. Die Schenkelknochen, sagten die Leute, sind zu hart, und werden nicht rund. Hundert Knochen Postfrey von Strasburg nach Geißlingen in eigenen Güterfuhren gebracht, kosten 3 Gulden und 20 Kreuzer. Die Vorderknochen sind etwas breiter, die hintern sind schon von Natur mehr rund. Knochen von gar zu jungen Kälbern können sie nicht brauchen, sie sind zu weich, und brechen unter der Arbeit. Aber vom Smahlvieh werden die Knochen gebraucht, doch gelten sie nicht soviel, als die von den Ochsen. Der Mann, dessen Werkstätte ich besuchte, war ein gelernter Holzdreher, und er versicherte mich, daß er ohne Mühe, wiewohl doch einige Instrumente anders aussehen, das Beindrechslen in Amsterdam gelernt habe. Der Knochen wird eben so, wie das Holz, in einen Drehstuhl eingespannt, und lauft, indessen daß der Kerl daran arbeitet, beständig herum. Zum Schraubendrehen haben sie eigene Werkzeuge. Sie machen Nadelbüchsgen, Spulen, Geldbüchsgen, Spiele, kleine Schränke, Knöpfe, Aufsätze, Leuchter, Ohrenlöffel, Kinderspielsachen, Becher, Kugeln ꝛc. Wohlfeil ist die Arbeit sehr: man begreift kaum, wie die Leute davon leben können, und doch sind fast dreißig Meister in dem Städtchen.

Die

Die Geißlinger schikken viel Waaren nach Strasburg, und von dort gehen sie nach Bourdeaux, Aix, Auxerre ꝛc. Ich fragte auch nach der Anwendung, die sie von den abfallenden Spänen machen, die sehr fein, wie Staub werden. Ehemals holten sie die Bauren vom Land, und düngten die Felder damit, zahlten aber fast nichts dafür. Seitdem aber das Gypsen der Felder auch in diesen Gegenden angefangen hat, haben die Arbeiter auch diesen kleinen Gewinn verlohren, und werfen jetzt die Späne weg. Auch Rosenholz und Horn wird hier verarbeitet. Elfenbein auch, aber nicht viel, es ist für diese Arbeit zu theuer, in Nürnberg selber kostet das Pfund gutes Elfenbein 3 fl. die Leute wünschten, daß sie es von Dünkirchen bekommen könnten, aber es scheint, als wann sie von der Obrigkeit in Ulm nicht genug unterstützt würden. Einige ausserordentlich schön geschnitzte Stükke habe ich in ihren Magazinen gesehen, die den Schwaben Ehre machen. Ihre Frauen machen die sogenannte Spittelarbeit. Das sind Schachteln mit kleinen Schnitzeln von allerhand gefärbtem Papier besetzt, wovon man immer eine in die andere setzen kann, und die bey Weihnachtsgeschenken den Kindern große Freude machen. Aber daran ist noch weniger als an der Knochen-Arbeit zu verdienen. In Ulm sahe ich bey Herrn Rektor und Professor Miller eine schöne Naturaliensammlung, die der liebenswürdige Mann vor kurzem erst angefangen hat, und bey seinem Unterricht zum Besten der jungen Leute anwendet. Ich fand da sonderlich Kiesel aus der Iller, Donau, Blaw, in einem getrokneten Schwamm die Hälfte von einer weissen Kamm-Muschel, auf welcher oben Tubuli vermiculares sitzen, Eichen-Holz dergleichen an der Iller wächßt, die Rinde vom Gewürz-Nelken-Baum, (Caryophillus aromatica L.) die ungemein wohl riecht, und die ich selber nebst vielen andern durch die Gütigkeit des

Herrn Rektors besitze. Apfelholz in seiner reichen Holzsammlung, das halbgrün ist; Marmor aus Tyrol, Bayern, Salzburg, Marmor mit Schwefelkies, ein Stük Marmor, auf welchem ein weißer Circellus mit einem schwarzen Mittelpunkt, und alle diese Stükke sind im Zuchthauß, wie Spiegel polirt worden, Marmor von Aldorf mit großen Ammoniten; drey Korallenzinken, die oben so zusammen gewachsen sind, daß sie überall geschlossen sind, eine sehr große Granate, die auch in Augspurg sehr wohlfeil geschliffen werden, ein Stük Bernstein, roth und hell, wie der schönste Honig; Stükke von einem versteinerten Ochsenkopf, die im Ulmischen gefunden worden, und die die Metzger noch erkannt haben; Steinkohlen von Lebstein, auch im Gebiet der Stadt Ulm; Gagat aus dem Würtembergischen, und bey dieser Gelegenheit will ich Ihnen sagen, daß wir im Lande eben so schönen Gagat haben, nemlich bey Ober-Eggenen in der Landgrafschaft Sausenberg. Das Ulmer Münster kann Sie, wann Sie einmal dahinkommen, einen halben Tag beschäftigen. Ein altes, maßives, weitläuftiges, ehrwürdiges Gebäude, an dem man die Geduld, die Arbeitsamkeit, den festen Sinn, und den soliden Geschmak der Vorfahren bewundern muß. In der Sakristey hängt eine herrliche Geburt Christi von Rottenhammer. Das Gebäude selber ist im eilften Jahrhundert aufgeführt worden. Bis auf den Platz, wo die Wächter wohnen, geht man 401 Stuffen hinauf. Kaiser Maximilian I. war auch hier oben, und schenkte hernach sein Gemählde hieher. Es hängt ohne alle Einfassung und Bedekkung an der Wand, und doch haben sich die Farben ungemein wohl erhalten. Der Kaiser war, nach diesem Bilde zu urtheilen, ein schöner, lieber Mann. Man hat oben auf dem Kranz eine unvergleichliche Aussicht nach den Tyroler Gebürgen, nach Dillingen und Donauwerth. Man sieht die eiser-

nen

nen Stangen, an welchen im Fall einer Feuersnoth große Laternen nach der Stadt, wo der Brand entstanden ist, ausgehangen werden. Im Anfang dieses Jahrhunderts hatten die Franzosen oben auf dem Kranz des Thurms ein Wachtfeuer angemacht. Da gieng einer von den Wächtern, Namens Rumey herab zu seiner Obrigkeit, und frug an, ob er nicht einen Franzosen nach dem andern beym Kopf nehmen, und ihn herabstürzen dürfe? Sehen Sie die Vaterlandsliebe, den Muth, und die edle Dreistigkeit dieses ehrlichen Schwaben! Es verdroß ihn, daß so ein altes ansehnliches Gebäude, die Zierde seiner Stadt, an der man hundert und eilf Jahre gebaut hatte, durch den Muthwillen der Franzosen in Brand gerathen sollte. Wegen der Feuersgefahr sind oben 36 Wasserkessel, die aber durch die Länge der Zeit ganz ausdünsten. Im Glokkenhaus hängen Glokken von 75, und andere von 85 Centnern. Die eisernen Schwengel verwittern und schilfern ab, aber nicht die bronzenen Glokken selber. An dem steinernen Pfosten sieht man Spuren von der fürchterlichen Gewalt, womit der Bliz in der Neujahrsnacht 1779. hier in der Nachbarschaft eines eisernen Gitters herablief, so wie man sie auch unten in der Kirche am Fuß der Orgel sehen kann. Und doch giebt es noch immer Leute, die, wenn sie den sichtbaren Nutzen der Ableiter rühmen hören, den albernen Einfall wiederkäuen: man soll der Vorsehung Gottes nicht vorgreifen. Gerade als wann wir arme Sterblichen durch unsere Gewitterstangen die tausendfachen Kräfte der Natur so bändigen könnten, daß uns Gott mit aller seiner Macht nicht mehr tödten könnte. Der steinerne Fußboden des Glokkenhauses ist ganz mit Moos bewachsen. So hoch fliegt also der Saamen dieser feinen Pflanzen mitten in der Stadt herum. Unbegreiflich ist es, wie die Leute ehemals die greulichen Massen da heraufgebracht haben. Und durch die ungeheure

heure Brokken von Steinen gehen eiserne Haften und Bänder hie und da ganz durch. Aber jeder Bürger und Einwohner der Stadt half damals, als der Bau unternommen wurde. In der Kirche selber sieht man alte Gruften, Kapellen, alte und verdorbene Gemählde von Dürer, Familien-Wappen ꝛc. An den alten schönen Skulpturen von Eichenholz im Chor ist noch nicht eine wurmstichige Stelle, dahingegen alles, was in neuen Zeiten daran ausgebessert worden ist, aus viel schlechterm unausgetroknetem Holz gemacht wird. Wann man am Sonntage in dieser Kirche der Kommunion zusieht, so kann man sich wohl auch bey der feyerlichsten Handlung nicht enthalten, zuweilen eine lächelnde Mine zu machen. Dazu zwingen den Fremden die Ulmer-Kleidertrachten, die so mannigfaltig, so ekkig, so steif, so spannisch, so gothisch, so abgeschmakt, so gefältelt, so frisirt, so sonderbar ausgeschnitten, so buntschäkkig, so unbeschreiblich wiederlich und grotesk sind, daß man sie in manchen andern Städten auf der Redoute brauchen könnte. Abzeichnen und illuminiren sollte man sie um der Sonderbarkeit willen, wie die Rußische Kaiserin ihre Nationen abmalen ließ. Die alten Matronen, die sich der Welt nicht gleichstellen wollten, vermuthlich weil sie nimmer können, halten noch fest an diesen hergebrachten und veralterten Kleidermoden. Und bey der Kommunion sonderlich sieht man alle mögliche Editionen. Wer es nicht weis, der würde wahrhaftig über manche Figuren erschrekken. Der größte Theil des aufwachsenden Frauenzimmers aber verläßt gerne die Sitten des vorigen Jahrhunderts, und kleidet sich natürlicher, freyer und simpler. Die Bürgersmädgen gehen recht artig und niedlich gekleidet, ohne sich mit Putz, Poschen, Straußen- und Reiherfedern unnatürlich zu verunstalten.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Ankün-

Ankündigung eines Gartenkalenders.

Da meine ausführliche Theorie der Gartenkunst sich ihrem Ende nähert, so bin ich auf Veranlassung vieler Gartenfreunde entschlossen, einen Gartenkalender auf das Jahr 1782 herauszugeben, und damit jährlich fortzufahren. Er erscheint zuerst in diesem Jahr, gleich nach Michaelis, im kleinen Oktavformat, auf Schreibpapier, mit einigen saubern Kupfern, etwa 16 Bogen stark, geheftet. Ausser dem gewöhnlichen Kalender und einer Schreibtafel, ist dies sein Inhalt:

1) Fortgänge der schönen Gartenkunst in Deutschland, in Norden, England, Frankreich und den übrigen Ländern von Europa. Daher Beschreibungen von neuen Gärten und Anlagen; Anzeigen neuer Schriften über Gegenstände der Gartenkunst und Auszüge aus den wichtigeren; nähere Bestimmungen und Entwikkelungen verschiedener Grundsätze der Kunst, deren Neuheit und unerschöpfliche Fruchtbarkeit jede fortschreitende Untersuchung rechtfertigt.

2) Originalabhandlungen oder Uebersetzungen, die nützliche Gärtnerey nach allen ihren Zweigen betreffend. Daher Beobachtungen und Versuche über alle Gattungen von Pflanzungen, über die Erziehung sowohl der wilden Bäume und Sträucher, als auch der Fruchtbäume, über die Kultur der edlern Gewächse, u. s. w. Man wird hiebey vornehmlich auf das Neue und Wichtige sehen.

3) Anzeigen von neuen einheimischen und ausländischen Schriften über die verschiedenen Theile der ökonomischen

und

und praktischen Gärtnerey; Auszüge aus den besten; und Ankündigungen.

4) Nachrichten von öffentlichen Anstalten zur Aufnahme des Gartenbaues, z. B. von Pflanzschulen, von Verordnungen zur Beförderung der Baumzucht, von Prämien ꝛc.

5) Berichte vom Gartenhandel, vom Verkauf der Bäume, Sträucher, Pflanzen, Sämereyen, Früchte. Die Handelsgärtner oder andere Personen, die diesen Verkauf treiben, werden ersucht, von Zeit zu Zeit ihre neuen Verzeichnisse einzusenden.

6) Nachrichten von nützlichen Privatbemühungen zur Aufnahme des Gartenbaues nach seinen mannigfaltigen Theilen, und Empfehlungen geschikter Kunstgärtner, besonders solcher, die Beförderung suchen. Personen von dieser Klasse belieben sich mit Vertrauen an mich zu wenden, und sich aller Dienstgefälligkeit und Verschwiegenheit, so weit diese nöthig ist, versichert zu halten.

7) Abbildungen bald merkwürdiger Gewächse, bald kleiner Gartenscenen, vorzüglich schöner Landhäuser und Gartengebäude. Die Besitzer oder andre Kenner werden mich durch Zusendung solcher Zeichnungen verbinden.

8) Endlich Abwechselung der Abhandlungen und Anzeigen in jedem neuen Jahrgange.

Durch eine Schrift dieser Art, die überall noch fehlt, die nützlich scheint, und deren Ankauf nicht beschwert, wünscht der Herausgeber die mannigfaltigen Gegenstände des Gartenwesens auf nähere Gesichtspunkte zusammen zu ziehen, die zerstreuten Gartenfreunde mehr zu vereinigen, und mehr Aufklärung und Achtung für eine Wissenschaft zu veranlassen, die einen

einen ansehnlichen Theil unsrer Erdfläche, ihre Bebauung zum Nutzen oder Vergnügen ihrer Bewohner, die anmuthigste Beschäftigung des menschlichen Fleißes, die Erweiterung der Vortheile des bürgerlichen Lebens, des Geschmakkes und der schönen Künste betrift. Einige würdige Männer haben sich bereits mit mir zu diesem Unternehmen verbunden. Allein ich lade auch andre Kenner und Freunde des Gartenbaues ein, daran nach dem vorgelegten Plan Antheil zu nehmen, und bitte sie, auf jede Art von Erkenntlichkeit zu rechnen. Denn durch den Beytrit verschiedener Mitarbeiter, wovon jeder sein besonderes Fach übersieht, kann diese Schrift die Mannigfaltigkeit, die Nützlichkeit und die Anmuthigkeit erhalten, die sie nach ihrer Absicht verdient.

Die Natur dieses Gartenkalenders, und die Verbindung, worin ich mit so vielen edlen Gartenfreunden stehe, veranlaßt mich, die Ausgabe und Versendung selbst zu übernehmen. Diese Einrichtung macht die Pränumeration nothwendig, ohne welche kein Exemplar verlassen wird. Daher kann auch bloße Unterschreibung ohne Vorausbezahlung nicht angenommen werden. Ich setze diese auf Zwey Mark hiesigen Geldes, und für die übrigen Provinzen von Deutschland auf Einen Gulden, den Louisd'or zu 5 Reichsthaler gerechnet.

Die Zeit der Pränumeration bleibt bis Michaelis offen.

Die Pränumeranten werden nach der Zeit, wie sie ihre Gelder einsenden, angezeichnet; daher die frühern auch die bessern Abdrükke der Kupferstiche erhalten.

Die Pränumerationsgelder und Briefe werden postfrey an mich eingesendet.

Wer auf sieben Exemplare die Pränumerationsgelder baar einsendet, bekommt das achte umsonst. Wer auf zwölf pränu-

pränumerirt, bekommt ausser diesen, zwey umsonst. Wer auf zwanzig pränumerirt, bekommt ausser diesen, vier Exemplare umsonst.

Den Buchhandlungen, Postämtern, Intelligenz- Adreß- und Zeitungskomtoirs, die sich um weitere Bekanntmachung dieser Ankündigung an ihren Oertern und um Erleichterung des Absatzes besonders verwenden, biete ich, der Billigkeit gemäß, noch die Vortheile an, die sie in ähnlichen Fällen von Buchhändlern gegenseitig zu genießen pflegen.

Bey Einsendung der Pränumeration erwarte ich von den auswärtigen Interessenten eine Anzeige, welchen Weg zur Ueberschiffung ihrer Exemplare sie am bequemsten finden. Ich sende sie postfrey ab bis Kopenhagen, Hamburg, Hannover, Berlin und Leipzig. Von diesen Oertern können die noch weiter entfernten Interessenten die Exemplare leicht erhalten.

Dagegen erbitte ich mir, ausser der Pränumeration, auch solche Nachrichten postfrey aus, die man in den Gartenkalender eingerükt zu sehen wünscht,

Kiel, den 10. April 1781.

C. C. L. Hirschfeld,
Königl. dänischer würklicher Justizrath
und ordentlicher Professor der Philosophie und
der schönen Wissenschaften.

Auf dieses Werk nimmt Hr. D. Krünitz, in Berlin, Pränumeration von 18 Groschen an.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

17te Woche.

Fortsetzung der Bemerkungen auf einer Reise durch Schwaben und Bayern, von Hrn. Prof. Sander.

Sonst hab ich noch in Ulmischen Kirchen eine Unanständigkeit bemerkt, die ich zur Steuer der Wahrheit nicht verschweigen kann. Man erlaubt auch jungen, starken und gesunden Leuten, daß sie die großen Hüte während des Gottesdiensts aufsetzen. Auch hat fast jede Person ihren eigenen Sitz, der aufgeschlagen und niedergelassen werden kann. Da entsteht nun beym Anfang der Predigt ein solcher Lärmen in der großen, weiten Kirche, daß man bey ganz andern Anlässen zu seyn glaubt. Der Apostel würde eine Vorschrift der Wohlanständigkeit und der Sittsamkeit wiederholt haben, wenn er das gehört hätte. Auch ist es vielleicht keine gute Einrichtung, daß man am frühen Morgen schon zu singen anfängt, und erst nach etlichen Stunden predigt. Während dem Singen, das doch ein Gebet zu Gott ist, hört das Laufen nicht auf. Viele die aus der Gottseeligkeit ein Gewerbe machen, singen sich fast heiser, und denken nichts dabey. Andere kommen gar nicht zum Singen, und verlieren, um nicht überladen zu werden, diese Art der Erbauung ganz. Auch fällt es dem Fremden sehr auf, wenn Leute, die sonst einen Namen haben, die Liturgien und Gebete so unverständlich, eilfertig, und unangenehm herablesen, daß man nichts denken, nichts fühlen kann, auch nicht zuhören mag. Ein Beweis, meine Liebste! daß wir

wahrhaftig auch in protestantischen Kirchen am öffentlichen Unterricht noch manches zu verbessern haben. Darf ich es sagen, man hört zu wenig die pia desideria, die Klagen und Beschwerden des edleren Theils der Zuhörer. Die Konsistorien sind gar oft zu gelinde, und übersehen manchem Prediger unverzeihliche Fehler, Nachläßigkeit, und die allerschädlichsten Gewohnheiten. Oft nimmt gar ein Konfrater die Mängel des andern in Schutz, und bedekt alles mit dem Mantel der brüderlichen Liebe. Doch jezt sind wir auf der Reise. Also St! St!

Ulm ist übrigens ein Ort, wo man sich mit guten Freunden viele unschuldige Freuden machen kann. Die Stadt hat wenig reizendes, aber die Leute sind umgänglich, gesellschaftlich. Ihre Lage hat den Vortheil, daß beständig Fremde da einkehren. Die Kreisversammlung belebt den Ort, alle Jahre einmal. Ein eignes Haus dazu ist nicht da, der Rath weicht alsdenn dem Kreis, und versammlet sich anderswo. Das Steinheile ist ein Lustwäldchen an der Donau, wo täglich muntre Gesellschaften zusammen kommen. Durch die Brunnenstube wird die Stadt mit Wasser versehen, denn es sind nicht genug Quellen da. Die barbarischen Gesetze die man ehemals gegen die Juden gab, haben noch hier zur Schande der Christenheit ihre Kraft. Man sieht in der Stadt keine Juden, sie müssen jede Stunde bezahlen, die sie in Ulm zubringen wollen. Nur etliche wenige Familien haben darinnen mehr Freyheit. Gerade als wenn wir Herren der Erde wären und unsern Mitmenschen verwehren könnten, irgendwo Luft zu schöpfen! Der Wall um die Stadt heißt der Bau, weil er gröstentheils gemauert ist, und auch beständig verschlossen wird. Man hat aber fast in jedem mittelmäßigen Hause

einen

einen Schlüssel dazu, und es ist wegen der Abwechselung und der schönen Aussichten ein sehr angenehmer Spatziergang. Als ich einmal auf dem Thor bey der Donaubrükke war, kamen fünf englische Matrosen daher gelaufen, die ihrer Aussage nach verunglükt waren, und von Livorno zu Fuß nach England gehen wollten. Hier waren die armen Leute, unter welchen drey Irländer waren, wie von dem Himmel herabgefallen. Sie verstanden nicht deutsch, und in Ulm sind nicht viele Menschen die Englisch sprechen. Ich machte den Dollmetscher zwischen ihnen und dem Offizier auf der Wache, und half ihnen so gut ich konnte, daß sie nach der Stadt gehn, und Brod und Bier kaufen konnten. Sie können nicht glauben, wie sich die Leute freuten, da sie doch jemand funden, der sie verstehn, und ihnen das Nöthigste wieder sagen konnte. Die Denkungsart und Lebensart der Ulmer Reichsbürger wird durch die Bemühungen ihrer jungen Theologen und anderer Leute, die die Auswelt gesehen haben, immer mehr verbessert. Von Ulm nach Augspurg geht der Weg zuerst über die schönsten Fruchtfelder hin. Um Günzburg herum wird viel Hopfen gebaut, ich sah überall die Hopfenstangen haufenweis beysammen stehn, und Bier ist in diesen Gegenden das allgemeine Getränke. In einigen Oertern knitschten die Weibsleute Hanf. Die Maschine zu diesem Zerknakken der Hanfstengel ist bey uns so niedrig, daß das Weibsbild stehen, und den Hanfbüschel immer weiter vorziehen muß. Hier fand ich die Knitsche oder Breche höher, die Frau sitzt auf einem Kloz dazu, vorne an der Maschine hin, hebt den obern Theil auf und schlägt immer auf den Hanf mit der rechten Hand hin, indem sie ihn mit der linken immer weiter vorzieht. Weiter hin findet man Waldungen, in welchen es wegen der herumstreichenden Bettler eben nicht gar sicher ist. Kinder und Weiber müssen den Fremden

mit Bettlen erst aufhalten, indessen zeigen sich öfters baum=starke Kerls, die im Walde liegen, und im Müßiggang Bosheiten treiben. Burgau ist ein artiges, wohlgebautes Städtchen, die Leute sind höflich, und scheinen mit vielem Wohlstand zu leben. Man rüstete sich eben auf den Jahrmarkt, und da wurde keines Schweines verschonet, und ganze Haufen von Gänsen abgeschlachtet. Unter dem Haber baut man hier viele Wikken, und die Pferde fressen das Gemengsel sehr gerne. Sommerhausen, die letzte Station vor Augspurg, gehört zum Bißthum Dillingen oder in das Trierische, und, wenn man das nicht wüßte, so würde man es an der Menge Bettler sehen, die der Polizey des Landes wahrhaftig zum Vorwurf gereichen. Ich theilte in der Stunde, die ich im Gasthof zubrachte, manchem mit, und doch holte mir einer vor meinen Augen mit der grösten Unverschämtheit das Brod vom Tische weg, das ich mir hatte geben lassen. O ihr Fürsten! wenn werdet ihr doch einmal die große Weisheit lernen, auf jeden Menschen, auf jeden Bürger, der euch gebohren wird, einen Werth zu legen, und eure politisch=ökonomische Sorgfalt wenigstens so weit erstrekken, daß jeder Gelegenheit zur Arbeit bekommt, und keine Kräfte für den Staat verlohren gehen! Eine eigne Art von Kopfputz sah ich hier an einigen Frauenzimmern. Die Haare werden auf dem Kopf zusammen geflochten, fast so wie in Strasburg. Damit sie zusammen halten, stekt das Frauenzimmer eine silberne, Haarnadel durch, die aber breiter ist, als ein Löffelstiel, und vorne, wo sie aus den Haaren heraussteht, ist ein silbernes rundes Plättchen daran, das mit Granaten, und mit Edelgesteinen besetzt, und daher theuer ist. Zur deutschen Sprachkunst muß ich Ihnen doch auch einen kleinen Beytrag liefern. Die Aussprache ist nicht immer schön und richtig. Olfe sagt man statt Eilfe,

klone

klone statt kleine, Hiri heißt ein Huhn, (bey Frankfurt sagt man: ein Hinkel, statt eine Henne.) Aber viele gute sonst nicht mehr übliche Wörter haben die Schwaben noch erhalten. Z. B. ein handsamer Mensch heißt ein schöner artiger Mensch, den man brauchen kann. Ist dieses nicht das Englische Handsome? Ein behaltsames Gedächtniß. — Sagt da der Schwabe nicht mit einem Wort, was sonst umschrieben werden muß? Aber ein ganz besonderer Provinzialismus ist es, wenn Schaffen in diesen Gegenden so viel heißt als Fragen, verlangen demander, was schaffen Sie? d. h. was befehlen, was wollen Sie? Es ist aber unmöglich, daß das gemeine Volk Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache lerne, daselbst in Befehlen, öffentlichen Nachrichten, Anschlägen und Verordnungen, die von der Kanzley ausgehn, die gröbsten Fehler gegen die Regeln der Konstruktion und der Orthographie vorkommen, wovon ich Ihnen viele Exempel geben könnte.

Ausser Hamburg ist wohl keine alte Stadt, die so schön wäre, als Augspurg. Sie hat die ganze Pracht des vorigen Jahrhunderts, und übertrift von dieser Seite Ulm unendlich. Die Straßen sind hell, einige sehr breit, gerade und lang, die Häuser alle hoch, jedoch nach einem mannigfaltigen, aber regelmäßigen Geschmak gebaut, das Pflaster in der Stadt ist gut, man lauft eben weg, und es wird mit Sorgfalt unterhalten, vor den Häusern stehen oft Strebepfeiler von Bayrischen Marmor, an einigen Gegenden sieht die Stadt gerade so, wie Straßburg, aus, inwendig in den Häusern ahmt man die holländische Reinlichkeit und Pracht nach, aber die Sprache der gemeinen Leute ist sehr unverständlich, und man stößt auf gewaltige Spießbürger. Einige Adeliche haben neue Häuser gebaut, die so groß und schön sind, daß man den finstern

Platz bedauren muß, auf dem sie stehen. Schon in der Ferne präsentirt sich Augspurg sehr schön. Die Stadt liegt in einer Ebne, hat Kirchenthürme, und doch nicht zuviel, ist mit Festungswerken und mit Promenaden umgeben, hat etwas anziehendes, so daß man nicht lange darinnen ist, ohne den Gedanken, daß Augspurg zu einer deutschen Kaiserstadt recht bestimmt zu seyn scheint. Schade, daß so wenige Gärten und Landgüter dazu gehören. Die Stadt hat gar kein Gebiet. Sie lebt von Schwaben und Bayern, und muß diesen beyden Nachbarn alles theuer abkaufen. Die Gleichheit beyder Religionen hindert ohne Zweifel, daß mancher guter Wunsch nicht ausgeführt werden kann. Die katholischen Geistlichen thun und behalten alles, weil die Lutherischen auf sie Acht geben, und um der Pfaffen, und des Pöbels willen bleiben die protestantischen Lehrer auch bey manchem, das freylich besser seyn könnte. Die Intoleranz der Katholiken ist noch so groß, daß ein protestantischer Prediger in seinem geistlichen Kleide sich nicht getraute, mit mir in die Exjesuiterkirche zu gehen, um einige Gemählde zu sehen, er muste befürchten, vom Pöbel insultirt zu werden. Man macht den edlern Theil der Bürgerschaft den Vorwurf, daß sie ungesellig seyn — und es ist wahr, sie halten nicht einmal unter sich selber Gesellschaften. Der niedre Theil der Bürgerschaft aber kommt unfehlbar alle Abend im Bierhause zusammen, wo beym Tobak manche Stunde verplaudert wird. Man hat zum Anzünden der Pfeifen in diesen, so wie in vielen andern Gegenden, dünne, lange, vermuthlich mit einem Ziehmesser abgezogene Späne von Tannenholz, die leicht Feuer fangen. Alle Pfeifen aus Thon muß man aus Holland, oder von Cöln kommen lassen, daher raucht man meistens aus hölzernen oder hornenen Pfeifen. Unglaublich ist die Menge des Biers, aber man hat es

auch

auch sehr gut. Am öffentlichen Unterricht fehlt es in Augspurg nicht. In den sechs Kirchen, die den Protestanten gehören, wird an jedem Sonntag funfzehnmahl, und in der Woche acht und zwanzigmahl gepredigt! Wann wird man doch einmahl den wichtigen Schaden einsehen, den das tägliche und überflüßige Predigen auf die Prediger, auf die Zuhörer, und auf den Vortrag selber nothwendig haben muß! Artig ist es, daß das Allmosen beym Eingang und Ausgang der Kirche in den Klingelbeutel gesammlet, und die Unruhe, die dadurch während der Predigt entsteht, vermieden wird. Freylich kann auf diese Art der, der sonst nichts geben würde, aber doch aus Schande giebt, weil er in einer Reihe andrer sitzt, die auf ihn schauen, durchkommen, ohne daß sein Geiz durch eine andre Leidenschaft überwunden wird. Allein ganz überflüßig, dünkt mir, ist der Meßner, oder Küster auf der Kanzel hinter dem Prediger. Dieser Mann geht auch schwarz gekleidet sorgfältig mit, macht die Thüre auf, setzt sich oben hin, und servirt den Prediger ordentlich, nimmt die Bücher weg, giebt andre her, macht sich ein unnöthiges Geschäft, oder soll wohl gar im Fall, daß der Herr Senior ohnmächtig würde, Seine Hochwürden herabbringen! In der Baarfüßer und in der katholischen Kreuzkirche sind schöne Mahlereyen von Goeze und in der Erjesuiterkirche Altarblätter von Schönfels, auch sonst viel schönes von Lukas Cranach; so wie man überhaupt in allen Kirchen sehr reiche, schwere und prächtig gearbeitete Vasa sacra sehen kann, die von reichen Leuten gestiftet worden. Ein merkwürdiges, mechanisches Kunststük in Augspurg ist der sogenannte Einlaß. K. Maximilian hielt sich wegen der Gemsenjagd oft in diesen Gegenden auf. Die Reichsstadt blieb aber bey ihrem alten Gebrauch, und schloß die Thore frühzeitig. Der Kaiser, dem dies unangenehm war, sann auf einen

Ausweg und brachte 1514 aus Tyrol einen sehr geschikten Hufschmidt mit, der auf Kosten der Stadt auf einer Seite des Walls dem Kaiser zu Gefallen folgende Einrichtung machen mußte. Auf dem Wall ist ein bedecktes Haus, wie ein Schoppen mit einer Thüre, die durch eiserne Züge, die zu beyden Seiten längst des Dachs hinlaufen, sobald eine aussen angebrachte Glokke dem Wächter auf dem Einlaß das Zeichen giebt, daß er eine gewisse in seinem Zimmer angebrachte Stange loßlassen soll, sich von selbst öfnet. Dann tritt der Kaiser durch dies Haus, und hinter ihm schloß sich die Thüre. So wie er vom Wall näher zum Hause kam, öfnet sich ein eisernes Gitter, und zugleich sinkt eine große Ziehbrükke langsam herab, und brachte den Kaiser über den Graben in das erste Theil des Hauses. So wie er da war, so steigt die Ziehbrükke wieder in die Höhe, dadurch wird es in dem ersten Vierek des Hauses dunkel. Aber so wie es finster wird, öfnet sich im Haus, ohne daß man die Triebwerke sieht, die erste Thüre, der Kaiser ritt durch, hinter ihm schloß sie sich, aber die zweyte öfnet sich, und indem sich diese zuschließt, öfnet sich die dritte, und durch diese kam Maximilian in die Stadt. Lang verweilen darf man sich nicht zwischen zwoen Thüren, sonst ist man in einem dunklen Gemach gefangen, und das ganze Spiel muß wieder angefangen werden, um den eingeschlossenen zu befreyen. Um das zu verhüten, brachte der Hufschmidt an jeder Thüre noch einige Haken an, so daß die Thüre für einen, für 2, für 3 Menschen geöfnet, und eine Zeitlang so erhalten werden kann. Dies ist besonders im letzten Zimmer, damit man die Leute eben so, wie unter dem Thor ausfragen konnte. Auch sind oben Galerien angebracht, damit die, die das Werk treiben, sehen konnten, wie viel Personen eingelassen werden wollten. Auch ist da ein kupfernes Körbchen, das in der Absicht, daß

die

die Fremden die Bezahlung hineinlegen konnten, herabgelassen wurde. Aussen sieht das Gebäude, wie ein Thurm, wie ein Gefängniß aus. Inwendig sind die Maschinen selber tief im Boden verstekt; in der Wohnung des Aufsehers sieht man fast nichts, als ein Rad, das ohne Mühe von einem Weibsbild in eine Bewegung gesetzt werden kann, und das Obertheil von einem eisernen Baum, auf den im ganzen Werk das meiste ankommen soll, und der daher nicht gezeigt wird. Der Mann hat mit großer Genauigkeit die Stärke und die Würkung aller Triebfedern überdacht und berechnet. Denn, wenn das Werk jetzt von Zeit zu Zeit ausgebessert wird, so machen oft die geschiktesten Schlosser einen Fehler, der so verstekt, so klein seyn kann, daß man ihn oft kaum entdekt, und doch stokt gleich die ganze Maschine. Man hat seither diesen Einlaß immer gebraucht. Vor kurzem aber hat man eine andere Einrichtung mit den sogenannten Bazenthoren getroffen, und das Werk wird jetzt nur, als ein würdiger Beweis von der Geschiklichkeit eines Tyroler Grobschmidts erhalten. Bey Hrn. Brandes kann man einen vortreflichen Vorrath von mathematischen, optischen, astronomischen und mikroskopischen Instrumenten sehen. Ich bewunderte besonders die Skala, oder das Mikrometer an seinen Vergrößerungsgläsern, die er mit Diamanten in böhmisches Glas unendlich fein einschneidet.

Im bischöflichen Pallast sieht man noch die zwey Fenster des Zimmers, in welchem 1530 die augspurgische Konfeßion verlesen wurde. In das Zimmer selber konnten so viele Leute nicht gehen, aber der Vorleser stand am Fenster und der untere Platz auf dem wohl zweytausend stehen konnten, war ganz mit Menschen bedekt. Man hat jetzt, wie man mir sagt, im Zimmer einige Aenderung vorgenommen. Hr. Kupferstecher Kilian hat in seinem Hause viele Naturalien, Kupfer,

elfenbeinerne Waaren, und andere Seltenheiten der Kunst aufgestellt. Ich hatte nicht Zeit genug, alles zu beschauen, aber ich sah auch in einer Stunde viel schönes, und seine Güte beschenkte mich mit einem schönen Oculus Cati, und mit der Frucht von Pinus Cembra L. oder Zirbelnuß, die das Wappen der Stadt ist. Ich sah bey ihm Goldschlik aus Benzenzimmern in Tyrol; einen Ammoniten, dessen Gelenke auseinander fallen; einen versteinerten Elephanten Bakkenzahn; eben die Zirbelnüsse, die man jetzt aus Tyrol bekommen muß, denn um die Stadt herum sind nur noch wenige Bäume; Goldstuffen aus Siebenbürgen; Echiniten in bayerischen Eisengruben; einen Chalzedonier, darinnen eine sehr natürliche, braune Silhouette von einem Mönchskopf ist: ohne Zweifel einer aus der neuen Fabrik in England, wo alle Steine nachgemacht werden. Der Besitzer hat ihn auch von einem Engelländer gekauft. In Ulm erzehlte man mir auch von einem Saphir oder Smaragd, worinn ein Papilion eingeschlossen seyn soll. Ferner hat Hr. Kilian unter vielen andern Kunststükken ein Glas, eine Bouteille mit einem Hals und einem breiten niedrigen Bauch. Dieser Bauch läßt sich, wenn man weis, wie man hineinblasen soll: weil man es sonst zersprengen könnte: mit einem kleinen Knall aufblasen. Ich sah auch ein von Hrn. Kilian für seinen eignen Gebrauch tuschirtes Exemplar von seiner Ausgabe der herkulanischen Alterthümer. Ich habe Ihnen oben vom Einlaß in Augspurg erzehlt. Nun sollen Sie auch mit mir auf den Ablaß gehen. Da können Sie keine Vergebung der Sünden bekommen, aber kaltes Wasser, soviel als Sie wollen. Das meiste Wasser, das in der Stadt verbraucht wird, ist das Wasser vom bayrischen Fluß Lech. Man hat dazu, eine halbe Stunde von der Stadt, in einen Arm vom Lech an der bayerischen Grenze ein Wasserwerk gebaut, ihn dadurch aufge-

aufgefangen, in drey Arme getheilt, und ihn so nach der Stadt geleitet. Die Holzflösse gehen über diese Einrichtung nach der Stadt hin. In der Stadt selbst wird das Wasser in einem Brunnenhause gesammlet, und von da aus in viele einzelne Bäche in der Stadt vertheilt. Schon mehr als einmal hat die Stadt das Recht, den bayrischen Strohm auf diese Art abzudämmen, den Churfürsten theuer bezahlen müssen.

Die Hrn. Haid hab ich auch besucht, und ihrer Arbeit zugesehen. Sie arbeiten mit dem Schabeisen und haben, zum Abdruk der gestochenen Kupferplatten, eine schöne Einrichtung. Man legt die Platte, indem man sie schwärzt, auf Kohlen. Die Farbe ist Le Noir d'Allemagne von Frankfurt. Dann wird sie auf das sorgfältigste abgeputzt, so daß nirgends, als in den gegrabenen Zügen ein Tröpschen Farbe liegen bleibt. Nun wird sie unter eine Walze geschoben, das genetzte Papier darüber gelegt, über dieses noch ein andres, nun treibt man mit einer Kurbel die Walze herum, sie lauft über die Kupferplatte hin, und dadurch wird sie abgedrukt. Die Gewalt ist so stät, und doch so stark, daß die Kupferplatte sich von jedem Abdruk zusammenbiegt. Man versicherte mir, daß man von einigen Kupferplatten wohl 200 Abdrükke machen kann. Doch kommt es hierinn sehr auf den Stich, auf die Tiefen und Höhen an 2c. Ich sah auch das Magazin eines Silberarbeiters, und ließ mir von ihm besonders zeigen, wie die Wellenstriche, z. B. auf Stokknöpfen gemacht werden. Der Mann zeigte mir die Maschine dazu, und wie die Striche würklich entstehen. Allein das läßt sich besser sehen, als beschreiben. Die viele schöne Fayence, und das Porzellain, das immer mehr Mode wird, hat dem Abgang der Silberarbeiten in Augspurg großen Schaden gebracht. Als ich diese Künstler verließ, besah ich das Rathhaus, und kam mit Vergnügen wieder herab.

Schon

Schon die Aufschrift über dem großen Eingang gefällt dem Fremden: Publico Consilio, publicae saluti: Das heißt, wenn Sie nicht Latein verstehen: zu den öffentlichen Berathschlagungen, zum gemeinen Besten bestimmt. Vortreflich ist Kürze und Bündigkeit der römischen Sprache! Das schönste in diesem Hause ist der goldne Saal, der 110 Schuh lang, 58 Schuh breit, 56. hoch ist, keine Säule, kein Gewölbe hat, und doch 60 Fenster, im 3ten Stokwerk. (Das ganze Gebäude ist sechsstökkicht.) In diesem Saal sind manche Kongresse, Röm. Königswahlen, Reichstagconvente gehalten worden. Ueber der Hauptthüre und sonst an vielen Orten sind Gemählde von Matthäus Gager, Sinnbilder von der Stadt, von den Flüssen bey Augspurg, von den Wissenschaften und Künsten, von der Gerechtigkeit, vom Fleiße ꝛc. An einem sieht man den Kopf des Baumeisters. Das Rathhaus steht 169 Jahre. Im goldenen Saal ist der Fußboden vom salzburger Marmor. Darneben sind 4 Fürstenzimmer, die sich alle in den goldnen Saal öfnen. In jedem sind viele Sculptures en bois. Das Holz ist gelb, und lauter kleine nur viertelszolldikke Stükke von einem pohlnischen Maser. In jedem Zimmer steht ein schöner Ofen von einem gewissen Landsberg. Man sollte, wann man die vielen Figuren und Verzierungen daran siehet, alles verwetten, daß sie gegossenes Eisen wären, aber an abgeschlagenen Stükken sieht man, daß sie nur von Erde, und Töpfersarbeit sind. Einer hat 500, andre 800. Gulden gekostet, und jeder ist nach einem andern Riß verfertigt. Auch in jedem Zimmer ist ein andres Dessein. Man sieht hier viele biblische Mahlereyen von Freyberger. Im dritten ist die Belehnung Morizens von Sachsen mit der Churwürde abgemahlt, die von K. Karl V. in Augspurg geschah, und diese Stükke sind von Rottmeier. Im vierten sind die Democratie, die Monarchie, und die Aristocratie von Johannes König 1624. gar schön ab-

abgemahlt. Darneben sieht man die Gefängnisse, die so wie das ganze Rathhaus mit Kupfer gedekt sind. So lange Seßion ist, wird der Platz vor dem Rathhaus mit Ketten abgeschlossen, damit das Fahren der Wagen die weisen Männer nicht stören soll. Im Rathszimmer selber ist kein Ofen. Die Wärme kommt von unten herauf, durch eine kupferne Platte im Fußboden in der Mitte des Zimmers. Die Archonten gehen alle schwarz, sitzen nicht auf Wollsäkken, wie die Parlaments-Herren in London, sondern auf grünen Küssen; an den Wänden hängen einige biblische Stükke von Cager, z. B. Athalia, wie sie von Hunden gefressen wird: schöner aber ist Simson, dem Delila im Schlaf die Haare abschneidet, von Lucas Cranach 1529. auf Holz gemahlt. Ueber den Plätzen der Rathsherren hat Cager die Gesetzgeber abgemahlt, Numa, Solon, Moses, Christus, Lycurgus, und Minos. Müß es nicht große Aufmunterung für den jungen Künstler seyn, wann er sieht, daß die Denkmale des Fleisses von geschikten Männern da aufgehangen, und bewahrt werden, wo man zusammenkommt, um das Beste des Vaterlands zu besorgen? In manchen Staaten denkt man gar nicht an solche Dinge, die wahrhaftig Patriotismus und Nacheiferung in jungen Köpfen erwekken könnten.

Vielleicht warten Sie schon lange auf die Kattun- und Zizenfabrik des Herrn von Schulin in Augspurg, und ich bin so glüklich gewesen, diese schöne und vortrefliche Arbeiten zu sehen. Ein königliches Haus, ausserhalb der Stadt an der Straße nach München, worinnen wohl 1000 Menschen ihr Brod finden. In allen Einrichtungen herrscht Ordnung, Regelmäßigkeit, und viel Geschmak. Der Besitzer ist nicht nur ein reicher, sondern auch ein sehr belebter, feiner, und gefälliger Mann. Das Drukken der gewöhnlichen Kattune geschiehet durch Weibsleute. Sie stoßen die Form in die Farben, setzen sie auf die Leinwand, die vor ihnen

nen auf dem Tisch liegt, und schlagen mit einem hölzernen Hammer darauf. So oft die Frau Farbe genommen hat, trägt ein Junge darneben neue Farben auf, und wischt sie sorgfältig auseinander. Bey einigen Stükken muß mit dem Pinsel den Farben nachgeholfen werden. In einigen Zimmern sitzen beständig Formschneider, auch andre, die die alten und abgenutzten Formen wieder ausstechen, und verbessern. Die schönsten Desseins werden auf Kupferplatten gestochen, und so abgedrukt. Ich sah zu, wie eine Kupferplatte von einer beträchtlichen Größe abgedrukt ward, und bewunderte die Akkuratesse, die dazu nöthig ist. Das Glätten der gedrukten Zeuge geschieht mit großen Kieseln, die zum Theil theuer bezahlt werden, und in hölzernen Stangen eingesetzt sind, die von Mannsleuten in Bewegung gesetzt werden. Die Kieselsteine werden so glatt, und so heiß, daß man sie kaum anrühren kann.

Bey Herrn Diaconus Steiner sah ich eine schöne Naturaliensammlung, besonders Eyer- und ausgestopfte Vögel, unsre neusten Schriften in der N. G., und an ihm selbst fand ich einen vortreflichen liebenswürdigen Mann, der warm und innig in der Freundschaft ist. Er zeigte mir versteinerte Knochen, mit Kalkspat und Quarz, Kemitznester aus Italien, die der liebe Mann mit mir theilte; drey Steinbrokken, die per Lusum Naturae wie kleine Brode geformt, und aneinander gesetzt sind; von Perlhühnern dreyerley Eyer, wovon eines in der Mitte weiß, und an beyden Enden gefärbt ist; ein Kasuar-Ey, das in der ovalen Figur vom Straussen-Ey sehr verschieden, und Chagrinartig ist; Trappeneyer, ein Kranichey, das Ey vom Rohrdommel, das olivengrün mit Flekken ist; das Gukkuksey — ein Ey, das von der Zeichnung, die Herr D. Bloch im IV. B. den Berlin. Beschäft. gegeben hat, und von dem Exemplar, das mir als ein Gukkuksey aus dem Walde gebracht wurde, sehr verschie-

schieden ist. Wir sprachen zusammen darüber, und Hr. Diakonus versicherte mich, daß jenes Ey zuverläßig das Ey der Wasserschnepfe sey. Er hatte es auch in seiner Sammlung, und auch in den Zeichnungen des sel. Zorns, die Herr Steiner besitzt, und der bekanntermaßen sehr viel in der Vögelgeschichte gearbeitet hat, war Hrn. Bloch und mein Ey als das Ey der Wasserschnepfe angegeben. Das wahre Gukkuksey ist viel kleiner — Monströse Eyer, wie Flaschen, mit allerhand Ansätzen, ein Ey mit einer Schale in einem andern Ey mit der Schale; unausgeblasene Amphibien-Eyer, die sich, ohne stinkend zu werden, erhalten haben; Hrn. Pr. Webers Luft-Elektrophor, der bey einem eingeheitzten Zimmer Funken giebt. Das Hofmannische Mikroskop, wobey wir die schwächste und stärkste Vergrößerung an einem Mükkenflügel probirten. Die Eyer bläst Herr Steiner in der Mitte aus, füllt sie mit Sand und beygemischter Kleie aus, und verklebt oben die Oefnung. Zuverläßig würden die Freunde der Natur aus der Sammlung dieses vortreflichen Mannes viel Schönes erfahren, wenn er meine Bitte Statt finden lassen, seine liebenswürdige Bescheidenheit überwinden, und uns seine Beobachtungen mittheilen wollte. In seiner Bibliothek stehn die besten Exegeten, Ascetiker, Moralisten und Prediger neben den neusten und lehrreichsten Schriften der Naturkündiger. Wie ehrwürdig würde die Klasse der Prediger überall werden, wenn sich unsre junge Kandidaten so einen edlen und auf eine wahrhaftig weise und brauchbare Art geschäftigen Mann zum Muster nehmen, und nebst dem Studium der Religion, auch die Offenbarungen Gottes in seiner Natur nicht versäumen, oder irgend einen andern Zweig der Gelehrsamkeit sich zur Beschäftigung, und zur Empfehlung wählen wollten, wie z. B. Hr. Diakonus Hörner an der Kreuzkirche, der die gelehrte Geschichte von Schwaben bearbeitet, und den ich auch hier

hier aus Dankbarkeit und Hochachtung nennen muß! Aber leider! sind wir mit einer Menge Kandidaten und Prediger umgeben, die ihren Dienst wie ein Handwerk ansehen, die dazu nöthige Geschiklichkeit sich nicht einmal mit dem Eifer, womit mancher Künstler und Profeßionist lernt und wandert, erwerben, und wenn sie dann einmal eine Pfarre und eine Frau haben, die Güter der Kirche, die gewiß manchem im Ueberfluß gegeben sind, in Unthätigkeit verzehren, und, weil sie an der wahren Erudition keinen Geschmak haben, zulezt Bauren und Zehendknechte werden. Verzeihen Sie mir diesen Eifer! Menschenliebe und dankbare Werthschäzung meines Freundes, der mit diesen sogenannten geistlichen Lehrern sichtbar kontrastirt, haben mich dazu hingerissen. In der Gesellschaft dieses lieben Mannes, und meines Freundes Hrn. Christoph, an der Hospitalkirche, der, seitdem wir uns kennen, auch ganz von der Größe und Gemeinnüzigkeit unsres Studiums eingenommen ist, besuchte ich noch den alten Greis, Hrn. Senior Degmaier, der dem Tode nahe ist, des Lebens Mühe und Unruhe erfahren, und glüklich überstanden hat. Der ehrwürdige Mann bedauerte nichts so sehr, als daß er sein Gedächtniß verlohren, und schon lange ausser Stand ist, öffentlich zu arbeiten. So gewiß ist es, daß allein Wirksamkeit und Thätigkeit die Mutter des Vergnügens ist. Sammlen Sie, sagte er zu mir, und drükte mir mit aller noch übrigen Lebhaftigkeit die Hand, viel in Ihr Herz, und stiften Sie viel Gutes für das Reich Gottes in der Welt. Ich weis es jezt, daß uns am Ende das, und sonst nichts Freude machen kann. Sie können leicht denken, mit welchen Empfindungen ich diesen langsam sterbenden Mann, der das Lob der Edlen und Guten mit sich ins Grab nimmt, verlassen habe.

(Die Fortsezung folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

18te Woche.

Fortsetzung der Bemerkungen auf einer Reise durch Schwaben und Bayern, von Hrn. Prof. Sander.

An Herrn Cobreß, (wenn ich den Namen recht schreibe) fand ich noch einen Kaufmann, der sich durch eine weitläuftige Bekanntschaft mit der Natur, und durch einen unermüdeten Eifer für diese Wissenschaft, und einen edlen Aufwand vor tausenden seines Standes auszeichnet. In seiner Bibliothek sind die ältesten und die neuesten Schriften der Naturforscher beysammen. Ich sahe da Sepps Insektenwerk, und die Flora Londinensis, und einen ganzen Tag würde ich im Naturalienkabinet haben zubringen müssen, wenn ich alles hätte sehen wollen. Aber zur Probe nur Einiges: Fische auf Schiefern von Verona; einen Scherben aus dem italiänischen Meer mit Korallen und Terebratulen bewachsen, den ein junger Baumeister, ein Mann, der zur Mahlerey der Naturstükke viel Anlage hat, und den ich gern an einen reichen Mann, oder irgend einen Verleger von Naturhistorischen Werken empfehlen mögte, herrlich abgezeichnet hat; unter vielen schönen Konchylien die Prinzenflagge; Korallen auf Meereicheln, Konchylien, die mit der Säge aufgeschnitten, oder angeschliffen sind, unter welchen besonders die Perspektivschnekken, und die Oliven mir gar wohl gefielen; eine Wendeltreppe aus Frankreich mit sechs Windungen; Pholaden von Rimini und Trieste; die unächte Kayserskrone; Listers Rhombus ventricosus aus Malabar;

eine Muschel mit einem blauen Cardo, die D'argenville in seinen Supplementen beschrieben hat; eine Terebratula mit ihrem Bewohner; sehr große Schinken; sieben und zwanzig verschiedene Arten aus dem Sand von Rimini; ein Pektrinit aus England, darinn ist ein Belemnit, und in diesem noch einer, aber der dikkere Theil des zweyten stekt im Engern des ersteren; ein Pentakrinit aus Aldorf; die fünf Stükke der Pholaden so neben einander geklebt, daß man sie sehen kann; ein ganzer Ammonit aus Aldorf, mit allen Zellen, und mit Schwefelkies überzogen; das Gebiß der Meer-Igel, oder Laterna Aristotelis, und es sieht wirklich, wie eine Laterne aus. Der Besitzer hat von diesem schönen Werk der Natur, das ich, seitdem ich Bastern gelesen hatte, immer zu sehen wünschte, große und kleine Exemplare. Er hatte auch einige ins Wasser gelegt, da giengen die fünf Stükke von einander. Auch läßt sich der vordere Zahn auf und abschieben. Gar eine künstliche Maschine, und ein herrliches Zeugniß von der Gütigkeit des Schöpfers gegen jeden Wurm in seiner Schale. Der Anblik machte mir Freude, aber der großmüthige Besitzer theilte seinen Vorrath mit mir, und ich habe daran ein schätzbares Andenken an seine Güte.

Und nun, meine Theureste, verlassen wir Schwaben, und reisen am Lech nach Bayern. Man sieht in der Ferne bey heiterem Himmel die Tyroler Gebürge. Auf den Wiesen machten die Leute das dritte Gras. Gegen Friedberg zu reißt man über die schönsten Felder. In Adelshausen fand ich, daß Mezgersfrauen ihre Unschlittlichter selber verfertigten, und dabey etwas zu ersparen glaubten. Auch hat in diesen Gegenden jeder Bauer eine eigene Fruchtputzmaschine, wodurch ein Mann mit leichter Mühe in der Scheune den Dünkel zur Aussaat,

und

und die Gerste zum Bierbrauen von allem Unrakh säubern kann. Die Stadt München selber liegt in einer Ebene, die, wenn sie immer gebaut worden wäre, sehr fruchtbar seyn müßte: sie hat aber keine besonders schöne Avenue. Im Bau der Häuser ist nicht viel Geschmak, einige neue Gebäude ausgenommen. Die Hauptstraße ist eng, so daß man den Wägen kaum ausweichen kann. Der Marktplatz ist groß, regelmäßig, und ringsum mit Gewerbslauben bedekt, durch die man bequem gehen kann: sie sind aber dunkel und niedrig. Einige Straßen sind heller, breiter, und des Nachts ist die ganze Stadt mit Laternen, die an den Häusern hängen, erleuchtet. Ausserordentlich volkreich ist die Stadt. Man zeigte mir ein schmales Haus, wo 13 Familien wohnten. Der Aufseher über das Bierbrauen versicherte mich, daß alle Jahre vierzigtausend Eymer Bier in München gebraut würden, der Eymer hält 64 Maas, das Maas kostet 3 Kreuzer. Unter jener Zahl ist aber das Bier nicht begriffen, das vom Lande hereingebracht wird, auch das nicht, das der Hof selber braut, auch das nicht, was Herrschaften, Kavaliere rc. brauen lassen, und diese drey Rubriken sollen beynahe ein eben so großes Quantum ausmachen. Man rechnet wenig, wenn man einem Mann im Jahr 12 Eymer giebt, denn das Maas ist klein. Viele trinken täglich 6, 7, andre 10-12 Maas, und Biersäufer können 18-20 Maas in einem Tag trinken. Ein Kutscher trinkt 3 Maas, wenn man nur eine Viertelstunde ausbleibt, und ihm erlaubt, ein Glas Bier zu trinken. Offenbar hat es auf den dikken schweren Körper der Bayern viel Einfluß. Viele sind wahre Klötze, rund, wie die Bierfässer selber, und lange nicht so rüstig, wie die Schwaben. Der Wein, den man in den Gasthöfen findet, ist theils Oesterreicher, theils Würzburger, theils Nekkarwein rc. Das Merkwürdigste in der ganzen Stadt ist

Die Residenz, oder das Schloß. Aussen sieht es schlecht, wie ein Gefängniß aus, aber innen ist die Magnifizenz unbeschreiblich. Die sogenannten schönen Zimmer haben hundert tausend Louisd'ors gekostet. Schließen Sie daraus auf die Pracht des Ameublements. Es ist ein Bett da vom Kayser Karl VII, das er als Churfürst machen ließ. Es hat 4007000 Gulden gekostet, 24 Zentner Gold sind daran, 36 Personen haben sieben Jahre ununterbrochen daran gearbeitet. Es stehen Gueridons da, wovon einer zweytausend Gulden gekostet hat. Von italiänischen Marmor, von chinesischen Porzellan, von japanischen Vasen ꝛc. sieht man hier die schönsten Stükke. Im Migniaturkabinet sind 130 Stükke, jedes ist 200 Louisdors werth, das macht eine Summe von 234000 Gulden. Von vielen Migniaturen, die hier hängen, sind die Originalen in Schleißheim. Man zeigt einen elfenbeinernen Leuchter, den Maximilian I. selber gedreht hat. Auf der Mahlerey-Galerie sind vorzüglich: die Skitze von Rubens La Descente de Croix, davon ich das Original in Antwerpen bewundert habe: viele Stükke von Vandyk, Paul Veronese, Zanchi, ein Christuskopf von Leonhard Vinci, Rubens dritte Frau von ihm selber. Vieles von Mourilleau einem Spanier, eine Zäzilia von Dominiko, eine Venus und Kupido von Annib. Karrache, ein Begräbniß Christi von Poußin, wo alle Affekten, sonderlich der Schmerz des Johannes, schön ausgedrukt sind, manches von Dürer, Holbein ꝛc. Im Eßzimmer sind Büsten aus Marmor und Alabaster, welche die Welttheile vorstellen, jede hat 3000 Gulden gekostet.

In der Kapelle ist der Fußboden aus Marmor, Jaspis, und Porphyr. Ein Altar von schwarzem Ebenholz, mit silbernen Basreliefs, die Geschichten aus dem A. T. vorstellen. Ein

Käst-

Kästchen mit Karneolen und Türkissen ganz besetzt; die Fensterthüren sind von Felskrystallen mit eingeschnittenen Figuren, und überall sieht man eine Menge geschmolzenes Gold, woran die Arbeit unendlich, aber mit vielem Geschmak gemacht ist. Unzählige Edelsteine, große orientalische Perlen, Blutstropfen Christi auf einem Stein, ein Finger vom Petrus, die Hand von Johannes dem Täufer, antike Steine, viel durchbrochene Arbeit, die Kreuzigung Christi, in einer Kapsul, von Holz geschnitten. Ein Kästchen, woran 22 Pfund Gold sind, die Basreliefs daran stellen das Paradies vor, und sind von geschmolzenem Gold, alle Säulen daran sind gegossenes Gold. Ein Nepomukknochen, auf einem Stativ von Brillanten. Noch so ein Träger, der auf eine Million geschätzt wird. Am Antikenkästchen sitzen viele große und kleine Antiken, Säulen von Krystall auf Postementen von Lasurstein, darinnen etliche unschuldige Kinder, die Herodes umgebracht, liegen sollen. Eine Monstranz, daran 23 Pfund arabisches Gold sind, von herrlicher Arbeit, und unbegreiflich schönem Schnitzwerk. Inwendig soll ein Stük von der Dornenkrone seyn, die unser Erlöser tragen mußte, auch von dem Schwamm, aus dem er die letzte Erquikkung trank: Dinge, auf die freylich kein Vernünftiger achtet, aber die Architektur, den richtigen Geschmak, die schöne Erfindung, die leichte Komposition, die feine Manier, womit die ehemaligen Goldschmiede arbeiteten, kann man nicht genug bewundern. Diese Monstranz steht hinter dem Altarblatt, welches man auf und nieder winden kann, so daß sie davon bedekt wird. Eine Orgel von Silber und Gold mit Antiken, wovon jede auf tausend Thaler geschätzt wird. Mosaiken so schön, als Sie sie denken können. Ein Christus am Kreuz aus Wachs, oben über ihm ein Smaragd, in welchem die großen Buchstaben I. N. R. I. Platz haben, der Berg unter

dem Kreuz ist eine Grotte aus Edelsteinen, und einer gediegenen Goldstuffe. Viele andere Heilige ganz aus Lapis Lazuli, eine Mutter Gottes und ihr Kind, ganz aus kostbaren Steinen. Knochen von den Aposteln hinter Säulen von gegossenem Gold, mit allen möglichen Farben. Viele Aufsätze auf dem Altar, die überall mit Antiken, Diamanten und Mahlereyen besetzt sind. Orientalische Granaten, wie Daumen. Das Abendmahl en basrelief geschmolzen, mit Stükchen vom Tisch und vom Tischtuch Christi. Elfenbeinerne Sachen mit Korallen und Topasen, unter welchen letzteren einige wie kleine Zitronen sind. Kelche von geschmolzenem Gold mit Platten von Gold. Kisten mit allen griechischen Schriften — — Vieles ist aus dem jezt gröstentheils versiegelten Schaz, manches aus der Heidelberger Bibliothek hieher gebracht worden.

Im Marmorsaal sind oben vier Schimmel gemahlt, die Sie überall anschauen, Sie mögen stehn, wo sie wollen. Man hat da einige perspektivische Anlagen gemacht. Auch sieht man hier die Büsten des verstorbenen Kurfürsten, und seiner Gemahlin. Man hat auch da die Aussicht in den Hofgarten, der aber eine Kleinigkeit ist, und in einen Arm von der Iser. Schöner ist der Kayserssaal, wo Kayser Joseph I. bey seiner Krönung in Augspurg etlichemal speisete, oder der Akademiesaal, weil da Musik gemacht wird. Darinn steht eine Virtus aus Porphyr. Bey einem Ball, der der Königin von Frankreich, als Dauphine, zu Ehren gegeben wurde, brannten hier 2500 Lichter, man öfnete die Thüren, wodurch man auf eine marmorne Treppe sehen kann, die 50 Stuffen hat, wovon jede aus einem Stük und 17 Schuh lang ist. Auch steht auf dieser Treppe, eine Säule von K. Ludw. dem Bayern. Wann nun das alles erleuchtet ist, soll es gar prächtig aussehen. Aber lei-

leider! ist vor sieben und zwanzig Jahren ein großer Theil dieses reichen Schlosses abgebrannt.

Unten sieht man auch eine Grotte im Holländischen Geschmak, aus vielen tausend Muscheln zusammen gesetzt. Man sagt, sie haben 80000 Spezies Thaler gekostet, 31. Wasser springen in die Schale, und man sieht nicht, wo so viel Wasser herkommt. Die Stamm-Galerie ist ein herrlicher mit Familien-Gemählden überfüllter Saal. K. Carl VII. ist der Stifter davon. Die majestätische Kleidung der Alten prägt Ehrfurcht ein. Carl der Große von Demaret, Carl XII. Gustav Adolph rc. sind auch da. Besonders ist K. Ludwig der Bayer groß abgemahlt.

Das Antiquarium ist ein großer Saal voll aufgesetzter antiker Köpfe. Die Isis und noch etliche andere Götzen sind auch da. In der Mitte steht eine Tafel en Mosaique, von Lasurstein, Jaspis, und Porphyr gemacht, auf 60000 Thaler angeschlagen, 5 Ellen lang, 6 Spannen breit. Schwerlich wird man in Rom etwas Schöneres von der Art sehen, als diese Tafel. Alle Städte und Schlösser des Landes sind hier abgemahlt. Man sieht viele alte Geschirre, alte Kayser, mein und Ihr Freund Marc. Aurel Antonin ist aus Bronze hier, aber abgegossen von einer Antike; Vitellius hat ein Schlemmer-Gesicht; Pompejus eine niedrige Stirne, tiefliegende Augen; Julius Cäsar und sein Vater; ein schlafender Kupido aus Alabaster; zween herrliche Köpfe, Mann und Frau von Rom, viele schöne wohlproportionirte Hände rc. Wer die Kunst studiren will, der mußte sich hier einschließen, und vier Wochen zubringen.

In der Stadt selber ist in der Augustiner Kirche auf dem Altarblatt eine schöne Kreuzigung Christi von Tintoret. Aber denken Sie die Unwissenheit der Mönche! In ihrer eigenen Kirche schnitten sie das Meisterstük durch, und schändeten es, um mit einer Leiter aus dem Chor hervorsteigen zu können, und die Lichter zu putzen! Die Kirche unsrer l. Frau ist von aussen alt, aber inwendig schön. Die Kanzel war eben neu aufgesetzt worden, und der Eingang dazu zeugt von vielem Geschmak. Im Chor ist das Grabmahl von K. Ludwig dem Bayer von Bronze. Unten liegt aber nur das Herz des Kaisers. Die alte Kleidung ist sowohl am Kaiser, als an den vier alten Soldaten, die das Monument bewachen, sehr majestätisch. Das Stük ist von eben dem Meister, der die Augspurger Brunnen gegossen hat.

(Die Fortsezung folgt künftig.)

San=

Sander an einem Freund, am Tage seiner Verbindung.

Sey mir gegrüßt am Altar der heiligen Liebe, Freund meiner Seele! — Du bist auch da, wo die Natur alle ihre Lieblinge hinführt, wo die Quelle ihrer Freuden am reinsten fließt, wo sie leise, aber unendlich süsse mit uns redet.

Sieh Deine Theure, wie sie so schön und sanft ist! Gleich der aufblühenden Lilie, die den Garten schmükt, und der Schöpfung Ehre macht. —

Hast Du auch erfahren, daß ohne Freundschaft und Liebe das Leben auf Erden weder Würze noch Geschmak hat? Daß es schwer und düster verfließt, und wenn sein Bach sich zwischen lauter Königsgärten hinwälzte?

Heil allen Liebenden! Heil dem Edeln, der der Freundschaft das erste Lied sang! Glük zu jedem fühlenden Herzen! Seegen des Himmels über jede Vermählung, die die Sonne bescheint, und der Mond anlächelt!

Aber dreyfacher Seegen auf Deine Verbindung, mein Bester! Bald werd ich in Dir auch den zärtlichen Mann, und den liebevollen Vater lieben. —

O mein Geliebter! Geniesse Du ganz das Glük des häuslichen Lebens, die Freuden einer vergnügten Ehe, und die Wonne eines heitern und tugendhaften Umgangs.

Laß dem Thoren seine Götzen, laß dem Unweisen seine Puppen, wenn Du das hast, was das Salz zum Erdenleben ist.

Gott schenke Euch die wahre Weisheit, einander für die Ewigkeit zu lieben, und den Bund der Zärtlichkeit, den Ihr

 vor

vor dem Diener der Religion beschwöret, für die Unsterblichkeit zu errichten!

Verlangst Du noch bessere Wünsche? Ach, Freund! Keine Sprache nennt die Empfindungen des Herzens; die Gedichte lügen oft, aber meine Seele kennst Du. —

Wenn Dich der Unmuth des Lebens geisselt, so sey Dir Dein Haus Aufmunterung.

Wenn Dich die Erfahrungen der falschen Freundschaft, und der Modeliebe, die auf Worten schwebt und nicht im Herzen thront, vom öffentlichen Schauplatz der Welt hinwegscheuchen; so ruhe Du stolz und sicher am Busen Deiner Freundin, und geniesse das Beste, das auf Erden ist.

Wenn Dich die Furien der Habsucht anfallen, und unersättliche Begierden Dir die Seele martern wollen; so wäge Du auf der schärfern Waage des Weisen, Dein Kleinod zu Hause ab, jauchze über Dein Glük und gründe Deine Glükseeligkeit tiefer. —

Wenn neben Dir der taumelnde Sklav seiner Leidenschaften rastloß jedem Vergnügen nachrennt, so labe Du Dich im häuslichen Zirkel, fern vom brausenden Lärmen der getäuschten Welt, mit den geheimen Süßigkeiten der Unschuld, und der innigsten Liebe.

Wenn Du dem ewigen Wechsel, der immerwährenden Ebbe und Fluth irdischer Dinge zusehen must, und vielleicht selbst zuweilen leidest — alsdann fliehe in den Schooß der Liebe, die mit jedem Tage steigt, und bey jedem Sturm geschäftiger wird.

Wenn Du Deiner menschlichen Bestimmung nachdenken, und in Gedanken die Höhe erreichen willst, auf welchen die Zierden des Menschengeschlechts stehen; so nimm Sie an die Hand, Deine vortrefliche Geliebte, verlaß die Erde, und fliege mit

mit Ihr in süßen Empfindungen, wann der Abendhimmel in Feuer schwimmt, über Stern und Welten, stark wie ein Engel, empor.

Wenn um Dich tausend Menschen vor der leeren Bildsäule der Ehre niederfallen, und immer mehr scheinen wollen, als sie sind; so strebe Du mit Deiner Erwählten nach der stilleren Größe, und habe verborgenen Werth für gleichgestimmte Seelen.

Wenn andere Menschen ihre Brüder oft zu Thränen zwingen, und das göttliche Vergnügen der sanften Wohlthätigkeit nicht kennen; so sey Du, durch die Kunst froh zu seyn, und andere froh zu machen, der Menschenseele, die Dir nun unter allen die nächste seyn wird, schätzbar.

Wenn andere Religion und Tugend in Gepränge verwandlen, und mit frommen Schein prahlen; so sey Du, mit Deiner warmen Freundin, nur für Tugend und thätige Menschenliebe eifrig.

Wenn Dich das Schiksal schlägt — denn auch für den Weisen und Guten hat oft die traurige Stunde Nutzen — so erkenne in Deiner Gattin das sichtbare Pfand der göttlichen Vorsehung und weine, wenn Du weinen must, an Ihrer gefühlvollen Brust. Dort verstummt gewiß jeder Seufzer, und jede Thräne versiegt im Augenblik —

Als Du noch einsam Deinen Pfad giengst, hattest Du zwar auch leitende Freunde, aber nun reicht Sie Dir die Hand — Sie, die noch über dem Grabe Dein Glük seyn wird. —

Vergiß die Plane des Lebens, die durch andere Menschen gescheitert sind; weil Dich Dein edles Herz frey spricht — das Herz, das andre nicht zu schätzen wusten — so sey Du durch Dich selbst glüklich, und durch Die, die Dir mit Liebe entgegen kam.

Schö-

Schöner müsse Ihr die Natur blühen, wenn Du sie mit Ihr gemeinschaftlich besuchst. Dein Umgang versüsse Ihr die Freuden der Menschheit, und den Kelch der Leiden theile mit Ihr — Du, der Du nun weißst, welch ein Glük es ist, von andern geliebt zu werden! —

Wir sehen einander in die geheimen Falten der Seele, und lange müssen noch Engel in unserm Kreis herabschauen, wenn uns die Vorsehung zusammenbringt, und es dem Himmel verkündigen, daß noch wahre Freunde unter den Erdensöhnen sind.

Möge Dir dann das neu verschönerte Leben dahinrinnen, bis am Ufer einer besseren Welt neue Freundschaft, neue Liebe, ungestöhrte Zärtlichkeit uns zusammen vereinigt!

Sieh nicht sorgenvoll auf die ungewisse noch verhüllte Zukunft hinaus, geniesse den Tag, der dir aufgeht, und walle auf der Bahn des Lebens getrost fort, bis uns die Ewigkeit alle Bürden abnimmt, und das volle Maaß der Seeligkeit über gute Menschen ausgießt.

Nachricht.

Eine Gesellschaft guter Menschen hat den Entschluß gefaßt, sich mit ihren Mitbürgern über gemeinnützige Gegenstände in einer Wochenschrift zu unterhalten, welche das Gewand und den Namen eines Erzählers annimmt. Ihre Sprache wird die Sprache des gesitteten Umgangs seyn — regelmäßig, ohne Prunk und verständlich; das heißt: von jenem hohen Ton auf welchen bisweilen unsere Sittenschriften gestimmt sind, eben so weit entfernt, als von dem platten und rauhen Ausdruk mißverstandener Popularität und nachgelallter Volkssprache. Ihr

Stoff

Stoff soll Nahrung für den gesunden Menschenverstand und für jedes Herz seyn, das sich den Gefühlen des Edlen und Schönen, ohne Tändeley und Gezier, öfnet. Alles was sie vorträgt, soll auf eine sinnliche Weise dargestellet werden — theils durch Erzählung, theils in dramatischer Form, theils in Briefen. Unsere Zwekke sind: die Pflichten der Menschheit, nicht dem Gedächtniß in der Form eines Lehrbuchs; sondern dem Herzen durch Rührung und dem Verstande durch treffende Gemälde einzuprägen; die Kenntniß unserer selbst zu befördern; die Handlungsweise der Vorzeit, die Sitten fremder Nationen, und was sonst noch, ausser der Spanne unseres häuslichen Lebens, die Aufmerksamkeit des Menschen und des Bürgers verdient, der Uebersicht unserer Leser etwas näher zu rükken. Auffallende Scenen aus der Geschichte, wodurch die Menschenkenntniß gewinnt, oder in welchen die Sittenlehre gleichsam ihre Beläge findet, Uebersetzungen aus ältern Schriftstellern, welche durch eingemischte Thatsachen ihrem moralischen Stoff Leben und Kraft mitgetheilt haben; zwekmäßige Auszüge aus Reisebeschreibungen; wahre Anekdoten neuerer Zeiten, besonders von guten und großen Menschen; erdichtete Erzählungen sind die verschiedenen Fächer, in denen nicht nur eine solche Mannigfaltigkeit der Materien liegt, wie sie für die mannigfaltigen Charaktere der Leser nothwendig ist: sondern wodurch auch der einfache Gang des Erzählers so viele kleine Abänderungen gewinnt, daß er nicht leicht ermüdend werden kann. Leser aus jedem Stande sind uns willkommen; doch ist diese Schrift, ihrem eigentlichen Zwek nach, dem Mittelstande gewidmet, der seine Freude am Denken findet, ohne auf den Namen eines Gelehrten Ansprüche zu machen.

Mit jeder Woche soll ein Bogen erscheinen; mit jedem Monat aber ein Kupfer geliefert werden, welches meistentheis

Natur=

Naturscenen oder Trachten und Sitten der Völker abbilden soll. Mit dem Monat Julius 1781 nimmt die Herausgabe dieser Schrift den Anfang. Alle Sonnabend wird ein Bogen, auf Schreibpapier gut gedrukt, bey dem Buchhändler Sigismund Friedrich Hesse in der breiten Straße im Buchholzischen Hause ausgegeben. Wer bis dahin 15 Gr. auf das erste Vierteljahr vorausbezahlt, bekommt dafür 13 Bogen nebst 3 Kupfern; und wer 18 Gr. bezahlt, diese 3 Kupfer illuminirt. Der nachherige Verkaufspreiß wird nebst den 3 schwarzen Kupfern 18 Gr. und mit den illuminirten 21 Gr. seyn.

Mit dem Ende des zweeten Jahrganges soll auch das ganze Werk geschlossen seyn — wann ihm anders der Beyfall des Publikums eine so lange Dauer verstattet. Diese Gränzen haben wir uns als ein festes Gesetz vorgeschrieben; denn gemeiniglich überlebt sich der Verfasser einer Wochenschrift selbst, wenn er nicht Muth genug hat, einen Zeitpunkt anzunehmen, mit dem er unbedingt entschlossen ist, aus freyer Wahl abzutreten. Auch für den Käufer der Schrift ist die sichere Berechnung, daß er ein vollständiges Werk erhalten kann, zuverläßig eine Wohlthat.

Werden uns zwekmäßige Beyträge von Begünstigern und Freunden unserer Absichten Postfrey eingesandt: so werden wir sie dem Publikum ungesäumt mittheilen, in so fern es nur mit gutem Gewissen geschehen kann. Vorzüglich angenehm sind uns wahre und umständliche Nachrichten von schönen und großen Handlungen unserer Mitmenschen aus allen Ständen, nicht um ihnen ein Denkmal des Ruhmes zu errichten; (denn die stille häusliche Tugend verlangt keine Denkmäler!) sondern um sie zu öffentlicher Belehrung und zur Nacheiferung für unsre Zeit aufzustellen.

Die

Die respektive Königl. Postämter und sämmtliche Buchhandlungen werden ergebenst ersucht, die Pränumeration gefälligst anzunehmen, dem Verleger davon Nachricht zu geben und die Gelder Postfrey einzusenden.

Wer auf 10 Exemplare pränumeriret bekommt das eilfte, und auf 20 Exemplare drey gratis.

Bey dem Verleger dieser Wochenschrift, dem Buchhändler Sigismund Friedrich Hesse sind übrigens zur Leipziger Jubilatemesse folgende neue Bücher fertig worden und um beygesetzte Preise zu haben:

1. Aristipp, 8. Berlin, 781. 10 gr.
2. die Damen dürfen doch auch ein Wort mitreden, eine Scene aus dem Visitenzimmer, beym Kaffee, übers neue Gesangbuch, 8. Berlin, 2 gr.
3. J. E. Eberhards Synodalschreiben an die Prediger seiner Diöces, bey Bekanntmachung des neuen Gesangbuchs, 8. Berlin, 2 gr.
4. Kaffeegespräch aber nicht zwischen zweenen Invaliden, 8. Berlin, 2 gr.
5. Krügers, Chr. Gottl. Ehrenfr. Handbuch des Italiänischen doppelten Buchhaltens. Mit praktischen Beispielen von Kaufmännischen Buchformeln erläutert, 4. Berlin, 781. 18 gr.
6. Mancherley, allgemein nützliches chemisches und physikalisches, 1ter Th. mit Kupf. 8. Berlin, 781. 18 gr.
7. Matthissen, Friedrich, Reliquien eines Freydenkers, 8. Berlin, 781. 6 gr.
8. Michelsen, Joh. Andr. Christ. Versuch in sokratischen Gesprächen, über die wichtigsten Gegenstände der ebenen Geometrie, 8. Berlin, 781. 6 gr.

9. Phi-

9. Philipp von Freudenthal, 1ster Band, mit einem Titelkupfer von Chodowiecky, 8. Berlin, 781. 1 thl. 6 gr.

10. Tellers, D. Wilh. Abr. drey Predigten bey Bekanntmachung und Einführung des neuen Gesangbuch in der Peterskirche zu Berlin, gr. 8. Berlin, 781. 4 gr.

11. — Geschichte der ältesten deutschen Kirchengesänge besonders von D. Martin Luther. Zur heilsamen Anwendung auf das für die Königl. Preuß. Lande bestimmte allgemeine Gesangbuch, 8. Berlin, 781. 2 gr.

12. Thalemanni, D. Christ. Guil. Versio latina Evangeliorum Matthaei, Lucae & Iohannis, itemque Actuum Apostolicorum, edita a D. Car. Christ. Tittmanno, 8. maj. Berolini, 781.

13. Vogels, D. Sam. Gottl. historisch-medizinische Abhandlung von dem zu Ilfeld verstorbenen und geöfneten Vielfraß und Steinfresser, aus dem Latein. 8. Berlin, 781. 4 gr.

* * *

Da der Herr Doktor Krünitz sich wegen anderer überhäufter Geschäfte mit Annahme der Pränumeration auf des Herrn Justizraths Hirschfeld Gartenkalender nicht weiter befassen kann; so hat derselbe im Namen des Herrn Justizraths mir die Sammlung der Pränumeration für hiesige Gegenden übertragen: welches ich dem geehrten Publikum hiermit habe anzeigen wollen. Berlin, den 15ten Jun. 1781.

S. F. Hesse, Buchhändler in der breiten Straße.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

19te Woche.

Auszug aus dem in den Schriften der Drontheimschen Gesellsch. befindlichen Berichte von Petrus Quirinus Schiffbruch und Ankunft auf der Insel Röst in Nordland, vom Jahre 1432.

Man findet über die nordische Geographie, wie auch die Lebensart, Sitten und Gebräuche der Norweger in den mittlern Zeiten sehr selten etwas zuverläßiges aufgezeichnet. Hieher gehört indessen ein Bericht, welcher in des Hieron. Megiseri Septentrio nov. antiquus, Leipzig 1613. in 8. befindlich ist, und die Erzählung von Petrus Quirinus Reisen und Schiffbruch zum Gegenstande hat. Die eine hat er selbst beschrieben, die andere rührt von seinen Reisegefährten Cristoph Floravant und Nicolaus Michele her. Beyde sind aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt. Ich werde daraus etwas anführen, welches eigentlich ihre Ankunft auf der Insel Röst in Nordland, ihre Ueberwinterung auf derselben, und ihren Bericht von dieser Insel betrift. Diese Erzählungen, ob sie schon einen Ort betreffen, der ziemlich gen Norden liegt, und an sich selbst von keiner sonderlichen Wichtigkeit ist; verdienen doch um so vielmehr einige Aufmerksamkeit, da sie von Fremden aus einem so weit entfernten Lande, nemlich aus Italien, aufgezeichnet sind, und verschiedene sonst unbekannte, artige und seltene Nachrichten von der dama-

damaligen einfältigen und unschuldigen Lebensart der alten Nordländer, insonderheit auf der Insel Röst enthalten. Petrus Quirinus erzählt, er hätte sich aus zwo Ursachen, nemlich um sich Ehre zu erwerben, und Reichthum zu sammeln, vorgenommen, eine Reise von Kandia nach Flandern, oder nach den Niederlanden zu thun, und zwar auf dem Schiffe Malvasier, das mit 68 Personen besetzet war, von denen aber, nachdem das Schiff untergegangen, auf dem großen Schiffsboote nur 16 Personen übrig geblieben waren, welches Boot mit Seegeln, Rudern und etwas Proviant versehen war. Diese Leute bekamen endlich nach vieler ausgestandener Gefahr und großem Hunger und Durst, den 4ten Jänner 1432. in einer weiten Ferne Land zu sehen, das voller Klippen und überall mit Schnee bedeckt war, welches denn eine übermäßig große Freude und Hoffnung, errettet zu werden, bey ihnen erweckte: daher sie, so ohnmächtig sie auch waren, alle ihre Kräfte anspannten, um es zu erreichen. Weil aber der Wind ihnen entgegen, ihre Kräfte auch zu schwach waren, die Ruder mit Vortheil zu gebrauchen, der Tag auch nur zwo Stunden dauerte; so kam ihnen bemeldetes Land wieder aus dem Gesichte, als sie die Dunkelheit und die Nacht überfiel.

Inzwischen trieben sie doch in ziemlich guter Hoffnung fort, und wurden bey anbrechendem Tage, den 5ten Jänner, ein andres Land gewahr, das aus sehr hohen Klippen bestund, und ihnen näher, als das vorige, zu seyn schien. Nun strengten sie alle Kräfte an, solches zu erreichen, welches ihnen auch so weit gelung, daß sie um 4 Uhr des Nachts dicht unter das Land kamen, wo sie aber in äußerste Gefahr geriethen umzukommen, wegen der vielen Klippen und Scheeren, die sie umringten. Doch endlich entrannen sie, obwohl mit

Mühe,

Mühe, auch dieser Noth, und landeten an einem Thale, zwischen zween Bergen, als der einzigen Stelle, wo ans Land zu kommen war. So bald sie merkten, daß das Fahrzeug auf den Sand stieß, sprangen fünf von ihnen in die daselbst noch ziemlich tiefe See, und eilten hinauf aufs Land, wo sie eine übermäßige Menge Schnee in sich schlukten, um damit ihr ausgedörrtes und verbranntes Eingeweide abzukühlen und zu löschen. Hierauf brachten sie auch ihren Kameraden einen Kessel voll Schnee, welche diese sonst schlechte und unangenehme Kost mit solcher Begierde aßen, daß Quirinus versichert, er hätte für seine Person mehr davon zu sich genommen, als er auf seinen Schultern zu tragen vermogt. Diese Kost bekam einigen hernach sehr übel, insonderheit denen, die zuerst ans Land gesprungen waren. Nach dieser schlechten Erquikkung brachten sie den übrigen Theil der Nacht im Fahrzeuge zu, um dadurch vorzubeugen, daß die Wellen es nicht in Stükken schlagen möchten, weil sie, um es anzubinden, weder Anker noch Tauwerk hatten. Beym Anbruch des Tages, am 6ten Jänner, liessen sie zwo Personen im Schiffe zurük, und die übrigen stiegen ans Land, wo sie sich in den Schnee niederlegten, um ein wenig auszuruhen, indem sie Gott dankten, daß er sie aus einer so großen Noth errettet hatte, und daß sie wieder ans Land gekommen wären, welches sie in 16 bis 18 Tagen nicht gesehen hatten; worauf sie auch von einigen Schiffsbrettern und einem Ruder ein kleines Feuer anzündeten, an welchem sie ihre erfrornen Glieder erwärmeten.

Weil ihnen der Hunger zugleich zusetzte; so suchten sie nach, ob sie noch etwas von ihrem Proviant übrig hätten: sie fanden aber nichts anders, als in einem Sakke eine Menge

kleiner Stükke Schiffszwiebaks mit Menschenkoth vermischt, einen Schinken und ein kleines Stük Käse, welches sie am Feuer wärmten und sich damit ein wenig erquikten. In der vorigen Nacht waren bereits drey von ihren Kameraden gestorben, und zwar von denen, die zuerst ans Land gesprungen waren: welches sie vornehmlich der Menge von Seewasser zuschrieben, das sie unterweges um des unerträglichen Durstes willen zu sich genommen hatten; und da die beyden, die auf dem Fahrzeuge geblieben waren, sahen, daß niemand wiederkommen wollte noch konnte, um sie abzulösen, verließen sie solches und begaben sich erfroren, zitternd, bebend und halbtod zu den anderen hin.

Dieses alles war ihnen nur ein geringer Trost, der auch nur kurze Zeit dauerte: denn als sie merkten, daß sie sich auf einem öden und unbewohnten Orte befanden, wo nichts als Schnee und Klippen zu sehen war, und sie aus dem Rauche, den sie in einer weiten Ferne auf einem andern Orte, der etwa fünf italienische Meilen von ihnen lag, schlossen, es müsten daselbst Leute wohnen; so nahmen sie sich vor, des andern Tages, als am 7ten Jänner dahin zu reisen. Allein weil niemand des Nachts auf ihr Fahrzeug Achtung gegeben hatte, so war es zwischen den Klippen so übel zugerichtet worden, daß, ob sie schon alle mögliche Mühe anwandten, es zu verstopfen und wieder dichte zu machen, solches, sobald sie hinein gekommen waren, sich sogleich auf verschiedenen Seiten öfnete, und endlich auf einmal zu Grunde sank, da sie denn alle durchwässert wurden, und das Land, so gut sie konnten, wieder suchen musten. Verzweiflung, Schrecken und Furcht bemächtigte sich nun ihrer, weil sie nun erwarteten, sie würden

den auf dieser öden Stelle ganz gewiß ihren Geist aufgeben müssen, und alle Hoffnung wegzukommen ihnen benommen war, sie auch nicht das geringste hatten, womit sie ihr Leben erhalten konnten. Sie griffen zu dem Mittel, ihr Schiff ans Land zu ziehen, ob es ihnen schon große und langwierige Mühe kostete; worauf sie es in zwo Theile von einander hieben, und sich daraus zwo Hütten machten, von denen ihre Seegel, und was sie von alten Kleidern fanden, die Bedeckungen waren. In der einen Hütte, als in der grösten, konnten dreyzehn Personen beysammen seyn, und in der andern nur drey. Sie machten sich nunmehr Feuer und Wärme von verschiedenen alten Körben und Schiffsbrettern, die sie in Stükken hieben: worauf sie sich theils ums Feuer setzten, theils in den Schnee legten und sich wärmten. Allein diese Wärme kam ihnen theuer zu stehen; denn die nassen Bretter und der viele Theer, wovon sie ganz durchdrungen waren, gaben einen dikken und häßlichen Dampf von sich, wovon ihre Angesichter und Augen dergestalt aufschwollen, daß sie kaum sehen konnten. Was noch ärger war, als dieses, so ward dadurch eine solche erschreckliche Menge Ungeziefer herbeygelockt, daß sie ganze Fäuste voll von sich sammleten und ins Feuer warfen. Diese Thiere fraßen dem Schiffsschreiber das Fleisch am Halse bis auf die Knochen ab, daß er daran sterben muste.

Inzwischen hatten sie nichts anders, ihr Leben zu erhalten, als Muscheln Seeschnekken ꝛc., welche sie am Ufer aufsammleten und damit sich kümmerlich nähren musten, weil davon nicht einmal eine zureichende Menge vorhanden war; und dieses gab ihnen doch nur eine schlechte Nahrung, daß sie auch darüber ganz ohnmächtig wurden. Ja, sie konnten zuletzt kaum auf den Füssen stehen, und wenn sie kaltes oder

warmes Wasser tranken, so gab es der Magen sogleich wieder von sich. In diesem jämmerlichen Zustande trug es sich zu, daß der Bediente des Quirinus nebst einigen andern, die ausgegangen waren, Muscheln und Schnekken zu sammlen, ein kleines hölzernes Haus fanden, das in Westen und etwas erhaben lag. Sie fanden darin und ringsum etwas Kuhmist, der ziemlich frisch zu seyn schien, woraus sie schlossen, es müßte neulich Vieh daselbst gewesen seyn, und in der Nachbarschaft müßten Leute wohnen. Dieses belebte sie aufs neue mit Hoffnung zur Rettung; und weil sie in ihren Hütten gegen die scharfe Kälte und den strengen Wind sehr schlecht versehen waren; so beschlossen sie sämtlich, sich in bemeldtes Haus zu begeben, um darin mehr Schutz und Sicherheit zu finden. Doch dieses zu thun, hatten nur zehn Personen Kräfte genung, hingegen waren zwo Personen unter ihnen so schwach, daß sie nicht aus der Stelle kommen konnten, daher die andern sie zurük lassen mußten. Quirinus selbst, der der schwächste unter ihnen war, kam mit genauer Noth fort, obschon der Weg nur anderthalb italienische Meilen war. Nachdem sie bey dem Hause angelangt waren, reinigten sie es, so gut sie konnten, und fanden darin großen Schutz gegen Wind und Schnee. Uebrigens waren sie itzt eben so übel daran, wie zuvor: denn ob sie schon überzeugt seyn konnten, es müßten Leute in der Nähe wohnen, die des Sommers dahin, wo sie waren, kommen würden, um ihr Vieh daselbst zu hüten; so war es ihnen doch unmöglich, sie aufzusuchen, da keiner so viel Kräfte hatte, auf den nächsten Berg zu steigen und sich umzusehen. Sie mußten dießfalls auch, um ihren großen Hunger zu stillen, ihre gewöhnliche Nahrung nur am Strande suchen, den sie in der Nähe hatten.

Es

Es geschah an einem Donnerstage, als sie in ihr Haus zogen, und den nächsten Sonnabend erhielten sie eine besondere göttliche Wohlthat: denn da sie alle, Quirinus ausgenommen, ausgegangen waren, Muscheln zu sammlen, ward einer von ihnen einen wundersamen großen Fisch gewahr, der ungefähr zween Zentner schwer seyn konnte. Dieser lag am Strande, wohin ihn, wie es schien, die See nur vor kurzem geworfen hatte. Sie hieben ihn sogleich in viele Stükken, und brachten ihn mit einer unbeschreiblichen Freude ins Haus, wo inzwischen Quirinus ein kleines Feuer angemacht hatte, bey welchem sie ihren Fisch theils kochten, theils brateten: doch konnten sie nicht so lange warten, bis er gahr gekocht war. Ihr Hunger war so groß, daß er sie auch beynahe unter sich selbst zu Mord und Todschlag erhitzet hätte.

Es waren eigentlich ihrer Sechse, die den Fisch gefunden hatten, und erst anfingen, sich daran zu laben. So bald aber die übrigen drey, die mittlerweile an einem andern Orte gewesen, den Geruch von dem gebratenen Fische bemerkten; so bildeten sie sich ein, die anderen wollten diese Beute für sich behalten und sie unter sich allein verzehren. Ihr hungriger Magen reizte sie darüber zu einem solchen rasenden Zorn, daß sie sich vorsetzten, wenn die anderen die Beute nicht mit ihnen theilen würden, sie dieselben dazu mit Gewalt zwingen wollten, es möchte auch kosten, was es wollte, und sollte es auch das Leben selbst seyn, welches sie in ihren Umständen nicht groß achteten. Mit diesem blutdurstigen Vorsatz begaben sie sich zu den übrigen hin, unter welchen auch einer so unverschämt war, daß er, so bald jene in die Thüre traten, anfing, sie spöttisch abzuweisen, und den andern zu rathen, man müßte ihnen nichts davon zukommen lassen. Allein Quirinus,

rinus, der gewahr ward, was in ihrem Herzen vorging, und ihre Blicke voller Wuth bemerkte, brachte die andern durch seine Vorstellungen von solchem gottlosen Vorsatze wieder ab, und bewog sie, mit den neu angekommenen Gästen ihre Beute zu theilen.

Vier Tage nach einander aßen sie von diesem Fische mit der größten Gefräßigkeit, so viel ein jeder wollte: allein da sie sahen, daß der Vorrath kleiner ward, fingen sie an sparsamer zu werden, und zu dem Ende festzusetzen, wieviel einem jeden täglich zum Genuß gereicht werden sollte. Hiedurch brachten sie es so weit, daß das übrige noch auf zehn Tage zu ihrer Unterhaltung zureichte: da sie denn nicht nur ihren Hunger stillen konnten, sondern auch wieder ziemlich zu Kräften kamen. Merkwürdig war es, daß, so lange dieser Fisch währete, solch anhaltendes böses Wetter mit Sturm und Schnee einfiel, daß es ihnen unmöglich gewesen seyn würde, aus dem Hause zu kommen, um ihre Nahrung zu suchen und würden sie nothwendig haben umkommen müssen, wenn ihnen die Vorsehung nicht diesen Fisch in die Hände fallen lassen, welcher auch aufgezehret war, als das Wetter etwas besser zu werden anfing, und sie den Strand wieder suchen konnten. Mit dieser Kost mußten sie nun wieder vorlieb nehmen, ob sie ihnen schon wenig Nahrung gab, und sie anfingen, wie bloße Schatten und halbtodte Körper auszusehen. Eben so hatten sie auch nichts anders zu brennen und sich dabey zu wärmen, als den Kuhmist, der bey ihrem Hause lag.

Auf einer andern Klippe oder auf einem Vorgebirge, ungefehr acht italiänische Meilen von dem Orte, wo sie sich befanden, wohnte unter anderen Fischern ein Mann, der zween Söhne

Söhne hatte, von denen dem einen des Nachts träumte, es wären zwey Kälber, die sein Vater im vorigen Sommer verloren hatte, hinüber auf die Insel Santi gekommen, und er glaubte sie daselbst noch zu finden. Als dieser solches des Morgens seinem Vater erzählte, so nahm derselbe ein Fischerboot und fuhr mit seinen beyden Söhnen an einem Morgen frühzeitig hinüber auf bemeldtete Insel, und landete gerade an der Stelle, wo die Fremdlinge waren: da denn der Alte beym Boote blieb, seine beyden Söhne aber hinauf aufs Land giengen, wo sie den Rauch vom Feuer sogleich entdekten, das die Fremden in dem kleinen Hause angezündet hatten. Dieser Umstand setzte sie in große Verwundrung, weil sie wußten, daß diese Insel unbewohnt war. Da sie nun mittlerweile dem Hause näher kamen, und miteinander über die ungewöhnliche Erscheinung des Rauchs sprachen; so kam ihre Stimme dem Christoph Floravant zu Ohren, der die andern mit Verwundrung fragte, ob sie nicht eine Menschenstimme hörten? Worauf der Steuermann zur Antwort gab; es wären die verdammten Raben, die durch ihr Geschrey zu erkennen gäben, wie sie hofften, sie auch aufzufressen, so wie sie bereits an ihren todten Kameraden angefangen hätten: denn wenige Tage zuvor hatten sie gesehen, wie eine Menge Raben auf den Körpern ihrer verstorbenen Kameraden saßen, wobey sie ein großes Geschrey machten: als aber die beyden Insulaner sich dem Hause mehr genähert hatten, so hörten sie alle, daß es wirklich Menschenstimmen waren. Floravant ging daher hinaus, und da er diese beyden Leute sahe, so kehrte er sogleich wieder um, und rief den andern zu: sie sollten sich freuen, denn es wären zwo Personen zu ihrer Rettung angekommen. Hierauf gingen sie alle mit einer unbeschreiblichen Freude hinaus zu den angekommenen beyden Personen.

sonen. Diese wurden über diesen unerwarteten Anblik überaus bestürzt, und erschraken nicht wenig, da sie so viele fremde Gesichter sahen, die so schwarzgelb, bleich und mager waren, daß sie mehr Gespenster als Menschen zu seyn schienen. Sie stunden daher eine Zeitlang, ohne Bewegung und ohne ein Wort zu reden, stille: da aber die übrigen, durch verschiedene demüthige Geberden und andere Zeichen, zu erkennen gaben, daß sie sich in Noth befänden, und man dem Ansehen nach nichts Böses von ihnen zu fürchten hatte; so fingen sie an zu reden und den Namen ihrer Insel zu nennen. Die armen Leute folgten darauf diesen beyden ans Ufer zu ihrem Vater, der dadurch nicht weniger in Erstaunen gesetzt ward, als seine Söhne. Sie untersuchten darauf das Boot der Insulaner, ob einige Speise darin zu finden wäre: weil sie aber nichts antrafen, so schlossen sie daraus, der Ort, woher das Boot gekommen wäre, müsse nicht weit von ihnen entfernt liegen, und sie versuchten daher, durch verschiedene Zeichen und Geberden, ihre Fremden zu bewegen, zwo Personen von den ihrigen mit ins Boot zu nehmen, mit ihnen hinüber zu fahren, und den andern desto schleuniger Hülfe zu verschaffen. Einige kamen auf die Gedanken, man sollte einen oder zween der Fremden zurük behalten, damit sie einer schleunigen Hülfe desto gewisser versichert wären: allein Quirinus sowohl als andere widerriethen es, aus Furcht, sie möchten die Einwohner des Orts dadurch beleidigen, deren Hülfe sie gleichwohl in ihrer traurigen Lage so höchst nöthig hatten.

Dies geschah an einem Freytage, und da die Abgeschikten auf dem Boote hinüber auf die Insel Rustene gekommen waren; so versammleten sich die Einwohner bey ihrer Ankunft um sie herum und betrachteten mit Verwunderung ihre

Klei-

Kleidertracht. Lange bemüheten die Insulaner sich umsonst von den Fremden Nachrichten einzuziehen, da sie die Sprache derselben nicht verstanden, bis endlich einer der Fremden, der ein gebohrner Niederländer war, den Priester des Ortes, einen Deutschen und vom Dominikanerorden, auf deutsch anredete, und ihm meldete, was für ein Schiksal sie gehabt hätten, welcher es darauf den andern Insulanern berichtete.

Unterdessen lebten sie in Ansehung ihrer auf der Insel Santi zurükgebliebenen Gefährten in der grösten Ungewißheit. Es verlief der ganze Sonnabend, ehe sich jemand entschloß, diese Elenden, die dem Zustande der Verzweiflung nahe waren, abzuhohlen. Des Sontags, am 2ten Febr. nachdem der Gottesdienst zu Ende war, stellte aber der Priester seinen Zuhörern vor, wie elend und jämmerlich es mit diesen Leuten stünde, indem er auf die angekommene Fremden zeigte. Dadurch wurden die Einwohner so bewegt, daß viele aus Mitleiden anfingen zu weinen, und denjenigen für glüklich zu schätzen, der zuerst fortkommen würde, den Nothleidenden zu helfen. Zu dem Ende gingen sogleich sechs Fahrzeuge hinüber auf die Insel Santi, die eine Menge von allerhand Arten von Speisen, die in dieser Gegend gewöhnlich waren, mitbrachten, deren Ankunft denn, bey diesen von Betrübniß und Sehnsucht halbtodten Menschen, eine außerordentliche Freude erwekte, um so mehr, da die Angekommenen ihnen ein herzliches Mitleiden und eine große Liebe erzeigten, und willig waren, sie mit sich weg zu nehmen. Der Priester war mit hinüber gekommen, und dieser fragte auf Latein: welcher unter ihnen der Schiffsherr oder Schiffspatron wäre? und da P. Quirinus sagte, er wäre es; so gab ihm der Priester

etwas

etwas Rokkenbrod zu speisen, welches ihm so wohlschmekte, als ob es Manna vom Himmel gewesen wäre, und darauf gab er ihm auch Bier zu trinken. Hernach nahm er ihn bey der Hand, und bat ihn, sich ein paar aus der Gesellschaft zu wählen, um ihn auf dem Boote, das dem Obristen auf dem Lande zugehörte, zu begleiten, welcher Obriste doch nichts mehr als ein Fischer war. Dieses that Quirinus, und erwählte dazu den Franciscus Quirinus aus Kandia und Christoph Floravant aus Venedig, mit welchen er denn auf dem Boote hinüber auf die Insel Röst fuhr: wo ihn bey ihrer Ankunft der Sohn des Obristen bey der Hand in das Haus seines Vaters führte, weil er so schwach und unvermögend war, daß er nicht allein gehen konnte. Daselbst ward er von der Frau des Hauses aufgenommen, die ihm mit ihrer Magd entgegen kam, und vor welcher er niederfiel, um ihr die Füße zu küssen: allein solche Komplimente war sie nicht gewohnt, daher richtete sie ihn sogleich wieder auf, führte ihn zur Wärme, und gab ihm in einer Schaale gute süße Milch zu trinken, die ihn sehr erquikte.

Quirinus, der stets in größern Ehren als die andern gehalten ward, blieb darauf nebst seinen beyden vorbemeldeten Kameraden im Hause des Obristen: die übrigen aber kehrten bey den andern Einwohnern ein, und wurden überall auf das freundlichste und beste, nach des Ortes Beschaffenheit, aufgenommen und bewirthet.

Insonderheit brachte man ihnen Anfangs so viele erfrischende Sachen, daß sie, weil es ihnen schien, sie könnten niemals gesättiget werden, davon mehr zu sich nahmen als ihre schwache Magen vertragen konnten: daher sie auch endlich

lich dadurch von solchen Schmerzen angegriffen würden, daß sie glaubten dem Tode nahe zu seyn.

Unterdessen aber erinnerten sie sich ihrer beyden Kameraden, die in der großen Hütte zurückgeblieben waren, als sie in das kleine Hirtenhaus zogen, und sprachen mit den Einwohnern sowohl von ihnen, als von den verstorbenen, die noch unbegraben lagen. Verschiedene Einwohner versammleten sich darauf, und fuhren mit ihrem Priester hinüber auf Santi, wo sie, unter andächtigen Gesängen geistlicher Psalmen und Lieder, die todten Körper begruben, von denen die Raben bereits das Fleisch meistens abgefressen hatten: einen aber fanden sie noch am Leben, obschon, wie man leicht denken kann, in einem kläglichen Zustande; denn er hatte keinen Menschen bey sich gehabt, war aller menschlichen Hülfe und Nahrung beraubet, und sahe seinen Kameraden tod an seiner Seite liegen. Diesen brachten sie mit sich auf die Insel Röst zurük, wo er doch ohngefehr nach zween Tagen seinen Geist aufgab, und anständig begraben ward.

Auf dieser kleinen Insel Röst waren damals, nach dem Bericht des Quirinus und Floravants, 12 Häuser oder Familien, und 120 Seelen, von denen 72 am Osterfeste als besonders gute katholische Christen kommunicirten. Die meisten der Einwohner waren Fischer, und nährten sich und die ihrigen nur allein mit der Fischerey, weil in diesem äußersten Orte des Landes keine Art von Frucht oder Korn wuchs. Doch waren sie von Natur mit gutem Verstande begabt, und konnten selbst ihre Böte, Gefäße, Stampfmühlen, Schüsseln, Körbe, Fischernetze und alles andere, was zur Nothwendigkeit ihrer Lebensart und Handthierung gehörte, machen, zurich-

richten, binden und zusammenflechten. Sowohl Manns- als Frauenspersonen waren hübsch und wohl gewachsen, und lebten miteinander in der größten Keuschheit und brüderlichen Liebe: daher sie einander gern Gutes erzeigten, ohne Eigennutz und Absicht einigen Vortheils. Sie waren sehr gottesfürchtige Leute, versäumten keinen Gottesdienst oder Fasttag, murrten und klagten niemals einer über den andern, hatten keinen Eidschwur nöthig, und man hörte sie niemals den Teufel nennen. Sie waren so einfältig, daß sie nicht daran dachten, ihr Eigenthum mit Schloß oder Riegel zu verwahren; und das was ihnen, als Italienern und Spaniern, am meisten wunderlich und unschuldig vorkam, war dieses, daß ihnen auch nicht bange wegen ihrer Söhne und Töchter war, daß weder sie andern, noch andre ihnen etwas ungebührliches zumuthen sollten. Sie konnten dieses zur Gnüge daraus urtheilen, daß ihnen in dem Hause des Obristen, worin Quirinus und seine beyden Kameraden einquartiret waren, doch erlaubt war, in eben derselben Kammer zu schlafen, in welcher der Hauswirth selbst, mit seiner Frau, seinen erwachsenen Söhnen und Töchtern, dicht am Bette der Fremden schliefen. Weit entfernt, daß der Hauswirth sich darüber eine Art einer Grille hätte machen sollen, wenn er noch vor Tages nebst seinen Söhnen aufstund, um seine Fischerey wahrzunehmen, seine Frau und seine Töchter aber liegen blieben, daß er vielmehr mit eben derselben Sicherheit, als ob sie in den Armen ihrer Mutter gelegen hätten, und nicht eher, als nach acht Stunden wieder nach Hause kam. Denn die Unschuld und Einfalt der Jungen und Alten war so groß, ihre Herzen waren so rein und der Furcht Gottes und dem Gehorsam gegen seine Gebote so ergeben, daß sie nicht wusten oder dachten, was Unzucht, Hurerey und Gottlosigkeit war; daß sie sich sogar

nur

nur darum verheyratheten, um den Befehl Gottes zu erfül-
len. Ueberdies waren auch ihre Frauenzimmer so rein und
unschuldig, daß sie sich auch, wenn sie sich in Gegenwart der
Fremden niederlegen sollten, vor ihren Augen bis an den blos-
sen Leib auskleideten, den sie auch sehen ließen, wenn sie wie-
der aufstunden. Die Fremden thaten dieses ihnen nach, daß
sie sich also auf beyden Seiten nach einerley Art aus- und an-
kleideten, ohne die geringsten bösen und muthwilligen Gedan-
ken, als ob sie junge Kinder gewesen wären. Aus eben die-
ser unschuldigen Einfalt, wie auch aus einer alten Gewohn-
heit, die die andere Natur ist, geschah es auch, daß wenn
die Frauenzimmer im Maymonat ins Bad zu gehen an-
fingen, welches sie alle Donnerstage zu thun pflegten, sie
sich zu Hause ganz nackend auskleideten, und so einen Pfeil-
schuß weit hinüber ins Bad gingen, worin sich Manns- und
Weibspersonen miteinander badeten, indem sie allein in der
rechten Hand eine Kräuterquaste, wie eine Bürste hielten,
um sich damit, wie sie sagten, den Schweiß auf den Rükken
abzuwischen, und die linke Hand längs der Hüfte sinken lies-
sen, um sich gleichsam damit zu bedekken, welches sie doch
nicht thaten. Alles dieses sahen die Fremden ohne die ge-
ringste Anfechtung an, woran theils die Kälte Ursach war,
theils die beständige Gewohnheit. Floravant versichert da-
her, daß er mit Wahrheit sagen könne, sie wären in Betrach-
tung der unschuldigen Lebensart, die sie vom 3ten Februar
1432 bis zum 14ten May selbigen Jahres in allem 101 Tage
führten, gleichsam im Paradiese unter den unschuldigen En-
geln gewesen, wenn er sie mit der Lebensart in den italiäni-
schen Ländern vergliche. Sonst trugen diese Frauenzimmer
lange ehrbare Kleider oder Rökke, insonderheit wenn sie in
die Kirche gingen, da denn ihre Angesichter auch mit Flören
oder

oder Schleyern so bedekt waren, daß sie niemand ansehen konnte.

Die Insel Röst lag sonst, wie die angeführten Berichte weiter erzählen, 70 Meilen in Westen von dem äussersten Vorgebirge in Norwegen, das man der Welt Ende oder Bagdeel (Hintertheil) nennet, sie hatte 3 Meilen im Umkreise, und lag ziemlich niedrig und flach, wenn man einige Anhöhen ausnahm, worauf die Häuser gebauet waren. In der Nähe bey selbiger sah man auch einige Steinklippen oder Inseln, einige größer, andere kleiner, die theils bewohnt waren, theils auch nicht. Man hatte drey Monat lang im Jahre beständig Tag, nemlich im Jun, Jul und August, in welcher Zeit die Sonne niemals unterging: hingegen aber in drey andern Monaten, nemlich im December, Januar und Februar fast beständig Nacht, in welcher Zeit der Mond beständig schien.

(Die Fortsezung folgt künftig.)

Allerneueste

Mannigfaltigkeiten

20ste Woche.

Das Abersbachsche Steingebirge in Böhmen.

Die Abersbachschen Steinberge liegen an der Mittagsseite eines der Reichsgräflichen Kolowratschen Familie zugehörigen Dorfes gleiches Namens, nicht weit von Trautenau, am Fuße des Riesengebirges auf der schlesischen Grenze.

Dieses wunderbare Felsengebirge, wovon ich eine Abbildung hier mittheile, und welches fast 4 Meilen im Umfange hält, besteht, einem Walde ähnlich, aus unzählig vielen ungeheuer großen, neben einander stehenden Sandsteinen, welche, gleich den Kristallzakken auf ihrer Mutter, oder den Thürmen, sich in die Höhe erheben. Einige sind 80, 100, auch wohl mehrere Schuhe hoch. Die Dikke dieser meistentheils senkrecht stehenden Pfeiler, ist sehr unterschieden, ihre äußere Gestalt bey den mehresten kegelförmig, jedoch dabey so ausgebrochen und ungeschikt geformt, daß sie halb eingefallenen Thürmen und zerschossenen Mauern ähnlich sind. An einigen Orten stehen diese Säulen sehr nahe an einander, so daß sie keinen Durchgang verstatten, und füllt die Zwischenräume hin und wieder ein sandiges Erdreich aus, welches zum Theil mit Bäumen bewachsen ist. In manchen Gegenden ist die Entfernung der Felsen von einander beträchtlich und bildet Thäler und Klüfte, durch welche man, wenn der Weg gebahnt ist, einige 100. Schritte ins Innere hinein gehen kann. Oben

sind die Felsenstükke ganz kahl, hie und da mit Moos bedekt, und unten am Fuße mit Sand umgeben. Der Boden ist in einigen tief liegenden Gegenden von dem zudringenden Wasser morastig. Die Stellung der Felsensäulen ist, wie gesagt, senkrecht, an manchen Orten aber lehnen sie sich in einer schiefen Richtung an andere an, entweder von Natur, oder weil sie umgefallen sind. Man hat einigen dieser Pfeiler besondere Namen gegeben, von der Aehnlichkeit, welche die Einbildung daran mit anderen Dingen entdekte. So hat man einen Mönch, eine alte Frau, einen umgekehrten Zukkerhut, und eine Kanzel.

Diese Steinfelsen bestehen, ihrer inneren Beschaffenheit nach, aus einem lokkeren Sandsteine von einem gröberen Korne, der sehr zerreiblich ist und die Nässe vom Regen rc. leicht eindringen läßt. Die äußere Fläche wird also leicht aufgelöst, und daher kommt es, daß man um den Felsen herum eine Menge Sandes, welchen der Regen abgespült, und an den Steinen selbst Furchen gewahr wird, welche durch den ausgewaschenen Sand gebildet worden. Wenige dieser Sandsteine bestehen aus feinernen Theilen. Auf dem Bruch erscheinen sie weißgelb, welche Farbe sich an der Luft mit der Zeit in eine graue verwandelt. Man hat in diesem Gebirge noch keine Spur von Mineren entdekt.

Es sind nicht viele Oefnungen und Zugänge in das Innere dieser Steinfelsen vorhanden, und der gewöhnliche Eingang ist auf der Seite des Dorfs Abersbach befindlich. Bey diesem Eingange stehen linker Hand einige solcher Steinsäulen, außer dem Zusammenhange mit den übrigen, ganz isolirt da. Der Weg ist an einigen Stellen beschwerlich, und an einem Orte geht man zwischen hohen Felsen hindurch, die mehrentheils

theils senkrecht in die Höhe steigen, über den Gang mit ihren Spitzen hinweg hängen, und hin und wieder an einander stoßen. Dieser Felsengang, welcher ein fürchterliches Ansehen hat, gewährt im heißesten Sommer einen kühlen Aufenthalt.

Es entspringt aus verschiedenen Quellen in diesen Felsen Wasser, welches in einen Bach zusammenläuft.

Ich habe diese Nachrichten aus Langhans Beschreibung der Adersbachschen Steingebirge, Breslau 1739. in 4. entlehnt, welche eine weitere Ausführung eines im Jahr 1734. über diesen Gegenstand von ihm geschriebenen Programs ist. Er hält diese Felsen für nichts anders als die Beingerüste eines Sandberges, von welchen die Wassergießungen der Sündfluth und andere kleinere, wie auch der Regen den Sand weggewaschen und solchergestalt entblößt haben. Nach ihm gedenkt Gottfr. Heinr. Burghardt dieser Steinfelsen in seinem Iter Sabothicum. S. auch *Kundmanni* rariora naturae et artium p. 17. Der Christ in Adersbach, d. i. christliche Gedanken über das wunderbare Steingebirge zu Adersbach, im Königreiche Böhmen, entworfen von zween schlesischen Nachbaren in Landshut, 1756. in 4. enthalten nichts was zur physischen Kenntniß dieses Gebirges brauchbar wäre.

O * * o.

Ueber die Schwierigkeit, daß Eltern und Kinder mit Familien freundschaftlich beysammen wohnen können.

Gemeiniglich wird von der einen Seite våterliches Ansehn, und von der andern kindliche Freyheit gemißdeutet. Soll der erwachsene Sohn bey dem betagenden Vater leben, so muß die Verbindung der frühern Jahre in eine vertrauliche Freundschaft verwandelt werden. Als Vater und Sohn ist zu viel Entfernung in ihren Verhåltnissen, Neigungen und ganzer Lage; Freundschaft muß sie nåher bringen und einander gleich machen. Man stelle sich nur den Vater als Befehlenden und den Sohn als Gehorchenden vor. So lange jener denkt, das kannst du, und dieser, das must du; so lange sind sie beyde ungeschickt sich einander vergnügte Stunden zu machen. Vater und Sohn sind jetzt zwanzig bis dreißig Jahre älter geworden — so lange kann kein Mensch einerley Rolle mit Anstand spielen. Zum Befehlen ist der Vater zu eigensinnig, zu ungeduldig; zum Gehorchen der Sohn zu empfindlich, zu einsichtig.

Jener verwirft Gegenvorstellungen und bestraft verzögerten Gehorsam mit beschåmenden Vorwurf; — dieser strebt nach dem Ansehen eines selbstdenkenden Mannes, der in allgemein erkannten Grundsåtzen doch seinen eignen Gang behålt und der schwersten Pflicht aus Ueberzeugung getreu bleibt, an die leichtesten aber ungern gehet, so bald sie ihm våterli-

che

che Befehle wichtig machen wollen. So verliehrt der Vater Ansehn und der Sohn Liebe, beyde aber Zufriedenheit miteinander. Als Freunde kommen sie sich nie zu nahe. Da wird dem Sohne im Freunde der Vater schätzbarer und ehrwürdiger, und der Sohn im eignen Gange seiner Denkungsart dem Vater liebenswürdiger, weil er sie als eine Frucht seiner Erziehung ansehen darf. So erlangt der Vater ungefordert Ehre, und der Sohn ungedemüthiget Liebe.

In den Neigungen machen die Jahre den Unterschied noch sichtbarer. Zwanzig, dreißig Jahre lang können wir nicht einerley Spielwerke haben. Wenn der Vater bey den veränderten Entwürfen und mannigfaltigen Vergnügungen empfindlich ist, und der Sohn des Vaters gemächliche Einförmigkeit tadelt, so handeln sie beyde gleich schlecht. Was ist für ein Unterschied? Der Vater spielt die Rolle vor und das Kind spielt sie nach — weiter keiner! Liebe und Freundschaft darf sie nur vereinigen, so dulden und tragen sie beyde. Da sieht der Vater im Kinde was er gewesen ist, und das Kind im Vater was es werden wird; und indem sie sich beyde so ansehen, wird jenem des Kindes veränderliche Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, und diesem des Vaters Gleichgültigkeit und einförmige Ernsthaftigkeit erträglich — ja angenehm.

Vater und Sohn können nicht einerley Vorrechte haben; sie haben nicht dieselbe Lage. Der Vater ist Stamm, der Sohn Sprößling: jener giebt, dieser empfängt. Wollen sie beyde nach aller Strenge ihre Anforderung machen, wer wird ihre Berechnungen vergleichen können! Da bekömmt der Sohn nicht genug Wohlthat — der Vater nicht genug Dank.

 Darf

darf sich der Vater über Undankbarkeit beschweren, wenn er die Kunst gelernt hat, Wohlthaten auf eine Art zu geben, da sie jedem fühlbaren Herzen sauerer anzunehmen, als ihm zu geben werden? — Solche Wohlthaten kosten den Empfänger allezeit mehr, als sie werth sind, und sind schon bezahlt, wenn sie gegeben werden. — Kann sich der Sohn über Härte und Lieblosigkeit des Vaters beklagen, wenn er Wohlthaten als Schulden von ihm fordern, durch Undankbarkeit dessen Erwartung täuschen und alle Lebensfreude verderben will? Da muß der Vater die Sünden des Sohnes, und der Sohn die Sünden des Vaters auf sich nehmen, und dann haben sie beyde Lasten zu tragen, die schwer sind. — Vertrauliche, theilnehmende Freundschaft kann sie so vereinigen, daß sie beyde für ein ander leben, und jeder ohne Gegenberechnung seiner Anfoderungen in dem Gedanken, für dem andern gelebt zu haben, schon mehr empfängt, als giebt. Da sieht der Vater seine Wohlthaten nicht als Wohlthaten an — das überläßt er seinen Kindern. Gab er ihren Herzen gute Bildung, so wird er jetzt dreyfachen herzlichen Dank bekommen, da er keinen fordert. Haben sie schlechte Gesinnung, so möchte er doch nur Wohlthaten über Wohlthaten hingeben, um ihnen seine Treulosigkeit, die er in ihrer Erziehung beging, nur einigermaßen zu vergüten. Wurden sie bey der besten Erziehung, ohne böses Beyspiel an ihm zu sehen, böse, so ist gleichwohl kein besseres Mittel zu ihrer noch etwanigen Besserung vorhanden, und seine Wohlthaten bekommen vor dem, der sie zu seiner Zeit belohnen wird, ihren Werth, nicht von den Gesinnungen des Empfängers, sondern von dem Herzen des Gebers. In Absicht auf ihn sind seine Wohlthaten Schulden, die in den verflossenen Jahren gemacht wurden, und nach der Handschrift in den folgenden wieder abgetragen werden müs-

müssen. Er empfing von der Welt auch Pflege, Liebe und Unterstützung, und wenn von seinen Vorfahren weniger Vortheile auf ihm kamen, so ists ein Beweis, daß ihnen Gott weniger als ihm gegeben hat, und einst weniger von ihnen als von ihm fordern wird. — Der Sohn muß diese Wohlthaten als anvertraute Güter annehmen, die er berechnen und einst wieder abtragen muß. Würden sie ihm eingeschränkt oder entzogen, so kann die Rechenschaft von ihm nicht gefodert werden. In welchem Maaße sie ihnen auch erzeigt werden, so ists kaum so viel Freude seinem dankbaren Herzen, die Früchte des väterlichen Schweißes zu genüßen, als es ihm Freude ist, durch ein Beyspiel der Dankbarkeit und Verehrung des besten Vaters, sich Ansprüche und Hoffnung in den Herzen seiner Kinder zu gleichen Freuden für die Zukunft zu gründen.

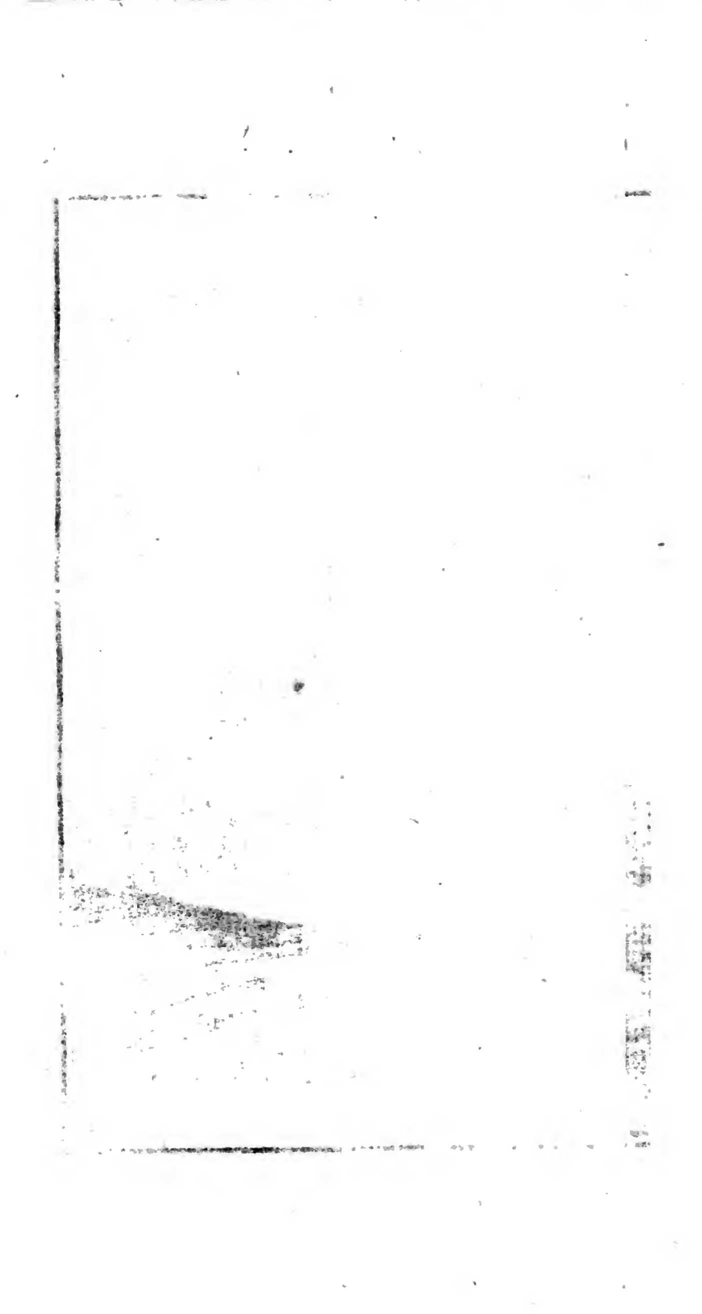
Nach=

Nachricht.

Das Naturalien-Kabinet, welches der seel. Doktor und Kreis-Physikus Hr. Feldmann zu Neu-Ruppin nachgelassen, und aus einer reichen Sammlung von Mineralien, Steinen, Versteinerungen, geschnittenen und fein polirten Stein- und Holz-Platten, Konchilien, Seegewächsen und anderen Naturseltenheiten besteht, wird von dessen Erben im Ganzen verkauft werden, und ersuchen sie also Kauflustige ihr Geboth in Golde, gegen den 1. März 1782 und zwar versiegelt entweder an den Hrn. Justizrath Nöldchen zu Neu-Ruppin, oder an die Feldmannschen Erben alldort postfrey einzusenden. Die eingegangenen Gebothe werden alsdann in diesem Termin eröfnet, und nach Befinden wird das Kabinet dem Meistbiethenden für das höchste Geboth zugeschlagen, in Entstehung eines annehmlichen Geboths aber das weitere bekannt gemacht werden.

Das Verzeichniß dieser ansehnlichen Sammlung besteht aus 261 Seiten in gr. 8. und ist allhier in Berlin bey dem Buchbinder Jacobi in der heil. Geist-Straße, zu Ruppin bey den Feldmannschen Erben und in Züllichau in der Frommannschen Buchhandlung, für 10 Gr. zu haben.

Auswärtige Liebhaber werden ersucht, ihre Briefe und Gelder in dieser Angelegenheit postfrey einzusenden.





Allerneueste Mannigfaltigkeiten

21te Woche.

Beytrag zur Naturgeschichte des Hummers.

(Aus dem Englischen.)

Der Hummer hat eine so ungewöhnliche Gestalt, daß, wer ihn zuerst siehet, nicht weis was er daraus machen soll, und leicht verleitet wird, den Kopf für den Schwanz anzusehen: wenn er aber Acht giebt, wird er bald gewahr, daß sich dieses Thier mit den Vorderfüßen vorwärts hinbeweget, und daß der Theil, der einer Rüstung ähnlich ist, und aus zusammengesetzten Gliedern besteht, den Schwanz ausmacht. Die beyden großen Füße dienen dem Hummer zu Werkzeugen der Vertheidigung und zur Erhaltung. Mit diesen kann er, wenn er sie öfnet, als mit einer Scheere, heftig kneipen und festhalten. Außer diesen hat er noch acht kleine Füße, vier auf jeder Seite, welche nebst dem Schwanze das Thier in den Stand setzen, vorwärts zu gehen. Zwischen den zween Klauen oder Füßen ist der Kopf befindlich, der aber nur sehr klein und mit einem Paar Augen versehen ist, welche wie zween schwarze hörnerne Flecke aussehen, und diese vermag er nach Gefallen heraus und hinein ziehen. Das Maul ist wie bey den übrigen Insekten beschaffen. Er hat zween Zähne die Speisen zu zermalmen, und da diese nicht hinreichend sind, noch drey im Magen, einen auf jeder Seite, und den dritten unten. Zwischen den zween Zähnen ist eine flei-

schichte Substanz, wie eine Zunge gestaltet. Die Eingeweide bestehen aus einer langen Kugel, welche von dem Munde bis zum After reichen: wodurch sich aber hauptsächlich dieses Thier unterscheidet, ist, daß die Rükgradhöhle in dem Brustbeine sich befindet. Er hat zwey lange Fühlhörner, welche auf jeder Seite des Kopfes heraus stehen, um die Dunkelheit des Gesichts zu verbessern, und das Thier vor Gefahr oder Räuber zu warnen. Der Hummer ist ein Hermaphrodit und muß sich also selbst begatten. Das Eierbehältniß oder der Ort, wo das Laich hervorgebracht wird, ist hinterwärts, nach dem Schwanze zu, wo man eine rothe Substanz findet. Aus diesem Behältniß gehen zween Kanäle, die sich an beyden Seiten bey der Verbindung der Schaalen an dem Bauche öfnen und durch diesen Durchgang kommt das Laich hervor, und lieget unter dem Schwanze, wo das Thier es vor Gefahr so lange, bis es zur Reife kommt, bewahret; und wenn die Eyer Gliedmaßen erhalten, so fallen sie ins Wasser.

So bald die jungen Hummer die Alten verlassen, so suchen sie unmittelbar ihre Zuflucht in den kleinsten Klüften der Felsen, und kriechen auf dem Grunde der See, wo der Eingang zu ihrem Aufenthalt sehr klein ist, und die Oefnung leicht vertheidiget werden kann. Da werden sie, ohne daß sie scheinen Nahrung zu sich zu nehmen, in wenigen Wochen größer, bloß von Substanzen, welche das Wasser nach ihrem Aufenthalt zufälliger Weise hinspült.

In dieser Zeit erlangen sie eine starke feste Schale, welche ihnen statt einer offensiven und defensiven Rüstung dient. Dann kommen sie aus ihrer Festung heraus, und kriechen dreist, längst des Grundes, in der Hofnung mehrern kleinen

Raub

Raub anzutreffen. Der Fischrogen, die kleinen Thiere von ihrer eigenen Art, aber vornehmlich die Würmer, die sich auf dem Grunde der See aufhalten, geben ihnen Nahrung in zureichender Menge. Sie halten sich zwischen den Felsen auf, kratzen auf den Sand und suchen Würmer, oder überfallen wehrlose Thiere, die in ihre Klauen fallen. An sich selbst haben sie wenig zu befürchten, ausgenommen einer von dem andern: denn, so wie unter andern Seethieren, sind die größeren allezeit fürchterliche Feinde der kleineren.

Dieses Leben, das sie in Sicherheit und Ueberfluß zubringen, geräth doch öfters in große Gefahr: denn da der Leib des Hummers noch fortwächst, und seine Schale doch unveränderlich bleibt, so muß er nothwendig sich von derselben loßmachen. Der junge Hummer von dieser Art verändert seine Schale öfterer, als der alte, der oft zwey Jahre in derselben Schale bleibt. Ueberhaupt verändern diese Thiere ihre Schale einmal des Jahrs, und dieß ist nicht allein ein peinliches, sondern auch ein mißliches und gefährliches Geschäfte. Die Zeit, wenn sie mietern, fällt in den Anfang des Sommers, zu welcher Zeit sie Futter im Ueberfluß, und ihre vollkommene Größe und Stärke erreicht haben. Einige Tage vorher, ehe sie mietern, verlieret das Thier seine gewöhnliche Begierde zu essen; es liegt betäubt und unbeweglich da, als ob es die herannahende Veränderung ängstlich erwartete. Kurz vorher, ehe es die Schale abwirfft, legt es sich auf den Rükken, strekt seine Scheeren aus, und jedes Glied scheint zu zittern; die Fühlhörner und der ganze Leib bewegt sich heftig; es schwillt ungewöhnlich auf, und endlich scheint sich die Schale bey den Gelenken zu trennen, besonders bey den Gelenken an dem Bauch. Das inwendige kommt auswendig, der Magen geht mit der Schale

 weg;

weg; auf eben die Art trennt er sich von den Scheeren, welche bey den Biegungen bersten. Das Thier wirfft sie mit einer zitternden Bewegung weg, als ein Mensch einen Stiefel auszieht.

So befindet sich dieses wundervolle Geschöpf zwar in der Freyheit: aber in einem so schwachen Zustande, daß es einige Stunden ganz ohne Bewegung da liegt. Es ist in der That diese Veränderung so stark, daß viele dabey sterben. Nach dieser Veränderung sind sie nicht allein so weich, sondern auch so furchtsam als ein Wurm. Alle Meerthiere sind alsdann ihre gewaltigen Feinde, denen sie weder entgehen, noch gegen welche sie sich wehren können; und eben zu dieser Zeit frist der Seehund, der Stokfisch, sie bey tausenden. Diese Krankheit dauert nicht lange, denn in zwoen Tagen ist die Haut, die den Leib bedekt, so hart als vorher geworden; sein Appetit kommt wieder; zuerst frist er seinen eigenen Magen auf, den er von sich geworfen, und bald darauf auch seine verlassene Schale. In acht und vierzig Stunden hat die neue Schale ihre Vollkommenheit erhalten, und ist so hart wie die vorige. So bald der Hummer in seiner neuen Schale equipiret ist, wird man erst gewahr, wie sehr er in wenig Tagen im Wachsthum zugenommen, und wenn man die alte Schale mit der neuen vergleicht, so findet man, daß dieses Geschöpfe ein Drittel größer geworden.

Dieses Thier, das nunmehr nicht allein eine neue Dekke, sondern auch mehr Muth und Stärke erhalten hat, geht weit kühner auf die Seethiere los, und wird im Streite selbst oftmals verstümmelt. Nicht selten geht ein Glied, oder auch eine neue Scheere bey solchem Angriff verloren. Ein Glied oder

oder eine Scheere zu verlieren, ist aber bey ihnen kein großes Unglük. Der Sieger nimmt die Beute, um sich damit zu traktiren; da unterdessen der Ueberwundene sich zurük zieht, und die Ersetzung desselben mit Geduld erwartet; und dies dauert nicht lange. An dem Orte, wo die Scheere abgerissen ist, siehet man auf eine bewundernswürdige Art eine neue entstehn, die anfänglich klein und zart ist, aber in einer Zeit von drey Wochen, so breit und so stark wächst als die alte, jedoch nie zu einer völligen Größe gelangt; daher kommt es, daß man die Scheeren des Hummers von so ungleicher Größe antrifft.

Von dieser Art Thiere giebt es eine große Mannigfaltigkeit. Der Unterschied besteht hauptsächlich in den Scheeren. Einige sind drey Fuß lang; und wenn wir den Fluß- und kleinen Meerkrebs mit in die Klasse rechnen, so sind einige nicht über einen Zoll lang. Sie wohnen alle im Wasser und leben nur wenige Stunden ausser demselben. Ihre Schale ist schwarz, wenn man sie aus dem Wasser holet, sie bekommt aber durch das Kochen eine rothe Farbe. Die gewöhnliche Art den Hummer zu fangen, ist ein Korb, aus Weidenruthen gemacht, in welchen die Fischer eine Art von Kaldaunen zur Lokspeise legen: diesen lassen sie bis auf den Grund der See hinunter, sechs oder zehn Klafter tief. Die Hummer kriechen um des Fraßes willen in selbigen hinein, und können nicht wieder heraus kommen.

Der Flußkrebs unterscheidet sich wenig von dem Hummer als nur in der Größe, und dadurch daß der eine in frischem Wasser, und der andere bloß in der See lebt. Die Krabbe wird sowohl im süßen als Salzwasser gefunden. In der Gestalt ist

 sie

sie sehr von dem Hummer unterschieden. Der Schwanz dieses Thieres ist nicht so kennbar als bey den erstern; er sieht aus wie ein breiter Lappen, der einen Theil des Bauchs zu bedekken scheinet, und wenn man ihn aufhebet, so sieht man die Eier unter demselben in großer Menge.

Da die Krabbe sowohl zu Lande als im Wasser gefunden wird, so bringet auch ihre verschiedene Lebensart eine Verschiedenheit hervor, die wohl verdienet angemerkt zu werden. Der Landkrebs wird in einigen wärmern Ländern in Europa, und in großer Menge in den tropischen Klimaten von Afrika und Amerika gefunden. Sie sind von verschiedener Art, und mit mancherley Eigenschaften versehen; einige sind gesunde und nahrhafte Speisen, andere im höchsten Grade giftig und schädlich; einige sind einen halben Zoll, andere einen Fuß breit; einige sind braun und andere vielfarbigt. Die violette Krabbe in den Karaibischen Inseln ist sowohl wegen der Gestalt als auch wegen des zarten Fleisches und noch eines besondern Umstandes wegen merkwürdig.

Dieses Thier gleicht zwoen Händen, die in der Mitte von einander geschnitten und gefaltet sind. Auf jeder Seite siehet es aus als vier Finger; die zwo Scheeren gleichen den Däumen; der Leib ist mit einer Schale bedekt, in der Mitte zusammen gebunden, voran sind zwey lange Augen wie ein Gerstenkorn, so durchsichtig als Kristall, und hart als Horn. Ein wenig unten ist der Mund mit einer Art von Bart bedekt, unter welchen zween breite scharfe Zähne, so weiß als der Schnee, fühlbar sind. Mit diesen Zähnen können sie Blätter, Früchte und faules Holz, welches ihre gewöhnliche Nahrung ist, leicht zernagen. Ihr vornehmstes Werkzeug, die Speisen zu zerschneiden,

den, sind die Scheeren. Ihr Futter halten sie damit so fest, daß sie eher ihre Glieder verlieren, als dasselbe fahren lassen, und man hat oft gesehen, daß sie davon gelaufen und die Scheere dem Feinde in dem Leibe fest stekken lassen. Doch dies ist noch nicht das wunderbarste, was man von diesem Geschöpfe erzählt. Das was ich jetzt melden werde und noch nicht so bekannt und bestätiget ist, möchte wohl unglaublich zu seyn scheinen. Diese Thiere leben nicht nur in einer Art von ordentlicher Gesellschaft in ihren Wohnungen an den Bergen, sondern marschieren alle Jahr einmal mit einander nach der Seeseite in einem Trup von einigen Millionen. Sie wählen den April oder May um ihre Unternehmung anzufangen; zu dieser Zeit kriechen sie bey tausenden aus den hohlen Bäumen, den Felsenklüften und den Höhlen, die sie sich unter der Erde graben, hervor. Alsdann ist der ganze Boden mit dieser Bande von Avantüriers bedeckt. Sie richten ihren Marsch in gerader Linie nach der See hin, weichen weder zur Rechten noch zur Linken, und wenn sie auf ein Haus stossen, so kriechen sie die Wände hinan, um den geraden Weg nicht zu verfehlen; und ob sie gleich ihrer Marschruthe folgen, so müssen sie sich doch zuweilen nach der Beschaffenheit des Erdbodens richten, und wenn Flüsse dazwischen kommen, längst dem Strome fortgehen. Sie theilen sich gemeiniglich in drey Bataillonen; das erste besteht aus den stärksten und kühnsten Männchen, welche wie Officiere voran gehen, um den Weg auszukundschaften und sich der grösten Gefahr zu unterwerfen. Diese müssen oft wegen Mangel des Regens Halte machen, und ziehen sich in ein schikliches Lager, bis das Wetter sich ändert. Das mittlere Korps der Armee besteht aus den Weibchen, welche nie die Berge verlassen, als bis es anfängt zu regnen, und dann gehen sie in ordentlicher

Schlachtordnung, Kolonnenweise funfzig Schritt breit und drey Meilen lang, und so nahe bey einander, daß die Erde davon ganz bedekt zu seyn scheint. Drey oder vier Tage nachher folgt die Arier=Garde, ein herumstreifender undisciplinirter Haufen, welcher aus Männchen und Weibchen, die nicht so stark und so zahlreich sind, als die vorigen, besteht. Vornehmlich gehen sie des Nachts vorwärts; und nur wenn es bey Tage regnet, nutzen sie die Gelegenheit und gehen auf ihre gewöhnliche Art weiter. Wenn die Sonne scheinet und den Boden erhitzt, machen sie halt, und warten bis gegen Abend, wenn es kühl wird. Wenn sie erschrokken werden, marschiren sie rükwärts auf eine unordentliche Art. Sie suchen ihren Feind dadurch furchtsam zu machen, daß sie ihre Scheeren zusammen schlagen, als wenn sie denjenigen drohen wollten, die sie beunruhigen würden. Ob sie gleich suchen den Menschen furchtbar zu seyn, so sind sie sich doch untereinander selbst am furchtbarsten; denn sie sind so eigennützig und ungesellig, daß wenn einer von ihnen so abgemattet ist, daß er nicht fort kann, die übrigen über ihn herfallen, und ihn während des Marsches auf der Stelle auffressen. Wenn sie nun nach zurükgelegten ermüdenden Marsch und überstandenen Gefahren, an dem bestimmten Hafen anlangen, so sind sie bereit ihren Rogen abzuwerfen. Die Eier sind noch in ihren Leibern, denn sie erwarten die Hülfe von dem Seewasser, welches ihre Befreiung davon befördern muß. Zu dem Ende stürzen sich die Krabben, so bald sie das Ufer erreicht, in die Tiefen des Wassers, und lassen die Wellen den ganzen Körper zwey oder dreymahl abwaschen. Dies scheinet bloß eine Zubereitung zu seyn, wodurch sie ihre Eier zur Reife bringen; denn ohne weitern Verzug suchen sie eine Wohnung auf dem Lande. Unterdessen wird der Roggen größer, kommt aus dem

Körper

Körper hervor, und sitzet unter dem Schwanz. Dieser Bündel ist so groß als ein Hünerei, und ist dem Heeringsrogen gleich. In diesem Zustande suchen sie nun das Ufer zuletzt, schütteln ihren Saamen ins Wasser, und überlassen es dem Zufall, was davon zur Reife gebracht werden wird. Zu dieser Zeit kommen ganze Schaaren hungriger Fische, und erwarten diese jährliche Sättigung; die See erscheint ganz schwarz von denselben, und die räuberischen Thiere verzehren über zwey Drittel von dem Krabbeneiern. Diejenigen, welche nicht verzehret worden, liegen unter dem Sande verborgen, und sogleich verlassen Millionen dieser kleinen Krabben das Ufer, und reisen nach ihren Bergen wieder zurük. Die Alten können nicht so hurtig zurükwandern, sie werden so schwach, daß sie kaum kriechen können, und das Fleisch verändert zugleich seine Farbe. Die mehresten müssen sich in dem flachen Lande Höhlen in die Erde machen, die sie mit Blättern und Koth bedekken, bis sie sich wieder erhohlet. Da werfen sie die alten Schalen ab, und liegen fast sechs Tage ganz bloß, ohne Bewegung; da sie denn so fett werden, daß sie eine zarte Speise abgeben.

Diese Krabben sind den Eingebornen sehr vortheilhaft; und die Sklaven leben oft gänzlich von denselben. Man betrachtet sie in Jamaika als die gröste Delikatesse: doch aber ist auch der Genuß derselben mit Gefahr verknüpft, denn viele von ihnen sind giftig; wenn sie auf dem Manchinelapfel, oder unter dieser schädlichen Pflanze gefressen, muß man sie wegwerfen. So gehet es aber mit allen Produkten dieses luxuriösen Himmelsstrichs; so angenehm manches dem Gaumen ist, so sehr schädlich ist es doch auch, und es ist kaum eine Delikatesse die nicht ihren schädlichen Zusatz bey sich führte.

Wahre Geschichte einige Spinnnen betreffend.

Auf einem Gartenhause, das lange nicht besuchet war, hatten die Spinnen vor allen Winkeln zwischen den Balken ihre Netze gesponnen. Der Gärtner kam auf das Gartenhaus mit einem eisernen Blaserohre, aus welchem er getroknete Thonkugeln, die mit einer Form genau paßend gemacht sind, so akkurat schießet, daß er jede Fliege an der Wand, ohne leicht zu fehlen, treffen kann. Da er einen ziemlichen Vorrath solcher Kugeln bey sich hatte, fiel es ihm ein, die Spinnen nach einander todt zu schießen, die hinter ihren Netzen auf Raub laureten. In kurzer Zeit waren alle nach einander getödtet. Nach einigen Tagen kam er wieder mit dem Blaserohre auf das Gartenhauß, und sahe sich nach Spinnen um. Anfänglich sahe er keine, bemerkte aber, daß hinter jedem Gewebe, wo vormals eine braune Spinne saß, ein kleines weisses Gehäuse, von abgeblättertem Lederkalke, der sich von den Wänden und Balken an vielen Orten abgelöset hatte, zusammen gesetzet war. Diese kleine Schalgehäuse hatten beynahe das Ansehen der Hüllen oder Puppen der Raupen, darin sie sich in Schmetterlinge verwandeln. Sie waren aber mehr rund und von verschiedener Größe. Die ekkigten Kalkblätter waren so künstlich zusammen gesetzt, daß in den Gehäusen keine Spinne zu sehen war. Hinter allen Geweben befanden sich dergleichen Gehäuse. Einige wurden mit harten Thonkugeln zerschossen und die Spinnen in denselben getödtet, die übrigen aber verschonet und gar nicht beschädiget. Nach einigen Tagen wurde das Gartenhauß wieder besucht. Hinter den Geweben, wo die Schalgehäuse zerschossen und die Spinnen

in

in denselben getödtet waren, hatten andere Spinnen neue Zellen von Kalkblättern, aber etwas kleiner und dichter angebauet. Jedes Gehäuse wurde wieder von einer Spinne bewohnt. Die übrigen Spinnen, deren Zellen einige Tage zuvor verschonet blieben, hatten nun ihre Schalhäuser selbst abgebrochen, und hinter jedem Netze laurete wieder eine braune unverhüllte Spinne. Die Kalkblättergen lagen auf der Erde, einige wenige hiengen aber auch noch in den Netzen. Nun wurden wieder alle Spinnen todt geschossen, auch die, welche sich noch in ihren Schalgehäusen verbargen. Keine Spinne und keine Zelle wurde übrig gelassen. Die Netze oder Gewebe aber wurden außer den Rissen, die die Thonkugeln gemacht hatten, weiter nicht beschädiget. Nach 8 Tagen waren wieder, hinter allen Geweben, Zellen von Kalkblättern gebauet, und in allen Zellen saßen auch wieder Spinnen. Es wurde keine Spinne getödtet und keine Zelle beschädiget. Nach einigen Tagen hatten alle Spinnen, wie vormals ihre Zellen selbst wieder abgebrochen, die Kalkblättergen auf den Boden herab geworfen, und sie selbst saßen wieder bloß hinter ihren Geweben. Sie wurden alle wieder todt geschossen. Auch die alten Gewebe wurden rein abgekehret, und keins blieb übrig. Und so schienen nun die Spinnen auf dem Gartenhause alle völlig vertilget zu seyn. Allein nach einigen Tagen waren wieder neue Netze angesponnen. Hinter einigen waren abermals Zellen von Gipsblättern gebauet, in welchen sich Spinnen aufhielten; hinter andern aber waren so wenig Spinnen, als dergleichen Schalgehäuse zu sehen. Nach näherer Untersuchung fand sichs, daß die Spinnen, die keine Schalhäuser gebauet, in den Ekken der Wände Höhlungen gemacht hatten, darin sie sich verbargen; andere hatten sich auch in den Spaltungen und Ritzen der Säulen und Balken verkrochen, aus welchen

welchen sie auf die gefangenen Mükken und Fliegen hervor=fuhren. Die Spinnenjagd ward dadurch interessanter als manche Hasenjagd seyn mag. Sie ist oft wiederhohlt, und der Erfolg ist immer derselbe gewesen.

Noch im Junio dieses Jahres ist sie einigemal mit ähnli=chem Erfolge angestellet, dabey noch folgendes merkwürdig scheint. Es wurde mit den harten Thonkugeln auf die Ritzen und Spaltungen in den Balken geschossen, in welchen sich die Spinnen verborgen hielten. Von den zerschmetterten Thon=kugeln drangen kleinere Theile in die Ritzen hinein, tödteten einige Spinnen und beunruhigten andere dergestalt, daß sie schnell aus ihren Höhlen hervor liefen. Hinter und über die=sen Geweben waren nach einigen Tagen die Ritzen und Spal=ten dergestalt mit Kalkblättern belegt, daß sie kaum noch zu bemerken waren. Nur eine kleine runde Oefnung war übrig, hinter welcher die Spinne saß. Die diesjährige Jagd ward auch dadurch noch merkwürdig, daß einige ihre Gehäuse und Ge=webe schnell verließen, indem nach andern geschossen wurde.

Diese an sich unerhebliche Geschichte scheint sonderlich da=durch merkwürdig, daß andere Spinnen die Gefahren der vo=rigen bemerket, gefürchtet, und so gut sie konnten, zu verhü=ten gesucht haben. Erinnerung die einige Tage lang fortdau=ert, Vergleichung verschiedener Umstände, kluger Gebrauch der Gelegenheiten, Erwartung ähnlicher Fälle und derglei=chen, macht den so gehaßten und verachteten Spinnen Ehre.

Reimari Kunst= und Naturtriebe sind nicht hinlänglich, das alles zu erklären. In unzähligen Fällen denken und han=deln Menschen wie die Spinnen, indem sie durch ihre Kunst

Ge=

Gefahren zu entfernen suchen, in welchen andere umkamen, denen sie aber auch nicht entfliehen konnten. Wie würden Menschen auf die Spinnen fluchen, wenn diese so mit ihnen umgiengen? Die armen Spinnen erschießen und tödten keinen Menschen, fluchen auch ihren Mörder nicht, warum mögen sie doch so gehasset und verabscheuet werden? Ich will dies kluge Insekt nicht wieder so unbarmherzig verfolgen.

Mannheimer Schaubühne.

Eine Ankündigung.

Die Menge der Stükke, die in unserm deutschen Vaterlande für das Theater geschrieben werden, zeuget nicht von derselben Güte. Und wenn alles durch einander aufgeführt, einzeln oder in Sammlungen gedrukt wird; so ist das der sicherste Beweis, daß der Geschmak schwankend oder noch vollkommen ungebildet ist.

Wir nähern uns einem glüklichen Zeitpunkte. Der Freyherr von Dallberg, der mit so viel Wärme, so wahrem Patriotismus die Würde unsrer Schaubühne zu erhöhen und zu einem bestimmten Grad der Vollkommenheit zu bringen, sich bisher bestrebte, schlägt jetzt ein neues Mittel vor, das vielleicht das unfehlbarste ist, zum edlen Ziele zu gelangen. Vielleicht erreichen wir hiedurch in kurzer Zeit, was wir sonst in langen Jahren kaum hoffen durften. Denn wenn bey gutgewählten Mitteln, zu nützlichen Stiftungen und Einrichtungen, Ehre und Vaterlandsliebe die Triebfedern sind; so schwingt sich alles schneller zu seinem Zwekke.

1. Die Mannheimer Schaubühne soll sich dadurch auszeichnen, daß sie nur die besten Schauspiele, die bisher erschienen

nen sind, oder künftig herauskommen, zur Vorstellung aufnehmen wird.

2. Durch Belohnungen sollen Talente ermuntert werden, neue Stükke für unsre Schäubühne zu verfassen.

3. Die vorzüglichsten Schauspiele Beaumonts, Wycherley's, Fletschers, Otway's, Jonsohns, Drydens, Korneils, Racines, Voltairs und andrer großer ausländischer Schriftsteller werden ganz neu übersetzt, und für unsre Schaubühne bearbeitet.

4. Eine Menge anderer vortreflicher Stükke der Ausländer, auch verschiedene Originalschauspiele, die wegen mancher unnatürlichen, geschmaklosen oder ausschweifenden Szenen nicht auf die Schaubühne gebracht werden konnten, werden umgearbeitet und durch den Zuschnitt geschikter Männer für das Theater brauchbar gemacht.

5. Zu mehrerem Nutzen des Publikums und des deutschen Vaterlands wird eine Sammlung der für die Mannheimer Schaubühne verfaßten, übersetzten, neubearbeiteten, auch veränderten Stükke veranstaltet.

6. Die Sammlung wird bändeweis, um den wohlfeilsten Preis der möglich ist, herausgegeben. Jeder Band enthält nie weniger als 3 Stükke, und wird auf Subskription für 24 kr. gegeben. Also kömmt ein Schauspiel nie über 8 kr. zu stehen.

Zu den Rollen werden die Namen der Schauspieler gesetzt.

Die zwey ersten Bände erscheinen in 6 Wochen.

Jedem Patrioten wird diese Ankündigung willkommen seyn. Ihre Absicht ist Verbreitung der schönen Litteratur, Erwekkung glüklicher Talente, Aufklärung, Verfeinerung der Empfindung und des Geschmaks, Veredlung guter Sitten, Erhöhung der Kunst und Vervollkommnung der vaterländischen Schaubühne.

Dies

Dies war der große Zwek des erhabnen Stifters bey Errichtung unsrer Schaubühne.

Zeugniß hievon ist die Niedlichkeit und die Pracht des Gebäudes, der Geschmak in den Dekorationen, die Menge und Kostbarkeit der Theaterkleidungen, ein Orchester, dessen nur eine vortrefliche Schaubühne würdig seyn kann; Zeugniß der Beytrag, wodurch der großmüthige Fürst zur Unterhaltung guter Schauspieler und Ermunterung der Dichter jährlich dieses Theater unterstüzet.

Man kann in allen berühmten Buchläden Deutschlands und bey den Kollekteurs der Herausgeber der ausländischen schönen Geister subskribiren.

Wird die gewünschte Zahl von Subskribenten erlangt: so sind die Aussichten zur Vervollkommnung des Werkes desto glüklicher. Es sollen seiner Zeit beträchtliche Preise auf Verfassung vortreflicher Nationalstükke gesezt werden. Mannheim den 24sten May 1781.

Klein,
Kuhrfürstl. geh. Sekretär, der Philosoph. und schönen Wissensch. Professor.

Das befreyte Jerusalem.

Deutschland fehlte von diesem Meisterstükke der Italiänischen Nation eine gute Uebersetzung. In dem Leben des Torquato Tasso, sagt eine französische Akademie, daß dieses Heldengedicht eben so interessant als erhaben, vollkommen gut geführt, und in allen Theilen fast durchaus mit Kunst verbunden sey. Die Begebenheiten flicht der Dichter mit Geschiklichkeit in einander, und vertheilt Licht und Schatten mit Weisheit. Er läßt den Leser von dem Lermen des Krieges zu den Reizungen

des

des Vergnügens übergehen, und von dem Gemälde der Freuden führt er ihn in die Schlachten zurük. Sein Styl ist durchaus deutlich und zierlich, und wenn der Gegenstand Schwung fodert; so muß man erstaunen, wie die edle Anmuth der Italiänischen Sprache unter seinen Händen einen neuen Karakter annimmt, und sich in Stärke, Majestät und Erhabenheit verwandelt ꝛc.

Den Preis, den der kuhrfürstliche geheime Sekretär und Professor Hr. Klein in Mannheim vor zwey Jahren auf die beste Uebersetzung dieses vortreflichen Heldengedichtes setzte, erhielt der berühmte Verfasser der Laidion, Hr. Heinze.

Wegen Vorzüglichkeit dieser Uebersetzung vor allen andern eingeschikten wurde der vor zwey Jahren bestimmte Preis von 70 Dukaten auf 80 Louisd'or erhöhet. Das Werk wird mit dem italiänischen Original, mit dem Bildniß und Leben des Autors auf schönem weißem Drukpapier in 4 Bänden mit 4 feinen Titelvignetten in 8vo abgedrukt. Der Band kostet 1 fl. Tasso's Bildniß 16 kr. Die Subskriptionszeit dauert bis zu Ende des Augusts. Alsdann kostet der Band 1 fl. 45 kr. Man kann in allen berühmten Buchläden Deutschlands und bey den Kollekteurs der Herausgeber der ausländischen schönen Geister subskribiren. Die Buchhändler und Kollekteurs erhalten ihre Prozente je nachdem sie mehr oder weniger bestellen, und wenden sich an den Herausgeber Hrn. Prof. Klein selbst. Die Bezahlung geschieht beym Empfang des Werkes.

Sollten sich 300 Liebhaber finden, die das Werk auf holländischem Postpapier mit feinen Kupferstichen verlangten; so wird man von der deutschen Uebersetzung eine prächtige Ausgabe in groß Oktav besonders veranstalten.

Petrus Quirinus Schiffbruch und Ankunft auf der Insel Röst.

Beschluß.

In dieser Gegend war fast keine andere Speise gewöhnlich als Fische, insonderheit Stokfisch, den man ohne ihn einzusalzen, durch den Wind oder durch die Sonne troknete, da er denn so dürre und hart wurde, wie ein Stük Holz. Wenn sie ihn zum Essen zurichten wollten, so klopften sie ihn erst mit einer Axt recht mürbe, und bereiteten ihn hernach mit Butter und Spezereyen, zu einer sehr wohlschmekkenden Speise. Doch bekam man zuweilen auch etwas Ochsenfleisch zu essen, wie auch Kuhmilch zu trinken, mit welcher die Einwohner auch Rokkenmehl und andere Sachen vermischten, und eine Art Brodt buken, welches nicht gar zu gut schmekte. Gleichergestalt wollte ihnen ihr Getränke, das in saurer Milch bestand, auch nicht schmekken, da sie dessen ungewohnt waren: doch pflegten sie auch Bier zu trinken.

Ihre Häuser waren von Holz gebauet und rund, ganz oben in der Mitte des Dachs hatten sie ein Loch, durch welches das Licht hineinfallen konnte, welches Loch sie des Winters mit Fischhaut bedekten, die so zubereitet war, daß das Licht hindurch zu scheinen vermochte. Ihre Kleider waren meistentheils aus grobem Tuche gemacht, nicht aber aus Fellen, außer daß die Mannsleute theils rothe, theils schwarze Kleider von Fellen trugen.

trugen. Die übrigen Kleider waren alle vom Tuche, welches von Farbe entweder blau, roth, grau oder aschfarbigt war, und ihnen für guten Kauf und einen geringen Preis aus Dännemark zugeführet ward. Um ihre Kinder auszuhärten und zur Kälte zu gewöhnen, bedienten sie sich einer sonderbaren Methode, indem sie dieselben bald nach ihrer Geburt, und wenn sie nur vier Tage alt waren, ganz nakkend auf die bloße Erde legten, und zwar gerade unter das Loch im Dache, welches sie öfneten, damit der Schnee hindurch fallen konnte. Dadurch und durch andere solche Mittel wurden sie starker Natur, und konnten hernach, wenn sie aus den Kinderjahren kamen, die Kälte, sie mochte so strenge seyn, als sie wollte, ertragen.

Die Kälte war auch des Winters in dieser Gegend so scharf, daß die armen Italiäner, die mit Kleidern nur schlecht versehen waren, große Mühe hatten, sich dagegen zu schützen, weil sie eine so grausame Kälte niemals gewohnt gewesen waren. Und sie fiel ihnen am beschwerlichsten, wenn sie an Festtagen oder Sonntags in die Kirche gehen sollten, wohin sie eine gute halbe italiänische Meile zu gehen hatten: doch stunden sie alles dieses durch den Beystand Gottes gut und glüklich aus. Ebenfalls mußte man sich darüber verwundern, daß, ob sie schon zween ganze Monate lang, weil sie nicht satt werden konnten, eine unbeschreibliche Menge Speisen, nach dasiger Landesart, an Fleisch, Butter, Stokfisch und überaus großen Helleflynder oder Queiten verzehrten, doch keiner von ihnen starb, welches sie nicht würden ausgehalten haben, wenn die Speisen, die sie genossen, nicht so gelind und leicht zu verdauen gewesen wären. Wenn auch ihr Magen davon zu sehr überladen und krank ward: so war das einzige Arzeneymittel dagegen frische Kuhmilch, welche

welche sie so frisch und warm tranken, wie sie gemolken ward: denn jeder Hausvater hielt zu Unterhaltung seiner Familie fünf bis sechs Kühe. Uebrigens bestund der ganze Reichthum der Einwohner statt des Geldes in Fischen, womit auch Handel und Wandel bestritten ward. Es wurden des Jahres eine unzählige Menge Fische gefangen, theils Helleflynder, die fast den Fischen ähnlich sind, die die Venetianer Passare nennen, und zum Theil überaus groß waren, indem einige darunter zween Centner am Gewicht hielten, länger als sechs Fuß, breiter auf dem Rükken als zween Fuß und dikker als zween und ein drittheil Fuß waren. Sie wurden in Stükken gehauen, und eingesalzen, da sie denn eine gute Speise sind. Eine unglaubliche Menge von solchen Fischen schifften sie hernach im Maymonat in ein großes Schiff von 50 Tonnen ein, und brachten sie über 1000 italiänische oder 250 deutsche Meilen nach der Stadt Bergen in Norwegen, welche eine große Stapelstadt war, indem dahin aus vielen Gegenden Schiffe von 300 bis 350 Tonnen kamen, die mit allerhand Sachen beladen waren, und zwar aus Deutschland, England, Schottland und Preussen alles mitbrachten, was zur Kleidung und Unterhaltung des Leibes nöthig war. Diese Waaren, als insonderheit Leder, Tuch, Eisen und verschiedene andere kostbare Sachen, tauschten die Nordländer für ihre Fische ein, wozu sie ganz und gar kein Geld nöthig hatten. Wenn sie nun eingetauschet hatten, was sie wollten; so zogen sie damit wieder nach Hause, und unterweges nahmen sie an einem gewissen Orte eine Ladung Holz mit, um sich zum Brennen und andern Nothwendigkeiten das ganze Jahr über damit zu behelfen. Außer dem, daß die Einwohner dieses Orts besonders gottesfürchtige und andächtige Christen waren, die so liebreich miteinander lebten, daß keine Dieberey und kein Eigennutz bey ihnen statt fand;

so waren sie auch, insonderheit die Alten, dem Willen Gottes so ergeben, daß sie, wenn Vater oder Mutter, Ehemann oder Eheweib, Kinder oder andere Verwandte mit Tode abgingen, sich so gleich, so bald der Kranke tod war, ohne Murren oder Klagen in ihre Hauptkirche begaben, wo sie dem Höchsten dankten, daß er den Verstorbenen so viele Jahre bey ihnen leben lassen, und nun zu sich gerufen hätte, Theil an jener himmlischen Gnade zu nehmen. Mit dem unfehlbaren Willen Gottes wohl zufrieden, lobten und priesen sie den Höchsten und bezeigten weder in Worten noch in Geberden die geringste Sorge und Traurigkeit, gleichsam als ob der Verstorbene, um zu schlafen, sich niedergeleget hätte. Wenn insonderheit ein Ehemann starb, so ließ die Wittwe an dem Tage, da er begraben ward, allen Nachbarn ein großes Gastmahl anrichten, die sich denn in ihren besten Kleidern dabey einfanden: welches die Wittwe selbst auch that, die zugleich beständig unter dem Gastmahle die Gäste aufmunterte, sie sollten sich recht gütlich thun, und sich zur Erinnerung des verstorbenen Mannes und auf seine ewige Ruhe und Seligkeit recht froh seyn laßen.

Ringsum bei dieser Insel Röst hielt sich eine unzählige Menge Seevögel auf, die die Einwohner in ihrer Sprache Muxi nannten, die Venetianer aber Cocali marini, und die sich gerne in solchen Gegenden einfunden, wo Menschen sind, und zwar sowohl in der See als auf dem Lande. Hier waren sie so zahm wie Haustauben. Als der Frühling heran rükte, fanden sich auch wilde Gänse in großer Menge ein, die ihre Nester hin und wieder an den Klippen baueten, vornehmlich aber dichte an den Wänden der Häuser, wo sie so zahm waren, daß auch, wenn die Weiber hin zu den Nestern gingen, um Eyer zu holen, die Gans das Nest verließ, damit sie desto gemächlicher

licher so viel Eyer wegnehmen konnten, als sie wollten. Die Gans setzte sich darauf wieder auf ihr Nest, ohne im geringsten dadurch beunruhigt zu werden.

Nachdem sich oftbemeldte Fremden auf der Insel Röst bis in den Maymonat aufgehalten hatten; so fingen die Einwohner an, sich zur bevorstehenden gewöhnlichen Reise nach Bergen anzuschikken, wohin sie die Fremden mit zu nehmen, gedachten. Einige Tage zuvor aber, ehe die Reise vor sich gehen sollte, hatte eine vornehme Frau, deren Mann der Obriste und Herr über alle diese Inseln war, erfahren, es wären auf der Insel Röst Fremde angekommen. Dießfalls sandte sie ihren Kapellan mit einem Boote von 12 Rudern oder Riemen an P. Quirinus, als den vornehmsten, und ließ ihm 60 trokkene Stokfische, drey große flache Rokkenbrodte und einen Kuchen verehren, mit dem Gruß: sie hätte vernommen, wie ihm und seine Kameraden, als Fremden nicht so wäre begegnet worden, wie es hätte seyn sollen: er möchte also nur frey heraus sagen, worinn ihm etwas zu nahe geschehen wäre, da ihm alsdann alles wieder erstattet werden sollte. Es hatte auch bemeldeter Kapellan Befehl an die Einwohner, daß sie den Fremden alle Dienste und Höflichkeit erzeigen, und sie mit nach Bergen nehmen sollten. Für diesen Beweis ihrer Güte bedankte sich Quirinus und seine Gefährten aufs ehrerbietigste, und konnten nicht anders, als die Unschuld ihrer Wirthe zu bezeugen, wie auch ihre Frömmigkeit und Höflichkeit gegen sie zu rühmen und zu preisen. Und weil Quirinus eben ein Paternoster von Ambra hatte, das er ehemals zu St. Jacob in Gallicien bekommen hatte; so sandte er solches bemeldeter Frau zur Verehrung, damit sie Gott für sie um eine glükliche Zurükkunft in ihr Vaterland bitten sollte. Da nun das Schiff fertig war,

 und

und es so weit kam, daß die Fremden, was sie verzehrt hatten, bezahlen sollten; so kamen auf einem jeden von ihnen zwo Kronen monatlich, oder für drey und einen halben Monat sieben Kronen, und weil ihr Geld nicht völlig zureichte, so verehrten sie ihren Wirthen, zum Zeichen ihrer Dankbarkeit, einige kleine und geringe Sachen, die ihnen noch übrig geblieben waren, nämlich sechs silberne Schaalen oder Becher, sechs Gabeln und Löffel, welche doch nicht so viel werth waren, als sie zu geben schuldig waren. Hierauf empfingen sie von allen Einwohnern einige Fische zum Geschenke, und nahmen freundlichen Abschied von ihnen, welches nicht ohne Trähnen auf beyden Seiten abgieng, so daß auch alle Weiber und Kinder mit den Fremden zugleich weineten, welche am 14 May an Bord eines Schiffes giengen, das 20 Tonnen führte, mit Stokfisch befrachtet, und von dem Wirthe des Quirinus und seinen 3 Söhnen geführet wurde. Da sie nun Röst weit im Maymonat hinein, verließen, so war der Tag bereits so lang, daß sie die Sonne 48 Stunden hinter einander am Himmel sehen konnten.

Nachdem sie 200 italiänische Meilen von Rustene gesegelt hatten, fanden sie einige Trümmern und einiges Schiffzeug von ihrem kleinen Schiffe, woraus sie schlossen, daß einige aus ihrer Gesellschaft, die auf diesem Schiffe gewesen, und schon in der ersten Nacht von ihnen getrennet worden waren, untergegangen und ertrunken seyn müsten. Sonst gieng die Reise gut von statten, mehrentheils durch sichere Fahrwasser, wo man sich meistens der Ruder bediente, und stets gen Süden, zwischen Klippen und Bergen, fortlief, auch auf allen Erdzungen und Vorgebirgen gewisse Zeichen fand, welche anzeigten, wo die rechte und sichere Fahrt und die See am tiefsten war. Zwischen diesen Bergen hörten sie ein starkes Geschrey und grossen

sen Lermen von vielerley Arten von Seevögeln, die daselbst ihre Nester hatten. Wenn selbige stille wurden, so merkten sie, daß es Zeit zum schlafen sey, und giengen also zu Bette, ob es gleich schon stets Tag blieb.

Unterweges trafen sie auch viele bewohnte Inseln und Klippen an, und überall wohin sie kamen, erzeigten ihnen die Einwohner alles Gutes, und gaben ihnen Milch, Fische und andere Speisen, ohne die geringste Bezahlung. Es trug sich auch zu, daß sie unterweges den Erzbischof von Drontheim antrafen, welcher in geistlichen Sachen über alle diese Inseln und Klippen, ja über alle Kirchen in ganz Norwegen, Island und Grönland zu befehlen hatte. Er war nur mit zwey seiner Schiffen angekommen, die mit Riemen fortgerudert wurden, und worauf sich sein über 200 Personen starkes Gefolge befand. Sie machten ihm die Aufwartung, und da er vernahm, in welcher Noth sie gewesen, wie schlecht ihre Umstände, und von welcher Nation sie waren; so bezeigte er ihnen sein Mitleiden und bot ihnen seine Hülfe und Dienste an. Er versah sie auch mit einem Empfehlungsschreiben an seine erzbischöfliche Stadt Nidrosia oder Drontheim, wo der Körper St. Olaus, ehemaligen Königs in Norwegen, gezeigt ward. Und dieser Brief kam ihnen hernach sehr zustatten, weil sie in dieser Stadt sehr gut aufgenommen und bewirthet wurden.

Nachdem sie lange und viel mit dem Erzbischof geredet hatten, insonderheit von ihrem Schiffbruche, nahmen sie Abschied von ihm, und setzten ihre Reise fort: allein, da ihr Schiffspatron nach Drontheim kam, und daselbst vernahm, daß ein großer Krieg zwischen seinem Herrn, dem Könige von Norwegen und den Deutschen entstanden war; setzte er sich

vor, nicht weiter zu reisen. Er ließ sie also an einer kleinen Insel bey Drontheim, die bewohnt war, ans Land setzen, und reisete wieder zurük, nachdem er die Einwohner dieser Insel gebeten hatte, sich dieser Fremden anzunehmen. Des Tages darnach kamen sie nach Drontheim, wo die Einwohner, nachdem sie erfahren hatten, daß sie Venetianer waren, ihnen viel Gutes erzeigten, und ihnen mit Rath und That zur Hand giengen, und zwar um ihres Königes St. Olaus Willen, weil sie wusten, daß ihm zu Venedig auf seiner Hin- und Herreise in das heilige Land alle Ehre und Liebe wiederfahren war. An diesem Tage führte man sie in die Kirche des heiligen St. Olaus, ein herrliches und prächtiges Gebäude, wo der Stadthalter mit allen Einwohnern der Stadt dem Gottesdienste beywohnten. Nachdem dieser geendigt war, ließen sie dem Stadthalter melden, wer sie wären, woher, und wie sie hieher gekommen wären. Hierauf fragte der Stadthalter P. Quirinus, ob er Latein verstände? und da er ja darauf antwortete, so bat er sie alle zur Mahlzeit, wozu er sie selbst abhohlen zu lassen versprach. Sie giengen darauf wieder in die Kirche, sie waren aber nicht lange darin gewesen, als ein Kanonikus zu ihnen kam, und sie mit sich in das Haus des Stadthalters nahm, wo sich viele andere Gäste befanden, und sie sehr freundlich und höflich aufgenommen, wie auch mit vielen Gerichten, nach der Landesart, bewirthet wurden. Nach der Mahlzeit wurden ihnen gute Quartiere angewiesen, und der Stadthalter und die Dohmherren versahen sie reichlich mit allem, was sie nöthig hatten. Inzwischen war Quirinus stets darauf bedacht, wie sie wieder zurük nach Hause kommen möchten. Diesfalls begehrte er des folgenden Tages Rath und Hülfe, um nach Deutschland oder England zu kommen. Nach einer langen Unterredung und Berathschlagung ward endlich

endlich beschlossen: es wäre das beste für sie, wenn sie, bey gegenwärtiger Kriegeszeit, und damit sie nicht nöthig hätten, über so viele Meere zu fahren, nicht gerade nach Dännemark giengen, sondern zuerst nach Schweden, wo ein Landsmann von ihnen, Namens Johann Franco, den der König von Dännemark zum Ritter geschlagen hatte, und der auf einem Schlosse des Reichs, Stichimburg genannt, wohnte. Hieher hatten sie noch eine Reise von 53 Tagen zu thun. Nachdem sie sich in Drontheim 10 Tage aufgehalten hatten, so reiseten sie am 9ten Junius weiter; da denn Quirinus dem Stadthalter den Fisch verehrte, den man ihn auf Röst mitgegeben hatte, nebst einen silbernen Gürtel und einem Petschier: und der Stadthalter schenkte ihm dagegen Stiefeln und Sporen, eine kleine Axt worauf sein Wapen und das Bild des heil. Olaus war, einen Hut, ein paar Satteltaschen von Leder, einige Brodte und etwas Hering und vier Rheinische Gulden. Ueberdieß hatte Quirinus auch vom Erzbischof ein Pferd zum Geschenk bekommen. Hiermit reiseten sie, 12 Personen stark, außer dem Wegweiser, den ihnen der Stadthalter nebst 2 Pferden zukommen ließ. Die Reise gieng 53 Tage hintereinander stets gen Osten fort. Sie hatten inzwischen beständig Tag, und kamen in Herbergen, die zuweilen so schlecht waren, daß darin kein Brod zu bekommen war. In einigen Gegenden mahlte man aus Baumrinde, welche wie Kürbisse durchschnitten war, Mehl, vermischte es mit Milch und Butter, und buk daraus kleine Kuchen, die sie anstatt des Brodes gebrauchten, und die sie den Fremden vorsetzten, um sie zugleich mit Milch, Butter und Käse zu speisen. Man gab ihnen dabey Ostvand (vermuthlich Molken) oder saure zusammengelaufene Milch zu trinken. Doch trafen sie zuweilen bessere Herbergen an, wo sie Bier, Fleisch und andere Dinge, die sie nöthig

 hatten,

hatten, bekamen. Ueberall wurden sie freundlich aufgenommen, und nichts ihrentwegen gespart.

Auf dieser Reise durch das Königreich Norwegen, kamen sie oft in Herbergen, wo die Leute im Schlafe lagen, ob es schon heller Tag war: da denn ihre Wegweiser, die des Landes Art und Weise kannten, nichts destoweniger die Thüren öfneten, in den Häusern Essen auf dem Tisch fanden, der mit Bänken und Polstern von Fellen, die mit schönen Dauen und Federn ausgestopft waren, und die man anstatt der Matratzen gebraucht, umgeben war. Sie aßen von allem was sie vor sich fanden, ganz frey, und legten sich darauf, um auszuschlafen, nieder. Es begab sich dabey oft, daß indem sie solchergestalt schlafend lagen, der Hauswirth hineintrat, der sie denn mit Verwundrung ansahe; und wenn er vom Wegweiser erfuhr, woher sie kamen, ihnen Mitleiden bezeigte, und ohne Entgeld zu essen gab. Daher verzehreten diese 12 Personen und drey Pferde auf der ganzen Reise, die 53 Tage daurete, nicht mehr als die vier rheinischen Gulden, die man dem Quirinus in Drontheim geschenkt hatte.

Unterweges fanden sie ganz dürre, wüste und erschrekliche Berge und Thäler, wo sie auch eine große Menge gewisser Thiere, die den Rehbökken ähnlich waren, so wie auch schneeweiße Vögel, von der Größe der Haselhühner, Akkerhühner oder Feldhühner und Fasanen, so groß wie Gänse fanden; die andern Vögel, als Falken, Habichte und mehrere, waren alle weiß, woran wohl die erschrekliche Kälte der Gegend Ursache seyn mochte. So wie sie auch in der Kirche St. Olaus eine Bärenhaut gesehen hatten, die schneeweiß und 15 Fuß lang war. Uebrigens waren sie auf dieser Reise ziemlich lustig, und hatten ihr ausgestandenes Unglük beynahe vergessen.

Vier

Vier Tage vorher, ehe sie Stichimburg erreichten, kamen sie nach Vadsteen, den Geburtsort der heiligen Brigitte, die einen Orden und dazu gehörige Observanz Kapellane gestiftet hatte. Daselbst hatten die Könige und Fürsten des nordischen Landes ihr zu Ehren eine sehr kostbare und überaus herrliche Kirche, die überall mit Kupfer bedekt war, bauen lassen, und in welcher Quirinus 62 Altäre zählte. Bey selbiger Kirche war ein Kloster für eine Menge andächtiger Nonnen von dem Orden der heiligen Brigitte und ihre Kapelläne, wo unsere Reisende als arme Fremde, wohl bewirthet wurden: denn das Kloster hatte große Einkünfte. Nach zween Tagen reiseten sie weiter, und nach vier Tagen kamen sie zu ihrem Landsmanne, dem Ritter Herrn Johann Franco, den sie zu ihrer Freude und zu ihrem Troste zu Hause fanden. Er gab sich alle mögliche Mühe sie zu trösten und ihnen zu helfen, nachdem sie ihm ihr Unglük und ihren Schiffbruch ausführlich erzählet hatten: denn er war beydes von Natur und aus Gewohnheit ein höflicher und mildthätiger Mann. Vom 18ten Julius an waren sie 15 Tage in seinem Hause, wo es ihnen wohl ging: und weil es eben um diese Zeit war, da in bemeldeter Kirche der heil. Brigitte zu Vadsteen jährlicher Ablaß ausgetheilt zu werden pflegte; so nahm er sie mit sich dahin, nicht allein, damit sie des Ablasses theilhaftig werden und die Menge von Leuten sehen möchten, die sich daselbst versammlete, sondern auch um sich zu erkundigen, ob etwa ein Schiff daselbst vorhanden wäre, das nach Deutschland oder England segeln wollte, damit sie mit selbigem abreisen könnten. Am ersten August reiseten sie im Gefolge des Ritters dahin, der seinen einzigen Sohn Matthäus und mehr als 100 Pferde in seinem Gefolge hatte. Sie waren fünf Tage unterweges, alle Abende aber kamen sie in gute Herbergen, und zwar an solche Orte, die unter dem

dem Befehle des Ritters stunden, in welchen sie wohl aufgenommen wurden. Des Abends vor dem Feste kamen sie zu Vadsteen an, und fanden daselbst eine unzählbahre Menge Menschen, die sich aus vielen Gegenden allda versammlet hatten, indem viele vom Adel, auch andre aus Dännemark, über 600 italiänische Meilen weit sich daselbst eingefunden hatten, viele aus Deutschland, Holland, Schottland und aus andern Gegenden, die weit übers Meer dahin gekommen waren, und viele aus Norwegen und Schweden, welche die Reise zu Lande dahin gethan hatten. Daselbst erfuhren sie, daß acht Tagreisen von Vadsteen in einen Seehafen Lodesen genannt, zwey Schiffe lägen, von welchen das eine nach Rostok in Deutschland, und das andre nach England abgehen sollte: worüber sie überaus vergnügt waren. Nachdem sie nun Ablaß bekommen hatten, nahmen sie den dritten Tag darauf Abschied von J. Franco, der sie bereits mit Kleidern zur Genüge versehen, und ihnen das nöthige Reisegeld gegeben hatte, so wie er sie auch jetzt durch seinen Sohn bis Lodese begleiten ließ, und sie sowohl zu dieser als der vorigen Reise mit den dazu gehörigen Pferden versehen hatte.

Nachricht.

Nachricht.

Die besten Schriftsteller der Engelländer, Italiäner, Franzosen und anderer Nationen, wie auch jene der Griechen und Römer sind bisher zum Theil noch gar nicht übersetzt worden, theils erhielten wir sie nur in unvollständigen, oder fehlerhaften oder ganz schlechten Uebersetzungen.

Herr Professor Klein in Mannheim hat seit vier Jahren ein Institut errichtet, wodurch alle Werke der berühmtesten ausländischen schönen Geister in guten Uebersetzungen nach und nach in die Hände des Publikums, um einen ganz geringen Preis, geliefert werden.

Die schon vorhandenen fehlerhaften Uebersetzungen werden verbessert, die guten benutzt und ergänzet, und für Schriftsteller, die noch gar nicht in deutscher Sprache erschienen sind, werden Uebersetzungen veranstaltet.

Um das Publikum zu überzeugen, was es künftig zu erwarten habe, so zeigen wir demselben an, daß vorzüglich diejenigen Werke für unsere Sammlung bestimmt sind, welche die von der hiesigen Kuhrfürstlichen deutschen Gesellschaft ausgesetzten Preise erhalten werden.

Jährlich erscheinen ungefähr 15 Bände in 8. auf schönem weißem Drukpapier. Der Band, der ungefähr aus 20 Bogen besteht, wird auf Pränumeration für 24 kr. gegeben.

Diese Pränumerationszeit auf einen Band dauert jedesmal bis zur Erscheinung desselben. Man ist nicht verbunden, die ganze Sammlung zu nehmen, jedoch muß man denjenigen Schriftsteller ganz nehmen, von dem man einen Band empfangen hat. Diejenigen, die vor der Erscheinung eines

Bandes

Bandes nicht darauf subscribirt haben, müssen für denselben den höhern Ladenpreis bezahlen. Man ersuchet alle Freunde der Litteratur aller Orten, ein so gemeinnütziges Institut zu unterstützen, und Liebhaber zu sammeln. Wer 10 Stükke nimmt, erhält das 10te frey, oder hat 10 Procent. Wer 50 Stükke absezt, hat 15, und wer 100 Stükke anbringt, hat 20 Procent.

Es wird jederzeit auf einen Band vorbezahlt. Briefe werden nicht anders, als frankirt, oder am besten, zugleich mit dem Geld durch den Postwagen eingeschikt. Für jeden Band werden von den Herren Subscribenten dem Hrn. Kollekteur 4 kr. Porto bezahlt, wovon derselbe einen kr. für gehabte Nebenkosten abzieht, und für die 3 übrigen senden wir die Exemplarien franco an jeden Ort, wohin der Reichspostwagen gehet. An allen anderen Orten bestimmen die Hrn. Kollecteurs, je nachdem ein Ort nah, oder weit entfernt ist, das Portogeld selbst, das ihnen von den Hrn. Subscribenten vergütet wird.

Man bittet die Hrn. Kollecteurs aller Orten, durch die Zeitung oder das Wochenblatt in ihrer Gegend bekannt zu machen, daß sie das so gemeinnützige Institut unterstützen, und die verdienstvolle Mühe, Subscribenten zu sammeln, auf sich genommen haben.

Zu bemerken ist, daß nichts von unsern Büchern in Kommission gegeben wird, welches sich mit der Einrichtung unseres Instituts schlechterdings nicht verträgt.

Briefe und Gelder werden unter folgender Addresse eingeschikt:

An den Kuhrfürstlichen geheimen Secretär, der Philosophie und schönen Wissenschaften Professor, Herrn Klein in Mannheim.

Die

Die in unsrer Sammlung bereits herausgekommenen Bände sind am Ende angezeiget. Unter der Presse sind: 1. Miltons sämmtliche Werke, eine ganz neue Uebersetzung, die sich durch wichtige Vorzüge von den vorherigen unterscheidet. 2. Neue Schaubühne der Ausländer, 2tr Th. Tasso's befreytes Jerusalem, eine sehr vortrefliche Uebersetzung von einem berühmten Schriftsteller Deutschlands, mit dem italiänischen Original. Diese Uebersetzung hat den Preis erhalten. Sie wird in 4 Bänden abgedrukt, der Band zu 1 fl. Auch wird nächstens der Anfang mit den Uebersetzungen der Werke der Römer und Griechen gemacht. Wegen der Herausgabe der alten römischen Schriftsteller in der Ursprache, sind besondere Nachrichten gedrukt.

Mannheim, den ersten Merz 1781.

Wirklich sind von unserer Sammlung zu haben:

Shakespears sämmtliche Werke, neue durchaus verbesserte Auflage in 20 Bänden mit dem Leben des Autors.	16 fl.
Popens poetische Werke in 8 Bänden.	6 fl. 24 kr.
Dessen Briefe 1, 2, 3, u, 4tr. Theil zu	3 fl. 12 kr.
Yoriks empfindsame Reise, 4 Theile	1 fl. 36 kr.
Youngs Werke, 3 Bände.	2 fl. 24 kr.
Miltons wiedererobertes Paradies, nebst seiner Lebensbeschreibung, einigen dramatischen und verschiedenen kleineren Gedichten.	48 kr.
Neue Schaubühne der Ausländer, 1ter Band.	48 kr.
Popens Bildniß.	18 kr.
Shakespears Bildniß.	18 kr.
Yoriks oder Sternens Bildniß.	18 kr.
Youngs Bildniß.	18 kr.
Miltons Bildniß.	18 kr.

Außer

Ausser dieser Sammlung haben wir auch verlegt, und ist bey uns zu haben:

Die Römer in Deutschland, ein dramatisches Heldengedicht von Hrn. Prof. Babo. 18 kr.

Günther von Schwarzburg, ein heroisches Singspiel mit dem Bildniß des Kaisers Günther, broschirt. 30 kr.

Vom Edlen und Niedrigen im Ausdrukke: eine Vorlesung, gehalten bey der Kuhrpfälzischen deutschen Gesellschaft in Mannheim, von dem Kuhrfürstl. geheimen Sekretär und Professor der schönen Wissenschaften, Herrn Klein, in 4to. 12 kr.

Gabriel Ekkert, der Kuhrfürstlichen Edelknaben Professor, an das gelehrte Publikum, wegen der Mannheimer Herausgabe der Werke Shakespears. 24 kr.

Unter der Presse ist würklich:

Mannheimer deutsche Schaubühne, 1ter. B.

Sitten und Gebräuche der alten Völker, 1ter. Band. 1 fl.

* * *

Der Herausgeber dieses Wochenblatts nimmt hierauf Pränumeration an.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

23ste Woche.

Bemerkungen auf einer Reise durch Schwaben und Bayern, von Hrn. Prof. Sander.

Beschluß.

Das Haus, worinn sich die Akademie der Wissenschaften versammlet, ist schön, und ward zuerst einer Maitresse zu Ehren erbaut. Das Naturalienkabinet ist reich, aber es könnte in eine bessere Ordnung gebracht seyn. Manche Stükke liegen dem Staub und dem Verderben ausgesetzt. Schlangen, Monstra, Foetus, Raupen sind in Weingeist aufbehalten. Ein terrificirter Elefantenzahn: aus Konchylien hat der spielerische Geist des ehemaligen Besitzers Blumenbüschel zusammengesetzt: an einigen Eyern sind ebenfalls solche Künsteleyen angebracht. Schwämme von Hrn. D. Schäfer zu Regensburg in Wachs abgedrukt. Viele, aber weder mit Gyps, noch mit Baumwolle ausgefüllte Fische. Ein Aster, Cap. Med. leider! in eine enge Schachtel zusammengepreßt. Bayerische Marmor, viele Holzarten, manche aus Tyrol, Italien ꝛc. Ein Bergcrystall 250 Pfund schwer, aus Unterwalden. Einige Hörner, auch vom Steinbok: die schönste Zinn-Graupe, die ich je gesehen habe. Physikalische und mathematische Instrumente, auch Modelle zu Künsten und Handwerkern. Auch ein Münz-Kabinet, die Päbstlichen waren Abdrükke in Zinn, und schon vom P. Benedikt XIV. sind keine mehr da — An Hülfs-Mitteln fehlt es in München nicht, aber

die Anwendung, der Nutzen, der dadurch gestiftet wird, ist zur Zeit noch klein. Es ist bey Hof eine Bibliothek, aber sie wird nicht zum allgemeinen Gebrauch geöfnet.

Den andern Tag fuhr ich nach Nymphenburg. Der Weg dahin ist eine halbe Meile, durch eine Allee von Fruchtbäumen, mit schiffbaren Canälen von der Ammer zu beyden Seiten. Das Schloß ist, wie alle in Bayern, groß, weitläuftig, und hat eine herrliche Treppe, die noch der letztverstorbene Churfürst gebaut hat. Inwendig sieht man Familiengemählde von Hornmanns; herrliche Statuen von Elfenbein und Holz, die ein Bauer verfertigt hat; Proben vom Nymphenburger Porcellan, das aus Passauer Erde gemacht wird; sehr reiche Betten; ein Gemählde von K. Joseph I., der leider! früh sterben mußte; sehr kühne Figuren von Wink; hundertjährige Platfonds, deren Kolorit sich sehr wohl erhalten hat; in einem Chinesischen Zimmer eine vortrefliche Aussicht in den Lustgarten; im Speisesaal Mosaiken von einem Zimmermann, der Mahler und Stuccadorer zugleich war, und dis ist ein Zimmer, woran man drey Jahre gearbeitet hat, weil aber die Farben mit Zukkerwasser angemacht waren, so konnte man vor den vielen Fliegen und Schnaken da gar nicht mehr speisen, bis man sie mit Leimruthen fieng. Ein kostbares Frauenzimmer von Vandyk; ein Kabinetchen von lauter grünlakkirten Kupferstichen; in einer andern Gallerie Gemählde von allen Städten und Schlössern des Landes; ein Tisch, der in Florenz aus Agat, Lasurstein, Karneol, und Jaspis zusammengesetzt, und mit 60000 Gulden bezahlet wurde; in eben dem Zimmer, wo dieser Tisch steht, sind Teniers schönste Stükke, z. B. gar kostbar ist die Unterredung Christi mit dem Pharisäer wegen des Schwersten im Gesetz. Der Ketzermacher

cher blättert mit einer redenden Begierde, und mit sichtbarer Geschäftigkeit in der Thora, um eine Antwort zu finden, auf Christi Instanz. Man sieht ihm den Eifer, den heiligen Ernst, den orthodoxen Unwillen über die Neuerungen an. Ein Stük, woran Teniers und Rubens gearbeitet haben. Auch das Gesicht von Teniers Frau. Caminsteine, die in Paris gar prächtig gearbeitet sind. In einem Gang zehen Gemählde von Maitressen. Darneben eine Landschaft von Lucas von Uden, die unvergleichlich gemahlt ist.

Der Garten allein erfordert etliche Stunden. Durch eine von Marmor aufgesetzte Kascade ist er geschlossen. Im Schwezinger ist mehr Gout, mehr Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Die ewigen geradgeschnittenen Alleen, die so unnatürlich, so steif und kalt da stehn! Am Wasser stehn viele Säulen und Figuren, die alle von Bley und mit Ducatengold verguldet sind; unter den Statuen, die in den Spaziergängen stehen, sind einige alt und aus Rom, andere von Holz: sie werden alle von Marmor aufgestellt werden. Im Garten selber sind wieder vier kleine Schlösser; 1) Eine Eremitage, darinn ist eine Grotte, ein simpler Altar, eine kleine Bibliothek; ein alter Invalid hat die Aufsicht darüber. Das Beste hier ist eine herrliche Magdalena von Buonarotti. 2) Pagodenburg, wo alle Wände innen mit blau- und weissen Porcellanenen Fliesen besetzt sind. Das Schlößchen hat zwey Stokwerke, ein Eßzimmer, Kabineter, und eine Aussicht auf 45 Fontainen. 3) Badenburg, wo alles von Marmor ist, und im Eßzimmer sieht man antike Kaiserskköpfe. Die Badwanne ist mit Bley ausgelegt, sie füllt sich über Nacht selber mit warmen, mit kalten, mit Seifenwasser, mit Milch, und sie hat auch wieder ihren Abfluß. Sie ist so groß, daß die

Prinzen hier schwimmen lernen konnten. 4) Amalienburg, das noch K. Karl VII. gebaut hat. Ein Speisesaal, Jagdstükke von Hornmanns, und zwey vortreflich abgemahlte Kaninchen. — Und hier eine kleine Anekdote: Als Amalienburg einmal erleuchtet war, wollte ein altes Weib den Glanz des Fests auch in der Nähe sehen. Die Wache stieß sie zurük, das Weib aber sagte ganz natürlich, und laut: ich hab geglaubt, für unser Geld dürften wir auch etwas sehen!

Hr. Prof. Rittershausen aus dem Theatiner Kloster, der mir in diesen Tagen sehr viele Freundschaft erwies, begleitete mich nach Tisch auch nach Schleißheim, das ebenfalls groß, weit, noch nicht ausgebaut, und in einer ungesunden Gegend angefangen ist. Der Garten dabey ist viel kleiner, als der Nymphenburger, und hat auch noch ein kleines Schlößchen, das Lustheim heißt: aber im Schloß selber sind anderthalbtausend Gemählde, unter welchen keins schlecht ist. In einem Saal die vorigen Kurfürsten zu Pferd. Thierstükke, z. B. ein Wolf mit einer Ziege; ein Schaaf, wo man glaubt, daß man den Pelz, die Wolle greifen könne. Sandrarts zwölf Monatsstükke. Eben desselben Jäger mit Haasen auf dem Rükken. Als dies Stük ankam, sprang ein Hund an dem Haasen hinauf. — So natürlich ist alles. Ein Herkules von Spagnoletto. Ein Mosaiken = Kabinet. Gemählde von einem noch lebenden Dörner. Die Drehbank des verstorbenen Kurfürsten. Ein Stük von Quittomessis, der in Antwerpen zuerst Schuhknecht war. Christi Ausführung von Alb. Dürer, unvergleichlich kolorirt. Das Original zu Sadelers Kupferstich, den ich in Paris im Cabinet des Estampes gesehen habe. Von Teniers ein Markt in einer niederländischen Stadt. Es sind gewiß über tausend Figuren darauf; Köpfe, Vieh, Buden,

den, Thiere, Wägen, Karren, Chaisen ꝛc. und alles so leuchtend, so deutlich, so sichtlich, so kennbar! Von Tintoret eine Maria, wie sie unter dem Kreuz Christi schreit: da ist das Wühlen und Toben des Schmerzens im Mutterherzen unnachahmlich ausgedrükt. Von Alb. Dürer zween Apostel, mit einem Buch in der Hand, und einem Faltenwurf im großen Stil: und doch in der Nähe so glatt gemahlt, als wenn die Stükke geschliffen wären! Unter vielen Familiengemählden hängen zwey Bataillenstükke, die mit unendlicher Mühsamkeit gemacht sind. Auch ein Curtius se devovens seit 1540. Bären von Dominicus Nollet. Tod und Gericht von Frank, wo alle Künste und Wissenschaften gestürzt da liegen. Ein Bergstük von Schönfeldt. Französische Könige von Rigaud. Vieles von Holbein, Ottoweinus ꝛc. Eine sterbende Maria von Sandrart; die klagenden Weiber jammern und liegen um das Bett herum, Petrus kniet unten, und betet, die Genauigkeit des Mahlers hat sogar den Staub, der an der nakten Fußsohle des Morgenländers klebt, ausgedrükt. Löwen von Abraham Jansen mit ihrer ganzen natürlichen Großheit. Ein alter Mann von Rembrandt. Ein jüngstes Gericht von Poelemburg. Apostel von Rubens. — Dis sind nur einige von den Stükken im Untertheil des Schlosses, die mir besonders gefielen.

Ausserordentlich reich aber ist das Flamländische Kabinet, wo nur von den größten Meistern Prachtstükke aufgestellt sind. Eine Feuersbrunst von Bril, von Breugel ein Blumenstük mit ungemein glüklich gewählten Farben. Von Rubens zween Köpfe, die dem Mann ewig Ehre machen. Von Teniers ein saufender Bauer. Von Van Huysum zwo Blumenstükke, davon jedes zweytausend Gulden kostet. Von

Franz Myris eine Frau im Sammtkleide, das gar natürlich dahin gezaubert ist. Von eben diesem ein besoffener Bauer, dem man, je länger man ihn betrachtet, die Besoffenheit immer mehr ansieht. Er lehnt sich an, die Zunge ist ihm schwer, die Augen rollen ihm im Kopf herum, die Minen reden Sinnlosigkeit, und das ganze Gesicht drükt das Seelenvergnügen, die güldenen Träume, die gänzliche Vergessenheit des Besoffenen aus. Man muß lachen, wenn man das Stük ansieht. Von Gerhard Dow viele Stükke, die mit der größten Accuratesse gemacht sind, z. B. ein Korb zum Wegnehmen oder Anfassen! Von Rubens noch einmal Petrus und Paulus. Eine Lucretia von Giordano. Der Bethlehenitische Knabenmord — Rubens schönstes Stük ausser der la Descente ꝛc. Man muß über die Phantasie des grossen Manns, aber noch mehr über die Leichtigkeit, womit er alles hinwarf, erstaunen. Wie die Weiber mit den Soldaten umgehen! Wie sie sie hernehmen, ihnen in die Haare, ins Gesicht fallen, sie in den Arm beissen, sie anpakken, wie gereizte Tyger! Es fällt in die Augen, daß in der Seele des liebenswürdigen Künstlers Gedanken und Bilder sich drängten, wie Wellen auf Wellen stürzen. Diesem feurigen Stük gegen über hängt ein herrliches Frauenbild von Vandyk, das eben so ruhig, fest, und bestimmt, als jenes hinreissend, und überwallend ist.

Nach diesem folgt noch die Gallerie, und erlauben Sie mir nur noch einige Stükke auszuzeichnen. Die Geschichte der Ehebrecherin von Lucas Cranach. Da bringt ein Pharisäer, ein abscheulicher Bösewicht, mit einem greulichen, abgefeimten Gesicht, so recht wie ein Erzbonze, schon einen Hut voll Steine, und will eben auf das arme Weib werfen, und Christus steht so ruhig, so mitleidig, so menschlich darneben, und winkt nur.

nur. Eine Dido mit dem Ascanius und Aeneas von Laireß. Zwey herrliche Dominicino, nemlich Herkules, wie er spinnt, und Hercules furens. Von Vandyk seine eigne Frau, ein Karl V., und Correchios heilige Familie, die sich gleich vor allen anderen auszeichnet.

Unter so vielen schönen und reizenden Gegenständen hatte ich auch das Vergnügen, den Herrn Secretär Zaupser kennen zu lernen, der die Ode auf die Inquisition geschrieben hat. Er hat darüber manche Verfolgungen und Schmähungen ausgestanden. Die Pfaffen schrien alle dagegen, und paukten auf ihrer Kanzel, wiewohl er unter dem Schutze der Obrigkeit sicher war. Die gewöhnlichen Waffen des Aberglaubens, und der scheinheiligen Dummheit, wenn sie gezüchtigt, und in ihrer Blöße dargestellt werden!

Die Rükreise gieng über Schwabhausen, Aichach, und Holzheim nach Donauwerth. Eine der angenehmsten Strassen, die ich je gewandelt habe. Voll Abwechslung und Mannigfaltigkeit. Man sieht das folgende Dorf schon wieder, wenn man kaum das vorige verlassen hat. Winterweitzen und Winterkorn waren schon hoch über die Erde. Die Hopfenstangen wurden im Feld auf Haufen zusammengestellt. In manchen Häusern fand ich recht gesunde Grundsätze der Erziehung, die ich in Bayern nicht vermuthet hätte. Die Kinder werden sehr zum Respekt gegen die Eltern gewöhnt. Ich fand Stallknechte, so religiös, daß sie, als die Glokke um zwölf Uhr geläutet wurde, vor der Haberkiste niederknieten, und ihr Gebet verrichteten. Das Städtchen Aichach hat 200 Bürger, braut alle Jahr 800 Eymer Bier, und giebt davon als Ohm-Geld an den Kurfürsten, vermöge einer Konvention, 600 Gulden. Auf diesem Weg sah ich auch einer Bayerischen Kirmeß oder Kirchweihe zu, und ich wünschte, daß Sie die Bayerischen

Tänze gesehen hätten. Mit der größten Ehrerbietung frug ich erst um Erlaubniß, ehe ich mich auf den Tanzboden wagte, aber die Baurenkerls waren höflich, und boten mir ihre Tänzerinnen an, wenn ich Lust gehabt hätte. Allein ich glaube, das Blut wäre mir aus allen Adern hervorgedrungen, wann ich nur eine Viertelstunde so rasen sollte, wie diese. Wer am lautsten stampfen, und am Ende das Mädgen recht herzhaft aufheben, und es wieder auf den Boden stossen konnte, daß das Haus zitterte, der war Meister in der Kunst, und bekam das schönste Band auf den Hut. Doch bemerkte ich nicht die geringste Verletzung des Wohlstandes, oder der Ehrbarkeit. Bey Donauwerth kommt man auf beyden Seiten der Stadt etlichemal über die Donau, und von dort gieng der Weg nach Dillingen über die schönsten Fruchtfelder hin. Anderthalb Stunden vorher ist das Städtchen Hochstedt wo 1703 unsre Nachbarn, die Franzosen nach Verdienst geklopft worden. Sie können leicht denken, daß ich mit wahrem deutschen Patriotismus über die Gräber der Franzosen hinritt. In Dillingen selber merkte ich nichts von der Universität; die Studenten waren meist in den Ferien. Ich sah aber einer Execution zu, die mir von der Policey der Stadt einen schlechten Begriff machte. Ein Dieb, der Eicheln im Wald vor der Zeit gestohlen hatte, ward auf dem Markte mit den Füssen in den Blok gespannt: die Hände aber waren so schlecht und nachlässig eingezwängt worden, daß er sie los machen, und mit Steinen auf die umstehende Buben werfen konnte. Man erlaubte ihm dies, so wie die bösen und zornmüthigen Reden, die der Kerl ausstieß. Das Gerichtshaus war der Scene gegen über, und doch stand keine öffentliche Person dabey, die den Dieb in der Furcht erhalten hätte. Natürlich machte die Strafe unter diesen Umständen gar keinen Eindruk auf die Zuschauer,

und

und diese Akte der strafenden Gerechtigkeit verwandelte sich in eine Opera buffa oder in ein Possenspiel für den Pöbel. Was nützen denn Strafen, wenn der Richter nicht einmal so viel Klugheit hat, ihnen ein feyerliches Ansehen zu geben, und wenn dem Missethäter noch gestattet wird, in dem Augenblik da er Strafe leiden soll, seinem Muthwillen auf die allergröbste Art freyen Lauf zu lassen? Auf dieser Strasse traf ich eine eigene Spiel-Art von Schweinen an, die fast am ganzen Leib roth, fuchsroth, und sehr klein waren. Die Leute sollten die Sorte durch Eber aus anderen Gegenden verbessern. Man sagt auch, daß in Bayern fast alle Schweine die Finnen hätten. Ueberhaupt sollte sich die Policey mehr um dieses Thier bekümmern, weil es in der Haushaltung des Bauern unentbehrlich, und doch mehr als irgend ein andres ökonomisches Thier zu Krankheiten geneigt ist. Der Weg nach Giengen und von dort nach Heidenheim ist bergigt und auch waldigt, und beschwerlich. Aber dann folgt das herrliche Thal um Königsbrunn, das von der Kocher, von der Brenz, und von dem Flüßchen Aal durchwässert wird. Ich eilte nach der Reichsstadt Aalen, wo ich an Hrn. Stadtschreiber Schubart einen alten guten Freund hatte, in dessen Gesellschaft ich nicht nur ausruhen, und das süsse Vergnügen der Freundschaft genießen, sondern auch die schönen Königsbrunner Eisenwerke besehen wollte.

Ich muß dieser Reichsstadt Aalen viel Gutes nachsagen. Sie ist klein aber wohl eingerichtet. Sie hat keine Schulden, und in den Kassen ist Vorrath. Die Lebensart ist frey, munter, und im geringsten nicht Reichsstädtisch. Der Ort liegt so, daß beständig eine starke Passage nach Stuttgard, Nürnberg ꝛc. ist. Alle Donnerstag ist Vormittags Rathsession, und die Geschäfte gehen ihren ordentlichen Gang. Die Policey ist gut,

und auf alles aufmerksam. Zum Beweis dient die wahre Bemerkung, daß ich in dieser Stadt in zween Tagen nicht ein einzigesmal angebettelt worden bin, wiewohl ich gerade auch hier zur Kirchweihe kam, wo den Leuten, am Ende der mühsamen Feldgeschäfte, Musik, Tanzen, Freyschießen, Schmausereyen ꝛc. gestattet werden. Der Burgermeister ist ein sehr vernünftiger Mann, und behandelt z. B. die Waldungen, die der Stadt gehören, mit der größten Sparsamkeit. Er hat dem Ansuchen der Bürger, die Hut und Weidgerechtigkeit im Wald zu gestatten, bisher, aller Exempel der Nachbaren ungeachtet, immer widerstanden, und läßt den jungen Anflug des Holzes sorgfältig einschließen, damit bey der starken Konsumtion der Holzkohlen auf den Würtembergischen Eisenwerken doch für seine Nachkommenschaft gesorgt wird. Wenn Kirchengeschäfte vorkommen, wird eine ausserordentliche Rathsversammlung gehalten, und die Geistlichen darzu gezogen, so daß die Sache auf den Fuß der protestantischen Konsistorien behandelt wird. Ehe die Raths-Session anfängt, muß der Syndicus allemal einen eignen Morgensegen vorlesen: dann nimmt man erst diese Geschäfte vor. Ich finde diese alte Einrichtung sehr gut. Unsre Vorfahren wußten, daß Religion und Gottesfurcht der stärkste Antrieb zur Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit ist. Daher flochten sie die Religion überall mit ein. In unseren Zeiten ist man so stolz geworden, daß man sich der Verehrung Gottes an öffentlichen Orten schämet: aber die betrübten Wirkungen dieser eingebildeten Aufklärung vervielfältigen sich leider! auch alle Tage. Man denkt auch ernstlich auf die Verbesserung der Schul-Einrichtungen, und man sprach eben so eifrig von der Einführung eines neuen Gesangbuchs, wozu ich den lieben Leuten auch das neue Gesangbuch meines Vaters schikken mußte. Der Wall um die Stadt ist

dem

dem Fremden ein angenehmer Spaziergang, mit einer schönen Aussicht auf die umliegenden Gegenden. In der Stadt wird viel wollenes Tuch, oder Frieß gemacht, auch viel Baumwolle von den Handelsleuten aus Wien rc. die mit Wägen hieher kommen, gekauft, gesponnen, und als gesponnenes Garn verkauft.

Auf dem Grund und Boden der Stadt sind die ergiebigen Eisengruben, in welchen das Haus Würtemberg von alten Zeiten her, das Recht hat, Stufferz zu graben. Doch gehört die Jurisdiktion auf dem Platz noch jetzt der Reichsstadt Aalen, und man weis sie zu behaupten. Die ganze Gegend, und jeder Feldweg hierum ist roth vom Eisen. Man hat schon ganze Berge ausgehölt. Ausgemacht ist es, daß Würtemberg dem Bürger, unter dessen Aekker oder Wiese gegraben wird, etwas bezahlen muß, weil der Boden leicht hinabstürzt. Alle Jahre werden wenigstens 130,000 Centner Stufferz da ausgegraben, und Würtemberg zahlt der Stadt nichts, als vom Centner 2 Kreuzer Weg-Geld. Um diese Gruben zu besehen, gieng ich nach dem Brundel, einem kleinen Hügel vor der Stadt, oder nach dem sogenannten Burgstall, weil K. Friedrich I. der Rothbart hier seine Burg gehabt haben soll. Er steht auch auf dem Brunnen der Stadt ausgehauen. Man hat auf der Stadtschreiberey noch einen alten Sessel, der eine Reliquie von diesem Kaiser seyn soll. Als man einmal auf dem Berg grub, fand man nicht nur römische Silbermünzen, sondern auch allerley Küchen-Geräthschaften und ein großes kaiserliches Innsiegel, das durch einen Zufall verloren gegangen seyn muß. Ich gieng in einen Stollen, der mehr als 1000 Schritt lang war. Die Schachte sind 13-15 Lachter tief. Die Leute arbeiten 9 Stunden, und erhalten für die Stunde nicht mehr, als zween Kreuzer. Ihre Werkzeuge sind, wie gewöhnlich, Schlägel,

gel, Fäustel, Keile. Selten wird in der Nacht gearbeitet. Der Stollen wird mit Tannenholz unterbaut; der Gang ist etwa 5-9 Schuh mächtig, und unter diesem liegen Steine, die roth sind, die aber nicht als Erz genützt werden können. Man kann nicht überall im Stollen aufrecht stehen! Die Arbeiter haben Lampen von Rebs Oehl, und an diesen Lampen, die sie Tiegel nennen, wissen sie in der Tiefe die Zeit. Eine brennt gemeiniglich einen halben Tag. Jede Woche braucht der Mann ein Pfund Oehl, auch wohl mehr. Von ungesunden Dünsten sagten mir die Arbeiter nichts, doch können nicht alle das Arbeiten in den Gruben aushalten. Aus diesen Gruben wird das Stufferz nach Königsbrunn, oder zu den Brenzthaler Werken, die hier in Heidesheim, und in Belberg sind, auf der Achse geführt, und dort verschmolzen. Die Brenz ist dort noch nicht sehr groß, und treibt doch gleich zween Oefen, und 6 Hammer. In einem Ofen können wohl zwey hundert Centner auf einmal geschmolzen werden. Der Stein womit sie es in Fluß bringen, ist ein gemeiner Kalkstein, der dort gegraben wird. Mit Holzkohlen, die die einfältigen Leute Steinkohlen nennen, wird gefeuret. Daher kaufen viele den umliegenden Herrschaften das Holz ab, und verkohlen es im Wald. Man gießt hier Masseln, Platten, Kugeln, Oefen, viel kleines Küchengeschirr ꝛc. der Centner vom gegossenen Eisen, z. B. an Oefen kostet 20 Gulden. Die herzogliche Kammer verpachtet das ganze Werk an einen Faktor. Der Absatz ist groß, und die Waaren sind unstreitig schön: ausserhalb Deutschland gehen sehr viele Oefen nach Holland. ꝛc. Sie wissen ihnen allerley Facons zu geben, und schöne Farben aufzutragen, setzen sie wieder ins Feuer, und lassen diese verglasen. Auch hier macht man aus den Farben-Mischungen ein Geheimniß, die Materialien dazu sind die gewöhnlichen aus dem

Mine-

Mineral=Reich. Man sagt, daß sie es von Italienern gelernt haben. Der Centner Stufferz hat 75, 80, ja schon 90 Pfund Eisen gegeben, und doch sind die Proben, die ich für meine Sammlung mitgenommen, und mir im Stollen selber losschlagen ließ, nicht besonders schwer. Die aus dem Ofen herausgeschafte Schlakken werden auf die Puchwerke gebracht, und gewaschen, weil darinn noch viel Eisen stekt: aber von den letzten Schlakken wissen sie keinen Gebrauch zu machen. Die Brenz und die Pfefer treiben, wie gesagt, die Wasserwerke, welche die Hämmer treiben. Unter den Hammer kommt oft ein Brokken von 125 Pfund. Seit wenigen Jahren hat ein Mann von Kopf, H. Faktor Blezinger einen Wasserbau ganz von Eisen angegeben, und glüklich zu Stand gebracht. Nur die untersten Träger sind von Holz, aber auf Steinen aufgesetzt. Das übrige alles, Räder, Gänge, Schaufeln, ein Werk von mehr als 80 Schuh lang, ist alles von gegossenem Eisen. Wenn es nicht zusammenrostet, und dadurch in kurzer Zeit unbrauchbar wird, so ist es einzig in seiner Art, und macht Deutschland und den Schwaben Ehre. Eben dieser Mann hat auch eine Säule vom jetztregierenden Herzog in Würtemberg gegossen. Sie ist aus lauter Eisen, verguldet, stellt Se. Durchlaucht zu Fuß vor, und steht, wie man mir sagt, (denn gesehen hab ich sie nicht,) zu Hohenheim.

Von Aalen, und aus den Umarmungen meines Freundes, reiste ich fort nach Schwäbisch Gemünd: wieder eine Reichsstadt, ziemlich groß, mit vielen schönen Häusern, breiten Strassen, und mit den bekannten Silberarbeitern. Ehe man hinkommt, reist man hie und da an Waldungen vorbey. Aussen vor der Stadt werden viele neue Häuser gebaut, wodurch sie sehr verschönert wird. Da fängt auch das herrliche

Rams=

Ramsthal an, das von einem Flüßchen den Namen hat. Unbeschreiblich schön sind diese Gegenden. Zur rechten Hand steigen immer die schönsten Weinberge in die Höhe, und linker Hand sind Wiesen, Felder, und das Wasser darzwischen, das alles belebt und erfrischt. An eben dem Tage, da ich dies herrliche Land durchstreifte, war die Weinlese angegangen, und auch der Fremde kann bey der Höflichkeit und allgemeinen Munterkeit der Einwohner an diesen Freuden Theil nehmen. Ich fand da unter andern auch eine rothe Cläfner Traube, die einige weisse und doch zeitige süsse Beeren zwischen ihren übrigen rothen hatte. Vermuthlich ist bey dem ungleichen Blüthen, worüber man dieses Jahr geklagt hat, Blumenstaub von einer gemeinen weissen Traube auf einige Staubwege in dieser Cläfner Traube herübergeflogen. Der Weg führte mich durch Lorch, wo eine reiche Abtey ist, wovon der jedesmalige Kanzler in Tübingen, Abt ist. Ausser seiner Weinbesoldung, hat dieser Prälat noch vermöge alter Stiftungen 24 Eymer Würtembergischen Wein, unter dem Namen Schlaftrunk, womit er, wie man sagt, ehemals den Gesandten oder andern vornehmen Personen, die da über Nacht bleiben, die Zunge lösen, und Geheimnisse ablokken sollte. Ich dachte an das, was Pope sagt: Abteyen im Schatten der Weinstökke, wo die Aebte Nachts roth, wie ihre Weine, schimmern! Schorndorf war ehemals fest, und ist ein Landstädtchen. Eben so Waiblingen, und mancher andrer Ort an der Strasse. Canstadt liegt von weitem sehr schön, in einem Thal am Nekkar, der hier sehr breit wird durch einen Damm, den man in den Strom gebaut hat: aber man betrügt sich in der Erwartung. Die Stadt ist finster, eng: am schönsten ist es vor der Stadt, aussen am Nekkar, wo das Rauschen des Stroms in der stillen Nacht sehr angenehm ist. Im Posthause ist ein Brunnen

mit

mit einigen Röhren in der Wirthsstube, und dabey ein Fischkasten für Aale, Hechte rc. Finden Sie das nicht sehr bequem? Auch hier belebte der Herbst alles. Man hörte immer das freudige Schiessen; Raketen stiegen in die Höhe, und kleine Feuerwerke wurden am Wasser angezündet.

Als ich nach Hause kam, blühete (im Octob.) in unserm Botanischen Garten Curcuma longa L. eine Pflanze, die Linné schwerlich in der Blüthe gesehen hat. Die Blüthe kam unten aus dem Stengel, die Blumenblätter waren weiß, sehr zärtlich, eine Blüthe stekte in der andern, und sie verwelkten bald.

Da haben Sie nun, meine Beste! die kleinen Bemerkungen, die ich gesammlet habe. Wollte Gott, daß Sie einmal in dieser schönen Jahrszeit zu mir kommen, und so mit mir, durch Berg und Thal, durch Feld und Wald, durch Städte und Dörfer reisen könnten! Wie vergnügt würden wir seyn! Wie vieles würde ich in Ihrem Umgang lernen! Wie viel würden Sie in Kunst- und Naturaliensammlungen bemerken, das mir entgangen ist! Ach! daß wir so viele gute Wünsche erstikken müssen! Leben Sie indessen recht wohl, und verzeihen Sie meine Weitläuftigkeit.

Carlsruhe, den 18. Octob. 1779.

Nachricht.

Nachricht.

Die Gesellschaft der Künste zu Genf verspricht einen Preiß von 24 Schild-Louisd'or, derjenigen besten Abhandlung, welche die größere Vervollkommung einer in Genf üblichen Künste als der Uhrmacher- Jouwelier- Färber- Practischen Baukunst, Gärberey rc. zum Gegenstande hat Die Abhandlungen müssen postfrey an den Hrn. Professor von Saussure, unter der Adresse: a Monſ. de Sausſure Profeſſeur de Philoſophie, Preſident du Comité des Arts a Geneve, vor dem 1ten Novemb 1781, eingesandt werden, und können Lateinisch, Italienisch, Englisch, Deutsch oder, welches noch besser wäre, Französisch abgefaßt seyn. Es werden Entdekkungen oder ansehnliche Verbesserungen von den Verfassern der Abhandlungen verlanget.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

24ste Woche.

Etwas den Gebrauch der Steinkohlen betreffend.

Vorurtheil, Unthätigkeit und die Macht der alten Gewohnheiten, haben schon mehr als Eine gute Sache am Aufkommen und in ihrem Fortgange gehindert. Auch in ihnen liegt der Grund, daß die Wohlthat der Steinkohlen-Feuerung, bisher noch immer verkannt geblieben: doch vielleicht kann auch Unwissenheit des Nutzens, und Mangel der zum Gebrauch dieses Feuerungsmittels erforderlichen Kenntniß, noch mehr hieran Schuld seyn.

Was hören wir gewöhnlicher im gemeinen Leben, als Klagen über Holzmangel und Befürchtungen — aber gegründete Befürchtungen, ihn mit jedem Jahr zunehmen zu sehn! Gegen Aussichten der Art immer gleichgültig bleiben, heißt: unwirthschaftlich, von einem an sich schon ziemlich verminderten Kapital, auf gut Glük, drauf los zehren; anstatt, daß bey weiser Anlegung dieses Kapitals, die Interessen uns, und selbst noch unsre Kinder, vor Bedürfniß und Mangel sicher gestellt hätten.

Die Menge der Gewerbe, die auf, vielleicht unzählbare Weise, alle auf die Vermindrung des Holzvorraths, wie Strahlen im Brennpunkt vereinbart, zusammen wirken, ist unübersehbar groß! Sollte man nicht glauben, daß wenn die mög-

lichste Ersparung des Holzes nicht schon längst zu den ersten Grundsätzen eines jeden gesunden Staatswirthschaftssistems gezählt wäre, die Erfindung dieser Maxime, auch jetzt noch tagtäglich, auch von dem kurzsichtigsten Staatsverwalter, gemacht werden müste!

Doch wem darf es wundern, diese große Maxime auf eine sorgfältigere Nutzung unsrer Steinkohlen bisher noch wenig oder gar nicht angewandt zu sehen? Daß kein thätiger Vorkehrungsmittel gegen die einst zu fürchtende Holzbedürfnisse übrig ist, als der so sehr verkannte Gebrauch derselben, wer kann daran zweifeln? Aber eben so gewiß ist es auch, daß die mächtige Kollision, worinn die allgemeinere Einführung dieses vortheilhaften Brennmittels, hin und wieder mit manchen Forstetats gerathen mag, fürchten läßt, daß wer den reichen Segen, welchen besonders unsrer Provinz die Vorsehung in dem so außerordentlichen Reichthum an Steinkohlen, zugetheilt hat, noch lange in der Reihe der unerkannten Wohlthaten mit rechnen werden.

Wenigstens so lange ist dies zu fürchten, bis aus näherer Kenntniß und Beherzigung der Vortheile, die der Steinkohlenbrand fürs Ganze und für Jeden besonders gewähren kann, man sich wird überzeugt haben, daß mancher gefürchtete Ausfall an diesen und jenen Revenües durch andere Zweige von Einkünften, gröstentheils, wo nicht ganz, ersetzt werden dürfte!

Was folgt nun aber hieraus? dies! das Publikum selbst muß auf den Nutzen, den, bey den theuren Holzpreisen, der Gebrauch der Steinkohlen ihm gewähren kann, aufmerksam gemacht werden. Daß die Steinkohlen nicht der Gesundheit scha-

schaden; daß man sich ihrer in allen Fällen, in jedem Gewerb des bürgerlichen Nahrungsstandes sowohl, als im Hauswesen bedienen kann; daß man bey ihrem Gebrauch Zeit, Mühe, und mancherley Dienstleistungen, wozu sonst besondre Leute erforderlich waren, ersparen kann; daß man endlich sie meistentheils wohlfeiler, oder doch in gleichem Preis mit dem Holz haben kann; das alles sind Umstände, wovon man es vorher belehren muß. Geschieht diese Belehrung mit der erforderlichen Deutlichkeit und Genauigkeit; so ist der beste Erfolg so sicher, als es wahr ist, daß Eigennutz auf die menschlichen Gemüther tausendmal wirksamer ist, als der beredtste Patriotismus.

Das Vorurtheil in Absicht der Schädlichkeit der Steinkohlen, und besonders ihres Dampfs und Geruchs, fällt von selbst weg, wenn man erwägt, daß ganze Länder, selbst einige Provinzen Deutschlands, fast kein anderes Feuerungsmittel kennen, und sich keines andern bedienen, als der Steinkohlen. In diesen Ländern ist die Volksmenge nicht geringer, als in anderen, und die Menschen sterben nicht früher und häufiger, als irgend sonst wo.

In eben diesen Ländern aber stehen auch Künste, Fabriken und alle Gewerbe im höchsten Flor. Holland und England beweisen dies sattsam. Das Ruhmwürdige ihrer Industrie, und die Vorzüglichkeit jeder Gattung ihrer Fabrikate, sind zu allgemein bekannt, zu geschätzt, um erst ihrer, zum Beweise der Tauglichkeit der Steinkohlen zu jedem Behuf, weitläuftig erwähnen zu dürfen.

Wie? sollte man denken, wie hat also noch irgend ein Zweifel in Absicht ihrer Brauchbarkeit zu allen Feuerungsarten und Bedürfnißen statt finden können? Zu bewundern ists vielmehr,

wie, besonders die in der Fremde bewanderten Professionisten, welche die Vorzüge des Steinkohlenbrands in ihrem Gewerbe daselbst kennen gelernt, solche sobald haben vergessen können!

Warum sollte bey uns nicht eben das statt finden können, in Absicht dieses Hülfsmittels bey Künsten und Gewerben, da es dem deutschen Kunstfleiß schon längst geglükt, mit den meisten Produkten jener Völkerschaften zu wetteifern?

Die Steinkohlen Schlesiens sind von eben der Güte und Verschiedenheit, und bey dieser Verschiedenheit, eben so tauglich, oder eben so geschikt zu jedem Behuf tauglich gemacht werden zu können, als die in England.

An Beweisen hiervon fehlts nunmehr in Schlesien keinesweges. Sie sind vielmehr so häufig, und jede Gattung derselben mit so gutem Erfolg begleitet, daß sichs allerdings der Mühe lohnt, dem Publikum zur Aufmerksamkeit und Nachahmung, solche öffentlich bekannter zu machen.

Einer Geschichte des Fortgangs der Steinkohlen-Nutzung in Schlesien, und des Ab- und Zunehmens derselben, mögte es weniger am Interessanten, als an denen dazu erforderlichen Materialien fehlen. Gewiß ist es, daß schon in den ältesten Zeiten, und lange vor dem dreißigjährigen Kriege, die Einwohner Schlesiens ungemein viel Steinkohlen verbraucht haben. Dies beweisen die vielen, fast allenthalben wo sich Kohlen finden, und zum Theil weitläuftig zerstreuten, bis auf einer ansehnlichen Tiefe, fast ganz abgebauten Gefilde. Das damalige Verhältniß des Holzvorraths in diesen Gegenden, war vielleicht völlig so, wie in unsern Tagen, oder wie es doch nun bald werden muß: es war nah zu fürchtender allgemeiner Mangel. Die durch erwehnten Krieg verursachte große Entvölkerung des Gebirgs, gewährte dann in der Folge Raum und ungestörte

störte Schonung dem neuen Anwuchs der jetzigen, im ganzen genommen, doch sehr unzulänglichen Waldungen.

Noch vor wenig Jahren war der Gebrauch der Steinkohlen blos nur auf Schmiede und Schlößer, und auf die Zukkersiedereyen in Berlin und Breslau eingeschränkt. An weitere Anwendung derselben, bey großen und kleinen Anlagen, dachte man wenig; und hielt sie vielleicht kaum für möglich. Ziegeln und Kalk bey Steinkohlen zu brennen, bey Bleichen, Färbereyen, Bierbrauen, Backen, und überhaupt zu jedem häuslichen Gebrauch, sich ihrer zu bedienen, sind zum Theil so neue, als rühmliche und nützliche Erfahrungen, deren Beyspiele sich mit jedem Tage vermehren.

Wir wollen von der Anwendung dieses Feuerungsmittels, in jedem der erwehnten Fälle, so viel noch beybringen, als zu unserm Zwek und zur historischen Belehrung des Publikums genug ist.

Der Nutzen, den der Steinkohlenbrand in allen diesen Fällen gewährt, ist, nach der mehrern oder wenigern Entfernung, aus welcher die Kohlen zu haben sind, verschieden. Er ist zum Theil beträchtlich und auch noch in denen Gegenden, wo der Holz- und Kohlenpreis völlig mit einander im Gleichgewicht stehen, in mehr als einer Hinsicht, von nicht geringem Belang. Etwas bestimmteres hievon, wird in der Folge, bey näherer Erwähnung jeder Feuerungsart, vorkommen.

Das Brennen der Ziegel bey Steinkohlen ist an und vor sich leicht, und kann ohne weitern Aufwand und besondere Einrichtung geschehen. Der ganze Vortheil besteht in der gehörigen Setzung der Ziegel, und diese geschieht, blos im Freyen,

 in

in offenen Feldöfen *). Der ganze Vorzug bey einem förmlichen Ziegelofen, besteht, in Ersparung derjenigen Ziegel, die, vom ersten Brande abgerechnet, zur Aufführung der sogenannten Wetter-Wände: bestimmt bleiben müssen.

Bey dieser Operation kann man rechnen, daß 5 Schfl. Kohlen, ohngefehr so viel leisten, als eine Klafter Holz: doch hat bisher noch kein Versuch mit Flachwerken oder Dachziegeln, in dieser Art des Brennens, gelingen wollen.

Den Kalkbrand hat man öfters mit dem der Ziegel zugleich verrichtet, indem man die Bruchsteine zwischen den Mauersteinen in den Schüren, doch so, daß dadurch der nöthige Zug nicht verhindert worden, miteingestellt und zu guten und tauglichen Kalk gebrannt hat.

Von ungleich beßrer Güte aber ist der Kalk, der in den sogenannten englischen Kalköfen gebrannt wird. Die ersten Oefen dieser Art sind bey Fürstenstein, auf Kosten des Herrn Grafen von Hochberg, erbaut und mit dem glüklichsten Erfolg, schon seit mehreren Jahren, im Gange gewesen. Diesem Beyspiel haben nach und nach mehrere gefolgt, und seit Jahresfrist sind fast alle Kalkbrennereyen in der Grafschaft Glaz,

*) Wenn die Ziegel-Oefen geschlossen, die Erde gut, die Steinkohlen auch guter und schmelzender Art sind, so sind $3\frac{1}{2}$ bis 4 Schfl. nöthig, gegen 1 Klafter Holz, (dessen Seite $\frac{3}{4}$ lang sind.) In Feldöfen kann man bey recht sehr guter Witterung und Erde, auch mit 4 Schfl. reichen, indessen bey schlechter Erde sind auch 5 bis 6 Schfl. nöthig. Hier kommt unendlich viel auf den Ziegelbrenner an; weiß der geschickt zu setzen, und den Wind durch Rüstungen abzufangen, so würden auch 4 Schfl. hinreichend seyn. Doch je grösser die Anlagen bey diesen Feuerungen sind, je weniger sind Kohlen nöthig: z. E. 1000. Ziegeln erfordern in einem Feldofen von $\frac{20}{m.}$ Stük 5 Schfl. und in einem von $\frac{100}{m.}$ nur höchstens 4 Schefl. So auch beym Kalk.

Glatz, deren Anzahl beträchtlich ist, auf dergleichen Oefen zum Steinkohlenbrand, theils durch eignen Entschluß der Besitzer, theils auf höhere Veranlassung, eingerichtet worden.

Der Kalk in dergleichen Oefen geräth wo nicht besser, doch eben so gut, als in den sonst gewöhnlichen und wie beym Holzbrand, und die Käufer befinden in Absicht des Maaßes sich besser dabey, weil er theils in kleinere Stükke ausfällt, theils im Löschen ergiebiger seyn soll.

Die Ersparniß gegen den Holzaufwand, ist, wie alle unpartheyische Sachkundige versichern, beträchtlich.

Der Nutzen, den der Gebrauch der Steinkohlen den Schmieden und Schlößern gewährt, besteht nicht sowohl in der Ersparung dessen, was die Holzkohlen etwa mehr kosten, als vielmehr in der vorzüglichen Beschaffenheit, die verschiedene ihrer Arbeiten dadurch gewinnen. Dieses geht so weit, daß denenjenigen, welche einmal diese Vortheile kennen gelernt, die Steinkohlen nun schon unentbehrlich geworden sind: ein Umstand wovon die Schmiede in den meisten andern königlichen Provinzen keinen Begriff zu haben scheinen.

In Absicht der Bleichen hat es bisher die meiste Mühe gekostet, den Steinkohlenbrand einzuführen. Der Haß gegen jede Neuerung, in Fällen wo der große Haufe in den träumerischen Gang seiner Gewohnheiten gestört wird, ist wenigstens eben so groß, als die überhaupt beschriene Neuerungssucht es immer seyn mag. Der Vorwand des Verlusts der zur Bleiche der Leinewand erforderlichen Asche, und die Klagen über die so oft mislungenen Versuche der Einrichtung, der zu diesem Behuf erforderlichen Feuerstädte, imgleichen die vorgegebne Schädlichkeit des Rauchs, in Hinsicht auf die zum Bleichen ausgebreitete Leinwand, diese und ähnliche,

jetzt durch den Erfolg hinlänglich widerlegte Einwendungen, haben lange Zeit zum Behelf dienen müßen, wodurch man jede Aufmunterung zu dergleichen Anlagen von sich abzulehnen gesucht hat.

Indes sind jetzt fast alle Bleichen im Fürstenthum Schweidnitz auf den Steinkohlenbrand eingerichtet, und rühmen sich öffentlich, und zur Beschämung des Handlungsstandes in anderen Gegenden, die sich nicht dazu entschließen wollen, der dadurch gewonnenen Vortheile.

In der letzten Kammer- und Kommerzienkonferenz zu Hirschberg im Jul 1780, haben die Kaufleute aus diesen Gegenden dargethan: daß, so wie ihre Leinewand denen, so an andern Orten beym Holzbrande gebleicht worden, an jeder Güte nichts nachgaben; sie außer dem auch noch ein Beträchtliches gewännen, indem man bey ihnen, (wo freylich die Kohlen nicht hochzustehn kommen) mit dem Belang von 100 Rthlr. Kohlen, gegenwärtig so viel ausrichten, als sonst mit 800 bis 1000 rthlr. an Holz-Konsumtion, nicht geschehn könnte. Apologie genung für den Steinkohlenbrand bey den Bleichen!

Ueberhaupt sind die Professionisten, welche ein anhaltendes Kessel- und Zugfeuer *) wie jene Bleichen nöthig haben, eben

*) Alle Kesselfeuerungen können, wenn ihre Anlage gut ist, die Kessel niedrig hängen, der untere Luftzug nicht zu groß, der Fuchs oder Rauchfang nicht zu niedrig angebracht ist; wenn ferner die Roststäbe nicht zu weit, etwa $\frac{3}{8}$ bis $\frac{1}{2}$ Zoll von einander liegen, und wenn ferner die Kohlen recht gut sind, mit 4, 5, bis 6 Scheffel reichen. Ist die Anlage regelmäßig, und das Kohl nicht zu bakkend, sondern giebt starkes hochauflođerndes Flammenfeuer, so reichen 4 Schffel: fehlts aber an einen oder dem andern, so sind 5 auch 6 Schfl. nöthig.

Sind die Kesselfeuerungen so angelegt, daß zween Kessel mit eins erhitzt werden können, so sind nur 3 Schfl. auf 1 Klafter weiches Holz nöthig.

Indes-

diejenigen, welche den größten Nutzen vom Steinkohlenbrand haben können. Von Färbern, Brauern, Seiffensiedern, Hutmachern rc. wird im Ganzen das meiste Brennholz konsumirt: es ist also einleuchtend, daß das Interesse der allgemeinen Holzersparung mit keinem persönlichen Interesse, genauer verbunden seyn kann, als mit dem ihrigen.

Die Besorgniß: ob auch das Steinkohlenfeuer eine so hell auflodernde und weit um sich greifende Flamme gäbe, als bey jenen Gewerben erforderlich ist, fällt von selbst weg, wenn man nur einmal eine zu dieser Art von Feuerung gehörig eingerichtete Feuerstädte gesehn hat. Vermittelst des bey jedem Kesselherde leicht anzubringenden Rostes, und der erforderlichen Züge, kann dem Steinkohlenfeuer eine Gewalt und Ausbreitung gegeben werden, welcher die hellste Lohe des Holzfeuers nicht gleich kommt.

Auch ist der Grad der Wirksamkeit vom Steinkohlenfeuer ungemein viel stärker, als der vom Holze, und kann, bey gehöriger Dirigirung der Züge, mit ungleich mehrerer Moderation und Abwechselung einer gleichmäßig fortdauernden, stärkern oder mindern Hitze, nach Erforderniß der Umstände, betrieben werden.

Daß das Wasser noch einmal so geschwind zum Kochen gebracht, und nachher mit ungleich wenigerm Aufwand am Feuermateriale darinn beständig und in gleichem Grad erhal-

Indessen ist zu merken, daß das schlechteste Kohl brauchbar ist, wenn der untere Zug und obere Fuchs regelmäßig sind. Ist der untere zu groß, so treibt die zu viel eindringende Luft die Hitze weg; ist er zu klein, so wird zu wenig Flammenfeuer. Ist der Fuchs zu niedrig, so geht die Hitze zu früh aus dem Ofen, ist er aber in der rechten Höhe, so wird die Hitze und Flamme gezwungen, ganz um die Kessel herum zu gehen.

ten werden kann; daß diese Art der Feuerung bey weitem nicht die Aufsicht und Mühe erfodert, die bey Unterhaltung des Feuers mit Holze nöthig ist; daß daher, so wie fast in allen obgedachten Fällen, ein oder mehrere Arbeitsleute erspart werden können; (besonders beym Ziegel- und Kalkbrennen,) sind Vortheile, welche die allgemeine Erfahrung bisher allenthalben bestätigt hat.

Die im Schweidnitzschen Fürstenthum hin und wieder auf Steinkohlen eingerichteten Färbereyen, und auch die türkisch Garn-Färberey zu Breslau, beweisen satsam die Tauglichkeit der Steinkohlen zu diesem Behuf: es ist aber zu bewundern, daß diese Beyspiele dennoch so wenig Nachahmung bisher gefunden, so klar und oft auch die Vortheile des Steinkohlenbrands, bey diesem Gewerbe, und seine völlig unschädliche Einflüße auf dasselbe öffentlich dargethan worden.

Die Einrichtung der Feuerstädte zu diesem Entzwek ist leicht, erfordert nicht sonderlichen Aufwand, und ist, bey allen Kesselfeuerungen, dieselbe. Auch wird fast jeder geschikte Mauermeister solche anzugeben vermögen, um so mehr, da es nicht an Exempeln fehlt, daß es bloß dem Nachdenken und Kunsteifer, selbst der unerfahrensten Leute, an vielen Orten, völlig nach Wunsch damit geglükt ist.

Aber auch auf die gewöhnlichen Nahrungsmittel äußert der Gebrauch der Steinkohlen eben so wenig schädlichen Einfluß, als auf jedes bisher bekannte andre Produkt oder Fabrikat.

Bey den, an verschiedenen Orten im Gebirge über Steinkohlen gebrauten Bieren, und fast durchgängig mit bestem Erfolg abgezognen Brantewein und Liqueurs, mögte es scheinen, als sey dieser Umstand weniger auffallend, als beym

Brod-

Brodbakken. Allein der tägliche Augenschein in diesen Gegenden, so wie auch in Glaz, Silberberg und Schweidniz, wo die Feldbäkkereyen auf höchste Verordnung zum Gebrauch der Steinkohlen eingerichtet worden, kann diese und ähnliche Bedenklichkeiten am besten widerlegen.

Die Einrichtung des Ofens weicht von den gewöhnlichen Bakōfen nur darinn ab, daß das obere Gewölbe etwas weniger erhaben, und der eigentliche Heerd, wodurch der Ofen erhizt wird, unter der beständig rein erhaltenen, eines Ziegels dikken Fläche, auf welche das Brod eingeschoben wird, angebracht ist. Von diesem Heerde (dessen Thüre zum Einheizen besser seitwärts, als gleich unter der Oefnung des eigentlichen Brodbakkens angebracht wird: ein Fehler, der dem Gebrach manchen bisherigen Oefen erschwert, vermittelst der dem Arbeiter entgegenschlagenden ganzen Hitze des Ofens) wird die Hitze durch Züge um das obere Gewölbe herum geleitet.

Es ist klar, daß auf diese Weise keine schädliche oder widrige Einwirkung des Steinkohlendampfs aufs Gebakne statt finden kann. *)

Wie nun solcher Ofen vermittelst der Steinkohlen in ungleich kürzerer Zeit, als mit Holz erhitzt werden kann, so kann auch, bey einer und derselben Ofenheizung dreymal soviel, als sonst bey der Heizung mit Holze geschehen konnte, gebakken werden.

Alle diese bisher erwehnten, durch Einführung des Steinkohlenbrands in jene Gewerbe des bürgerlichen Nahrungsstands, fürs Allgemeine zu gewinnenden Vortheile, werden dadurch

*) Wenn der Ofen auf $1\frac{1}{2}$ bis 2 Schfl. abzubakken, eingerichtet ist, sind kaum 3 Schfl. gegen eine Klafter Holz nöthig.

dadurch noch ungleich beträchtlicher, daß auch in jeder Art des häuslichen Verkehrs man sich derselben mit gröstem Nutzen bedienen kann.

Das Heizen großer sonst nicht zu erwärmender Zimmer, geschieht nicht leichter und wohlfeiler, so wie die Stubenheizung überhaupt, als vermittelst der Steinkohlen. Man bedient sich vorzüglich besondrer dazu verfertigter eiserner Oefen; obgleich auch bey guten und festen thönernen Oefen, wenn nur der erforderliche Rost und Zug gehörig angebracht worden, der Erfolg derselbe ist.

Den größten Nutzen gewinnt man von dieser Feuerung, wenn solche ins Große geht, so wie das bey öffentlichen Anstalten der Fall ist. Die Kasernen in Schweidnitz, Glatz und Silberberg werden mit Steinkohlen geheizt, und es wäre zu wünschen, daß in allen öffentlichen Anstalten, z. E. in Zucht- Arbeits- und Armenhäusern, in Fabriken-Gebäuden, ja selbst in den königl. Kollegien und was dazu gehört, wie auch in den Klöstern, besonders die von Beneficien leben, und vorzüglich in ihrer Küche, Brau- und Bäkkerey, eingeführt würden!

Genau wie mit der Stubenheizung verhält sichs auch mit dem Kaminfeuer. Bey gehöriger Einrichtung der Kamine, wird solches eben so gut mit Steinkohlen als Holz unterhalten werden können. Man kann sich dazu, wie zu jedem häuslichen Gebrauch überhaupt, sowohl der Steinkohlen an und vor sich selbst in Stükken bedienen, als auch des Steinkohlenstaubs, welcher, mit Ton vermischt, in Kugeln oder wie Ziegel geformt, zu jedem Behuf dieser Art, vortrefliche Dienste leisten kann.

Die Ersparung, in allen diesen und folgenden Fällen, ist beträchtlich, und jede Bedenklichkeit, in Absicht der etwa zu-

fürch-

fürchtenden Unbequemlichkeiten, wird von selbst wegfallen, wenn man weis, daß so gar in Berlin, wie hier zu Lande, diese Feuerungsart schon in den vornehmsten Häusern eingeführt und beliebt ist.

Diese reiche Aussichten zur Holzersparung für die Zukunft werden noch ungemein erweitert, wenn man den vortheilhaften Küchengebrauch der Steinkohlen erwägt und genauer kennt.

Nur eine geringe Abänderung des sonst gewöhnlichen Küchenheerds ist erforderlich, um in einen viel kompendiösern Raum, und mit Ersparung der halben Zeit, Mühe und Feuerungskosten, Kochen, Braten und Bakken zugleich verrichten zu können. Die eigentliche Einrichtung des Heerds bleibt ohne Riße, auch bey der ausführlichsten Beschreibung noch dunkel; wir verweisen deshalb auf Venels Unterricht von den Steinkohlen und ihrem Gebrauch zu allen Arten von Feuern 2c. *) wo von dem allen, mit Anführung verschiedner Abänderungen, ausführlich Unterricht ertheilt wird.

Indes gehört auch diese Feuerungsart in Schweidnitz und dasigen Gegenden schon längst nicht mehr zu den seltnen Erscheinungen; und eben so gewöhnlich sind daselbst große Gastmahle, wo nichts vorkommt, was nicht bey Steinkohlen zubereitet worden: selbst den über Steinkohlen gebrannten Kaffe nicht ausgenommen, und wo der lüsternste Gaum die Ueberzeugung

*) Ein vollständigeres Werk über den Gebrauch der Steinkohlen zu allen Arten von Feuerungen, mit den nöthigen Rissen zu den Oefen und einer vollständigen Anweisung zu deren Anlage, ist wirklich unter der Feder eines geschikten praktischen Mannes, der sich schon mehrere Verdienste um das Bauwesen überhaupt, und noch neuerlich um den Steinkohlenbrand beym Brodbakken erworben hat, und uns mit richtigen Grundsätzen bekannt zu machen sucht.

zeugung finden würde, daß Wohlschmak und Delikatesse, mit dem großen Nutzen, den der Steinkohlengebrauch in diesem Falle gewährt, sich glüklich mit einander verbinden lassen. Ja man hat uns versichert, daß auch Schinken, über dergleichen Feuer geräuchert, an Wohlschmak und Güte den westphälischen gleichkommen sollen.

Alle diejenigen Steinkohlen, welche in jedem der bisher erwehnten Fälle gebraucht werden, bleiben an und vor sich, wie sie sind, unverändert. Allein in dieser ihrer natürlichen Beschaffenheit, sind sie so wenig, wie die in England, die auch erst besonders zubereitet werden müßen, tauglich, zu jedem andern Behuf, wozu man sich sonst nur der Holzkohlen bedient, angewandt werden zu können.

Daß aber Hohöfen, Glashütten, Spiegelmanufacturen, und jede Art der Schmelzung damit betrieben werden können; daß Goldschmiede, Uhrmacher, Schwerdfeger und andere Künstler sich ihrer bedienen können, bedarf wohl nicht erst eines Beweises, da ganz England, und so manche andere Provinzen, jeden Zweifel dagegen hinlänglich widerlegen. Man sehe den obangeführten Unterricht ꝛc. vom Venel.

Die Art und Weise, wie auch unsre Steinkohlen dazu tauglich gemacht werden können, ist, an sich leider! nur noch weniger versucht, und die Versuche sind weniger unterstützt geblieben, als sie bekannt, und an und vor sich selbst leicht ist.

Das Abschwefeln oder die Rektifikation der Kohlen nennt man diejenige Procedur, wodurch ihnen diese mehrere Brauchbarkeit mitgetheilt wird.

Diese geschieht am leichtesten, wenn man mit Steinkohlen gerade so wie mit dem Holze, welches verkohlt werden soll, zu Werk gehet: man setzt sie in Meiler, und bedekt sie sorgfältig vor dem Beytrit der äußern Luft, zündet sie an, wie jene Holzmeiler,

meiler, und läßt sie gut ausglühn, ohne sie eher, bis der Haufen völlig erkaltet ist, aufzulüften.

Dadurch erhalten die Kohlen ein lokeres schwammigtes Ansehen, verlieren gemeiniglich bis zur Hälfte ihre Schwere, und werden aller schwefelartigen, vitriolischen und sonstigen scharfen Dünste beraubt, ohne das mindeste von ihrer Wirksamkeit, oder von dem ihnen sonst eigenthümlichen Phlogiston zu verlieren. Siehe Entdecktes allgemein brauchbares Verbeßrungsmittel der Steinkohlen 2c. Mannheim, 1777. Seit. 10. u. ff.

Eben diese Dünste und durchs Ausglühn ihnen benommene scharfen Bestandtheile sind es, die sie in ihrem natürlichen Zustande zu jeden ins Schmelzwesen einschlagenden Behuf, unbrauchbar machen, indem solche die Metalle angreifen und dem Schmelzwesen nachtheilige Wirkungen hervor bringen.

Diejenigen Stükchen oder Ueberbleibsel von den unveränderten Kohlen, welche bey jeder Feuerungsart zum Theil mit der Asche durch den Rost fallen, und unter dem Namen der **Escarbillen**, in den Gegenden der Niederlande, und wo man sich sonst des Steinkohlenbrands im Großen bedient, längst bekannt sind, kommen den eben erwehnten abgeschwefelten Kohlen in der Wirkung beynahe gleich. Die sorgfältige Sammlung derselben, ist also um so mehr zu empfehlen, als dadurch zugleich auch die Asche, *) welche an manchen Orten Schlesiens, und besonders in der Grafschaft Glatz mit Nutzen zum Düngen der Aekker und Wiesen gebraucht wird, dadurch um so viel reiner geliefert werden kann.

Ueber-

*) Die Steinkohlen-Asche, dient zum vorzüglichen Dünger auf zu nassen Wiesen und sumpfigten Boden. Mit Kalkstaub vermischt wird selbige auf jedem Akker, besonders im platten Lande, häufig gebraucht.

Ueberhaupt sind jene abgeschwefelte Köhlen und Escarbillen, zu jeder nur möglichen Feuerungsart, deren bisher Erwehnung geschehn, vorzüglich brauchbar. Allein warum wollte man, durch diese erst vorzunehmende Operation, den Gebrauch derselben sich selbst erst theurer machen und erschweren, da es gewiß ist, daß in allen den angeführten Fällen man sich auch unsrer Landeskohlen unverändert und so wie sie sind, bedienen kann? Selbst bey den Glashütten, besonders wenn man nur auf die Verfertigung solcher dunkelgrünen Flaschen, wie wir gemeiniglich aus England erhalten, sich beschränken will, findet das statt, und kann man der abgeschwefelten Kohlen entbehren.

Auch bey diesen Kohlen kömmts übrigens auf die gehörige Einrichtung der Feuerstelle an, imgleichen auf den jedes Orts anzubringenden Rost, wie auch auf die erforderliche Züge und Ableitung des Rauchs.

Aber auch selbst durch Auffangung des Rauchs können dem gemeinen Besten noch beträchtliche Vortheile gewonnen werden, indem der Ruß vom Steinkohlen, sowohl an Schwärze als Feinheit von allen anderen Sorten, besonders zu Dusche und Buchdrukker Farbe, den Vorzug hat.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

25ste Woche.

Von dem Bernstein in Sicilien. *)

Ich mache den Anfang Ihnen hierbey einige Kleinigkeiten aus hiesigen Gegenden zu überschikken, vornämlich von dem, an den Küsten von Catania, ausgeworfenen Bernstein. Ich füge diesen einige Anmerkungen über den Bernstein bey, die zwar nicht hinreichend sind, einen Kenner zu befriedigen; die Sie aber als einen Beweis meiner guten Absichten aufnehmen werden.

Plinius glaubt fälschlich, daß der Bernstein Succinum heiße, weil er ein Saft gewisser Bäume wäre **) Avicenna lehrt uns, die Araber hätten den Bernstein Strohräuber genannt, weil er, wenn man ihn mit einem Stük Tuch reibt, leichte Körper, und vorzüglich leichte Stükchen Stroh, wie ein Magnet an sich zieht. Die alten Deutschen hießen ihn Glessus und die Römer nannten, nach des Plinius Bericht am angeführten Orte, eine Insel deswegen Glessaria, welches auch Tacitus bekräftiget, und hinzusetzt, daß dies so viel als Glas bedeute, weil der Bernstein zum Theil durchsichtig wäre. Die Griechen nannten ihn Electrum, und Theophrast merkt bereits

*) Aus des Abts Sestini Reisen.

**) B. 37. Kap. 3. Arboris succum esse prisci nostri credidere ob id succinum appellantes.

bereits 300 Jahre vor Christi Geburt an, daß er leichte Körper, als Stroh und Spreu, an sich ziehe.

Doch ich will mich nicht bey den Benennungen aufhalten, sondern vielmehr seine Erzeugung auf eine wahrscheinliche Weise zu erklären suchen. Die Meinungen darüber sind gar verschieden. Einige halten ihn für den Saft von Pappelbäumen, andere für den harzigen klebrigen Saft der Fichten, Tannen und Cedern. Die Fabel hat so gar gesagt, er entstünde von den in Vögel verwandelten Schwestern des Meleagers. Manche glauben, er komme von dem Samen der Wallfische und anderer Fische her; und noch andere, er erzeuge sich von gewissen wohlriechenden Früchten, die im April und May reifen. Aber alle diese Meynungen sind, wenn man sie genauer untersucht, nicht viel besser als das Mährchen von Meleagers Schwestern. Nach der vernünftigsten Meynung ist der Bernstein ein Bergfett oder Bergwachs (Bitumen). Dies beweisen Libavio und Boccone (gemeiniglich Silvius Siculus genannt) in der fünften Observation seines Museo di Fisica. Er zeigt viele Oerter an, wo man Bernstein findet, und wo es allemal Quellen von Steinöl (Petroleum) oder Naphta giebt; dieses dringt, wie er sich vorstellt, durch unterirdische Gänge ins Meer, verdikt sich, und wird nachgehends vom Sturm losgerissen, und mit dem Meergrase ans Ufer geworfen.

Dies bestätiget auch Gualter, Charleton und Giov. Vigandi und andere, die ich übergehe, welche insgesammt behaupten der Bernstein sey ein flüßiges Bergfett aus der Erde, welches im Meer dik und hart wird. Das leztere scheint mir aber nicht glaubwürdig.

Daß allenthalben, wo Bernstein gefunden wird, Quellen von Steinöl in der Nähe sind, lehrt die Erfahrung: es kommt mir aber nicht wahrscheinlich vor, daß dieses durch unterirdische Adern bis ins Meer dringt, daß es sich dort verdikke, und daß das Seesalz im Stande sey, so viel auf die öhlichten Theile und auf das flüßige Bergfett zu wirken. Ich will dieses genauer untersuchen, und meine Meynung darüber sagen.

Im Valle di demona, einer von den drey sicilianischen Provinzen, ist ein bergigter Strich Landes, Petralia genannt: daselbst befindet sich viel Steinöl, (Petroleum) wie auch schon der Name anzeigt. Ich will Ihnen jetzt die Art beschreiben, wie man dieses Oel, welches auch Oleo di Sasso genannt wird, sammlet. Es befindet sich in gedachtem Strich Landes ein Marienbild die Madonna delle Petralie, darüber einige Einsiedler die Aufsicht haben. Diese Einsiedler leiten von verschiedenen Quellen das Wasser in ein durch Kunst zubereitetes Loch. Weil dieses Wasser über gewissem flüßigem Bergfett, das sich in dieser Gegend findet, wegläuft, so hängen sich viele fette öhlichte Theile an, und werden mit in das Loch gebracht, wo sie wegen ihrer Leichtigkeit auf dem Wasser schwimmen. Dieses Oel wird alle Morgen durch Schwämme und Baumwolle abgeschöpft, in kleine Gefäße aufgehoben, und in die Apotheken verkauft, weil man es in Sicilien als ein gutes Mittel für die Bauchwürmer ansieht. Es giebt in dieser Gegend eine Menge solcher Quellen, welche über flüßigem Bergfett weglaufen: und daraus läßt sich muthmaßen, daß das Oel, welches noch weit dikkere und bituminösere Theile hat, wenn es durch die Erde dringt, und vielleicht mehrere bituminöse und schweflichte Substanzen findet, nach und nach dikker wird. Das unterirdische und Centralfeuer verdikt es noch mehr, und

die in der Erde befindlichen Salz- und Schwefeltheile verwandeln es endlich in eine harte Materie. Aus diesen Gründen dünkt es mir erweislich, daß der Bernstein seinen wahren Ursprung vom flüßigen Bergfett und Steinöl habe.

Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß das flüßige Bergfett durch unterirdische Kanäle bis zum Meer dringe. Einmal hält es überhaupt schwer, daß sich ein solches öhlichtes harziges Wesen durch die Erde durchdringe, und hernach ist es von dem aus der Gegend von Petralia unmöglich, weil sie über 50 Meilen vom Meer entfernt ist, und große Berge dazwischen liegen.

Zum andern muß man wissen, daß es in der Nachbarschaft von Catania keine solche Quellen von Steinöl giebt: wodurch diejenigen abermals widerlegt werden, welche glauben, es laufe bis ins Meer, und verdikke sich erst darinn. Drittens: (und dieses scheint mir ein sehr überzeugender Beweis,) findet man in den Bergen von Petralia Bernstein von eben der Art und Beschaffenheit, als der, welchen die See bey Catania auswirft.

Ein anderer Beweisgrund, daß sich der Bernstein in der Erde formirt, ist, daß man oft Stükke Stein darinn findet: wie ich denn selbst häufig Bernstein mit heterogenen Theilen vermischt, bemerket habe. Aus besagten Gründen dünkt mich, läßt sich gewiß behaupten, daß diejenigen Unrecht haben, welche sich einbilden, das Bergfett laufe flüßig durch die Erde ins Meer und erhärte sich erst hier, durch das Seesalz, welches vielmehr die Eigenschaft haben würde, es aufzulösen.

Das Meer wirft zwo Gattungen von Bernstein, schwarzen und vornehmlich gelben, bey Catania, aus. Dieser Unterschied

schied rührt von der verschiedenen Beschaffenheit der bituminösen Säfte her, die sich in der Erde verdikken; und so wie es verschiedene Arten von Steinöl giebt, so, sage ich, giebt es auch verschiedene Nüanzen von Bernstein, welches von der Beschaffenheit der Theile, daraus er besteht, und von dem verschiednen Grade der Wärme, die er ausgehalten, herrührt. Sind die Säfte rein, hell und goldgelb, so wird der Bernstein auch alle diese Eigenschaften bekommen: hingegen wird er schwarz ausfallen, wenn die Säfte einen starken Grad von Hitze ausstehen müssen, wodurch die luftigen und ölichten Theile verzehrt werden.

Man könnte aber, dünkt mich, auch annehmen, daß der schwarze Bernstein aus einer ganz anderen und schwarzen Art von Bergfett entstehe, welches von der Natur des Gagats ist. Man findet diesen auf anderen sicilianischen Bergen, zumal bey der Stadt Ragosa im Val di Noto, wo man mehr schwarzen als gelben Bernstein antrift. Man achtet ihn aber nicht, er wird auch zu nichts gebraucht.

Die Ursache, warum das Meer an der Küste von Catania Bernstein auswirft, liegt darinn: wenn der Bernstein obgedachtermassen durch die unterirdische Hitze oder durch die Salz- und Schwefeltheile in der Erde erhärtet worden, so reißt ihn das Wasser bey heftigen Regengüssen von den Bergen um Petralia, nebst andern Steinen, Erden u. d. g. mit fort, und wirft ihn in den benachbarten Fluß Simeto; dieser schwellt an, und nimmt alles mit sich ins Meer. Der Bernstein schwimmet alsdann oben, und die stürmische See wirft diese leichte Materie nebst dem Meergrase ans Ufer. Meine Meynung bestärkt Petrus Gassendus im Leben des Peiresc im

zweyten Buche. Er sagt: man grabe den Bernstein oft in Sicilien aus der Erde, und daß ihn blos die reißenden Ströme ins Meer führen *). Nach einem starken Platzregen, die sich gemeiniglich gegen den Winter einstellen, pflegen daher viele Matrosen, arme Leute aus Catania, und insonderheit Jungens, an die Küste zu laufen, weil sie gewiß wissen, daß sie ein Stük Bernstein finden. Sie durchsuchen die Haufen Meergras, den Schlamm und andre Unreinigkeiten, die das Meer auswirft; dies nennen sie Sprajare von Praja, welches so viel als Küste bedeutet; und die, welche darnach suchen, Corzolari.

Diese Benennung kommt daher, weil die Fischer, wenn sie nach einer gewissen Muschel, Corzola genannt fischen, zuweilen Stükke Bernstein im Netze finden. Vom Fang dieser Muscheln heißen sie Corzolari und diesen Namen hat man in der Folge allen, die Bernstein suchen, beygelegt. Der rohe Bernstein sieht von außen wie ein Stein von der Farbe des Eisenrostes, und inwendig bläulich gelb aus.

Die Ursache, warum man oft im Bernstein Ameisen, Fliegen, Mükken und andere kleine auf der Erde sich aufhaltende Insekten antrifft, läßt sich auf folgende Weise erklären: wenn diese Insekten in die Höhlungen der Erde kriechen, bleiben sie leicht an den unter der Erde laufenden ölichten und klebrigtem Bergfett hängen und vielleicht reitzt sie auch der harzige Geruch, ihm nachzugehen. Von einer in Bernstein eingeschlossenen Ameise sagt Martial, im 15ten Epigramm des VI Buchs:

Dum

*) Succinum rem fossilem esse, quippe in Sicilia quoque effodi et torrentium impetu detegi, deferrique ad mare usque, et repellente maris acqua in littoribus saepe inveniri.

Dum phaetontea formica vagatur in umbra,
Implicuit tenuem fuccina gutta feram;
Sic modo quae fuerat, vita contemta manente
Funeribus facta est nunc pretiosa fuis.

Man hat mich versichert, daß der Bernstein ehemals weit häufiger an dieser Küste war; heutiges Tages findet man ihn auch nach dem heftigsten Platzregen nur selten. Vielleicht rührt dies vom Mangel der Quellen von Steinöl her, und daß sich dadurch das Bergfett, daraus der Bernstein entsteht, verlohren. Boccone schreibt den immer mehr zunehmenden Mangel daran den häufigen Erdbeben zu, welche die Insel ausgestanden, wodurch die Felsen gespalten und die Quellen des Bergfetts vielleicht verstopft worden.

Die Stükke Bernstein, welche das Meer auswirft, sind nur klein, gemeiniglich kaum eine Unze, höchstens drey Unzen schwer: die von einem Pfunde sind ungemein selten. In der zahlreichen Sammlung des Prinzen von Biscari trifft man nur Stükke von 9 bis 11 Unzen an. Von den kleinen Stükken Bernstein gilt eines etliche Crazien *) Hingegen werden Stükke von 2, 3, 4 Unzen nach dem Gewicht bezahlet, nämlich für jede Unze eine hiesige Oucia d'oro, das ist 15 Florentinische Paul. Dies ist der gewöhnliche Preiß: große Stükke muß der Liebhaber oft noch einmal so theuer bezahlen. Stükke, darinn ein Insekt stekt, haben keinen bestimmten Werth, sondern es kommt auf die Liebhaberey eines jeden an. Ich will Ihnen jetzt nicht erst lange erzählen, daß der Bernstein von jeher im Preise gewesen ist; Sie wissen dieses besser als ich. Die

*) Acht Crazien machen in Florenz einen Paul oder etwa 3 Gr.

Weiber auf dem Lande in der Gegend von Catania und in den Dörfern um den Berg Aetna pflegen sich, nach einer sehr alten Gewohnheit, mit Halsbändern von großen Kugeln oder Perlen von Bernstein zu putzen. Die Eltern geben solche den Töchtern statt des Schmuks, wenn sie heyrathen.

Catania ist eine von den Städten, welche durch eignen Fleiß das, was ihnen die Natur giebt, zu nutzen wissen. Der rohe Bernstein wird nur zur Zierde der Naturalien-Kabinette verschikt: alles übrige aber verarbeitet. Man hat es hier in dieser Art von Arbeit aufs höchste gebracht; man macht Tabaksdosen, Uhrgehäuse und hundert andere kleine Galanterie-Waaren daraus, vornehmlich zierliche Ohrgehänge. Auch die Kinder werden damit geputzt; denn der Bernstein vertritt hier die Stelle der im Florentinischen üblichen Korallen. Dies war schon zu des Plinius Zeiten üblich: er sagt im 27 B. 3 Kap. Infantibus adalligari amuleti ratione prodest. Ich habe bemerkt, daß man den Kindern dergleichen Amulete in Form eines Herzens an den Hals hängt.

Von

Von den Eschbäumen und der Manna, welche davon in Sicilien gesammlet wird. *)

Ich melde Ihnen etwas von den Eschbäumen, und der darauf gesammleten Manna, womit in Sicilien ein vortheilhafter Handel getrieben wird.

Es sind Bäume von sehr verschiedenen Geschlechtern, welche Manna ausschwitzen. Die Hitze treibt einen besondern Saft aus ihnen, welchen die brennenden Sonnenstrahlen verdikken. Man trifft Manna zuweilen auch an den Stämmen der Kiefern und Fichten, der Eichen, der Wacholdern, der Weiden, Oel- und Feigenbäume an: vornehmlich liefern es aber die Eschen, der Lerchenbaum, und das Alhagi (Hedysarum Alhagi L.) in vorzüglicher Menge; und von diesen wird es insgemein genommen.

Die Manna deren man sich in Italien bedient, kommt alle aus Calabrien und Sicilien, und wird von den Eschenbäumen gesammlet, und zwar von drey Arten desselben, nämlich von der gemeinen hohen Esche, welche Linné und Casp. Bauhin Fraxinus excelsior nennen, zum andern von der kleinen blumentragenden Esche oder des Bauhins Fraxinus humilior Theophrasti **) und drittens von der Esche mit länglicht runden Blättern, oder des Caspar Bauhins Fraxinus rotundiori folio. Alle drey Arten werden häufig in Sicilien gezo-

 gen,

*) Aus Sestini Reisen.

**) Bey dem Linné Fraxinus Ornus. Die gleichfolgende dritte Art scheint Linné mit dem Fraxinus Ornus für eins zu halten. Es ist aber eine besondere Art, daher sie auch Miller Fraxinus rotundifolia nennt. Haller und Casp. Bauhin machen auch eine besondere Art daraus. In du Roi Harbkeschen wilden Baumzucht wird sie auch abgesondert, und die Mannaesche genannt.

gen, und heißen Fascinu di Manna, oder auch Amollei, oder Middeu.

Die Gegenden wo die meiste Manna eingesammlet wird, sind um Tusa, Cefalu, Gibilmanna, (ein saracenischer Name der so viel andeutet, als Mannaberg) Capaci, Cinesi, Ober- und Unterpetralia 2c. Insonderheit ist der große Wald von Caronia berühmt, wo unzählige Eschen stehen, die eine vortrefliche und von den Ausländern sehr gesuchte Manna liefern. Die aus dem Marchesat von Gerari zwischen den Städten Catania und Taormina wird auch sehr geschätzt.

Diese Eschen wachsen gemeiniglich wild: man pflegt sie aber auch zu säen, wie andere Gartengewächse. Viele, denen das Säen zu langweilig ist, schneiden von den wilden Eschen Reiser ab, und stekken solche 7 bis 8 Fuß von einander. Gute Wirthe pflanzen zwischen den Eschen Weinstökke, und ziehen so lange Nutzen davon, bis die Esche Manna liefert, welches unter 10 Jahren nicht geschieht.

Wenn die Esche ausgewachsen ist, giebt sie einen schönen geraden, hohen Stamm, dessen Krone sich weit ausbreitet: die Rinde ist glatt und grünlich grau. Die Blätter sind ungleich gepaart und bestehen aus 4 oder 5 Paar, die gegen einander über an einem gemeinschaftlichen Stiel stehen, und sich an der Spitze mit einem Blatte endigen. Sie sind glatt, ein wenig ausgezahnet, dunkelgrün, und geben nicht viel Schatten. Der Samen, welcher sich im März zeigt, ist eine längliche platte Kapsel, von der Art, welche die Botaniker Vogelzunge nennen; er hängt in Büscheln herab, wie die Beeren des Lorbeer-Baums.

Die Sicilianer pflanzen die Eschen gern auf Abhängen gegen Morgen. Die Ursache ist, weil sie früh die Sonne nöthig haben, um sich zu erwärmen; hingegen Nachmittags ist ihnen

der

der Schatten und eine frische Luft zuträglich, damit die ausgeschwitzte Manna Zeit gewinnt, sich zu verdikken. Weil die Kultur und das gute Klima indessen nicht allemal hinlänglich sind, die Ausschwitzung der Manna zu bewirken; so haben die Landsleute der Natur ihr Verfahren abgesehen, wie Boccone in seinem Museo di Fisica sagt, und durch eine mechanische Operation, nämlich durch das Ritzen der Bäume gesucht, mehr Manna, und sogleich eine größere Nutzung daraus zu ziehen. Sie nennen dieses: zur Ader lassen, Sagnare und verfahren dabey auf folgende Weise.

Kurz vor den Hundstagen, oder gegen das Ende des Julius machen die Mannasammler, wenn sie sehen, daß der Baum nach ihrem Ausdruk verliebt ist (é in amore) bey heiterm, standhaften Wetter, wenn kein Regen zu befürchten ist, gegen Abend Einschnitte in die Eschenbäume, und fangen bey denen, die den niedrigsten Stand haben, an. Der Einschnitt geschieht horizontal in den Stamm, auf der Morgenseite und in der Länge einer Spanne: man nimmt sich aber dabey in acht, daß der Schnitt nicht tiefer geht, als die Rinde. Alle Tage wird ein neuer Einschnitt einen Zoll höher gemacht, und zwar beständig auf derselben Seite, um die folgende Seite aufs nächste Jahr zu versparen.

In einigen Gegenden, zumal wo der Absatz der Manna stark ist, hat man ein Eisen, das zugleich 3 einen Zollweit von einander abstehende Einschnitte macht, damit die Arbeit desto besser fördere.

Aus diesen Einschnitten fängt alsdenn ein dikker weißlicher Saft an hervorzuquillen, welcher sich auf der Rinde verdikt, so wie das geschmolzene Wachs, welches an den Fakkeln herunterläuft. Dieser Saft wird ohngefähr alle 8 Tage, wenn er dik genug ist, und früh, ehe die Sonne die Luft zu sehr erwärmt, abgenommen. Die Arbeit währt insgemein bis zu

Ende

Ende des Augusts, und bis die regnigte Jahrszeit anfängt; der Regen löst die Manna auf, folglich sehen sich die Arbeiter alsdann genöthigt, aufzuhören.

Wenn der Baum stark ausschwitzt, so pflegt der Saft bis auf die Erde hinab zu laufen; damit er nun nicht voll Staub und Schmutz werde, breitet man große Blätter oder Steine unten aus: einige setzen auch hölzerne Kästchen darunter, in welche die Manna häufig läuft. Wenn sie voll sind, verkaufen sie solche denen, die damit handeln.

Die Sicilianer unterscheiden zwo Arten von Manna, nach den Bäumen, worauf sie wachsen. Die Manna, welche von der blühenden Esche (Fraxinus Ornus) die man durch Kultur ziehet, gewonnen wird, heist Manna in Cannuolo oder die Corpo, oder Spontanea, ist ziemlich weiß, und sieht beynahe aus wie das Wachs, welches an den Fakkeln herunter läuft. Die andre Art, Forzata oder Manna in Frasca, oder in Sorte genannt, ist diejenige, welche von derselben Art Eschen auf den Bergen durch Einschnitte gewonnen, und wenn sie auf die Erde fällt, auf Blättern gesammelt wird; was an den Bäumen hangen bleibt, wird mit hölzernen Messern abgelöset oder abgekratzt.

Die schönste Manna ist die von selbst ausschwitzt, oder die Manna di Corpo. Sie kommt sowohl von dem Fraxinus Ornus, als von dem Fraxinus excelsior, die durch Kultur gezogen werden. Man sammelt sie bloß von den Reisern und jungen Zweigen, welche die großen Bäume treiben. Sie ist selten, weil man nur eine geringe Quantität davon erhalten kann. Sie schwitzt aus, wenn die Pflanze gar zu viel Saft hat, der keinen Raum in ihren Gefässen findet: „er wird also gezwungen" sagt oben angeführter Boccone, „durch die Oberfläche durchzudringen, da er sich denn durch die reine warme Luft und die

darinn

„darinn schwebenden intrösen Theile verdikket. Wir bemerken, „daß um diese Jahrszeit in der Rinde vieler anderen Arten von „Bäumen Risse entstehen, und daß daraus ein Saft hervor„schwitzt. Eben dieses kann also auch mit den Eschenbäumen „geschehen; sein Saft kann aus den Poren und Rissen heraus„dringen, und an der Oberfläche der jungen Zweige gerinnen „und erhärten.“

Wenn einige Schriftsteller behaupten, daß die Manna aus Calabrien, in Ansehung der Güte und anderen Eigenschaften, den ersten Platz, die sicilianische den zweyten, und die römische, insonderheit die aus der Gegend von St. Felicita und della Tolfa, den dritten verdiene; so muß man es heutiges Tages umkehren, und sagen, daß der sicilianischen mit Recht der Vorzug vor allen anderen gebühre, weil die Erfahrung beweiset, daß sie trokner, und ausgedörrter als die Kalabrische ist, und folglich nicht so leicht verdirbt, wodurch ihr Gebrauch ekelhaft wird. Die calabrische Manna ist auch bey weitem nicht hinlänglich, und das hat viele Landleute in Sicilien aufgemuntert, in ihren Grundstükken und Gärten Eschenbäume anzuziehen, wovon sie einen sehr guten Vortheil gewinnen, weil die Manna einen sichern und geschwinden Absatz findet *)

Der Preis der Manna ist in Sicilien verschieden, und richtet sich nach der Erndte, oder nachdem in einem Jahre viel davon gewonnen worden. Bey einem reichlichen Ertrage gilt der

*) Dieser einträgliche Handel ward sonst in den Maremme von Toscana oder den niedrigen Gegenden an der See, wenig geachtet. Die Eschen wachsen hier häufig wild. Es kamen daher alle Jahre Landleute aus der Lombardey und Lucca, welche für einen geringen Zins, von den Eigenthümern des Bodens, wo sie wachsen, den Niesbrauch von den ansehnlichen Gebüschen und Wäldern dieser Bäume hatten. Wie es jetzt damit beschaffen ist, kann ich nicht sagen.

der Rotolo 3¾ Tari; bey einem mittelmäßigen steigt sie auf 5, und wenn wenig gewonnen worden, auf 7½ Tari.

Wie viel Manna jährlich in Sicilien gewonnen wird, ist sehr schwer zu bestimmen, und bleibt allemal ungewiß, weil die Schätzung von gar zu vielen abwechselnden Umständen abhängt. Wenn es mir aber erlaubt ist, Muthmassungen zu wagen, so behaupte ich, daß der Handel derselben für Sicilien ungemein wichtig ist, indem ohngefähr 2000 hiesige Cantara verkauft werden, welche, jeden Cantara zu 17 Ducie gerechnet, 34000 Ducie einbringen. Sie wird meistens von Palermo und Cefalu nach Livorno, Genua und Marseille versendet, welches freylich noch lange nicht der vortheilhafteste Absatz ist: denn die dortigen Kaufleute gewinnen wieder viel, daß sie solche in andere Länder schikken.

Der Gebrauch und der Nutzen der Manna in der Medicin ist groß. Sie erweicht, führt gelinde ab, ist gut für die Brust, und hat viele andere Eigenschaften, die Boccone im Museo di Fisica Obs. 25 und andre Aerzte weitläufig beschreiben. Der gemeinste Gebrauch der Manna in den Ländern jenseits der Alpen ist, daß sie gewissen Arten von wollenen Waaren einen Glanz und Festigkeit dadurch geben, wie man in anderen Ländern mit dem aus der Wurzel Orchis pyramidalis. Linn. im Orient verfertigten Salep thut.

Etwas

Etwas den Gebrauch der Steinkohlen betreffend.

Beschluß.

Außer der bisher angeführten Art der Abschwefelung, bedient man sich noch einer andern Rektifications-Methode, welche freilich nicht eben Jedermanns Werk ist, die aber den dazu erforderlichen Aufwand, durch die mehreren Vortheile, welche dadurch in vielfacher Hinsicht verschaft werden können, hinlänglich zu erstatten vermag.

Es werden nämlich in besondern dazu erbauten Oefen, alle fremde und zu manchem Behuf schädliche Bestandtheile von den Kohlen, vermittelst einer Art von Destillation abgezogen. Diese erscheinen zuerst in einem klaren und hellen Wasser, welches nach und nach immer balsamischer riecht und schmekt, hiernächst aber in klaren, immer dikker werdenden, und nach und nach stärker riechenden, zulezt völlig pechartigen Oelen.

Vermittelst dieser verschiedenen Sorten von Wassern und Oelen, können in Hinsicht auf die Gerbereyen und aufs Leder Negotium überhaupt, die ansehnlichsten Vortheile gewonnen werden. Jede Sorte der bekannten Leder kann, vermittelst dieser Behandlungsart, in einem Drittel der sonst gewöhnlichen Zeit und in ungleich besserer Güte, als wirs bisher gewohnt gewesen, und mit gänzlicher Ersparung der Baumrinde und Knospern, gahr gemacht und gewonnen werden.

Das zulezt erscheinende dikke Oel, dient zum besten Schiffspech und würde vielleicht zugleich das sicherste Verwah-

wahrungsmittel gegen die den Schiffen so nachtheiligen See-würmer abgeben.

Doch unser Zwek geht nur dahin, das Publikum auf die unübersehbare Menge von Vortheilen, die ein allgemeiner Steinkohlenbrand gewähren könnte, aufmerksam zu machen, und wir verweisen den Leser auf die schon angeführte Schrift: Entdektes allgemein brauchbares Verbesserungsmittel der Steinkohlen rc.

Der patriotische Eifer des Herrn Reichs-Grafen von Hochberg auf Fürstenstein, welcher in allen, in diesem Aufsatz, angepriesenen Feuerungsarten, auch in Absicht der letzterwehnten Abschwefelungs-Methode die ersten, und immer glüklichen, Versuche, unter Besorgung des so geschikten, als unermüdet raffinirenden Herrn Forstverwalters Heller, anstellen lassen, verdienen um so mehr den lautesten Ruhm, als es zu wünschen wäre, daß so nachahmungswürdige Beyspiele, auch hier zu Mustern der Nachahmung angeführt seyn mögten!

Geschrieben in Schlesien zu Anfange des Jahres 1781.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

26ste Woche.

Vom Zuge der Vögel. *)

Es ist bekannt, daß einige Vögel in gewissen Monathen des Jahres uns verlassen, und in einer andern bestimmten Jahrszeit wieder kommen. Dieses geschiehet im Herbst bey Annäherung des Winters, und jenes im Anfange des Frühlings. Diese Beobachtung macht auch der Prophet Jeremias im 8ten Kap. 7. Vers. Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit: eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe merken ihre Zeit, wenn sie wieder kommen sollen. Zwo Fragen kann man hiebey aufwerfen, erstlich: Wie diese Thiere die Zeit ihres Abzugs und ihrer Rükkehr erkennen? und zweytens: wie sie durch den unbegränzten Luftkreis den Weg finden?

Die Vögel, die nach Italien zurükkehren, kommen im Herbst von nördlichen bergigten Gegenden, um der dasigen schon kältern Witterung, mit dem sich einstellenden Mangel an Speisen, die

*) Auszug aus der Dissertazione Sopra il passaggio degli uccelli oto: Abhandlung über den Zug der Vögel, gelesen 1754 in der gelehrten Gesellschaft des Grafen Mazzuchelli zu Brescia, daselbst gedrukt 1765 in einer Sammlung anderer dergleichen Abhandlungen im 4 Tom. I. p. 323. 341.

die ihrer Natur gemäß sind, zu entgehen, und die gelindern zu suchen. Hunger und Kälte treiben sie also zu uns. Das nämliche wiederfährt ihnen aber auch endlich in Italien. Darum ziehen sie nach und nach weiter, bis sie unter einen Himmelsstrich kommen, wo der Winter am gelindesten ist, und die Felder ihnen das gehörige Futter darreichen. Solche Gegenden sind, die ans Meer gränzen, oder durch Gebürge vor dem Nordwind geschützt werden, oder durch Ausdünsten unterirdischen Feuers oder anderer warm dünstenden Materien mitten im Winter so gelinde sind, als im Frühling.

Es giebt Vögelarten, die auf ihrem Zuge so lange in Italien verweilen, bis die empfindlichste Kälte eintritt und sie weiter zu ziehen zwingt; und andere die sich unter den Stoppeln und Sträuchen des Feldes oder zwischen dem Gebüsche der Wälder verbergen, und daselbst überwintern. Wehe ihnen alsdenn, wenn ungefähr der Schnee ringsum den Erdboden bedekt! denn in solchen Fällen fehlt es ihnen an Lebensmitteln und Bedekkung; sie verstarren vor Kälte, oder werden ein Raub der Vogelsteller. Viele wagen es alsdann weiter fort zu ziehen, und kommen von Hunger erschöpft und von rauher Luft erstarrt unterweges ums Leben.

Wenn die Vögel unter gelinderen Himmelsstrichen überwintert haben, und nun der Frühling und die Zeit da ist, den Verlust, den ihr Geschlecht auf dem Durchzuge entweder durch die Vogelsteller oder durch andere Unglüksfälle erlitten hat, wieder zu ersetzen; so werden sie durch die warme Witterung ermahnt, in ihr frischeres Vaterland und in die verlassenen Gebürge zurük zu kehren. Denn es ist gewiß, daß die kältern Himmelsstriche zur Zeugung und Vervielfältigung der Thiere viel

viel bequemer sind, als die wärmern. Italien und andere mittägliche Länder haben es mit ihrem größten Schaden erfahren. Die nördlichen Völker hatten sich so sehr vermehrt, daß, da sie ihr Vaterland nicht mehr ernähren konnte, sie in Italien eindrangen, und es in einen Sitz der Barbarey verwandelten.

Man siehet in diesem Zuge der Vögel offenbare Spuren der göttlichen Vorsehung. Denn zu welcher unendlichen Zahl würden sich die Vögel nicht vermehren, wenn nicht Millionen von ihnen auf ihrem Zuge von Norden zu Mittag auf vielfältige Art zu Grunde gingen. Wenn man allein jene rechnet, welche zur Speise der Menschen dienen, so würden Millionen und Billionen heraus kommen. Sie müßen daher in das Klima, welches ihrer Vervielfältigung zuträglicher ist, zurük kehren, damit der Verlust wieder ersetzt werde, und die Menschen an dieser Art von Speise im künftigen Jahre keinen Mangel leiden.

Daß die nämlichen Vögel, welche im Herbst in gelindere Länder gezogen sind, auch im Frühling zurük kommen, das beweiset in Italien unter andern die Art Finken, die man Märzfinken (Marzuoli) nennt, weil sie sich daselbst in diesem Monat unfehlbar wieder einstellen. Daß aber alle Gattungen von Vögeln, die im Herbst durch eine Gegend Italiens gezogen sind, durch den nämlichen Weg zurükkehren, dieses kann nicht bewiesen werden. Denn oft bemerken wir im Zurükzuge gewisse Gattungen nicht, die wir im Herbste sahen. Jedoch kann geschehen, daß sie nicht schwarmweise, sondern in dünnen Reihen, oder nur sehr wenige auf einmal oder wohl gar zu hoch, als daß wir sie sehen können, über uns weg ziehen.

Auf diese Weise läßt sich die erste Frage, wie die Zugvögel die Zeit ihres Abzuges und ihrer Rükkehr erkennen, beantworten. Nämlich die Kälte und der Mangel an Lebensmitteln erinnert sie an die Zeit ihrer Abreise, und die rükkehrende Wärme an die Zeit ihrer Rükkehr. Die Wärme scheint ihnen überlästig zu seyn; denn sie sind am liebsten an Flüßen, in Wäldern und in schattigten Gegenden.

Nun zur andern Frage: Wer lehrt den Vögeln den Weg, durch den sie ziehen? Wer setzt ihnen Grenzen, wie weit sie ziehen sollen? Ich glaube, daß die Bestimmung des Weges und Ziels nicht von der Wahl der Vögel, sondern von den Winden, die in dem Luftkreise; das sind, was die Ströhme im Meere sind, hergeleitet werden müßte. Gleich wie die Winde ein Schiff nach ihren Gefallen hier oder dahin treiben, so werden auch die Zugvögel, die man in diesem Fall als belebte Schiffchen ansehen kann, von den Windströhmen fortgetrieben. Und gleich wie es im Meere Ströhme giebt, die immer einen Gang halten, so giebt es auch Winde, die zu gewissen Zeiten nach gewissen Gegenden ströhmen. Solche Windströhme entstehen ordentlicher Weise zur Zeit, da die Vögel, von Kälte und Mangel an Futter gezwungen, in ihrem Zuge begriffen sind. Drum werden sie, wenn sie sich hoch in den Luftkreis erheben von denselben fortgetragen.

Wenn man dieses alles als wahr annimmt, so laßen sich alle die besondern Erscheinungen, die man beym Zuge der Vögel beobachtet hat, leicht erklären.

Man beobachtet, daß der Vögelzug bald einige Tage früher, bald später seinen Anfang nimmt. Dieses kann theils

vom frühern oder spätern Eintritt des Grades der Kälte, der sie zum Abzuge bestimmt, theils von dem frühern Wehen der Winde, die ihnen den Weg bahnen, herkommen. Denn wenn die Zeit zur Abreise nahe ist, so erheben sie sich oft hoch in die Luft, flattern daselst ins ungewisse hin und her, und laßen sich wieder zur Erde herab, bis sie endlich in den Windstrohm gerathen, der sie auf ihre Heerstrasse führt. Gleich wie aber dieser sich früher oder später einstellen kann, so kann der Zug der Vögel früher oder später anfangen.

Zweytens: geschieht es, daß sie in ihrem Zuge bald höher bald niedriger fliegen: welches gleichfalls von den Windströhmen, die bald höher bald niedriger sind, hergeleitet werden kann.

Drittens: ereignet es sich sehr oft, daß man in einem Lande gewisse Gattungen von Vögeln in einem Jahre nicht vorüber gehen sieht, die doch in anderen Jahren nicht ausgeblieben sind. Dieses kann geschehen, entweder weil solche Vögel zu hoch geflogen sind, als daß man sie sehen konnte, oder weil sie der Windstrohm durch benachbarte Länder getrieben hat. Auch erfahren wirs oft, daß die Vögel, die nach Gewohnheit bey uns nicht erscheinen, bey unseren Nachbaren sich desto häufiger einfinden.

Viertens: richten einige Gattungen der Vögel ihren Flug nach anderen Gegenden; denn da sie sich in verschiedene Gegenden zum Abzuge erheben, so gerathen sie in verschiedene Windströhme, die sie nach andern Gegenden treiben.

Auf diese Weise kann der Zug der Vögel in Ansehung der verschiedenen Richtungen geschehen.

Er dauert viele Tage und vielleicht länger als einen Monat; denn ob sie gleich manchmal sich auf die Erde niederlaßen, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß sie auch manchmal einige Tage nacheinander, besonders wenn sie über Meere fliegen, den Flug fortsetzen. Weil sie alsdenn durch keine Speise noch Ruhe die Kräfte ersetzen können, die sie durch die unterbrochne Bewegung der Flügel verliehren, so muß ihnen der Wind, der ihnen den Weg öfnet, und sie auf seinen Fittichen trägt, zu Hülfe kommen. Durch desselben Hülfe dürfen sie ihre Flügel nur so weit bewegen, als hinreichend ist, damit sie nicht herab sinken, fast eben so wie ein Schiff, das durchs Rudern in Bewegung gesetzt werden muß.

Käme der Wind nicht zu Hülfe, so würde es nicht weit kommen, und die Ruderknechte würden gar bald die Arme sinken lassen. So weis ich auch nicht, wie die Vögel den Zug nach den mittäglichen Gegenden, in dem unbegränzten Luftkreise, finden würden; wenn ihnen nicht die Richtung der Winde zum Kompaß diente.

Dagegen könnte man erstlich einwenden: daß man solche Winde welche zum Zug der Vögel nöthig sind, nicht jederzeit empfindet, und wenn sie wehen, keine Zugvögel zu sehen sind. Allein die Winde, die wir empfinden, sind niedrig und haben mit denen, die im höhern Luftkreise herrschen, keine Verbindung. Dies beweisen die Wolken, welche oft in verschiedner Höhe von verschiednen Winden nach entgegen gesetzten Richtungen bewegt werden, während daß auf der Erde eine große Windstille herrscht. Hieraus läßt sich der Einwurf leicht auflösen.

Zweytens kann man einwenden: daß manchmal Vögel erscheinen, die man sonst nie gesehen hat. Eduard Wotton erzählt

erzählt in seinem Werke de Differentiis Animalum Lib. 7. C. 32. venere in Italiam de Briacensibus bellis civilibus transadum exterae et novae aves. Ita enim adhuc vocantur surdorum Species, paulo infra columbas magnitudine, sapore oratae. Welcher Wind hatte wohl diese Vögel herbey gewehet? Hatten etwan die Winde ihre gewöhnliche Richtung verlaßen?

Ein ungewöhnlicher Windstrohm kann sie gar wohl aus ihrem sonst gewöhnlichen Wege fortgerissen und nach Italien gebracht haben, wofern sie in andern Jahren daselbst nie wieder erschienen sind. Denn, wie oft ist es nicht geschehen, daß eine verderbliche Wolke von Heuschrekken, aus keiner andern Ursache, von den entferntesten Ländern nach Italien getrieben worden ist, als weil sie in ihrem Zuge von gewaltigen Windströhmen dahin gerissen wurde?

Stellen sich aber solche neue Vögel jährlich wieder ein, so ist dies ein Merkmal, daß aus der Gegend, woher diese neue Vögel kommen, nun ordentlicher Weise im Herbste Winde blasen, die sonst nicht gewöhnlich waren; welches nichts Unwahrscheinliches an sich hat. Denn es enthält nichts wiedersprechendes, daß ein Land gewissen neuen Winden ausgesetzt werde. Niedergehauene Wälder, die es vor gewissen Winden schützten, neue Gährungen unterirdischer Materien, die mit warmen Ausdünstungen die Luft ausdehnen oder andere Ursachen, können die Quellen neuer periodischer Winde seyn.

Alles dieses ist von den Zugvögeln zu verstehen, die sehr viele Reisen unternehmen und aus den entferntesten Ländern zu gewisser Zeit zurük kommen. Es giebt aber auch Zugvögel, welche mit leichterer Mühe und in kleinern Tagereisen ihren

kurzen Zug vollenden. Der obengenannte Wotton sagt in dem angeführten Werke Lib. 7, C. 123. gewisse Gattungen von Vögeln entfernen sich nie weiter, als in die benachbarten Länder, woher sie zu gewisser Zeit in ihr Vaterland wiederkommen. Zu diesem Zuge haben sie der Hülfe des Windes nöthig. Sie gelangen in kurzen Flügen oder Tagereisen dahin, laßen sich oft nieder und haben Gelegenheit, die Gegenden ihres Durchzuges kennen zu lernen. Die Aeltern können den jüngeren zu Wegweisern dienen, und so kann der Weg von einem Geschlecht zum andern bekannt bleiben.

Bey einigen Gattungen ist die Abreise und Rükkehr nur scheinbar, in so fern sie zu gewisser Zeit verschwinden, und zu gewisserZeit wieder erscheinen. Willughby meynt, die Schwalben ziehen nach Aegypten und Aethiopien*). Ich will nicht in Abrede seyn, daß ein Theil der Schwalben in die gesagten Länder ziehe; jedoch behaupte ich, daß wenigstens ein guter Theil derselben im Winter verschwindet, weil sie in Höhlen und Winkeln zusammen kriechen, und sich vor der Kälte verbergen. Man hat ihrer Viele in Spalten der Berge, wo diese der Sonne ausgesetzt sind, fast ganz federlos gefunden. Schottus erzählt in seiner Physica curiosa: in einem Walde des obern Deutschlands habe man eine hohle Eiche voll Schwalben gefunden. Olaus Magnus schreibt: in den nördlichen Ländern finde man sie im Schilfe der Sümpfe, wie große Ballen zusammengehäuft, und wenn man sie in warme Stuben bringe, bekämen sie Leben und fliegen; stürben aber bald wieder. Dieser Schriftsteller erzählt zwar oft Fabeln, jedoch bleibt er immer wegen seiner großen Gelehrsamkeit ein sehr wichtiger Mann,

*) Ornithol. lib. 2. C. 3.

Mann, dem allemal Glauben beygemessen ist, wofern er Dinge erzählt, die in sich selbst nichts widersprechendes enthalten, und noch von anderen Schriftstellern bestätiget werden. Der gelehrte Ettmüller schreibt, er habe mehr als ein Scheffel gefühllose Schwalben, bey denen jedoch noch der Puls schlug, und die fast aneinander hingen, zwischen dem Schilfe eines Teiches unter dem Eise gefunden; und Colas bestätiget dieses, durch andere dergleichen Nachrichten, die er als Augenzeuge der königlichen Societät zu Londen zugeschikt hat. Und, noch wahrscheinlicher zu machen, daß die Schwalben sich im Winter ohne Nahrung und gefühllos verbergen, setzt er noch hinzu, er habe oft beobachtet, daß sie bey ihrer ersten Erscheinung im Frühling sehr kraftlos sind. Dazu kommt noch das Zeichniß Davids van Sterrebek, der es für eine auf den Ufern der Ostsee ganz bekannte Sache hält, daß die Schwalben sich hundertweise zusammen schlängen, sich auf den Grund des Meeres versenkten, und daselbst überwintern, wofern sie nicht in Fischernetzen heraus gezogen würden.

Wie kommt es aber, daß die Schwalben, die sich in den Klüften der Berge, oder in hohlen Bäumen, oder auch unter dem Eise verbergen, nicht vor Hunger sterben, oder im Wasser erstikken?

Die sich außer dem Wasser verkriechen, können einige Nahrung entweder von den herabfallendem Mehl verfaulter Bäume, oder von dem Moos der von der Sonne beschienenen Höhlen, worin sie sich verborgen haben, ziehen. Vielleicht kriechen sie auch beym Sonnenschein der Wintertage aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich her etwas Nahrung zu suchen. Daß dieses aber in sehr kargem Maaß geschehe, das beweisen

weisen ihre ausgefallene Federn. Die Nahrung muß nicht hinreichend seyn, bis in die Federn sich zu verbreiten.

Die Ursach, warum sie unter dem Wasser nicht erstikken, ist leichter zu errathen. Die Figur einer Kugel, die sie fest an einander geklammert im Wasser bilden, macht, daß das Wasser nicht zwischen ihnen eindringen kann. Wenn sie sich nun so zusammen ballen, daß ihre Köpfe einwärts gegen einander stehen, und den Ueberrest rings um geschlossen, dem Wasser preiß geben, so können sie gar wohl unter Wasser seyn, ohne zu erstikken. Daß sie aber einige Monate in diesem Zustande bleiben, ohne vor Hunger zu sterben, ist nicht unmöglich. Die Geschichte erzählt von Menschen, die lange Zeit ohne Nahrung gelebt haben *). Die Erd-Schildkröten leben den ganzen Winter unter der Erde und die Maulthiere schlafen einige Monate ohne Nahrung. Weil in diesen Thieren das Blut sehr langsam durch die Adern schleicht, so setzt es ihre flüßigen Theilchen nicht in Bewegung, folglich dünsten sie nicht aus, und haben nicht nöthig durch äußere Nahrung einigen Verlust zu ersetzen. Das nämliche kann sich mit den Schwalben unter dem Wasser ereignen. Daß Wasser, das sie umgiebt, verschließt den Ausdünstungen den Weg, und überhebt sie für einige Monate der Nothwendigkeit, durch Speisen ihr Leben zu erhalten.

Nicht nur die Schwalben, sondern auch andere Vögel verbergen sich im Winter **). Ich will nur den Weihe zum Beweise anführen. Wenn der Winter nahe ist, so ziehet er entweder

*) Ionston Taumatographia classe 10, art 7.

**) Wotton loc. cit.

weder in ein warmes Land, wenn es nicht weit entfernt ist, oder verbirgt sich. Man hat welche aus engen Löchern hervorfliegen gesehen; andere hat man in hohlen Bäumen, wie Schottus und Jonston bezeugen, gefunden, wo sie sich im Baummehl vor der Kälte verkriechen. Andere verstekken sich in ihre Nester, und schützen sich mit dem Dekkenkleide ihrer Federn wider die Strenge des Winters. Findet sich aber der Weihe nahe bey wärmern Ländern, so läßt er sichs nicht verdrießen, dahin zu ziehen. Die Weihen in Italien und in benachbarten Ländern ziehen über das schwarze Meer nach Aegypten und kommen bey Eröfnung des Frühjahrs zurük. Da Belloin am Ende des Aprils sich auf dem thracischen Ufer des schwarzen Meers befand, und daselbst an der Mündung des Bosphorus auf einem Hügel stand, sah er einige Tage nacheinander Weihen in solcher Menge zurük kommen, daß er ausrechnete, sie würden die Anzahl aller Menschen des ganzen Erdbodens übersteigen, wenn sie einige Tage in solchen Schwärmen, wie er sie einen Tag gesehen hatte, zu fliegen fortführen. Jonston merkt aus dem H. Isidor an, daß die Weihen in ihrem Zuge den Kukuk auf ihrem Rükken trügen, weil er lange Tagereisen nicht aushalten würde. Sie belehren uns, daß der Stärkere dem Schwachen unter die Arme greifen muß.

Von

Von den spanischen Fliegen, welche in Sicilien gesammlet werden. *)

Die spanischen Fliegen oder Cantthariden, Cantharides officinarum (Meloe vesicatorius. *Linn.*) werden jährlich in Sicilien in großer Menge gefangen, und sie sind den Einwohnern dieser Insel, wegen des vortheilhaften Absatzes an die Ausländer, von ziemlicher Wichtigkeit. Es ist eine große Fliege **) deren Farbe ins Goldgrüne und Blaue spielet, die aber häßlich stinkt. An Größe und Farbe ist das Insekt sehr verschieden: gemeiniglich beträgt die Länge 9 Linien eines pariser Zolles. Die beyden Fühlhörner sind beweglich und sägenförmig, die Augen sind rund, der Kopf gebogen, fast dreyekkig, und gleichsam mit einer kleinen Nath versehen. Der Kopf sowohl, als der ganze Leib, ist mit sehr spitzigen stechenden Haaren von weißlichter Farbe versehen. Er hängt mit dem Brustſtükke zusammen und hat 4 paarweise stehende Füße, welche gegliedert und unten sägenförmig sind. Zween etwas größere Füße befinden sich an dem Brustſtük, welches sich in 6 runde Ringe theilt. Die beyden Flügel des Insekts sind mit Flügeldekken bedekt, welche die obgedachte grünglänzende Farbe haben.

Man hat oftmals bemerkt, daß die spanischen Fliegen sich nicht in Sicilien erzeugen und glaubt, daß sie aus weit entlegenen Ländern Asiens oder aus Aegypten kommen. Man sieht sie in unzählbaren Haufen wie Wolken jährlich zu einer gewissen

*) Abts Festini Briefen.

**) Eigentlich ein Käfer, den Linné zum Geschlecht Meloe rechnet, worunter auch der Maykäfer und 15 andere Käferarten gehören. Ueb.

sen Zeit, im May und zu Anfange des Junius, nach Art so vieler Zugvögel, ankommen. Ihre Ankunft merkt man bald aus einem unangenehmen Geruche, wie ein volatilisches Salz, welches sie durch die Luft und allenthalben wo sie sich nieder-lassen, verbreiten. Sie nehmen gleich Besitz von den Oel-bäumen, doch laßen sie sich auch auf Eichen und anderen Bäu-men nieder *) deren Blätter sie zernagen.

So bald die Landleute den Geruch merken, welchen die Insekten von sich geben, so wissen sie schon, daß sie auch nicht weit sind. Wenn sie solche nun auf einem Oelbaum antreffen, wo sie sich gemeiniglich in großer Menge beysammen aufhal-ten, so tragen sie früh, ehe die Sonne die Luft erwämt, ein Tuch unter solchen Baum, und breiten es aus. Die kühle Nacht und der Morgen hat diese kleine Thierchen alsdenn so kraftlos gemacht, daß sie nicht fliegen und den Nachstellungen ihrer Feinde entgehen können. Sie fallen vielmehr in das untergebreitete Tuch, wenn man auf die Zweige schlägt und den Baum schüttelt. Andere sind gleich beschäftigt, sie auf-zusammeln, und in einen Sak oder Topf, den sie um den Hals hängen, zu werfen.

Darauf werden sie in die Sonne gelegt, getroknet, und wenn sie recht trokken sind, mit Eßig besprengt. Warum dies geschieht, will ich nicht entscheiden; so viel ist gewiß, daß sie davon auflaufen und mehr ins Gewicht fallen, wie man mich versichert hat: andere behaupten, es geschehe darum, weil sie davon geschwind ohnmächtig werden und sterben. Als ich

*) In Sachsen halten sie sich, obgleich nicht in solcher Menge, wie in den warmen Ländern, auf den Eichen, Rheinweiden, Ho-lunder und anderen Arten von Gesträuchen auf. Ueb.

ich im May vorigen Jahres (1775) diesem Fange auf den Oelbäumen zusahe, geschahe dieses Besprengen mit Eßig gar nicht, sondern man that sie gleich in die Säkke, und wollten ja einige beym Auflesen von dem ausgebreiteten Tuche davon fliegen, so schlug man sie mit Reisern nieder.

Wenn sie frisch gefangen sind, wird die Unze aus der ersten Hand mit 4 Grana und noch weniger bezahlt. Getroknet sind sie nur den dritten Theil so schwer.

Beym Verkauf an die Ausländer wird für den Cantaro *) 40, ja auch wohl 50 bis 60 Once gegeben. Es werden jährlich ohngefähr 40 Cantara versendet, welches im Mittelpreise, zu 50 Once gerechnet, 2000 Once mehr oder weniger beträgt.

Die spanischen Fliegen sind bekannter Maßen das Hauptmittel zu zug- oder blasenziehenden Pflastern. Von ihren Wirkungen kann man des James mediciniſches Lexion nachsehen, wo er viele schöne Erfahrungen beybringt, welche in der Medicin mit diesem Insekt gemacht worden. In England und Holland werden auch gewisse Tücher damit gefärbt, und daher kauft man sie begierig auf. Das ist es, was ich Ihnen davon zu melden hatte.

Man kann es eigentlich nicht ein einheimisches Produkt nennen, sondern es ist ein ausländisches; weil die Landleute hier aber den Nutzen davon kennen, so sammlen sie es fleißig ein, und treiben einen einträglichen Handel damit. Leben Sie wohl.

*) Cantaro oder Centner, thut ohngefähr 109 hamburger Pfund.

Von

Von dem Bau des Kanariensamens in Sicilien. *)

Der Kanariensamen (Phalaris Canariensis. *Linn.*) führt bey den meisten Botanikern eben den Namen, und heißt bey den Franzosen Graine de Canarie, auf italienisch Scagliuola und nach der sicilianischen Mundart Scaghiola. Dieses schöne Vogelfutter gehört zur Familie der Gräser, und wächst in vielen Gegenden wild unter dem Getraide. Manche säen es unter den Weizen, weil es nicht viel Platz einnimmt, und ihn nicht aussauget, um einen Vortheil davon zu ziehen.

Wenn der Samen 15 bis 20 Tage gelegen, gehen einige schmale, spitzige, grasartige Blätter auf, und hernach wachsen 3 bis 4 Fuß hohe Halme hervor, welche sich in einer langen runden, oben zugespitzten Aehre endigen. Die in den Bälgen enthaltenen Körner sind glatt und glänzend, wie der Leinsamen; wenn man die äußere Schale davon abgemacht, so stekt ein weißlichtes mehligtes Korn darinn, mit schwärzlichem Rande.

Wer den Kanariensamen zugleich mit unter den Weizen säet, schneidet ihn, weil beyde gegen Ende des May, da die Erndte sich in Sicilien anfängt, reif zu werden, zugleich mit dem Weizen ab, und drischt ihn auch mit; hernach wird er, weil er viel kleiner ist, ausgesiebet. Dies macht dem Landmann wenig Mühe, und auch den Weizen nicht unrein, weil aller Kanariensamen durch das Sieb fällt: daher bauen ihn viele auf diese Weise..

Der

*) Eben daher.

Der Kanariensamen wird sehr häufig gesäet, da man ihn in Sicilien aber nur für die Vögel gebraucht, so wird der übrige an die Ausländer verkauft. Er ist gemeiniglich theurer als der Weizen: denn er gilt, nachdem die Jahre sind, der Tumulo 6. 7. bis 10 Tari, und jede Solma kostet an Bord zu schaffen 10 Tari.

Die Franzosen und Genueser kaufen ihn hauptsächlich, weil sie ihn zum Färben gewisser Tücher und Seidenwaaren, die eine gute glänzende Farbe davon bekommen, anwenden *). Sie ziehen auch ein Oel daraus, dessen Gebrauch mir aber nicht bekannt ist. Wenigstens weis ich nicht, daß man den Kanariensamen bey uns zu etwas anders, als zum Futter für die Vögel gebrauche.

*) Wo findet sich etwas von diesem Gebrauch? In Schrebers Gräsern, 1 Theil. Seite 86 wird wohl gesagt, daß man ein Mehl daraus bereite, und daß dieses in Italien unter das Weizenmehl zum Brodte genommen wird, aber von dem Gebrauch zur Farbe findet sich dort nichts. Uebrigens ist der Ertrag des Kanariensamens nicht so ergiebig, als der von Schwaden und der Hirse. Ueb.

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
Eine gemeinnützige
Wochenschrift.

Des ersten Jahrgangs

Drittes Quartal.



Berlin, 1781.

bey Johann Carl Franz Eisfeld,

Buchdrucker.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten
27ste Woche.

Nachtrag zu den Seite 168 geschlossenen Nachrichten vom Elsas und besonders von der Stadt Strasburg.

Aus einer kaiserlichen freyen Reichsstadt, ist Strasburg eine Ville libre de France geworden. Denn ihre freystådtische Verfassung ist bisher unangetastet geblieben.

Der Magistrat besteht aus dem beståndigen Regiment, und aus den abwechselnden Rathsherren. Zween Theile desselben sind aus der Bürgerschaft, und ein Theil aus dem Adel. Die Håupter dieses letztern heißen Stadtmeister, die erstern aber Ammeister; von beyden sind sechs an der Zahl, unter welchen die Regierung abwechselt, bey jenen alle drey Monathe, bey diesen alle Jahr.

Der große Rath ist oberster Richter in peinlichen und Policeysachen. In den übrigen geht die Apellation an der Stadt Kammergericht, welches von dem Reichskammergericht bey seiner Entstehung dazu delegirt worden ist; und von da, wenn die Summe worüber gestritten wird, über 1000 Pfund betrift, an den königlichen hohen Rath in Kolmar. Dieser spricht definitiv und ohne weitere Appellation. Man kann aber en Cassation d'arrét bey dem Conseil d'Etat du Roi einkommen.

Die Appellationen nach Kolmar bringen der Stadt Strasburg einen unleugbaren Schaden. Sie haben die Vermischung deutscher und französischer Proceduren, und was das Aergste ist, Ungewißheit der Rechten verursacht, die beynahe keine Klugheit mehr haben kann. Die Eifersucht, die zwischen dem hohen Rath und dem Magistrat herrscht, soll bisweilen schuld an vorgeblichen und wirklichen Widersprüchen, an Verletzung strasburgischer Privilegien und Statuten seyn. Unglüklicherweise sind diese letztern noch nicht gesammlet worden, sondern liegen zerstreut in den Archiven, den Bürgern selbst oft unbekannt. Eine Ursache mehr, um ihrer weniger zu achten.

Wenn eine Sache nicht durch die Statuten oder Stadtgesetze entschieden werden kann, so wird nach römischen Gesetzen, und wo diese nicht hinreichen, nach französischen gesprochen. Die Edits, Arrets, Ordonnances und Declarations des Königs verbinden nur, im Fall sie unmittelbar zur Befolgung an den Magistrat geschikt und von diesem angenommen worden sind.

Der große Rath besteht aus 31 Personen, aus zwanzig bürgerlichen Rathsherren, die auf den zwanzig Zünften, worinn die ganze Bürgerschaft eingetheilt ist, von dem Kollegio der funfzehn Schöffen aus ihrem Mittel gewählt werden, und wovon die Hälfte alle Jahre abgeht und neu gewählt wird; aus zehn adlichen Rathsherren, die man Konstoffler nennt, und welche vom großen Rath gewählt werden; und aus dem regierenden Ammeister, der der Präsident ist, und jedes Jahr von den zwanzig bürgerlichen Rathsherren gewählt wird.

Der kleine Rath besteht aus 23 Personen, nämlich aus sechszehn sogenannten Zumännern von den Zünften; sechs Adlichen; und dem abgegangnen Ammeister, der mit den drey Stadtmeistern vierteljährlich in der Regierung desselben abwechselt. Er beschäftigt sich hauptsächlich mit geringern Processen, insonderheit mit Konkurs- und Bausachen.

Die Verschiedenheit und Menge der Geschäfte hat aber noch andere Abtheilungen nothwendig gemacht.

Die sogenannte Dreyzehnkammer, in welcher die sämtlichen HerrenStadtmeister undAmmeister, sammt übrigenHerren XIII. sitzen, besorgt die politischen und geheimen Geschäfte, die Korrespondenz, und empfängt die Deputirten.

Die sogenannte Funfzehnkammer, weil sie aus XV. Personen bestehet, hat die Handhabung derStadtrechten undPrivilegien. Alles was die Konsummation betrift, Kaufhaus und Handwerker, geht diese Stube an. Es giebt unter ihnen Oberbau- Feuer-Fleisch-Accis-Wein-Stallzusatz-Münz-Pfundzoll- Salz- Korn und Müller- Handwerks- Umgelds- Kaufhaus- Holz- Unschlitt- Kohlen- Brunnen- Gewürz- Garten- Hirten- Herren.

Ehesachen werden vor einem Ehegericht, das nur aus Beysitzern evangelischer Religion besteht; Vormundssachen vor einem bestellten Vogteygericht u. s. w. abgehandelt.

Die Sachen welche die evangelische Kirche allhier betreffen, werden von den Herren Oberkirchenpflegern, deren nach Anzahl der Kirchen sieben, und die alle von dem be-

ständigen Regiment sind, mit Zuziehung des evangelischen Generaladvokaten, besorgt.

Dieser ganze Magistrat, mit allen Beamten die davon abhängen, ist halb katholisch und halb lutherisch.

In allen Kollegien hat der königliche Prätor den Vorsitz. Er wird unmittelbar von dem Könige gesetzt, um sein Interesse zu besorgen. Deswegen muß er von allen Berathschlagungen im voraus unterrichtet werden, und soll das Recht haben, jeden Schluß im Augenblik zu verhindern.

Auch der Syndikus der Stadt wird vom Könige gesetzt. Vor Zeiten ist er vorzüglich zu Gesandtschaften gebraucht worden. Er ist Direktor der Kanzley, bezieht aber nunmehr meist abwesend, die Einkünfte der Stelle.

Außer den Stadtgerichten giebt es hier noch einige andre Gerichtsbarkeiten.

In geistlichen Sachen richtet bey den Römisch-Katholischen die Officialität und der Bischof; bey den Lutheranern aber der Magistrat, nach vorher eingeholtem Gutachten der Oberkirchenpfleger. Er bekam bey der Reformation bischöfliche Rechte, weil er damals ganz lutherisch war. Nun fährt er fort sie auszuüben, ob er gleich halb katholisch ist.

Der Adel stehet unter seinem eignen Direktorio.

Das Militär aber unter seinem Etatmajor. Der Lieutenant du Roi ist bey der Garnison, was der Lieutenant de Police in den französischen Städten bey der Bürgerschaft ist. An ihn gehen

gehen die Civilklagen der Bürger gegen Soldaten und Officier. Aber in peinlichen Sachen ist nicht der Etat major der Stadt, oder des Regiments des Deliquenten, sondern der Magistrat Richter, wenn das Verbrechen in der Stadt, oder in dem Bann, oder Gebieth der Stadt geschehen ist. Alle Könige haben dem Magistrat dieses nothwendige Recht bestätigt. Bey dem Lieutenant du Roi liegen die Schlüßel der Stadt.

Die studirende Jugend steht unter dem Rektor der Universität, der alle halbe Jahr gewählt wird. Von ihm geht die Appellation an den großen Rath.

Endlich hat die Maréchaussée die Gerichtsbarkeit über Verbrechen, die auf öffentlichen Landstrassen begangen werden; wie denn auch über das Verbrechen der falschen Münzer ein besonderes Gericht mit der Maréchaussée verbunden ist.

Unter den deutschen Königen und Kaisern wurde Strasburg, wie vermuthlich alle kaiserliche Städte in den ältesten Zeiten, von einem adlichen Magistrat regieret. In vielen andern Städten ist dieser Stadtadel nach und nach durch allerley Zufälle entweder zur bürgerlichen Klasse herabgesunken, oder er hat zum Theil wegen der Geringschätzung, womit ihn der kriegerische Landadel belegte, die Mittelstrasse der Patricier gebildet. In Strasburg hingegen hat der Adel die unruhigen Zeiten unter den fränkschen und schwäbischen Kaisern benutzt und sich von jeder mittelbaren Abhängigkeit frey gemacht. Dadurch hat diese Stadt den Vorzug erhalten, ihren Magistrat aus dem unmittelbarem Reichsadel besetzt zu haben.

Es war aber ein trauriger Vorzug: der Adel erlaubte sich allen Muthwillen. Recht und Gerechtigkeit waren kaum

dem Namen nach mehr bekannt, alles hing von seiner blossen Willkühr ab. Dadurch zwang er die Bürger, bald seinem Beyspiel nachzufolgen, und die Banden zu zerreißen, in welchen sie von ihren trotzigen Gebietern gefangen gehalten waren.

Zudem hatten vermehrte Bedürfniße Handwerker und Handel in die Höhe gehoben. Während als der Richter sich mit Jagd und Krieg beschäftigte, arbeitete und handelte der Bürger und wurde reich. Geld stärkte seinen Muth. Entrüstet über die sklavische Unterdrükkung, die ihm der adliche Uebermuth fühlen ließ, sträubte er sich, und suchte Gewalt durch Gewalt zu zerstöhren. So ging es in Strasburg. Die ersten Versuche liefen fruchtlos ab, die Bürger wurden mit blutigen Köpfen nach Hause geschikt. Da aber einst bey entstandenem innerlichen Krieg zwischen den mächtigen und herrschenden Familien derer von Zorn und von Müllheim, die Kriegführenden Partheyen, auf Bitten der Bürger aus der Stadt gezogen waren, um die Stadt nicht mit den fremden Hülfsvölkern zu überschwemmen; so ersahen die Bürger ihren Vortheil, schlossen die Stadtthore zu, bestellten einen bürgerlichen Rath, und ließen die Richter erst nach Abtretung der Regierungsgeschäften wieder ein; da bildete sich nach und nach die folgende Verfassung. Zwey Drittheile des Magistrats wurden nun aus Bürgerlichen besetzt, und durften nur von Bürgern gewählt werden, da das übrige Drittheil der Adlichen von dem ganzen Rath, wo die Bürger die Mehrheit hatten, mußte gewählt werden. Aber der Adel behielt den ersten Rang. Noch hält der regierende Stadtmeister die Umfrage im Rath, und fertigt alle Urkunden unter seinem Namen aus. Aber der bürgerliche Ammeister hat die eigentliche Regierung und ober-

sie

ste Gewalt. Gewiß eine kluge Einrichtung für eine Handelsstadt und bürgerliche Republik.

Die innerlichen Unruhen nahmen aber mit dieser Veränderung darum kein Ende. Das Volk gewöhnte sich nun, in die Regierung Eingriffe zu thun. Der Rath wurde fünfmal abgeändert. Und da im Jahr 1349, bey dem damaligen grossen Sterben, die Juden des Brunnenvergiftens angeklagt wurden und die Handwerksmeister sich ihrer annahmen, wurden diese von dem räuberischen Pöbel entsetzt und zur Stadt hinausgejagt, und zwey tausend Juden sammt Weib und Kind lebendig verbrannt.

Eine förmliche Demokratie war Strasburg aber doch niemals. Die gesetzgeberische und oberste Gewalt bekamen drey hundert Schöffen, die sich selbst wählten. Aus ihnen und durch sie wurden die Rathsherren, Ammeister, und also der ganze Magistrat gewählt. Und so ist es noch; jedoch mit einem auffallenden Unterschied, den ich noch kurz berühren will.

Anhäufung und Wichtigkeit der Geschäfte hatte die Errichtung besonderer Kammern nothwendig gemacht. Es wäre unklug gewesen, alle geheime politische Geschäfte sogleich im großen Rath vorzutragen. Die Entscheidung würde auch den so oft abgeänderten und also unerfahrnen Rathsherren schwer geworden seyn. Man wählte demnach XIII beständige Rathsherren unter dem Namen ihrer Zahl, und wies ihnen die Berathschlagung und geheime Korrespondenz an.

Die innere Policey, Aufsicht über Konsummation, Handel und Gewerbe, wurde XV andern Herren anvertraut, und

endlich kamen noch zum Vollzähligmachen einige XXIger dazu. Diese Herren XIII, XV und XXI, sammt den Ammeistern und Stadtmeistern, heißen das beständige Regiment. Sie haben den Vortheil nicht vernachläßigt, den ihnen die Art ihrer Geschäfte, und der lebtägige Besitz ihrer Aemter gewährt hat. Sie sind bald dem Ansehen des großen Raths gefährlich worden, und da es ihnen gelungen hat, unter französischer Oberherrschaft die Regierung aristokratisch zu schildern, und die gänzliche Administration der Finanzen an sich zu ziehen, so ist nun alle Gewalt in ihren Händen, und der eigentliche Regent ist nur noch ein Schatten.

Seit wenig Jahren haben sich zwar die bürgerlichen Rathsherren bemüht, ihr erloschnes Ansehen wieder zu erheben und die ursprünglichen Rechte des großen Raths und der Bürgerschaft geltend zu machen. Aber ihre Bemühung kann bey jetziger Lage der Sachen nicht anders als fruchtlos ausfallen, und vielleicht kann sie gar eine Gelegenheit darbieten, der ganzen Verfassung eine andere Gestalt zu geben.

Die Policey in Strasburg kann als ein Muster andern Städten vorgestellt werden.

Bey dem Brod hat der Magistrat so sehr für den Nutzen des Bürgers gesorgt, daß allem Betrug vorgebeugt worden ist. Der Müller muß so viel Pfund Mehl wieder liefern als er Pfund Getraide erhalten hat; es wird daher auf einer öffentlichen Mehlwage abgewogen, und wenn es stark gefeuchtet ist, so wird der Müller gestraft. Die Laibe müßen immer dasselbe Gewicht haben, damit nicht beym Wägen und Abschneiden des Brodts ein Vortheil erschlichen werde. Jeder

Bürger

Bürger darf also nur seinen Laib zu Hause nach wägen, und wenn er ihn zu leicht oder zu naß findet, zu dem Fiscal oder regierenden Ammeister schikken. Der Bekker kann auch nicht läugnen, daß nicht das Brod bey ihm gekauft worden sey, weil er auf jedes Brod unter schwerer Strafe beym Bakken eine Zahl aufdrükken muß, die er von der Obrigkeit erhalten hat.

Ueber das werden von Zeit zu Zeit Haussuchungen bey den Bekkern angestellt, und ihr Vorrath sowohl als ihre Wagen untersucht. Vermittelst dieser Fürsorge essen die Einwohner dieser Stadt immer schönes und gutes Brod, und haben selbst in der Theurung von 1772, das Pfund gewöhnliches Brod nie theurer als 3 Sols bezahlt.

Die Aufsicht über die Fleischerbänke, über die Apotheken und andere Gegenstände, ist nicht weniger genau und sorgfältig.

Die schönen Feueranstalten sind auch auswärts bekannt. Es ist in dreyßig Jahren kein Haus ganz abgebrannt. Man hält insonderheit sehr strenge auf die Verordnung, daß niemand, wer es auch sey, in seinem Hause einen neuen Ofen setzen, oder einen Kamin- oder Schorstein aufführen, oder eine Küche, einen Bakofen, oder sonst etwas Feuerfestes bauen laßen soll, ohne vorhergegangne Untersuchung durch Deputirte vom Magistrat, und durch der Stadt Bau- und Zimmermeister. In diesen Fällen ist, wie bey den Verbrechen, die zuvorkommende Aufsicht die beste.

Für die Reinlichkeit der Strassen ist auch sehr gesorgt. Vor jedem Hause muß alle Morgen die Strasse gekehrt werden,

den, und die Hausmagd, die es vergißt, wird alsbald vor das Polizeygericht gefordert und gestraft.

Der Horb wird alsdann auf Karren mit zwey Pferden bespannt, weggeführt, und vor den Thoren aufgeschüttet. Er wird jährlich an Gärtner verpachtet. Vor Zeiten bezahlte die Stadt die Leute, die den Horb wegführten; bald thaten es die Gärtner umsonst. Man merkte aber ihren Vortheil und forderte einen Pachtzins, der stieg in verschiedenen Jahren von 600 Livr. bis auf 3000 Livres.

Bettler sieht man hier wenige. Die einheimischen sind in Armenhäuser, und die fremden werden nicht geduldet. Die Hausarmen versorgt jede Kirche. Handwerkspurschen helfen die Zünfte und das öffentliche Allmosen.

Eine neue Verordnung der Hunde wegen, macht der Stadtpolizey viele Ehre. Mitten im Winter und auch des Sommers werden alle überflüßige Herrenlose Hunde todtgeschlagen. Um die andern zu erkennen, müßen ihre Herren jedes halbe Jahr ein Zeichen bey der Stadt kaufen, das drey Livres kostet, und es dem Hunde an den Hals hängen. Vorher war der Preis des Zeichens sehr geringe; man hat ihn erhöht, um die Anzahl der Hunde zu vermindern. Leute welche Berufs halber Hünde halten müßen, wie z. B. Fleischer, kaufen sie weit geringer. Was von diesen Zeichen erhoben wird, soll dazu verwendet werden, arme Leute, die durch wütende Hunde Schaden gelitten haben, zu entschädigen. Es ist gewiß, daß auch außer der Gefahr des Wuthes eine allzu große Menge von Hunden, die man meist mit Brod und Fleisch nährt, die Konsumtion in einer volkreichen Stadt vermehret,

ret,

ret, und die Lebensmittel, wiewohl unmerklich, vermindern und vertheuren muß.

Mit dem Jahr 1780 hat eine andere nützliche Anstalt ihren Anfang genommen, die aber nicht unter der Aufsicht des Magistrats, sondern unter dem Intendanten der Provinz stehet. Ich meyne die sogenannte kleine Post, für das Innere der Stadt, und für die, in dem Umfange von sechs Stunden um die Stadt herum liegenden Orte.

Ihre Einrichtung ist dieselbe wie sie in der Stadt angetroffen wird.

Aehnliche Anstalten sind in Nancy und Lion vor kurzem gemacht worden. In der Beschreibung dieser leztern Stadt, soll ein Auszug der dahin schlagenden Verordnungen vorkommen.

Mit demselben Jahr ist auch ein strasburgischer Kalender, bey Lorenz und Schüler auf Veranstaltung und durch die Beyhülfe des Herrn Professor Oberlins, gedrukt worden, der eine historische Einleitung in die Geschichte und Verfassung der Provinz und der Stadt enthält. Er kann Fremden als ein Wegweiser dienen, die Merkwürdigkeiten der Stadt aufzusuchen.

Im Elsas wächst gewöhnlich mehr Getraide, als zur Konsumtion der Einwohner erfordert wird. Aber gehinderte Ausfuhr, und der hohe Preis des Tobaks und der Färberröthe hat deßen Anbau, beträchtlich vermindert und die Einfuhr fremden Getraides nothwendig gemacht. Und doch ist der Preis des Getraides so gering, als er es kaum bey dem beträchtlichsten Anbau seyn könnte. Diesen Vortheil haben die

Ein=

Einwohner dieses gesegneten Landes, den vorteflichen Anstalten in Strasburg zu danken. Viele Ursachen trafen zusammen, um den Fruchtmarkt in dieser Stadt zu vergrößern. Nicht sowohl die Wahrscheinlichkeit des Verkaufs, wegen der Menge der Käufer bey so großer Aufzehrung, sondern hauptsächlich der große Vortheil der fremden Bauern, bey jedem Markt, mit dem Glokkenschlag zwey sein Geld von der verkauften Frucht baar zu erhalten, ohne sich gleichsam darum zu bekümmern, an wen er sie verkauft hat. Neun von der Stadt dazu bestellte und geschworne Kornwerfer müßen diese Auslage aus ihrem Beutel thun, und sie die übrigen Tage der Woche einzeln von den Käufern wieder einsammlen. Diese Auslage kann bisweilen 12000 Gulden übersteigen. Dafür bekommt der Kornwerfer für die Mühe das fremde Getraide zu messen, 6 Sols von jedem Sak, oder Viertel, das gewöhnlich 184 Pfund wiegt. Diese Ordnung betrift aber nur die fremde Frucht-Verkäufer, die aus Lothringen, Schwaben und aus der Pfalz häufig ankommen. Sie geht dem Elsaßischen Bauer nichts an, der seine Frucht selbst mißt und selbst verkauft, und das Geld selbst einsammlen muß, dagegen auch kein Kornwerferlohn bezahlt. Eine andere Verordnung ist dem Getraidehandel in Strasburg nicht weniger vortheilhaft. Jeder Bauer muß beym Eintritt in das Elsas, oder beym Abfahren aus seinem Ort angeben, wo er sein Getraide verkaufen will. Der Ort, den er angiebt, wird auf den acquis à Caution geschrieben, und dem Bauer mit gegeben. Er nennt meist Strasburg als den Ort, wo der Verkauf am gewissesten ist. Bey seiner Rükkehr muß er den acquis wieder vorweisen, unterschrieben von dem Sekretair der Herren XV. in Strasburg, zum Beweis, daß er auch wirklich sein Getraide dahin geführt hat. Sollte er betrügen, so würde er hart gestraft.

gestraft. Wenn er also sein Getraide noch so theuer außerhalb der Stadt verkaufen könnte, so darf er nicht, und muß es in die Stadt fahren, wo die Konkurrenz den Preis herunter setzt. Ueber das darf keine Frucht, die einmal in die Stadt geführt worden ist, ohnverkauft wieder heraus geführt werden. Sie muß daher bey Nichtverkauf eingestellt, und beym drey folgenden Markttagen wieder feilgebothen werden. Ist sie aber alsdann noch nicht verkauft, so wird sie das viertemal an den Meistbiethenden versteigert.

Auch für die Käufer ist sehr gesorgt. Die Stadt deputirt zu jedem Markt einen Herrn Funfzehner und zwey Rathsherren sammt den Fünfzehner Sekretair, die über Ordnung wachen und den Betrug auf der Stelle strafen. Kein Bekker oder Müller darf mehr als 15 Säkke und kein Bürger mehr als 2 Säkke auf jedem Markte kaufen, es sey dann, daß er vorher angezeigt habe, er wolle mehr kaufen, um damit Handel zu treiben, welches ihm ohne Schwierigkeit erlaubt wird. Wer also Getraide kauft, muß ein Zeichen haben, um es fortschaffen zu dürfen, und dies Zeichen kostet einen Kreuzer, den die Stadt einnimmt, und über das muß noch der Kornwerfer, der es ausgemessen hat, mitgehen, und bezeigen daß es wahrhaft und redlich gekauft ist.

Eben so viel Getraide, als auf dem Markt verkauft wird, kommt die Woche über zu Wasser und zu Land in die Stadt, und wird von Hand zu Hand verkauft. Auch könnte nicht leicht ein Bekker in Strasburg mit 15 Säkken die Woche auskommen, da es welche giebt, die drey= und viermal so viel verbakken.

Man rechnet, daß jährlich viel über hunderttausend Säkke fremdes Getraide auf den strasburgischen Markt gebracht werden.

werden. Zwey und achtzig tausend Säkke liegen auf den verschiedenen Fruchtkästen, davon man für der Stadt Fruchtboden ungefehr vier bis sechstausend, und für die des Domstifts über achttausend Säkke rechnet. Wenn der Fruchtpreiß aus Mangel genugsamer Frucht steigt, so stellt die Stadt von ihrer Frucht auf den Markt und bestimmt den Preis. Das geschieht gemeiniglich gegen der Ernte zu. Die übrigen Fruchtkästen stellen auf den Markt wann, und so viel sie wollen. Die elsaßische Frucht, die auf diesen Markt, oder auch von Hand zu Hand verkauft wird, beläuft sich über die Hälfte mehr als die fremde.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Nachricht.

Von der neuesten und wichtigsten Karte von Siebenbürgen (Siehe neueste Mannigf. IV. Jahrg. Seite 347.) sind noch einige Exemplarie bey dem Herausgeber dieses Wochenblatts, das Stük für sechs Groschen zu haben.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

28ste Woche.

Ob die Bewegung nach der Mahlzeit gesund sey?

Es giebt verschiedene Bewegungen des Körpers; entweder Bewegungen, die ihn ganz betreffen, oder nur einen Theil desselben. Einige dieser Bewegungen, die von uns nicht abhangen, dauren unsere ganze Lebenszeit durch; sie sind unwillkührliche Bewegungen: als der Umlauf des Blutes, das Athemholen, und diese können ohne Gefahr des Lebens nicht lange unterbrochen werden. Andere Bewegungen hingegen können wir nach Gefallen vornehmen und unterlaßen, wenn wir aber einen Theil zu lange in Ruhe liessen, so würde er gewiß schwach, und zuletzt unbrauchbar werden: dagegen kann ein schwacher Theil durch die Bewegung seine vorige Stärke wieder erhalten: z. B. durch das Reden wird die Brust bewegt, die Lunge geübt, und dadurch die Bewegung des Zwerchfells vermehrt, welche auf den Magen, und die Dauungsgeschäfte mitwirkt. Besonders ist diese Uebung ein vortrefliches Mittel die Schwäche der Lungen zu vertreiben, die Anhäufung des Schleims in denselben zu heben, und das beschwerliche Athemholen wieder leicht zu machen. Friedrich Hoffmann heilte durch eben dieses Mittel einige mit Lungen-Katarrhen behaftete Personen. Es ist auch ganz begreiflich, daß seine jede Bewegung am besten im Stande seyn müßte, Verstopfung zu heben, weil sie, sie mag seyn von was für Art sie wolle, beständig eine geschwindere Zirkulation zuwege bringt.

Da das Blut seiner Natur nach dik und zähe ist, so würde es, wenn es nicht beständig in Bewegung wäre, bald verderben und in Fäulniß übergehen. Durch die Zirkulation wird es nicht nur in seiner Flüßigkeit erhalten: sondern auch dadurch geschikt gemacht, alle die nöhtige Absonderungen zu bewirken, die unserm Körper so nothwendig sind. Durch die Bewegung unsers Körpers, geht das alles leichter von statten, das Blut läuft geschwinder und leichter durch die kleinsten und feinsten Kanäle, in welchen es ohne dieselbe stokken würde. Selbst unser Körper im Ganzen wird ungemein durch die Bewegung gestärkt. Wie wahr ist es, wenn Ceslus sagt: daß durch die Faulheit der Körper geschwächt werde, da hingegen die Arbeit dem Leibe zur Stärkung diene. Durch die beständige Bewegung erhält sich der Landmann bis in die spätesten Jahre noch so gesund und munter, wie ein Jüngling. Man stelle einen Jüngling auf dem Lande, gegen einen parfumirten Weichling in einer Stadt, und man wird einen großen Unterschied in der Stärke der Muskeln, der Röthe seiner Wangen, u. s. w. wahrnehmen. Der verzärtelte Jüngling hat schon im Frühling seiner Jahre, ein ganz Alphabet von allerhand Krankheiten, an welchen aber freylich der Müßiggang nicht allein schuld ist.

Durch eine mäßige Bewegung wird auch die uns so nothwendige Transpiration vermehrt. Unter dem Namen der Transpiration verstehe ich, eine Ausdünstung, welche wir mit bloßen Augen nicht bemerken können. Sanctorius beobachtete, durch eine Reihe von mühsamen Versuchen, an seinem eigenen Körper, daß von acht Pfund eingenommener Nahrung fünf Pfund ausdünsteten, und drey Pfund durch die in die Sinne fallenden Ausleerungen fortgeführet würden.

Aus

Aus eben dieses Mannes Beobachtungen ist es klar, daß sich keine Ausleerung leichter vermindern läßt, als eben diese. Arbeiten der Seele schwächten schon diese Ausführung einigermaßen, und machten, daß der Kopf mehr ausdünstete, als die anderen Theile. Die Ruhe des Körpers ist ihr, unter allen Ursachen, die sie hemmen, am meisten entgegen *). Gorter sagt: wenn wir lang still sitzen, oder lang schlafen, so fließt das Blut langsamer, wird dikke, zähe, schleimigt, und nicht so fein, als es seyn muß, wenn es seinen dünnen Theil durch die Schweißlöcher austreiben soll. Wir fühlen, daß alsdann, wenn wir uns bewegen, unsere Haut feucht wird, und wenn wir ruhen, der Schweiß verschwindet. Also kann im natürlichen Zustande schon das Geschäft der Ausdünstung vermindert werden, und im widernatürlichen Zustande muß diese Veränderung nothwendig desto beträchtlicher seyn.

Die Ausdünstung führt die überflüßigen wäßerichten, salzigten Säfte aus dem Körper, und diese bleiben zurük wenn jene gehemmet wird. Es entstehet ein Ueberfluß an Blut und Fettigkeit, der dikke rothe Theil desselben wird vermindert, und von dem Wasser, dem Schleim, und den andern überflüßigen Theilen gleichsam erstikt. Weil das wäßerigte Blut und die Ruhe die Gefäße und die festen Theile noch mehr schwächt: so wird keine Speise gut verdauet, statt des reinen Milchsaftes kommt eine schleimigte, verdorbene Materie ins Blut, die eine neue Schärfe erzeugt, und bisweilen so überhand nimmt, daß der Wundarzt, der Kranke und die Umstehende, zu ihrem Erstaunen, weißes Blut aus der Ader fließen

 sehen,

*) Siehe des Herrn D. Akkermanns Abhandlung von den Krankheiten d. G.

sehen, welches kein Zeichen der Unschuld, sondern des tiefsten Verderbnisses der Säfte ist.

Die Bewegung nach dem Essen wird deswegen für schädlich gehalten, weil die Speisen im Magen nicht recht können aufgelöset werden, und sie durch die stärkere wurmförmige Bewegung des Magens und der Gedärme, ehe sie recht präparirt wären, schon in die Gedärme kommen, und daher nothwendig viel Schleim und Schärfe im Körper bleiben müße. Galen und F. Hoffmann sagten daher schon: so wie die Bewegung, vor der Mahlzeit nützlich sey, so schädlich beweise sie sich nach derselben. Schulz erzählt eine merkwürdige Geschichte eines Studenten, der sehr fleißig studirte, und um sich doch Bewegung zu verschaffen, gleich nach der Mahlzeit, auf dem Fechtboden ging. Nicht lang hernach bekam er einen naßen Ausschlag, dessen Entstehung man allerhand bösartigen Feuchtigkeiten zuschrieb. Der Arzt brauchte eine sehr lange Zeit die besten und bekanntesten Mittel umsonst gegen diesen Ausschlag. Endlich erzählte der Patient seine Lebensart, daß er nach der strengsten Diät lebte, daß er allemal nach Tische den Fechtboden besuche, um sich Bewegung zu machen. Der Arzt entdekte nunmehro bald die wahre Ursache des Ausschlags. Er muste die Lebensart ändern, und in kurzer Zeit wurde er mit wenig Arzeneymittel völlig wieder hergestellt *).

Daß eine allzuheftige Bewegung gleich nach Tische eine Unverdaulichkeit verursachen, und aus dieser manche Krankheit entstehen könne, ist ausgemacht; keine Krankheit kann aber leichter

*) v. *Iuncker* D. de motu post past.

leichter von einer Unverdaulichkeit entstehen als die Wechselfieber. Dieser Satz leidet jedoch eine große Einschränkung; der Unterschied der Leibesbeschaffenheit der Menschen ist mannigfaltig: was dem einen gesund ist, kann dem andern höchst schädlich seyn. Ein Arbeitsmann, der den ganzen Tag arbeitet, und wenn er kaum den letzten Bissen gegessen hat, schon wieder bey seiner Arbeit ist, ist weit gesünder als diejenigen, die sehr sorgfältig ihre Verdauung abwarten. Solche abgehärtete Körper können immer ohne ihren Nachtheil Fehler in der Diät begehen, wo ein schwächlicher gewiß erliegen wird. Was thut überdies die Gewohnheit nicht? sie kann so stark seyn, daß sie uns zur anderen Natur wird; durch sie können wir nicht allein die schädlichste Sachen ohne Nachtheil genießen lernen: sondern sie macht sie uns wohl so gar zuletzt nothwendig. Dieses beweiset das Opium offenbar; diese so bekannte und berühmte Arzeney, wenn sie behutsam, und zu rechter Zeit gebraucht wird, kann einem Kranken das Leben retten: aber eben dieses vortrefliche Mittel kann beym unvorsichtigen Gebrauch leicht tödtlich werden. Und doch haben sich die Morgenländer so daran gewöhnt, daß eine Menge davon wie es der gemeine Mann daselbst zu nehmen gewohnt ist, gewiß hinlänglich seyn würde, einen Europäer zu tödten. Es wäre unglaublich, wenn nicht alle Reisende es bestätigten, daß ein Türke ein paar Quentchen, und noch wohl gar täglich zu sich nimmt, ohne daß diese große Menge eine andere Veränderung bey ihm hervor bringt, als eine Fröhlichkeit: dies geht so weit, daß bey Unterlassung dieses Genußes ein Morgenländer halb krank ist, und nicht eher wieder gesund wird, bis er es in so einer Menge genommen hat. Nun will ich noch zeigen, für welche die Bewegung nach dem Essen eigentlich nützlich oder schädlich ist. Man siehet öfters Personen, deren Magen so schwach

ist, daß sie keinerley Speisen gut verdauen können; wenn sie nur ein wenig zu viel gegessen haben, so bekommen sie Magendrükken, ein Spannen um die Herzgrube, Schwindel, Kopfschmerzen, und haben eher keine Besserung als bis sie sich des ganzen Vorraths entladen. Es pflegt dieses eine Krankheit derjenigen Personen zu seyn, die von Natur schwach sind, die ein sehr phlegmatisches Temperament haben, auch vieler Hypochonderisten, bey denen der Magen manchmal so schwach ist, daß sie nichts als nur die allerleichtesten Speisen essen können. Solche Personen brauchen vergebens geistige Sachen, und magenstärkende Mittel; es wird wohl eine Zeitlang durch solche Mittel linderung verschaft, aber das Uebel heben sie gewiß nicht. Nur die Bewegung nach dem Essen ist für solche Personen ein heilsames Mittel. Durch sie wird die sonst schwache Bewegung des Magens lebhafter; der Magen kann desto stärker auf die in ihm enthaltenen Speisen wirken, und sie zur Nahrung des Körpers desto besser vorbereiten; die Ausdehnung der Luft im Magen und in den Gedärmen wird ebenfalls dadurch verhindert; kurz das ganze Geschäft der Verdauung gehet erwünscht von statten; der Magen bekömmt seinen natürlichen Tonus wieder, und alle Uebel hören auf. Ist es nun wohl zu leugnen, daß bey solchen Krankheiten eine gelinde Bewegung nicht den Namen der besten magenstärkenden Arzeney verdiene? Es verstehet sich die Bewegung muß weit von der Arbeit seyn, langsames Gehen oder Reiten, das Biliardspiel u. s. w. wo gar keine Erhitzung dabey ist. Andere Personen, die ein hitziges Temperament haben, wo alle Geschäfte der Natur von selbst lebhaft genug von statten gehen, die können die Bewegung nach dem Essen entbehren.

Schlesinger D.

Nach-

Nachtrag zu den Seite 168 geschlossenen Nachrichten vom Elsas und besonders von der Stadt Strasburg.

Beschluß.

Im Elsas wird lauter schwerer Sommer- und Winterwaizen gebaut: in der Pfalz und in Schwaben aber, mehr Spelz oder Kernen. Im Elsas ist der Boden zu schwer zu diesem Bau, ausgenommen gegen Landau und der Pfalz zu.

Der Sak guter schwerer Waizen wägt 198 bis 200 Pfund, der gewöhnliche 184 Pfund, der gute Spelz 168 Pfund, und der geringere 164 Pfund.

Jeder Sak verkaufter Waizen bezahlt der Stadt 10 Sols.

Aus einem Sak schweren Waizen macht der Bekker 32 Laibbrod, zu sechs Pfund jedes, und kostet nun 10 Sols, da das Viertel schweren Waizens 15 Livres gilt. Aus einem Sak gewöhnlichen Waizen werden nur 30 Laibe gemacht. Niemand, auch nicht einmal auf dem Lande, ißt mehr Roggen oder Kornbrod. Man baut nur noch so viel Roggen, als zu Abzahlung der Gilter nöthig ist.

Indem ich mich nach diesem merkwürdigen Handelszweig und Gegenstand der Stadtpolizey erkundigte, habe ich etwas erfahren, das fast einzig in seiner Art ist, und verdient angemerkt zu werden.

In

In der einzigen Stadt Strasburg sind drey unterschiedene Fruchtmaaße. Das gewöhnliche heißt das Landmaaß, und wägt, wie gesagt, 184 Pfund. Es besteht aus sechs Sestern, und jeder Sester aus vier Vierlingen. Wenn die Stadt mit Frucht ausbezahlt, z. B. bey Besoldungen, so bedient sie sich eines Maaßes das einen Vierling weniger hält, als das Landmaaß: bekömmt sie aber Getraide von ihren Giltbauern, so muß man ihr einen Vierling mehr geben, als das gewöhnliche Landmaaß.

Von den Schlangen in Guiana in Süd-Amerika *).

Die Menge der Schlangen macht eine von den Hauptbeschwerlichkeiten dieses Landes aus, und setzt wirklich das Leben seiner Bewohner in Gefahr. Billig sollte dieses den Stolz und Hochmuth des Menschen demüthigen, und ihn überführen, daß nicht alle Dinge seinem Willen unterthänig gemacht, noch zu seinem Gebrauch geschaffen sind.

Eins der größten dieser Klasse von Thieren, das man jemals gesehen hat, ward neulich in dieser Kolonie auf der Plantage, den Erben des Herrn Peter Amyates in Amsterdam zugehörig, getödtet. Es hatte drey und dreyßig Fuß und etliche Zoll Länge und an der dikſten Stelle gegen die Mitte drey Fuß im Umfange. Diese Schlange hatte einen breiten

*) Aus Bancrofts Naturgeschichte von Guiana S. 26. u. f.

ten Kopf, ein sehr weites Maul, und große hervorragende Augen. Von der Mitte an lief sie nach und nach gegen den Schwanz spitzig zu, welcher klein und mit zwo Klauen versehen war, wie die von einem Haushahn und in dem Maule hatte sie eine doppelte reihe Zähne. Mitten auf dem Rükken sahe man eine Kette kleiner schwarzen Flekke, die von dem einen Ende bis zu dem andern gieng, und auf jeder Seite, bey dem Bauche eine andere Reihe Flekken, denen auf den Rükken ähnlich und parallel, und unter diesen etliche große schwarze Flekke mit einen weißen Punkt in der Mitte; der übrige Theil des Körpers war braun. In ihrem Bauche fand man einen kleinen Wirrebocerra oder Rehbok, der durch den verdauenden Saft des Magens so stark aufgelöset war, daß kein Theil davon mehr ganz blieb. Die Eingeweide waren mit einer großen Menge Fett überzogen, welches geläutert und zu äusserlichen Aufschlägen wieder Schmerzen, Stossen u. s. w. zubereitet ward, wovon ein Theil fast unter die ganze Kolonie vertheilt wurde. Eine kleinere solche Schlange ward kurz darauf in der Plantage Dalgin getödtet, wo sie an der gegen überstehenden Seite des Flußes lag. Ihr Biß ist nicht giftig. Wenn ihre Magen voll sind, liegen sie so lange stille, bis die Speise verdauet ist, und in eben diesem Zustande waren auch diese beyde durch den Kopf geschossen worden. Man sagt, sie sollen die Kraft haben, die Thiere zu bezaubern oder an sich zu ziehen.

Die Commodre ist eine Schlange, die auf dem Wasser und Lande zugleich leben kann, ohngefehr funfzehn Fuß lang und achtzehn Zoll im Umfange. Der Kopf ist breit und etwas platt, der Schwanz aber lang, dünn und zugespitzt. Ihre Farbe ist braun, auf dem Rükken und an den Seiten mit ka-

 stani=

stanienbraunen Flekken gesprenkelt. Ihr Biß ist nicht giftig; aber sie sind außerordentlich beschwerlich, indem sie die Kriekken und Teiche besuchen, und Enten und Gänse u. d. m. umbringen. Wenn sie größern Raub finden, sollen sie, wie die Indianer erzählen, ihren Schwanz in deren Afterdarm hineinstekken.

Die Scharlach Schlange ist ohngefehr fünf Fuß lang, und so dik als eine Mannsfaust, über und über von einer lebhaften Schalachfarbe, den Bauch ausgenommen, welcher dunkelroth ist. Der Kopf ist platt und breit, und der Schwanz schlank. Sie ist ein Land- und Wasserthier, und man siehet sie oft zusammengewikkelt auf den Aesten der Bäume an den Seiten der Flüße. Ich befand mich neulich mit einem Herrn in einem Boote, der eine derselben in dieser Lage mitten durchschoß, daß sie den Augenblik im Fluß fiel; allein obgleich die eine Hälfte ihres Körpers nur durch ein Stükchen Haut mit der andern zusammen hing, so hatte sie dennoch Verwegenheit genug, auf das Boot los zu kommen, und die Beleidigung zu rächen: sie wurde aber, weil die eine Hälfte ihres Körpers unbrauchbar geworden war, von dem Ruder überholt. Der Biß dieser Schlange wird für tödtlich gehalten.

Die Feuerschlange, wie sie, nach der Bedeutung ihres indianischen Namens, genennt wird, ist beynahe 4 Fuß lang und ohngefehr in der Dikke eines Mannsfingers. Sie hat einen flachen Kopf und ein grosses Maul, mit einer einzelnen Reihe kleiner schmaler Zähne in jeder Kinnlade, überdies zwo giftige Hauzähne, und einen schlanken und spitzigen Schwanz. Der Bauch hat eine schmutzig-gelbe Haut, und der übrige Theil des Körpers eine helle Orangenfarbe; der Rükken ist mit einer Reihe schwarzer und weißer Flekke gezieret, die

vom Kopfe bis zum Schwanze paarweise vertheilt sind. Die Schlange ist unter allen andern den Indianern am gefährlichsten, sowohl weil ihr Biß tödtlich ist, als weil sie oft die Oerter besucht, wo Feuer unterhalten wird, von welchen sie ihren Namen hat. Die Indianer, welche gemeiniglich ohne Dekke in Hangematten, die wie ein Netz gestrikt sind, schlafen, finden sich genöthigt, die Nacht über nahe bey sich Feuer zu machen, und da es selten fehlt, daß nicht dieses Feuer die Feuerschlangen an sich zieht, wenn einige in der Nähe sind, so sind sie oft, wenn sie bey Nacht aufstehen, der Gefahr ausgesetzt, von selbigen gebissen zu werden. Aber die Gefahr hat sie gelehrt, ehe sie auf die Erde treten, sich sorgfältig um zusehen; so bald sie eine von diesen Schlangen merken, giessen sie entweder das Feuer mit Wasser aus, wenn sie dergleichen in der Nähe haben, wie es gewöhnlich ist, oder werfen sonst einen von den größten Brändern ein wenig weit weg, welchen die Schlangen allemal entweder aus Liebe zur Wärme, oder einem angebohrnen Triebe nach folgen.

Der Waldmeister, welches der indianische Name sagen will, ist eine kurze dikke Schlange, ohngefehr von drey Schuhen in der Länge, und fünf Zoll im Umfange; der Schwanz wo man ihn anders so nennen kann, ist nur wenig dünner, als der Körper, und eine stumpfe Spitze. Die Farbe des Bauchs ist von einem dunkelgelben Braun, auf den Rükken aber schwarz braun, mit schwarzen Flekken gescheckt. Der Kopf und Hals sind breit und flach, mit langen losen Schuppen, die sie nach Gefallen in die Höhe richtet, und dadurch einen schreklichen Anblik macht. Diese Schlange fliehet niemals vor einem Feinde, und ihr Biß wird von jedermann für tödtlich gehalten.

Mac

Maccourracurra, wie sie von den Indianern genannt wird, ist eine sehr schöne, denen aber, die sie beißet, tödtliche Schlange. Sie hat eine Länge von ohngefehr drey Schuhen, und ist etwas dünner als ein Mannsfinger. Der Kopf ist lang und schwach, und die obere Kinnlade, mit zween langen scharfen Hauzähnen bewafnet. Die Farbe des Kopfes ist scharlach, und der Leib mit Ringen oder Cirkeln von Scharlach, Purpur, und milchweißer Farbe, in abwechselnden Reihen, vom Kopfe bis an das Ende des Schwanzes, bedekt.

Die Peitschen-Schlange ist ohngefehr sechs Schuh lang, und nur wenig dikker als ein Tabakspfeiffenrohr. Ihr Bauch ist weiß, und der Rükken unrein hellbraun. Ihr Leib ist zach und voll Fasern, wie die Schmitze einer Peitsche, aber ihr Biß, sagt man, soll unschädlich seyn.

Die Caruna, ist eine dünne Schlange, ohngefehr zween und einen halben Fuß lang. Sie ist in der Mitte am stärksten, und ihr Hals sehr klein: der Kopf ist breit und flach, und endiget sich in einen spitzigen Winkel. Der Bauch ist weißlich, die Seiten schwarzbraun und der Rükken mit einer Kette großer zirkelrunder schwarzer Flekken bedekt, die von einem Ende bis zum andern gehen, und von der Mitte an in Proportion mit dem Körper, an Größe abnehmen. Diese Schlangen kommen während der regnigten Jahreszeit in die Häuser der Einwohner, und ihr Biß soll, wie die Indianer sagen, tödtlich seyn. Ob dieses wahr sey, bin ich noch ungewiß, wiewohl ich bald einmal seine Würkung selber hätte erfahren können. Als ich nämlich, einmal an einem Abend auf meinem Stuhle saß, und meine Hand hinter mich legte, fühlte ich etwas ungewöhnlich kaltes, welches ich anfänglich für die Stuhllähne

lähne hielt, aber bald hernach fühlte ich, daß ich meine Hand auf eine von diesen Schlangen gelegt hatte, welche wie eine Uhrfeder zusammengerollt war, mit aufwärts gekehrtem Kopfe, da der Druk meiner Hand leicht und die Wärme ihr angenehm gewesen war, so verstand sie vermuthlich nicht unrecht; wäre es aber anders gewesen, so hätte die Folge wohl tödtlich seyn mögen. Gleichwohl übte ich nicht eben die Gutthätigkeit gegen sie aus, sondern schlug sie augenbliklich todt, ehe sie von dem Stuhl kommen konnte. Dergleichen Vorfälle sind in diesem Lande nichts ungewöhnliches, da die Häuser mehr offen sind als in Europa und der Regen öfters die Schlangen nöthiget, ihre Zuflucht darinnen zu suchen, wo sie oft unter den Tischen und Stühlen und sogar in Betten gefunden werden.

Die Ibonuna, wie sie bey den Indianern genennet wird, scheint die Korallenschlage (Cobra de coral) von Brasilien zu seyn; sie ist zween bis drey Zoll lang und ohngefehr zween Zoll dik, mit einem spitzigen Schwanz und weißem Bauche. Der Kopf ist mit weißen würfligten Schuppen, mit schwarzen Rändern bedekt, und der Rükken mit rothen, schwarzen und weißen Flekken in abwechselnder Ordnung gezieret. Die Ränder der Schuppen, welche die rothen Flekke ausmachen sind schwarz, wie die, welche das weiße ausmachen. Ihr Biß wird für tödtlich gehalten, aber ihre Bewegung ist langsam. Man hat hier durchgängig die Meynung, daß, je lebhafter und vielfältiger die Farben der Schlangen sind, desto tödtlicher ihr Gift sey, und es sind wirklich einige Umstände welche diese Meinung unterstützen, ob es gleich auch andere giebt, welche ihr widersprechen. Ich halte diese für die Schlange, welche der Herr de la Condamine la couleuvre corale remarquable par la varieté et vivacité de ses couleurs nennet. Doch die

die flüchtige Art womit er fast jede Merkwürdigkeit erzählt, erlaubt nicht, sich andere als die schwankendsten, und unvollkommensten Begriffe zu machen; wiewohl sich dieses sehr wenig mit der Neugierde zu vertragen scheint, welche einen Mann veranlassen konnte, sich von seinen Gefährten in einem fremden Lande zu trennen, und aus Liebe zur Erkenntniß der Natur den weiten Bezirk des festen Landes zu durchstreichen. Man sagt, daß es drey Gattungen von Amphisbänen oder doppelköpfigen Schlangen in Guiana gäbe, ob ich gleich niemals Gelegenheit gehabt habe, sie zu sehen, außer eine Gattung, welches die kleinste von den dreyen ist. Die Gestalt dieser Schlange ist von einem Ende bis zum andern vollkommen cylindrisch. Sie hat ohngefehr 12 Zoll in der Länge, ist fast so stark als das Rohr einer gemeinen Tabakspfeiffe und von einer dunkelbraunen Farbe. Ihre Schuppen sind so dünn und klein, daß ein flüchtiger Beobachter glauben würde, sie sey nur mit der blossen Haut überzogen. Ihre Augen sind so klein, daß man sie nicht sogleich beym ersten Anblik entdeken kann; so daß die Schlange gemeiniglich für blind gehalten wird. Beyde Enden derselben sind einander äußerlich vollkommen ähnlich, daher man auf die Gedanken gekommen ist, sie habe zween Köpfe, ob man gleich nur einen Mund finden kann, welcher klein, und mit sehr feinen scharfen Zähnen bewafnet ist, die in dem Zahnfleisch so tief liegen, daß sie meistens verstekt sind, und leichter mit einer Sonde oder einem Stük Holz gefühlet, als gesehen werden können.

Der Biß dieser Schlange wird durchgängig für tödtlich gehalten, mit welchem Grunde aber kann ich nicht bestimmen. Man siehet sie öfters in dem Grase, aber ihre Bewegung ist sehr träge, und sie bewegen sich niemals bey der Annähe-

näherung eines Menschen. Ob sich die Naturverständigen in Ansehung der übrigen Gattungen der Amphisbänen, in den übrigen Welttheilen, durch das Ansehen ihrer Schwänze haben verführen laßen, bin ich ungewiß. Die Kleinheit dieser Schlange macht den Betrug leicht: aber in den Gattungen, welche größer sind, scheint es fast unmöglich, daß man, den Schwanz für einen Kopf halten sollte, und doch giebt es, außer diesem, kein Thier in der Natur, von dem man glaubte, daß es zween Köpfe habe.

Es giebt zwo Gatttungen von Schlangen in Guiana, von den Indianern Labarra genannt, deren Gift tödlicher ist als aller übrigen Schlangen. Die eine ist groß, die andere klein. Die große Labarra ist ohngefehr drey und einen halben Fuß lang, und in der Mitte, wo sie am stärksten ist, beynahe 4 Zoll im Umfange, hat einen schwachen Hals und Schwanz mit einem breiten flachen Kopfe, und einem weiten Maule, so mit zween scharfen Hauzähnen bewafnet ist, die in der obern Kinnlade stehen. Die Farbe der Schuppen sind fast der Klapperschlange ihren ähnlich, lichtbraun, und mit Strichen von einer schwarzbraunen oder Kastanienfarbe geflekt. Diese Schlange sieht man oft zusammen gewikkelt, unter Brettern, Bohlen u. s. w. liegen, sie macht auch gar keine Bewegung zu entfliehen, wenn sie entdekt, oder gar angefallen wird, und ich habe sie oft, wenn sie fast durch Schläge getödtet gewesen, mit der aller äußersten Wuth noch in die Erde beißen gesehen.

Die kleine Labarra ist ohngefehr 14 Zoll lang, und an Größe dem Kiele einer schwachen Feder gleich. Sie ist mit kleinen glänzenden Schuppen von einer schwarzbraunen Farbe, mit weißen Flekken schattirt, bedekt. Der Schwanz ist klein

klein und spitzig, und der Kopf etwas platt, und grösser als der übrige Körper. Ein unglükliches Exempel von der Tödtlichkeit des Gifts dieser Schlange ereignete sich neulich auf der Plantage Konception in Demerary, jetzo dem Chevalier Cornette de Venancourt, einem vornehmen französischen Officier, zugehörig. Die Person welche die unglükliche Wirkung dieses Gifts erfuhr, war ein Negersklave, ein Zimmermann seiner Profeßion, welcher, indem er ein Stük Zimmerholz, an dem er arbeitete, umwemden wollte, von einer solchen Schlange, die sich unter dem Holze verstekt hatte, in den Zeigefinger der rechten Hand gebissen wurde. Die Würkung des Gifts war augenbliklich, und der Neger hatte nur so viel Zeit die Schlange zu erschlagen: denn alsobald konnte er sich nicht mehr aufrecht erhalten, sondern fiel zur Erden, und starb in weniger als 5 Minuten an der erhaltenen Wunde.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
29ste Woche.

Beschreibung eines Stiergefechts, welches zu Kadiz angestellt worden *).

Da hatte ich Gelegenheit zwey Stiergefechte zu sehen, welches der Spanier größte Ergötzlichkeit ausmacht. Das erste war auf den Johannistag, und das andere auf den darauf folgenden Sonntag festgesetzt. Das Publikum wurde durch gedrukte Zettel dazu eingeladen. Zu dieser seltsamen Lustbarkeit hat jede Stadt, die von einiger Erheblichkeit ist, ihren besondern Stierplatz, der in einem zirkelrunden Amphitheater bestehet. Das zu Kadiz ist von Holz, und hat wenigstens für 12000 Zuschauer Raum. Mein höflicher Wirth hatte die Gefälligkeit, mich dahin zu führen, und zahlte weniger nicht, als einen Piaster oder 3 Livres 15 Sols **) 3 Pf. 15 Sols für die Person. Die Anzahl der Zuschauer war bereits so groß, daß wir Mühe hatten, auch für dieses Geld einen Platz zu bekommen. Weil sich jeder Spanier bey dieser Feyerlichkeit in dem größten Staate zeigt, und entweder seine Frau oder Liebste mit sich bringt; so ist der Anblik so vieler 100 wohlgekleideter Menschen in der That sehr schön, und auch

*) Aus der Beschreibung einer Reise, welche im Jahre 1769 nach der Sierra Morena in Spanien, vom Elsaß aus unternommen wurde. Leipzig, 1780 in 8. Man sehe Mannigfaltigkeiten 1. Jahrg. S. 529 u. ff. und 3. Jahrg. S. 577 — 588. desgl. 593 — 607. und 785 — 797.

**) Ist nach Sächs. Gelde ungefehr 1 Thlr.

auch das einzige, was mir gefallen hat. Wenn die Zeit herbeygekommen ist, daß das Stiergefecht seinen Anfang nehmen soll; so erscheint allererst ein Kommando Soldaten von etwa 100 Mann, die, nachdem sie jedermann, der nicht auf den Kampfplatz gehörte, abgewiesen haben, ihre Plätze in den untersten Stufen des Schauplatzes nehmen. Hierauf kömmt nun ein Kerl in vollem Gallop zu dem einen Eingang des Stierplatzes hereingeritten, und diesem folgt ein zahmer Stier nebst denen, die zum Schlachtopfer dieser Lustbarkeit dienen sollen. Durch Hülfe dieses zahmen und hiezu abgerichteten Stiers werden sie in die Ställe gebracht, die unter den Sitzen des Amphitheaters angelegt sind. Derjenige Stier nun, der den ersten Kampf halten soll, wird in einen besondern Stall gelokt, und dort von einem Spanier, von oben herunter, so lange mit einer Stange genekt, und wütend gemacht, bis die Thüre, die auf den Kampfplatz geht, geöfnet wird. Während diesem verdekten Vorgange erscheinen die Kämpfer, und machen vor den obrigkeitlichen Personen, die sich nebst einem Trompeter an einem besonders ausgezeichneten Platze befinden, ihren Aufzug. Es waren ihrer eilf Personen, nämlich zwey Matadores, oder solche Fechter, die dem Stiere den tödtlichen Stich geben; drey Pikadores, die zu Pferde mit ihm anbinden, und sechs Venderilleros, die zu Fuß ihre Kunst an ihm beweisen. Sie sind alle prächtig gekleidet und steigen so ernsthaft einher, als ob die Wohlfahrt des Vaterlands von ihrem Verhalten abhienge. Wenn nun auch dieser Aufzug vorbey ist, so wird ein Zeichen von dem obgedachten Trompeter gegeben. Sogleich eröfnet ein dazu bestellter Kerl die Thüre des Stalls, wo sich der Stier, der auftreten soll, befindet, und bleibt um seiner Sicherheit willen in dem Winkel stehen, den die Thür im Aufmachen formirt. Die Thür ist kaum

geöf=

geöfnet, so kömmt der Stier in voller Wuth heraus, und läuft auf den vordersten Pikador los: allein dieser setzt ihm seine Lanze, deren Stange ein wenig dikker und länger, als ein gemeiner Spieß ist, so geschikt, und zu eben der Zeit, wenn der Stier ausholen will, hinter dem Nakken in den Hals, daß das Thier durch den Stachel der Lanze, den es sich beym Ausholen so weit als möglich in den Hals stößt, gezwungen wird, abzustehen. Gemeiniglich versucht es der Stier drey- und mehrmal, gar öfters aber nur zwey- und manchmal, aber sehr selten, nur einmal, je nachdem er wild und muthig ist. Es ist fast unbegreiflich, wie es Menschen geben kann, die sich zu dergleichen Arbeiten gebrauchen lassen, und noch unbegreiflicher ist die Geschiklichkeit, mit der die Pikadores dem Stiere begegnen. Denn versieht es einer nur im geringsten, daß er seine Lanze zu früh oder zu spät einsetzt, und die Zeit verfehlt, wo der Stier im Niedersetzen die Augen zudrükt; so ist in beyden Fällen keine Rettung für das Pferd, und die größte Lebensgefahr für den Menschen. Ueber dieses gehöret eine ausserordentliche Stärke im Arm, und zugleich ein Kerl dazu, der wie ein Stallmeister zu Pferd sitzet. Daher geschieht es oft, daß die Lanze zerbricht, und das Pferd nicht Kraft genug hat, fest stehen zu bleiben.

Wann nun der Stier etliche Lanzenstiche von den Pikadores empfangen hat, und gemeiniglich seine größte Wuth verraucht ist; so wird ein zweytes Zeichen mit der Trompete gegeben, und alsdann erscheinen die Venderilleros. Diese sind mit einigen vierzehn bis funfzehn Zoll langen Stäben versehen, die unten einen großen Stachel mit einem Widerhaken, wie Fischangeln haben. Ueber dem Stachel ist ein mit Werk ausgestopftes Papier, das nezförmig geschnitten ist und über diesem Ballen ein farbigtes papiernes Fähnlein.

Man nennt sie Benderillo. Mit dergleichen laufen die Kerls auf den Stier los, welcher denn ohne vieles Bedenken seinen Feind auf die Hörner nehmen will: allein indem er zum Ausholen den Kopf niedersetzt, springt der Benderillero auf die Seite, und pflanzt ihm seine Maschine hinter den Hörnern in den Nakken. Der Stier thut insonderheit bey dem ersten ganz entsetzliche Sprünge, um solche loszuschütteln, allein vergebens. Denn wegen des Wiederhakens ist es unmöglich. Wenn nun das arme Thier sechs bis acht dergleichen Benderillos auf dem Halse hängen hat, und ganz natürlicher Weise anfängt, matt zu werden; so wird abermals in die Trompete geblasen. Hierauf erscheint ein Matador. Derjenige, den ich das erstemal sahe, war der berühmteste Stierfechter in ganz Spanien, seines Geschlechts ein Mulatte. Man hieß ihn el famoso Candido. (le Fameux Candide) Dieser Mensch hatte wegen seiner besondern Geschiklichkeit eine Besoldung von 300 Piasters vom Könige. Er war im größten Staate, und gieng mit recht spanischen Schritten auf den Stier los. In der rechten Hand hielt er einen blossen Degen vor die Nase als ob er ihn zum Angriffe reizen wollte, und das war auch wirklich seine Absicht. Der Stier that mit niedergesetztem Kopf den Angriff, der Matador aber wich mit einer sehr geschikten Wendung aus. Dieses geschah, um zu sehen, wie sich das Thier beym Angriff anschikte. Hierauf näherte sich der Matador auf die vorige Art, und der Stier versuchte den Angriff aufs neue. Allein dieser Stierheld setzte ihm mit einer bewunderungswürdigen Geschiklichkeit den Degen eben zu der Zeit, wie er ausholen wollte, in den Hals, daß er bis ans Heft eindrang, und das Herz traf. Der Stoß, die geschikte Wendung, dabey nur der rechte Fuß zurükgesetzt wird, das

Nieder=

Niederfallen des Stiers und sein schneller Tod waren Vorfälle von einem Augenblikke.

Sobald dieses geschehen, erschien ein hiezu bestellter Spanier mit drey Mauleseln, die mit Schellen und schönen Dekken behängt waren, wie aufgeputzte Schlittenpferde. Diese drey Esel waren an eine Querstange angespannt, welche mit einem Seil an des Stiers Hörner fest gemacht wurde, worauf sie mit demselben in vollem Gallop davon laufen mußten. Sogleich wurde einem frischen Stier die Thüre eröfnet, und mit demselben auf die izt gemeldete Art verfahren, nur mit dem sehr merklichen Unterschiede, daß er nicht ungerächt starb: denn dieß war ein Meisterstier. Sobald er die Lanze an seinem Hals fühlte, sprang er auf die Seite, nahm den Kerl und das Pferd mit eben so wenig Mühe auf die Hörner, als ob es ein Gebund Heu gewesen wäre, und bohrte diesem das rechte Horn so weit es reichte, zwischen die Rippen ein, daß die Gedärme herausgingen. Der Pikador bekam Zeit sich zu retten, und stieg eben so kaltsinnig auf ein frisches Perd, als ob ihm nur ein Spaß mislungen wäre. Dieser Auftritt war, so zu sagen, für die Spanier Gewürz auf die Suppe, und man sah ihnen das Vergnügen aus den Augen leuchten. Ich war mir nichts weniger vermuthen, als daß es Menschen geben sollte, die kühn genug wären, nach einem so fürchterlichen Exempel einen zweyten Versuch zu wagen; aber nicht so bald hatte der Stier seinen vermeinten Feind getödtet; so kam ein anderer Pikador und zeigte ihm seine Lanze. Das Thier sprang mit voller Wuth auf ihn los, bekam aber den völligen Stich in den Hals, und sprang ab. Damit ritte der Pikader auf die Seite, um seinem Kameraden Plaz zu machen; der Stier aber verfolgte ihn und riß mit einem Stoß dem Pferde die bey-

 den

den hintern Schenkel so weit von einander, daß es nur noch auf den vordern stehen konnte. Dieses gab zu einem Auftritt Gelegenheit, der mir unter allen am meisten misfiel und Verdruß machte. Man wollte nämlich das Pferd nöthigen, auf seine zwey Hinterfüsse zu stehn, und als ihm dieß wegen der starken Wunde unmöglich war, so spannte man ihm drey Maulesel an den Hals, und so mußte das arme Pferd auf seinen zwey vordern Füssen den im Gallop laufenden Mauleseln nachhüpfen. Das war für die Spanier eine ganz ausserordentliche Freude.

Nun kam die Reihe an den dritten Pikador. Auch diesem erging es nicht besser. Der Stier setzte den Kopf zum Anfall nicht eher nieder, bis er so nahe war, daß ihm die Lanze nicht mehr eingesetzt werden konnte, und damit war aller Vortheil auf seiner Seite. Er bediente sich dessen auch so wohl, daß er dem Pferd forne einen Stoß in die Brust versetzte, daß das Blut armsdik herausfloß, und ihm in einem Augenblik den Garaus machte. Der Reuter kam wieder glüklich davon. Nun hatte dieser Stier bereits drey Pferde erlegt, und würde vielleicht noch mehreres Unheil angerichtet haben, wenn nicht den Benderilleros das Zeichen zum Angriff wäre gegeben worden. Die Spanier waren hierüber eben so unwillig, als sie über seine Heldenthaten vergnügt gewesen waren, und gaben ihren Unwillen durch ein allgemeines Murren deutlich zu erkennen. Die Benderilleros kamen mit diesem, so wie mit allen folgenden, glüklich davon: aber der Matador konnte ihm das Herz nicht treffen. Die arme Kreatur lief mit dem Degen, der ihm wenigstens vierzehn Zoll tief im Hals stak, auf dem Kampfplatz herum, und fiel endlich vor Mattigkeit nieder, daß er mit einem spitzigen Eisen, welches

ches ihm einer seiner Mörder in den Nakken stieß, mußte getödtet werden.

Der fünfte Stier schien unter allen sein Leben am liebsten zu haben, und verkaufte es theuer. Die Thüre war nicht sobald geöfnet, so sprang er in der That recht stiermäßig auf den ersten Pikador los, und griff wieder die Gewohnheit aller übrigen seinen Feind von der Seite an. Da war nun alle Kunst und Geschiklichkeit vergebens. Der Stier erwischte das Pferd in der Gegend, wo der Sattel angegürtet ist, und bekam im Aufheben den Reuter beym Schenkel zu fassen. Dadurch wurde das Pferd sein eigener Meister, und lief mit einer großen Wunde davon, den Reuter aber warf der Stier so unsanft zu Boden, daß er an kein Aufstehn mehr dachte. Von den übrigen fünfen, die noch zum Vorschein kamen, und zum Schauspiel dienen sollten, waren nur noch die ersteren, die angreifen wollten, die zwey letzten aber zeigten, allem Vermuthen nach wegen des vielen Bluts, das auf dem Kampfplatze floß, weder Muth noch Herzhaftigkeit. Man ließ um deswillen drey Hunde herbeyholen, über die ich in der That erstaunte. Sie waren nicht größer als unsere halbgewachsene Fleischerhunde, und wie man mich hat versichern wollen, so wird auch keiner besonders abgerichtet. Dem ungeachtet fielen sie den Stier mit solcher Wuth an, daß er in Zeit von drey Minuten zu Boden lag. Einer sprang ihm an die Nase, der andre an das Ohr und der dritte faßte ihn hinten zwischen den Beinen an einer sehr empfindlichen Gegend. Nur einen der Hunde bekam ein Stier mit den Hörnern zu fassen, und warf ihn so unsanft auf die Seite, daß er es bey einem Bißgen Bellen mußte bewenden laßen. Der zehnte und letzte Stier hatte über dem ganzen Leib ein Tuch hangen, an dem Schwärmer ange-

angeheftet waren, und wurde gleich von den Benderilleros, die langsam brennende Benderillos auf ihn pflanzten, angegriffen. Die Wirkung hievon war sehr gering. Die Schwärmer an den Benderillos entzündeten sich zwar erst, wie diese schon aufgesteckt waren, allein das Krachen, der Rauch und insbesondere die Schmerzen, die das Feuer dem armen Thier am Hals muß gemacht haben, betäubten es so sehr, daß es nicht von der Stelle ging. Es blieb also nichts übrig, als mit einem spitzigen Eisen ihm den lezten Stoß zu geben, und hiemit hatte dieses Schauspiel ein Ende.

Wer sollte es glauben, daß es in dem gesitteten Europa Gegenden geben könne, wo man sein größtes Vergnügen darinnen findet, daß man die besten Geschöpfe, die Gott zum Nutzen des Menschen erschaffen hat, zu Tode peiniget? Die nämlichen Spanier, die keine Pferde aus ihrem Lande verkaufen dürfen, finden ihre größte Ergötzlichkeit darinnen, wenn sie solche der Wuth eines rasend gemachten Stiers aufopfern können: ja sie leiden lieber Hunger und sehn ein Stiergefecht, als daß sie zur Aufnahme ihres verfallenen Ackerbaus und zu ihrer Nahrung von diesen Thieren einen rechten Gebrauch machen sollten.

Ich meines Orts würde es für eine grosse Strafe halten, wenn man mich zwingen wollte, dergleichen viehische Lustbarkeiten öfters mit anzusehen. Auf der einen Seite war es Furcht und Mitleiden, und auf der andern Haß und Unwillen, womit meine Seele bey diesem Schauspiele beschäftigt war. Die Freude der Spanier bey den gefährlichsten Auftritten machte mir gleich anfangs einen sehr schlechten Begriff von ihren Gesinnungen. —

Da übrigens das Stiergefecht den Befehlshabern der Städte sehr einträglich ist, so wird es auch von dieser Seite sehr stark begünstigt: denn die Hände werden ihnen von denen, die es unternehmen, sehr stark versilbert. Diese müssen Stiere, Pferde und überhaupt alles bezahlen, was dazu erfoderlich ist. Die Fechter bekommen ebenfalls ihren Lohn von ihnen, und der Matador über diesen noch den Stier, wenn er ihn auf den ersten Stoß fällt. Ein Pikador erhält 15 Piaster, und ein Matador 20. Der Benderilleros ihre Bezahlung ist unbestimmt; die Trinkgelder machen aber ihr vornehmstes aus, indem sie allemal auf ein gutes Geschenk zählen können, wenn sie ihre Benderillos, einer Person zu Ehren, wohl einpflanzen: aber wenn es nicht auf den ersten Versuch geschieht, so werden sie ausgelacht. Nun ist der Unternehmer gehalten, recht gute Stiere und Pferde herbey zu schaffen; aber jene sind öfters nicht recht wild, und diese so schlecht, als man sie sehen kann. Beyde werden aber für gut angenommen, wenn an hohen Orten genug geschmieret worden ist.

Die Stiere kommen aus den andalusischen Wäldern, wo man sie wild herumlaufen läßt, ohne daß sie Kühe zu sehen bekommen. Sobald ein Stierkalb bey einer Heerde etwas erwachsen ist; so versucht es der Hirte, ob es auch eine Anlage hat, böse zu werden. Ist dieses, so wird es gezeichnet, und in den Wald gethan, wo es so lange wild herum läuft, bis es erwachsen ist, und zu einem Gefecht aufgekauft wird. In den Wäldern werden sie auch gewissermaßen gehütet, doch nicht sehr genau, welches um deswillen nicht gar wohl möglich ist, weil sie sich nicht nahe kommen lassen. Deswegen führen die Hüter, so wie die Fechter, allezeit einen Mantel bey

sich, den sie dem Stier, wenn er ihnen zu nahe kömmt, auf den Kopf werfen, wodurch sie mehrentheils Zeit bekommen zu entwischen. Je wilder nun der Stier ist, je theurer wird er bezahlt, und der Eigenthümer bildet sich eben soviel darauf ein, wenn sich einer seiner Stiere wohl bey einem Gefecht hält, als in unserm Land eine Bauersfrau auf ihren Sohn, wenn er zum erstenmal mit Beyfall geprediget hat.

Dieses wäre so ohngefehr das, was mir bey einem Stiergefecht merkwürdig oder sonderbar vorgekommen ist. Allein, des gefaßten Ekels und Widerwillens ohngeachtet, muste ich den folgenden Tag noch einmal ein Zuschauer von diesem widrigen Schauspiel seyn. Ich that es um des Wohlstands willen, und sahe noch einmal 10 Stiere und 3 Pferde aufopfern: doch konnte ich es nicht über mein Herz bringen, bis ans Ende zu bleiben.

Nur noch dieses einzige muß ich hiebey erwähnen, daß keine Stadt, ja kein Städtchen in Spanien ist, wo nicht wenigstens ein dergleichen Gefecht des Jahrs gehalten wird, so daß viele tausend Stiere dabey zu Grunde gehn.

In ganz kleinen Städten machen die Spanier eine Art von Wagenburg statt eines Amphiteaters, und auf den Dörfern, wie zu Guadalkanal, wird keine Kuh geschlachtet, die sie nicht wenigstens etliche Stundenlang durch Schlagen, Stechen und Herumstoßen wild gemacht haben. Daher hält sich das Kuhfleisch im Sommer mit genauer Noth über Nacht,

Nacht, und das von den Stieren ist fast gar nicht zu geniessen: denn es ist, auch wenn es gekocht ist, roth, wie eine Kirsche, und wird den armen Leuten für zwey Sols (acht Pfennige) das Pfund verkauft, während daß man das Kuhfleisch mit zwey Realen oder zehn Sols bezahlen muß.

Von

Von den Schlangen in Guiana, in Süd-Amerika.

Beschluß.

Das Blut, welches durch das Gift gänzlich aufgelöset worden war, und aus den Enden der haarförmigen Pulsadern hervordang, machte, daß sich an allen Theilen der äußern Oberfläche des Körpers purpurrothe Flekke zeigten; wobey auch das Blut aus der Nase, Augen, Ohren, Lungen u. s. w. heraus schoß. Ich bin zwar kein Augenzeuge von diesem Vorfall gewesen: ich habe ihn aber auf das Zeugniß etlicher Personen von ungezweifelter Glaubwürdigkeit erzählet, die zu der Zeit, als es sich zutrug, zugegen waren. Doch eine genaue Beschreibung von allen Schlangen in Guiana würde einen ganzen Band anfüllen, und vielleicht dem ohnerachtet nur verwirrte, unrichtige Begriffe von den Gegenständen selbst liefern. Ich muß Sie daher bitten Ihre Neugierde so lange zu sparen, bis ich das Vergnügen habe, wieder nach Engelland zu kommen, da ich Sie mit einer Sammlung von Schlangen beschenken will, die ich jetzt mache. Die Methode, deren ich mich bediene diese Thiere zum Aufheben zuzubereiten, dürfte vielleicht werth seyn, sie mitzutheilen.

Wenn die Schlange getödtet ist, muß sie zuerst rein abgewaschen, und von allen Schmutz und Unflath gesäubert werden. Sodann wird sie in ein Glaß von einer gehörigen Größe gethan, und zwar so, daß der Schwanz zuerst, nachher der übrige Körper schraubenförmig gewunden hineingelegt, und dabey der Rükken, welcher allemal am schönsten ist, auswärts

gekehrt

gekehrt werde. Endlich wird ein Faden, der an einem kleinen gläsernen Kügelchen befestiget ist mit Hülfe einer Nadel, durch die obere Kinnlade von innen hinaus, und sodann durch den Korkstöpsel der Flasche gezogen, wo er befestiget werden muß. Auf diese Weise wird der Kopf in eine natürliche Lage gebracht, und das Maul durch das Kügelchen erhalten, daß man die Zähne sehen kann. Das Glas wird sodann mit Rum angefüllet, und der Korkstöpsel versiegelt, um die Ausdünstung des Rums zu verhindern. Hierauf wird ein Pergament, worauf der Name und die Eigenschaften der Schlange stehen, mit Wachs über den Korkstöpsel befestiget. Auf diese Weise bekömmt die Schlange ein schönes Ansehen, und kann eine große Anzahl Jahre aufbehalten werden, ohne daß der Spiritus den Glanz der Farben verändert.

Um eine genugsame Menge von diesen Thieren zu bekommen, gebe ich den Negern von allen benachbarten Plantagen für jede Schlange, die sie zufälliger weise tödten, und mit bringen, ein Glaßrum: sie mag nun zu meiner Absicht dienlich seyn oder nicht, als wovon sie nicht urtheilen können. Durch dieses Mittel habe ich in einer Zeit von drey Monathen, als so lange ich mit dieser Sammlung beschäftiget bin, fast an die dreyhundert Schlangen erhalten, unter welchen wohl funfzig bis sechzig verschiedene Gattungen waren, und hiernach werden sie sich einen Begriff von der Menge und Mannigfaltigkeit dieser Thiere in Guiana machen können. Viele darunter sind außerordentlich schön, mit den zierlichsten Figuren ausgeschmükket, die der Pinsel der Natur selbst gezeichnet hat, und mit den lebhaftesten Farben, in der allermannigfaltigsten Vertheilung geziert, die die fruchtbarste Einbildungskraft nur ersinnen kann.

Um

Um die Namen und Eigenschaften dieser Schlangen zu entdekken, habe ich meine Zuflucht zu den Indianern genommen, obgleich nicht mit allem dem Vortheile, den ich hoffete. Denn viele von den Schlangen sind gänzlich ohne Namen, und ihre Würkungen nichts weniger als genau bekannt. Zeigt man einem Indianer eine Schlange, und fragt ihn nach den Folgen ihres Bisses, so wird er, wenn er auch ganz und gar nichts davon weiß, dennoch antworten: Abwauga, welches so viel heist, als sie ist schlimm, oder gefährlich. Wenn das Mansaga damit verbunden wird, welches den Superlativus ausdrükt, so schließe ich dann, daß der Indianer einige Kenntniß davon habe, und daß sie für tödtlich gehalten werde. Diese Leute haben mir bey dergleichen Gelegenheiten viele Märchen erzählet, welche so abgeschmakt sind, daß ich nicht in Gefahr bin, dadurch hintergangen zu werden. Allein der Pöbel ist unter allen Nationen den Irrthümern unterworfen, und die Indianer sind lauter Pöbel. Unter den Schlangen die ich bereits gesammlet habe, befinden sich unterschiedliche, die schon von den Schriftstellern der Naturgeschichte verschiedene Theile von Amerika sind beschrieben worden; dergleichen sind die Ahätulla von Surinam, die Ammodites aus Brasilien, die Jagdschlange oder Jacaacanga der Brasilianer, die Surinamsche Aspis, die Brasilianische Aspik-Cobra, die Surinamsche Grill, die Eskulapische Schlange aus Brasilien, die Klapperschlange, die geflekte Pomeranzenfarbene Dipsas aus Surinam, die Dipsas aus Berbice von einer blaßrothen Farbe und mit braunen Flekken, und die blaue Dipsas.

Naturhistorische Bemerkungen vom Herrn Prof. Sander.

1.

Zu Gränzhausen, drey Stunden unter Coblenz, werden aus der daselbst befindlichen guten Pfeiffen=Erde recht gute Krüge gemacht, wovon das Tausend auf dem Platz funfzig Gulden kostet.

2.

Man behauptet, daß die Fortpflanzung da am stärksten sey, wo die Cartoffeln am häufigsten gegessen werden, nemlich in den Thal= Wald= und Bergorten. Wenigstens ist sie nach vielen Erfahrungen in der Markgrafschaft Hochberg in jenen Gegenden stärker, als da, wo viel und guter Wein getrunken wird.

3.

Das Pferd hat eigentlich keine Waffen als die Stärke der Muskeln in den Hinterbakken, und doch kann kaum irgend ein andres Thier das Pferd überwinden. Unter dem König August, war in Dresden eine Thierhetze, wobey viele Bären aus Pohlen vorgeführt wurden. Man ließ viele Thiere mit dem Pferd kämpfen, und doch blieb es immer Meister. Als endlich mehrere Bären mit einander es angreifen mußten, nahm das edle Pferd den Kopf zwischen die Vorderfüsse, und schlug mit den Hinterfüssen ganze Haufen von Bären hin.

Nachricht

Nachricht.

Bey dem Verleger dieser Wochenschrift hat eben die Presse verlassen: Unterricht in der Naturgeschichte für diejenigen, welche noch wenig oder gar nichts von derselben wissen, ertheilt von D. Anton Friedrich Büsching. Vierte Auflage, in 8. 6 Groschen.

Auch ist noch bey ihm zu haben:

1) Desselben Grundriß einer Geschichte der Philosophie und einiger wichtigen Lehrsätze derselben, erster und zweeter Theil, in 8. 1 Thl. 8 Gr.

2) Desselben Geschichte der jüdischen Religion oder des Gesetzes, ein Grundriß, in 8. 8 Gr.

3) Desselben chronologischer Grundriß der allgemeinen Weltgeschichte. Vierte Auflage, in 8. 2 Gr.

4) Desselben Abhandlung von der Redekunst, in 8. 2 Gr.

5) Desselben Lebensbeschreibung des Hrn. Sigismund Streits, vornehmen Kaufmanns zu Venedig rc. in 8. 2 Gr.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

30ste Woche.

Geschichte der Buccanier oder Flibustier.

Nach Rußel.

Es geschah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß durch die wenige Sorge, welche Frankreich für seine Niederlassungen auf den karaibischen Inseln hatte, und die Tyranney welche eine ausschließende Handlungsgesellschaft über sie übte, eine Menge der Kolonisten zur Verzweiflung gebracht ward. Aus heftiger Liebe zur Freyheit nahmen sie ihre Zuflucht auf die nordliche Küste von Hispaniola, itzt mehrentheils Domingo genannt, wohin schon viele ihrer Landsleute geflohen waren, als sie ohngefehr dreyßig Jahr vorher von den Spaniern aus St. Christoph waren vertrieben worden. Nach der Abnahme der Bergwerke in Hispaniola und Entdekkung viel reicherer in Mexico und Peru, ward die Insel von den Spaniern vernachläßigt, und der größte Theil der Städte von ihren Einwohnern verlassen. Die französischen Flüchtlinge widmeten sich dem Gewerbe, das wilde Rindvieh zu jagen, welches auf der Insel im Ueberfluß vorhanden war, worin sie niemand störte. Einen Theil des dadurch erhaltenen Rindfleisches aßen sie frisch, einen andern Theil dörreten sie mit Rauch an Orten, welche in der indianischen Sprache Buccans heißen, wovon sie den Namen Buccanier erhielten. Die Häute verkauften sie an diejenigen Schiffe, welche an die Kü-

sie kamen, anfänglich aber vornämlich an die Holländer, welche sie dafür mit Brantewein, Kleidungsstükken, Feuergewehr, Pulver und Bley versahen. Sie hatten weder Weiber noch Kinder, lebten in kleinen Gesellschaften, und theilten einander mit was sie nöthig hatten. Sie kleideten sich in ein Hemde, welches in das Blut der von ihnen erlegten Thiere getaucht war, Niederkleider, einen ledernen Gürtel mit daran hängendem Säbel, und einigen holländischen Messern, einen Hut ohne allen Rand, ausser einem Zipfel ihn abzunehmen, und Schuhe die aus rohen Häuten bereitet waren. Dabey führeten sie eine Muskete fünftehalb Fuß lang, welche eine Kugel, die beynahe ein Pfund schwer war schoß, und hatten eine Kuppel von 20 bis 30 Hunden bey sich. So giengen sie auf die Jagd der wilden Ochsen, deren sie so viel als Jäger waren, jedesmal zu erlegen suchten.

Diese Leute von einer so wilden Lebensart fielen auch zuweilen in die spanischen Niederlassungen ein, und versahen sich hier mit dem was sie nöthig hatten. Um den regelmäßigen Soldaten, die ihnen entgegen gesezt wurden, zu widerstehen, vereinigten sie sich zu einem Haufen, und versammelten sich allemal wenigstens gegen die Nacht. Man kann sich leicht vorstellen, wie vieles Blut ein Haufen Banditen vergossen haben müße, die keinem Lande zugehöreten, und keinen Gesetzen unterworfen waren, die als Jäger und Krieger von Natur und aus Neigung, durch die Noth sich zu vertheidigen und ihrem Feinde zu schaden zu Mord und Gewaltthätigkeiten verleitet wurden. In der Hitze ihrer Wuth machten sie alles ohne Ansehung des Alters und Geschlechts nieder. Die Spanier gaben endlich alle Hofnung auf, einen so hartnäkkigen und wilden Feind zu bezwingen und entschlossen sich, durch eine

eine allgemeine Jagd, alles Hornvieh auf der Insel auszurotten. Dieß zwang die Buccanier ihre Lebensart zu verändern. Einige unter ihnen, die vernünftigsten, wurden Pflanzer, die unruhigsten aber schlugen sich zu einem Haufen Seeräuber, welche sich unter dem Nahmen der Freybeuter, oder wie man sie in Frankreich nannte, Flibustier der kleinen Insel Tortuga bemächtiget hatten, von welcher sie herumstreiften, und nun so furchtbar wurden, daß sie sich zu Tyrannen des Oceans aufwerfen konnten. Frankreich welches die Buccanier bisher nicht als seine Unterthanen angesehen hatte, erkannte sie dafür so bald ihre Niederlassungen einige Stetigkeit bekommen hatten, schikte ihnen 1665 einen Statthalter, welcher Ogeron hieß, einen rechtschafnen Mann, den man mit Wahrheit den Vater der französischen Kolonie auf Hispaniola nennen kann.

Die Engländer vereinigten sich mit den Franzosen izt die spanische Macht zu schwächen, und eroberten Jamaica. Die Buccanier aber welche sich Küstenbrüder nanten, vereinigten sich in kleine Gesellschaften, welche zu 20 bis 30 Mann in offenen Fahrzeugen ausliefen, und Tag und Nacht alle Unbequemlichkeit der Witterung ertrugen. Die Liebe zur Freyheit machte sie von allen den Einschränkungen abgeneigt, welche sich gesittete Menschen zu ihrer gemeinschaftlichen Bequemlichkeit freywillig auflegen. Selbst ihr Elend, welches sie dabey oft ertragen mußten, flößte ihnen einen Muth ein, der allen Gefahren überlegen war, und der Anblik eines Schifs versezte sie in eine Art von Wuth. Sie rathschlageten niemals über die Art des Angrifs, sondern suchten nur das Schif so bald als möglich zu ersteigen. Die kleine Beschaffenheit ihrer eignen Schiffe und ihre Geschiklichkeit in Regierung derselben, sicherte sie vor dem Feuer des Feindes, der sie sonst mit einer

einzigen Lage hätte in den Grund bohren können. Sie richteten nur das Vordertheil ihre Barken gegen den Feind, und dieses war allemal stark mit Musketiers besetzt, welche mit so vieler Genauigkeit in die Schießlöcher des Feindes schoßen, daß sie auch die erfahrensten Kanonier in Verwirrung brachten, und wenn sie sich einmal an den Feind angeklammert hatten, so entgieng ihnen selten das größte Schif. Obgleich die Buccanier im höchsten Nothfall die Schiffe einer jeden Nation angriffen, so waren doch die spanischen der vornehmste Gegenstand ihres Raubes. Sie glaubten, daß die Grausamkeiten welche die Spanier an den Eingebohrnen in America verübt hatten, sie hinlänglich bey allen Gewaltthätigkeiten, die sie nur an denselben begehen könnten, rechtfertigten. Man wird auch in der That hierinn die Leitung der Vorsehung gewahr, welche diese Verheerungen der Seeräuber als Strafgerichte über sie verhängete. Es schmerzte sie zugleich als unabhängige Leute, daß sie des Rechts zu jagen und zu fischen, welches sie als ein Naturrecht ansahen, beraubt seyn sollten. Nach diesen Grundsätzen der Billigkeit und Religion, giengen sie niemals auf einen Streifzug aus, wenn sie nicht den Himmel vorher um einen glüklichen Erfolg gebeten hatten, und kamen nie mit Beute beladen zurük, ohne Gott feyerlich dafür zu danken. Sie theilten die Beute zu Tortuge oder in einem französischen oder englischen Hafen in Hispaniola oder Jamaica, nachdem sie sich besonders durch einen Eid verbindlich gemacht hatten, nichts davon zu verheimlichen, und diejenigen welche verwundet oder verstümmelt waren, wurden zuerst bedacht. Selbst der Antheil der Getödteten wurde ihren Gefährten und Gesellen als ihren Erben gegeben, oder ihren Verwandten geschikt, oder als ein Almosen an die Armen oder

an

an die Kirchen verwandt, für die ewige Wohlfahrt der Verstorbenen zu beten.

Was die Buccanier auf diese Weise erworben hatten, verschwendeten sie in allen Arten der Zügellosigkeiten, bis sie wieder vollkommen nakkend und aller Kleider und Lebensmittel beraubt waren. Dann giengen sie wieder zur See auf neue Abentheuer. Diejenigen Schiffe welche aus Europa nach America segelten, reizten nur selten die Raubbegier der ersten Buccanier, weil die Waaren die sie führten, damals nicht leicht verkauft werden konten. Allein sie lauerten ihnen beständig bey ihrer Rükkunft auf, da sie denn gewiß mit Gold, Edelgesteinen, und andern kostbaren Gütern beladen waren. Gemeiniglich verfolgten sie die Galleonen, und die spanische Flotte bis an den Kanal von Bahama, und so bald ein Schiff durch einen Zufall von den übrigen getrennet wurde, so griffen sie es sogleich an, da es denn ihnen nur selten entkam. Sie wagten es so gar mehrere Schiffe auf einmal anzugreiffen. Die Spanier welche sie Teufel nanten, zitterten schon, so bald sie sich nur blikken ließen, und ergaben sich gemeiniglich, so bald sie ihnen nahe kamen. Die Buccanier griffen einmal den Viceadmiral der Galleonen mit einem kleinen Schiff von 28 Mann und vier Kanonen an, und eroberten dessen Schiff, bemächtigten sich ein andermal unter den Kanonen von Porto Bello einer Galleone, deren Werth auf eine Million Pesos geschätzt wurde. Einst segelte einer ihrer Anführer zwischen zwey spanischen Kriegesschiffen, deren jedes 60 Kanonen und 700 Mann hat hindurch, und die Spanier hatten nicht Herz genug, das Gefecht wider eine Handvoll entschlossener Leute fortzusetzen, welche selbst in ihrem Rükzuge die Ehre des Sieges mit sich nahmen.

Die Furcht diesen raubgierigen und wilden Leuten in die Hände zu fallen, sezte die Spanier fast in Verzweifelung, sie verminderten die Anzahl ihrer Schiffe, und die Kolonien ließen alle Gemeinschaft unter einander fahren, und begaben sich aller Macht, Bequemlichkeiten und alles Wohlstandes. Der Muth der Buccanier wuchs dagegen, und da sie bisher die spanischen Kolonien nur besucht hatten, um solche Bedürfniße zu holen, welche sie gebrauchten, entschloßen sie sich, da ihr Fang auf der See abnahm, die reichsten und bewohntesten Gegenden des festen Landes in America zu plündern und zu verwüsten. Der Feldbau ward daher wie die Schiffahrt vernachläßiget, und die Spanier fürchteten sich so sehr, sich ausser den Mauern einer Stadt sehen zu laßen, als ihre Schiffe, sich aus ihren Häfen zu wagen. Die berühmt gewordenen Anführer der Buccanier waren Montbars ein Edelmann aus Languedoc, der einen geschwornen Haß und Wuth gegen die Spanier hatte, Lolonois, Michael de Basco, Morgan, von Horn und Grammont, Groigniet, Lecuyer, Picart, le Sage, Samms, Henry, Wilmot, Townly. Sie segelten 660 Mann stark nach dem Meerbusen von Venezuela, und kamen zu der Stadt Maracaybo, die sie aber ganz verlaßen fanden, weil sich die Einwohner mit ihren besten Sachen, vor Schrekken auf die andere Seite des Sees gleiches Namens begeben hatten. Sie begnügten sich also die Kirchen zu plündern, und durch Bedrohung die Stadt in Brand zu stekken eine Brandschatzung zu erpressen. Unterdessen überraschte Morgan Portobello, und plünderte es nachdem er es mit Sturm eingenommen. Er hatte dabey 400 Mann lauter Engländer. Im Jahr 1670 eroberte er die St. Katharinen Insel, wo er die Vestungswerke verwüstete und eine erstaunliche Menge Kriegesbedürfniße wegführete, ingleichen Chagre und Panama. Nach-

dem

dem Morgan, der sich selbst durch die größte Ungerechtigkeit gegen seine Gefährten bereichert hatte, sich zur Ruhe begab, fiel bis auf das Jahr 1683 nichts wichtiges vor. In diesem Jahr machte van Horn den Entwurf, nebst Grammont, Godfrey, Jonqué und von Graff Vera Kruz zu plündern. Er segelte mit 1200 Mann dahin, und landete unter Begünstigung der Nacht drey Stunden von der Stadt ohne entdekt zu werden. Mit Anbruch des Tages bekamen sie die ganze Stadt in ihre Gewalt. Alle Einwohner, sowohl Männer als Weiber und Kinder, wurden in die Kirche eingesperret, in welche sie ihre Zuflucht genommen hatten. An jeder Kirchthüre standen Fässer mit Pulver, und dabey ein Buccanier mit einer brennenden Lunte in der Hand, der bereit war, bey dem geringsten Anschein eines Aufstandes, das Gebäude mit allen die darin waren, in die Luft zu sprengen. Nachdem diese Vorsicht genommen war, ward die Stadt in aller Sicherheit geplündert. Da sie nun alles, was nur von einigem Werth war weggenommen hatten, thaten sie denen in der Kirche eingesperrten Einwohnern den Vorschlag, daß sie für ihr Leben und für ihre Freyheit zwey Millionen Pesos erlegen sollten. Die unglüklichen Leute welche in 3 Tagen weder gegessen noch getrunken hatten, nahmen diese Bedingung mit Freuden an. Die Hälfte des Geldes ward noch denselben Tag bezahlt, und die andere Hälfte ward aus dem Innern des Landes erwartet, als sich auf einer Anhöhe eine beträchtliche Anzahl Truppen sehen ließ, welche auf die Stadt zurükten, und vor dem Hafen eine Flotte von 17 europäischen Schiffen erschien. Als die Buccanier diese Flotte sahen, giengen sie ganz ruhig auf ihre Schiffe, nahmen 1500 Sclaven zu einiger Schadloshaltung für den Ueberrest des versprochenen Geldes mit, und segelten mit der größten Dreistigkeit mitten durch die spanische Flotte

durch, welche sie ungehindert ziehen ließ, ohne eine Kanone auf sie zu feuern. Die Buccanier hatten zu viel zu verlieren, da sie ihre Schiffe mit Silber beladen hatten, und die europäischen nur Waaren führeten, als daß sie alles in einer Schlacht aufs Spiel setzen sollten. Und die Spanier waren froh, daß sie mit der bloßen Furcht davon kamen.

Zuletzt kamen sie noch auf den Einfall die Südsee zu plündern, und zwar geriethen sowohl die englischen als französischen Buccanier, zu gleicher Zeit, ohne sich zu verabreden auf denselben. Einige derselben giengen über die Darische Landenge, andere aber durch die Magellanische Meerenge in die Südsee, und wenn ihre Unerschrokkenheit durch einen geschikten Anführer einförmig auf einen einzigen Gegenstand wäre geleitet worden, so würden sie gewiß die Spanier um ihre einträglichsten Kolonien gebracht haben. Allein ihre unordentliche Denkungsart war ein unüberwindliches Hinderniß einer solchen Vereinigung. Die Engländer und Franzosen zankten beständig mit einander. Die ersteren machten sich kein Gewissen, wenn sie in eine Kirche kamen, mit ihren Säbeln einem Crucifixe die Arme abzuhauen, oder die Bilder der Heiligen zu verstümmeln, und die letzteren wurden darüber aufs heftigste erbittert. So ward ein Theil dieser andächtigen Räuber, durch die Verstümmelung des Bildes eines Heiligen beleidigt, indem sie ungescheut, die größten Grausamkeiten und Unmenschlichkeiten an ihren Nebenmenschen begiengen.

Sie schlugen indessen auf der Südsee mehrmals die Flotten, die wider sie ausgerüstet waren. Allein diese Siege waren ihnen nachtheilig, indem sie nicht nur mit Verlust für sie verknüpft waren, sondern auch ihre Schiffahrt unterbrachen.

Wenn

Wenn sie keine Schiffe auf der See mehr antrafen, mußten sie Landungen auf den Küsten vornehmen, um sich Lebensmittel zu verschaffen, und zu Lande diejenigen Städte plündern, in welche die Reichthümer des flachen Landes geschaft waren. Die Spanier hatten niemals so viel Herz sich zu vertheidigen, wenn sie nicht wenigstens zwanzigmal stärker waren, und auch alsdann wurden sie gemeiniglich geschlagen. Sie waren durch Wohlleben und Ueberfluß so entnervt worden, daß sie alle Begriffe der Kriegskunst verloren hatten, und waren itzt so feige wie die Americaner, die ihre Vorfahren unter die Füße traten. Griffen sie einmal einen Buccanier, so zerhieben sie ihn in Stükken, welche sie verbrannten. Dadurch machten sie ihre Feinde noch rachgieriger, welche auch alle Städte in Brand stekten, und alle Gefangenen nieder machten, wofern sie nicht durch eine verhältnißmäßige Summme losgekauft wurden. Silber war ihnen so gemein, daß es von ihnen nicht geachtet wurde, es war ihnen auch zu lästig im Fall sie wieder über Land nach Hause zurük gehen mußten. Ueberhaupt wurden itzt den Spaniern alle bey der Eroberung von America begangene Grausamkeiten vergolten, und die Indianer sahen sich durch eben das Gold, welches die Fesseln ihrer Knechtschaft geschmiedet hatte, hinlänglich an ihren Tyrannen gerächt.

Doch diejenigen, welche diese Grausamkeiten begiengen, genossen nicht lange die Früchte derselben. Viele starben auf ihren Streifzügen an den Folgen des Klima und ihrer Ausschweifungen: andere litten auf ihrer Rükreise durch die magellanische Strasse oder um das Vorgebirge Horn Schiffbruch, und viele von denen, welche über Land nach der Nordsee zurük kehren wollten, fielen in den ihnen gelegten Hinterhalt, und verloren entweder ihr Leben oder doch ihre Beute: so daß die

englischen und französischen Kolonien von dieser Unternehmung, welche vier Jahr dauerte, wenig Nutzen hatten, sondern vielmehr ihrer bravesten Einwohner beraubet wurden. Andere eroberten während dieses Streifzuges Campeachy, und machten daselbst große Beute. Im Jahr 1697 stießen 1200 von ihnen zu einer französischen Flotte; welche die berühmte Stadt Karthagena erobern sollte, und durch ihre Tapferkeit geschah es vornämlich, daß dieses der Lage des Hafens, der Stärke des Platzes und des ungesunden Klima ohnerachtet geschah. Allein der raubgierige Befehlshaber der eine Beute von zwey Millionen Pfund Sterlings gemacht hatte, machte sich kein Gewissen, den Buccaniern, welche die vornehmsten Werkzeuge seines Glüks gewesen waren, so bald sie auf die hohe See kamen, statt ihres Antheils 40000 Kronen anzubieten. Daher segelten sie nach der Stadt zurük, die sie erst vor kurzem geplündert hatten, und nachdem sie alle Einwohner männlichen Geschlechts in die größte Kirche eingesperret, und von denselben alles was möglich war erpreßt hatten, plünderten sie die Stadt von neuem, selbst die Kirchen und Gräber, und folterten, weil sie nicht die gehoften Schätze fanden, die vornehmsten Einwohner. Da sie durch alle diese Mittel die bereits zusammengebrachte Beute nicht vergrößern konnten, segelten sie endlich wieder fort. Allein zum Unglük stießen sie auf eine holländische und englische Flotte, und da diese beyden Nationen damals mit Spanien in Bündniß standen, so wurden ihre meisten Schiffe mit allen ihren Schätzen entweder weggenommen oder in den Grund gebohret. Der Rest flüchtete sich in sehr elenden Umständen nach Hispaniola.

Dies war die letzte merkwürdige Begebenheit der Buccanier. Der erfolgte Krieg der Engländer und Franzosen, die glükli-

glüklichen Mittel welche beyde anwandten, durch diese unternehmende Gemüther den Landbau in ihren Kolonien zu befördern, die Klugheit ihnen zum Theil bürgerliche und militärische Aemter zu ertheilen, und sie dadurch zur Stetigkeit zu bewegen, machten dieser ausserordentlichen Gesellschaft ein Ende. Wenn nicht Beute, sondern Eroberung der Gegenstand ihrer Unternehmuugen gewesen wäre, so würden sie ganz America haben erobern können.

Die Engländer und Franzosen haben ihnen gewissermassen ihren ganzen Wohlstand in Westindien zu verdanken.

Tr **.

Von

Von den Pistacienbäumen und der Caprification in Sicilien *).

Da Sie ein so eifriger Naturforscher sind, so mache ich mir ein Vergnügen, Ihnen meine Bemerkungen über den Pistacienbaum mitzutheilen, und bitte mir Ihr Urtheil über die Befruchtung desselben aus. Ich rede von einem sicilianischen Gewächse, das sich vielleicht auch an unser unbeständiges Klima gewöhnen ließe, wenn man den gehörigen Boden und die rechte Lage dazu aussuchte. Sie werden sich erinnern, daß dergleichen in verschiedenen botanischen Gärten in Toscana in freyer Luft stehen, und daß sich unter andern einer in dem zu Pisa befindet, welcher so groß und frisch vom Wuchse ist, daß er allemal mit denen, die in Sicilien gezogen werden, um die Wette streiten kann.

Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß auf den höchsten Bergen des Libanon Cedern wachsen, und daß denen, die noch dort stehen, weder Schnee noch Eis, seit so vielen Jahren, geschadet hat; gleichwohl hat man in Toscana, wo es auf manchen Bergen so kalt als auf dem Libanon ist, nie versucht, die Gipfel derselben mit diesen nützlichen Bäumen zu besetzen, die man, wenn sie gleich nicht so hoch als die Kiefern wachsen, und auch nicht so melancholisch aussehen, als die Tannen, doch zu den Arbeiten anwenden könnte, wozu man sie ehemals in den prächtigsten Tempeln und Pallästen gebrauchte.

Den Platanus welcher so gern und freudig in Thälern und an den Flüßen wächst, und in andern Ländern die Ufer derselben

*) Aus Sestini Briefen.

ben mit den angenehmsten Schatten bedekt, habe ich nur selten angetroffen: aber man findet ihn doch auch so gar in bergigten Sandörtern, zum Beweise, daß er mit großen Vortheilen gezogen werden könnte. Der Ahorn, (Sicomoro acer pseudoplatanus) ein dauerhafter und lieblich ins Auge fallender Baum, ließe sich ebenfalls im Toscanischen, sowohl an der Küste, als mitten im Lande, fortpflanzen: allein niemand macht dergleichen Versuche. Man sollte in vielen Fällen weder dem Klima noch dem Boden die Schuld geben, sondern der Nachläßigkeit und dem Vorurtheil, keinen Baum zu pflanzen, dessen Vollkommenheit man nicht erlebt.

Vielleicht kennten wir viele Arten von unsern Früchten nicht, wenn nicht ein großer Geist *) für die Nachwelt besorgt gewesen wäre, und die Natur gereizt hätte, gegen uns eben so freygebig, als gegen die orientalischen Völker zu seyn. Warum sollte also der Pistacienbaum nicht auch in Florenz gedeihen und Früchte tragen.

Es gehört allerdings anfangs Fleiß dazu, um ausländische Gewächse an unsern Boden zu gewöhnen, und es dahin zu bringen, daß sie blühen, Früchte und Samen tragen: sind sie aber einmal einheimisch bey uns gemacht, so gehören die vorigen Schwierigkeiten nicht mehr dazu, um sie weiter fortzupflanzen. Der Garten des Herzogs von Noailles, ohnweit Paris, ist Ihnen bekannt, und Sie wissen wie viele ausländische

*) Der Verfasser meynt hier vermuthlich Cosmus III. dessen unermüdetem Fleiße wir die große Menge von ausländischen Früchten zu verdanken haben, daran Toscana seit der Zeit so reich ist. Er begnügte sich nicht nur, seine Gärten damit zu bereichern, sondern ließ sie auch um ihre Vermehrung desto schneller zu befördern, unter die Unterthanen austheilen.

dische Bäume darinn im Freyen gezogen werden, obgleich das dortige Klima schon viel rauher ist, als das Toscanische.

Ich denke oft an den, fast in ganz Europa, eingeführten Gebrauch, seine Zuflucht zur künstlichen Wärme zu nehmen, nicht nur um ausländische, sondern auch so gar einheimsche Pflanzen zu ziehen. Ich rede hier nicht von dem Treiben einheimischer Blumen und Früchte, um sie durch die Wärme zu zwingen, daß sie zeitiger blühen und reife Früchte tragen, als sie sonst, wenn man ihnen die völlige Freyheit ließe, thun würden; sondern sage nur so viel, daß der Gebrauch der Oefen, in Absicht auf die exotischen Gewächse, der Industrie schadet, weil man manche Pflanze einheimisch machen würde, wenn man sich bemühete, sie an die freye Luft zu gewöhnen.

Ein durch künstliche Hitze erzwungener Samen wird nie so gut seyn, als der natürlicherweise reif geworden ist, und man wird immer von neuem zu der Kunst seine Zuflucht nehmen müßen, wodurch der Same nach und nach immer schlechter wird, und ausartet. Ich lese beständig in den Monatsschriften, daß die Akademien Preisfragen aufgeben, und ansehnliche Prämien darauf setzen. Ein Jahr darauf finde ich solche durch schöne und künstliche Theorien aufgelöset, und von den Akademien gekrönt: aber dies ist nur für die Gelehrten. Man sollte doppelt so viel darauf setzen, wenn einer seine Meynung praktisch darthun könnte, oder gleich Erfahrungen beybrächte, welche das, was er theoretisch behauptet, bestätigen.

Ich rede gern von dieser Materie mit Ihnen, weil ich weis, daß Sie keinen Schritt, weder in der Landwirthschaft, noch in der Naturhistorie thun, ohne Versuche und Erfahrung

zu

zu Rathe zu ziehen. Ich komme nunmehr auf die Pistacienbäume in Sicilien.

Es giebt zweyerley Arten von Pistacienbäumen auf dieser Insel; die eine heißt Fastuca oder der zahme, und die andere Scornabacco oder der wilde. Jener ist der weibliche und dieser der männliche *). Wie der männliche Baum den weiblichen befruchtet, werde ich unten zeigen.

Die Botaniker unterscheiden beyde Bäume folgender Gestalt. Linné nennt den weiblichen Pistacienbaum, Pistacia vera und giebt zu seinem eigentlichen Standorte Persien, Arabien, Syrien und Indien an, ohne Sicilien zu erwähnen, wo er doch sehr häufig angetroffen wird. Casp. Bauhin nennt ihn Pistacia peregrina fructu racemoso; Theophrast Terebinthus Indica; und Johnston Pistacia fructu racemoso s femina, in Sicilien Fastuca genannt.

Den männlichen Pistacienbaum beschreibt der Pater Cupani im Orto Cattolico also: Pistacium mas. s sterile, seu nucleis oleo vacuis latioribus foliis, vulgo Fastuca masculina **)

Der

*) Linné setzt ihn deswegen in die 22 Klasse der ganz getrennten Geschlechter, oder in die Dioecia. Der Terpentin und Mastixbaum gehören zu diesem Geschlechte. Die männlichen Blumen haben Kätzgen und einen fünfmal eingeschnittenen Kelch mit fünf Staubfäden. Die weiblichen einen dreymal eingeschnittenen Kelch und drey Griffel. Nach dem Plinus B. 13. Kap. 5. soll Kayser Vitellius, wie er als Legat in Sirien war, diesen Baum nach Italien geschikt haben, um ihn dort anzupflanzen. Ueb.

**) Nach *Linnaei* specieb. Plant. sind Pistacia vera und trifolia, eigentlich zwo besondere Arten (Species) deren jede ihre männlichen und weiblichen Bäume hat; ob er gleich des Boccone Benennung als Synonymie unter Pistacia trifolia anführt. Ueb.

Der weibliche Pistacienbaum ist bald größer, bald kleiner, und hat einen dikken Stamm. Er breitet seine Aeste ziemlich aus, deren Rinde aschfarbig ist. Die Blätter bestehen aus kleinern Blätterchen, welche gegen einander über stehen, doch nicht so ganz genau, wie bey der Esche, oder dem Mastixbaum, oder bey dem Süßholz (Glycyrrhiza) und endigen sich mit einem einzigen Blättchen (folia impari pinnata). Sie sind oval, vorne zugespitzt, voller Adern und denen vom Terpentinbaum ähnlich: aber größer, dunkelgrün, und geben einen angenehmen aromatischen Geruch von sich, den sie auch getroknet noch eine gute Zeit behalten. Im März und April kommen die Blüten traubenweise hervor und im August reifen die Früchte, oder die so genannten Pistacien, welches längliche, eckige Nüsse, von der Größe einer Haselnuß, auf einer Seite rund, und auf der andern platt sind. Die Pistacie hat eine doppelte Schale: die äußere ist *) membranös, dünne, zerbrechlich und von grüner Farbe, die aber, wenn die Schale trofnet, ins Gelbe fällt. Die andre, oder innere, ist feiner, weich, leicht, holzartig und weißlich gelb. In derselben befindet sich der blaßgrüne Kern, welcher fett, ölig, etwas bitter, aber auch zugleich süß und von lieblichem Geschmak ist. Er ist mit einem röthlichen Häutchen bedekt.

*) Wenn die äußere Schale noch grün ist, machen die Sicilianer einen angenehmen Saft daraus, den sie wegen des aromatischen Geschmaks gern trinken.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
31ste Woche.

Von den Pistacienbäumen und der Caprification in Sicilien.

Beschluß.

Der männliche Pistacienbaum wächst zwar aus guten Kernen des weiblichen Pistacienbaums, blühet auch, wenn man ihn ohne Kultur, nämlich Pfropfen und Oculiren, aufwachsen läßt, trägt aber selten Früchte und diese sind leer. Er heißt deswegen auch der unfruchtbare Baum, weil er keine gute Früchte bringt; doch ist er sehr nöthig, weil er durch seinen Samenstaub, wenn er blühet, den weiblichen Baum gleichsam schwängert und befruchtet: wozu erfordert wird, daß er unter den weiblichen Bäumen, oder wenigstens nicht gar zu weit davon entfernt stehe.

Von dem männlichen Baum meldet Boccone am angeführten Orte, daß er kleinere, etwas längliche, abgestumpfte, meistens dreyfachgekerbte Blätter von dunkelgrüner Farbe habe, und häufige, traubenweise hängende Blüthen trage.

Der weibliche Baum habe hingegen lichtgrüne, größere, härtere und fünffach gekerbte Blätter, weniger und ährenförmige Blüthen.

Zum Geschlechte der Pistacia zählen die Botaniker auch den Therebinthus vulgaris. (Pistacia Therebinthus. *Linn.*) Die Terpenthinbäume trift man in Sicilien sehr häufig an. Die Blätter sind dunkelgrün, glatt, länglich zugespitzt und stehen paarweise, jedoch etwas entfernt von einander, an einem langen Stiel, der sich mit einem kleinen Blättchen endiget (folia impari-pinnata). Der Terpenthinbaum blühet im April, die Blüthe gleicht der vom Oelbaum, ist aber röthlich. Die Früchte wachsen traubenförmig wie der Wein, und in großer Menge. Es sind kleine Nüsse, die an Größe und Farbe den Wacholderbeeren gleichen. Die Nuß hat, wie die Pistacie, eine doppete Schale, eine membranöse und eine harte. Der inwendige Kern ist weiß, schmekt nicht unangenehm, sondern ein wenig aromatisch.

Auf den Blättern dieses Baums entstehen auf beyden Seiten krumme Galläpfel, wie rothe Hörner, welche einen Saft mit vielen Insekten enthalten. Man bedient sich der Terpenthinbäume zur Vermehrung der Pistacien: indem Reiser von der weiblichen Pistacie darauf gepfropft werden, welches grosse Bäume giebt, wovon man die schönsten Pistacien in Menge erhält.

Es ist nöthig, daß ich Ihnen weitläufig beschreibe, wie die weiblichen Pistacienblüthen von den benachbarten männlichen Bäumen befruchtet werden. Sie wissen, daß die Geschlechtstheile getrennt und allemal auf zwo verschiedenen Pflanzen der Pistacie befindlich sind, indem die Blumen der einen blos Staubfäden haben, dahingegen auf der andern nur Blüthen mit Pistillen angetroffen werden.

Dieses

Dieses vorausgesetzt sieht man leicht, wie es zugeht, daß der männliche Baum die Blüthen der in der Nähe befindlichen weiblichen Bäume befruchtet. Das kleinste Lüftchen kann den befruchtenden Samenstaub von den Staubbeuteln der männlichen Blüthen wegführen, und auf die Narben der weiblichen Blüthen bringen, welche bereit ist diese wohlthätige Schwängerung anzunehmen. Das andre Mittel, dessen sich die Natur zuweilen zur Befruchtung bedient, sind die fliegenden Insekten, welche den Saft aus den Blumen saugen, und indem sie von einer Blume zur andern fliegen, den Samenstaub von den Staubbeuteln, der sich an ihren feinen Haaren hängt, mit fort, und auf das Pistill der weiblichen Blumen tragen.

Ausser diesen beyden Wegen, deren die Natur sich zur Erreichung ihres Zweks bedienet, hat die Kunst auch eine Methode erfunden, im Fall die Pistacienbäume von verschiedenen Geschlechten zu weit von einander entfernt stehen. Boccone beschreibt solche genau, sowohl im Museo di Fisica. Observ. 44 p. 282. als in dem Museo di Piante rare p. 159. welches mit dem übereinstimmt was ich selbst häufig in Sicilien, um die Befruchtung zu bewirken, gesehen habe. Hier sind seine Worte:

„Wenn der männliche Baum zu weit von dem weiblichen „steht, so pflegt man den letztern auf folgende Art zu befruch„ten. Die Eigenthümer warten, bis sich die weiblichen Blü„then geöfnet haben, alsdenn schneiden sie einige Zweige des „männlichen Pistacienbaums, dessen Blüthen im Begrif sind, „aufzubrechen, ab, stekken solche in ein Gefäß mit feuchter „Erde, und hängen dieses an einem Aste des weiblichen Baums „auf. Die Blumen öfnen sich hierauf, und der Wind führt

„den Samenstaub allenthalben auf den weiblichen Blüthen „umher, wodurch sie insgesammt befruchtet werden. Diese „Verrichtung nennen die Landleute von Agrigento turchiar=„rare, und die dadurch entstehenden Früchte Fastuchi.“

„Weil der männliche Pistacienbaum vor dem weiblichen „blühet, und manche, die zumal viel weibliche Blumen haben, „sich nicht so viel Mühe geben wollen; so sammlen sie die männ=„lichen Blüthen in einen Sak, troknen sie, und streuen von „diesem getrokneten Staub, wenn die weiblichen Blüthen sich „öfnen, über solche Bäume her. Man muß die Blumen „pflükken, ehe sie noch aufblühen, denn sobald sie sich öfnen, „laßen die Staubbeutel den zitrongelben Staub fahren. Der „einfältige Landmann nimmt noch andre lächerliche Dinge vor. „Er schneidet z. E. in die Aeste der weiblichen Bäume, und „streuet von dem Staube der männlichen Blüthe etwas in den „Schnitt, und zwar, wenn jene anfangen, auszuschlagen, „weil er dies gleichsam für die beste Zeit zur Empfängniß des „Samens hält.“

In der Folge beschreiebt Boccone noch verschiedene an=dere Arten, den weiblichen Pistacienbaum zu befruchten:

„Einige, sagt er„ pflegen, um eine desto reichlichere „Erndte von Pistacien zu thun, Zweige von den blühenden „männlichen Bäumen zu nehmen, die Zweige der weiblichen „Bäume damit zu peitschen, damit der Samenstaub allent=„halben umher fliege. Die Bauern setzen so viel Vertrauen „auf diese Art der Befruchtung, daß sie glauben bemerkt zu „haben, daß bey zu vieler Bestreuung mit diesem Staube die „Blüthen gar zu sehr geschwängert werden, und sowohl als

„die

„die Früchte nachher davon bersten. Einige pfropfen auch „an einem schiklichen Ort einen Zweig von männlichen Baum „auf den weiblichen Baum, und ersparen sich dadurch die Mühe, „den Staub selbst umher zu streuen; andere hängen einige Bü- „schel blühender männlichen Zweige zwischen einer proportio- „nirten Anzahl weiblicher Blumen auf, und überlaßen es ei- „nige Tage lang der Luft, den Samenstaub auf alle weibliche „Blumen zu führen.“

Heutiges Tages pflegen viele Landleute, welche Pistacien- pflanzungen anlegen, allemal zwischen den weiblichen Bäumen in gewissen Entfernungen männliche zu setzen, welche sie Fusti- chiere nennen, damit der Staub allenthalben umher getrieben, und gehörige Befruchtung dadurch erhalten werde. Dieses gedenkt auch schon Boccone, denn er sagt am angeführten Or- te: „Wenn zufälliger Weise viele männliche Pistacienbäume „unter den weiblichen stehen, so braucht es aller der obge- „dachten Mühe nicht, weil der Wind alsdenn genug von dem „befruchtenden Samenstaube umher führt.“

Die vornehmsten Gegenden in Sicilien, wo die Pistacien- bäume gezogen werden, sind um Riesi, Cardaria, Cattolica, Cammarata, Spaccaforno, Villafranca, Palagonia, Sam- buca, Caffpodarso, an vielen Orten um den Berg Aetna und überhaupt an der mittäglichen Küste. Insonderheit sind sie aber im Gebiete von Piazza häufig, und die daselbst, und auf dem Monte Garfone im Gebiete Cartagirone erzeugten Pista- cien, werden für die allerbesten gehalten.

Ehe ich die Materie von den Pistacienbäumen ganz ver- lasse, muß ich Ihnen doch noch etwas von der in Sicilien

üblichen Befruchtung der Feigenbäume, oder der sogenannten Caprification melden.

Boccone redet auch davon bey Gelegenheit der Befruchtung der Pistacienbäume, um die Nothwendigkeit des Samenstaubes zur Erzeugung guter Früchte noch mehr zu bestärken. Er sagt: „Eine gewisse Art von Feigenbäumen pflegt, anstatt reife eßbare Früchte hervorzubringen, die unreifen Früchte nur bis auf eine gewisse Zeit zu behalten, worauf sie abfallen; um diesen übeln Zustand auszudrükken, nennen die Sicilianer, die Feigenbäume Scaldano, oder Sciroccano, als wenn der heiße Südwind, (Scirocco) ihnen die Kräfte benommen und sie verbrannt hätte. Als ein Vorbeugungsmittel gegen dieses Uebel hängen sie eine kleine an Binsen gebundene Reihe unreifer Früchte von wilden Feigenbäumen über den zahmen, welche die Früchte unreif abfallen laßen, auf, und dadurch erhalten sie, daß der Baum gute Früchte trägt, anstatt daß sie ohne diese Beyhülfe nicht reifen würden. Weil man dies nicht bey allen Feigenbäumen in Sicilien zu beobachten nöthig hat, so schließe ich daraus, daß sie schwach sind, und der Gegenwart solcher unreifen angereiheten Früchte, welche die Sicilianer Fichi Scattioli nennen, bedürfen."

So weit der Pater Boccone. Seine Nachricht stimmt mit dem, was noch beständig in Sicilien geschieht, überein. Die Landleute, welche dergleichen Früchte vom Caprifico nicht haben, pflegen solche zu kaufen, und theurer, als die guten Feigen zu bezahlen. Sie reihen ein Dutzend derselben an Binsen an, und hängen solche den 23 bis 24 Juni über die zahmen oder kultivirten Feigenbäume auf.

Ich

Ich habe über diese Materie noch verschiedene Anmerkungen gemacht; sie verdient, daß ich mich ein anderes mal länger mit Ihnen darüber unterhalte *). Jezt komme ich noch einmal auf die Pistacien zurük, wovon eine ansehnliche Menge auf der Insel erbauet wird. Die Sicilianer verbrauchen selbst eine ansehnliche Quantität, und versenden jährlich noch 100 Salme davon mit der Schale auswärts. Die Pistacien werden alla gurma das heißt nach gehäuftem Maaße verkauft, und zwar der Tumulo für 12 bis 16 Tari. Um sie ausser Landes und an Bord zu schaffen, hat man auf die Salma noch 3 Tari Unkosten. Man versendet sie von Trizza, Catania, Siracusa und anderen Orten an der südlichen Küste der Insel ꝛc.

*) Weil der Verfasser dieses Briefes alsdenn die merkwürdige Caprification vermuthlich erklären wird; so wollen wir ihm nicht vorgreifen, und bis dahin den Leser, der sich genauer von dieser höchst merkwürdigen Naturbegebenheit unterrichten will, auf Dieterichs Pflanzenreich. S. 1233 verweisen. Ueb.

Beschreibung des Knöchel=Brunnens bey Bleicherode.

Etwa 800 Schritte, südostwärts von Bleicherode, liegt, zwischen kleinen Anhöhen fruchtbarer Aekker, am Fuße eines hohen Gebürges, das sich westwärts erhebt und um die Stadt herum ziehet, ein kleines Thal, das etwa 300 Schritte breit ist und sich abwärts gegen Osten neiget. Der obere Theil dieses Thales, gegen Westen, bestehet aus Wiesen und der untere Theil, gegen Osten, aus Aekkern. Die Wiesen sind vormals Teiche gewesen und die Herings=Teiche genennet worden, die aber schon seit vielen Jahren zu Wiesen gemacht sind, und noch den Namen der Heringsteiche führen. In diesen Wiesen sind verschiedene nie versiegende Quellen, die kleine Bäche forttreiben. Die stärkste Quelle öfnet sich in der obersten Wiese nach Westen zu, an der Südseite derselben, und er Brunnen, der über derselben stehet und stets ausfließet, wird der Knöchelbrunnen genant, weil die Quelle kleine Knochen auswirft. Der Kelch des Brunnens ist im Durchschnitt vier Ellen breit und zwo Ellen tief. Ich habe diesen Brunnen im Juni dieses 1780. Jahres etwas genauer untersuchet und Gelegenheit gefunden verschiedene bemerkenswerthe Umstände desselben wahrzunehmen, wozu mir die Leute behülflich waren, die seit einigen Jahren aus denselben gebleichet haben. Insbesondere hat mir ein Mann, der verschiedene Frühlinge hindurch, in einer Hütte neben dem Brunnen gewohnet hat, Nachrichten von mehrern Umständen gegeben, die sich auch durch wiederholte Besichtigungen nicht alle, sogleich bemerken lassen. Vom Auswurf der Knochen denke ich nun den wahren Grund entdekket zu haben, und daher muß

ich

ich verschiedenes, was ich mündlich erzählet, zurük nehmen, weil ich es anders befunden habe. Die Quelle steigt, an der östlichen Seite des Brunnen, gerade aus der Erde hervor, und ist so stark als ein Körper, den man mit beyden Händen kaum umspannen kann. Sie giebt in einer Minute 2 bis 3 große Eimer voll Wasser und bleibet im troknesten Sommer und im kältesten Winter immer gleich stark. Im Winter frieret sie nie ganz zu, ob sich gleich an den Seiten des Brunnen Eis anzusetzen pfleget. Ueber dem Wasser, das aus der Erde hervorsprudelt, siehet man einen wallenden weißen Sandhügel, etwa eine Viertelelle hoch auf und niederfallen. Der Sand ist von der Art wie der Sand in der Mark und zum Theil etwas gröber. Der Stoß der aufsteigenden Quelle ist so mächtig, daß nicht allein die Oberfläche des 2 Ellen hoch über ihr stehenden Wassers wellenförmig bewegt und in verschiedenen Wirbeln umhergetrieben wird: sondern auch der weiße Sand, den die Quelle mit auswirft und kleine Steine, welche größer als eine Erbse sind, mit dem Sande bis zur Oberfläche in die Höhe getrieben werden; welches ein sehr angenehmes Schauspiel ist, indem das Wasser, wenn der Boden nicht aufgerühret wird, so helle wie ein Kristall ist und in denselben alle Sandkörner undSteinichen, wie sie gehoben werden und niederfallen, zu sehen sind. Ohnerachtet beständig Sand ausgeworfen wird; so häufet er sich doch an der Quelle nicht sonderlich, und der Kelch des Brunnens wird damit nie dergestalt angefüllet, daß der Ausfluß der Quelle gehindert würde. Wenn schwere Steine auf die Oefnung der Quelle geleget werden, so sucht sie neue Ausgänge und bricht, etwa eine Hand breit zur rechten oder linken, wieder mit weissem Sande hervor. Werden die Steine weggenommen; so tritt sie wieder an ihre erste Stelle. Ich lies den Brunnen

über zwey Fuß tief ableiten, und da die Strasse des Wassers über der Quelle nur einige Fuß vermindert wurde, war auch die Bewegung der Oberfläche viel stärker und das Wasser wurde über einen Zoll in die Höhe gehoben. Von der Quelle fahren sehr viel helle Luftblasen, wie weiße Steinichen, mit der grösten Geschwindigkeit im Zikzak bis zur Oberfläche, auf der sie zerspringen. Mit dem Sande werden von Zeit zu Zeit kleine Knöchelchen ausgeworfen und in die Höhe getrieben. Sie steigen bis an die Oberfläche und sinken dann wieder nieder. Wenn sie einigemal gestiegen und gefallen, so bleiben sie im Sande liegen. Wenn der Boden nicht aufgerühret ist, kann man sie ganz deutlich aus der Quelle hervorkommen sehen. Ich habe nur ein einziges auswerfen sehen, und ich war so glüklich dasselbe in einer Schaumkelle, die ich an einem Stokke befestiget hatte, aufzufangen. An beyden Enden war noch etwas weiche Materie wie Fleisch, die ich daran lies, die aber ganz verdroknet ist. Die übrigen Knöchelchen habe ich aus dem Sande den ich mit einer Schaufel mühsam vom Boden aufnehmen lies, hervorgesuchet. Es ist in der That sehr beschwerlich und zugleich mißlich, den Sand mit einer Schaufel aus dem Wasser zu holen. Denn wenn die Schaufel auch ganz mit Sande unter dem Wasser gefüllet war, so spülete doch das von der Quelle bewegte Wasser, wenn die Schaufel herausgezogen wurde, fast allen Sand wieder heraus, so, daß immer nur sehr wenig und beynahe gar keiner zurük blieb. Unter allem Sande, der durch mehr als funfzigmal wiederholte Aufschöpfungen heraus gezogen worden, habe ich nicht mehr, als einige Knöchelchen gefunden. Nachdem ich einige Stunden hindurch nachgesuchet hatte, ließ ich mich mit dieser Beute begnügen, die, wie der an der Quelle wohnende Bleicher versicherte, reich ausgefallen

war

war, indem öfters, nach Stunden langem Suchen, kaum ein oder zwey Knochen gefunden worden. Die Knochen sind sich alle ähnlich, größere werden nie gefunden, wohl aber kleinere Stükke. Hieraus ist nun klar, daß der Knochen eben so viel nicht ausgeworfen werden. Bevor ich meine Meynung sage, woher diese Knochen eigentlich kommen, muß ich erst noch einige Eigenschaften des Wassers und andere Umstände bemerken. Das Wasser ist in der grösten Sonnenhitze äußerst kalt, so kalt, daß Niemand über drey Minuten Barfuß in denselben stehen kann. Ich konnte die Hand nicht über zwey Minuten im Waßer laßen, weil die Kälte zu empfindlich war. Im Winter frieret aber der Brunnen doch niemals ganz zu, wie schon bemerket worden.

Das Wasser ist sehr ungesund. Ein einziger Trunk von frischem Quellwasser soll nicht allein heftige Kolikschmerzen, sondern auch Durchlauf und andere Krankheiten verursachen, die lange anhalten.

Der Mann, der bey seiner Bleiche wachte, sagte mir, daß er anfänglich nicht einen Schluk von dem Wasser habe vertragen können. Wenn er dasselbe aber eine Zeitlang in der Sonne stehen laßen, so habe es weniger geschadet. Nach und nach habe er es trinken lernen, ohne groß Ungemach zu empfinden, er müße aber doch immer nur wenig nehmen. Vielleicht ist die große Kälte des Wassers Schuld, vielleicht aber auch andere Ursachen. Denn das Wasser soll eine ätzende oder beitzende Schärfe bey sich führen und die Haut wie scharfes Laugenwasser angreifen und verwunden, wenn etwas lange in demselben gewaschen wird. Da der Mann aus dem Brunnen bleichet und das Leinen in dem Wasser desselben wäscht; so kann er es aus der Erfahrung wissen, daß es eine beitzen-

beitzende Schärfe enthält. Der Geschmak soll rein und gar nicht auffallend seyn. Das Tuch, welches mit dem Wasser benetzet wird, wird davon so steif und dichte als das Leinen von der Stärke. Vielleicht ist das Wasser mit viel aufgelösten Kalktheilen vermischt, weil die angrenzenden Gebürge und alle umher liegende Aekker kalkartige Felsen dekken. Indessen soll doch die Leinewand, wenn sie getroknet ist, nicht den allermindesten Staub enthalten und nur etwas hart anzufühlen seyn. Frösche sollen sich im Sommer in dem Brunnen gar nicht aufhalten. Der Mann, der seit einigen Jahren aus demselben gebleichet hat, versicherte, daß er nie einen Frosch im Brunnen gesehen habe.

Ich ließ in den angrenzenden Wiesen und in den sie durchschlängelnden Bächen zwey Frösche aufsuchen und in den Brunnen werfen. Der eine warf sich in denselben auf den Rükken und schien erstarret, er wendete sich aber aber bald wieder herum. Beyde schwammen eilig nach dem Ufer zu und verließen das Wasser. Dies geschahe, so oft ich die Frösche wieder hineinwerfen ließ. Erstarrung merkte ich aber an keinem wieder. Es ist daher falsch, daß einige wollen bemerket haben, daß in dem Brunnen Frösche von Spinnen getödtet und nach und nach abgezehret würden: daß aber die Knochen Froschknochen sind, ist gar keinem Zweifel unterworfen. Man darf nur einen todten Frosch auf einen Ameisenhaufen legen und von den Ameisen sceletiren laßen, und dann die Knochen mit dem Gerippe vergleichen, so ist die Aehnlichkeit so genau als möglich. Die Gewirbe an den Knochen, ihre Länge und die Schwäche derselben, setzen es auch außer allem Zweifel. Nicht weit von diesem Brunnen ist noch eine andere Quelle, die auch stets ausfließet, allein Knochen wirft sie nie aus.

Wie

Wie kommen aber die Froschknochen in diesen Quell? Ich denke auf folgende Art. In den Wiesen und in den Bächen, die durch die Wiesen laufen, halten sich viel Frösche auf. Es ist bekannt, daß sich die Frösche im Winter im Moraste verbergen und in den Schlamm vergraben. Da dieser Brunnen nie zufrieret, so bleibet er ihnen eine ofne Zuflucht, und es ist nicht zu zweifeln, daß sich im Winter oder gegen den Winter einige Frösche von den Wiesen in diesem Brunnen begeben, wenn sie sich auch im Sommer nicht in demselben aufhalten. Vielleicht sterben sie im Wasser, weil dasselbe eine beitzende Schärfe hat. Noch wahrscheinlicher ist es aber, daß sie in der Oefnung der Quelle ihre Sicherheit suchen. Nun können sie entweder durch selbige so tief hinab fallen, daß sie nicht wieder herauf steigen können, und in der Tiefe sterben müssen, oder, da die Quelle vielen Sand auswirft, so können sie auch durch den Sand verschüttet werden und unter demselben erstikken. Nach und nach müssen sie verwesen, und die Quelle stößt die getrennten Knochen mit hervor und bringt sie wieder an den Tag. Da von Zeit zu Zeit immer andere Knochen, aber nicht in großer Menge, ausgeworfen werden, so können sechs bis zehn Frösche, wenn sie sich im Winter in der Quelle verkriechen und umkommen, leicht so viel Knochen geben als gefunden werden. In manchem Sommer werden auch mehr Knochen als in andern gefunden, und das kann daher rühren, daß im Winter mehr Frösche als sonst umgekommen sind. Daß aber Frösche in einer steilen Oefnung versinken und im unterirrdischen Gewässer, theils aus Mangel der Luft, theils aus Mangel der Nahrung, oder auch durch die Beschaffenheit des Wassers, umkommen können, ist sehr wohl möglich. Der Brunnen steht in einen großem Ruf und wird von vielen Fremden besuchet, die ihn aber größtentheils wieder verlaßen, ohne einige

Kno-

Knochen gefunden zu haben. Hier wird von Vielen vorgegeben, daß Niemand wisse, von welcher Art von Thieren die Knochen seyn: und das kömmt daher, daß man Froschknochen seltener als andere siehet. Auch wird von hiesigen Einwohnern versichert, daß zuweilen Menschenknochen und Kinderköpfe mit ausgeworfen würden. Das sind aber offenbare Unwahrheiten, die nicht verdienten bemerket zu werden, wenn es nicht lehrreiche Beyspiele wären, wie sehr die Liebe zum Wunderbaren alles zu vergrößern suchet, und wie sehr betrüglich und unsicher gemeine Sagereyen, auch da sind, wo sich ein jeder sehr leicht von der wahren Beschaffenheit einer Sache überzeugen kann.

Nachricht von Acapulco.

Acapulco ist ein Hafen und eine Stadt im Königreich Mexico oder Neuspanien an der Südsee, deren einträglicher Handel den Neid jeder handelnden Nation erweckt hat. Sie ist zwar ziemlich groß, allein schlecht gebaut, und wegen der ungesunden Luft schlecht bevölkert, indem sich die Kaufleute meistentheils auf dem Lande aufhalten. Allein der Hafen ist vortreflich, indem er nicht allein groß, sondern auch sicher und bequem ist. Der Eingang in denselben wird von einem schönen Schloße vertheidiget, welches aber gewöhnlicher Weise keine hundert Mann zur Besatzung hat.

Die Provinz Mexico ist das schönste und reichste Land in den Besitzungen Spaniens in Norden des Aequators. Sie übertrift an großen und schönen Thälern, an fruchtbarem Getraidelande und an fetten und schönen Wiesen, alle übrige Provinzen in ganz Amerika. Alle Arten Früchte sind in der größten Vollkommenheit und Menge hier anzutreffen. Vieh und Geflügel sind hier im größten Ueberflusse, und die vielen großen Seen und Flüße liefern wie das benachbarte Meer Fische aller Art. Daher sind die nothwendigsten Bedürfnisse außerordentlich wohlfeil, so groß auch die Ueppigkeit der Mexicaner ist, und so häufig auch die edelen Metalle bey ihnen sind. Die Silberbergwerke sind hier ergiebiger als in den anderen Provinzen dieser Statthalterschaft, und ihr Werth wird dadurch noch größer, daß sie einen beträchtlichen Theil Gold enthalten. Der ganze Betrag der Bergwerke in Neuspanien beträgt nach einem spanischen Schriftsteller ein Jahr

ins

ins andere gerechnet, jährlich acht Millionen Pesos (ohngefehr Thaler) an Silber und fünf tausend neunhundert und zwölf Mark Goldes. Ob sich gleich die Einwohner Neuspaniens hauptsächlich mit Aufsuchung der edeln Metalle beschäftigen, so vernachläßigen sie doch nicht ganz den Feldbau. Sie bauen Baumwolle, Zukkerrohr, Cacao, Tobak und europäisches Getraide, doch nur so viel als in dem Lande verbraucht wird. Dagegen sind, Vanille, Indigo und Kochenille ein Hauptgegenstand des Handels.

Vanille ist eine Pflanze, die sich wie Epheu um die Bäume schlinget, und Blätter wie Lorberblätter, nur länger, breiter, dikker, und fester trägt. Die Blumen sind schwärzlich. Eine kleine Hülse, ohngefähr sechs Zoll lang und vier breit, die runzelig, schleimig, öhlicht aber doch zerbrechlich ist, kann als die Frucht dieser Pflanze angesehen werden. Der innere Theil der Hülse hat ein Mark, welches bräunlich, gewürzhaft, ein wenig scharf, und voll von einem schwarzen fetten und balsamischen flüßigen Wesen ist, worinn unzählig viel kleine schwarze Körner schwimmen. Sie werden gegen Ende des Jahres gesammlet und im Schatten getroknet. Man gebraucht sie die Chocolade wohlriechend zu machen. Die Indianer allein verstehen die Kunst sie zu bauen und zu warten. Es ist dieses aber nicht so wohl ein Geheimniß, als eine Sache, mit welcher sich die Spanier aus Trägheit nicht abgeben.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

32ste Woche.

Nachricht von Acapulco.

Beschluß.

Indigo wird von einer Pflanze die ohngefehr zwey Fuß hoch wächset und ovale glatte Blätter hat, die paarweise um den holzartigen Stiel stehen, und wie Petersilie riechen, bereitet. Man sammlet diese Blätter mit großer Vorsicht, beizt sie im Wasser, worinn sich dann dikke blaue Hefen setzen, welche man durchseiget und troknet. Diese blaue Farbe macht einen Hauptartikel der mexicanischen Handlung aus.

Cochenille ist ein Insekt von der Art der Gallinsekten und gleicht an Größe und Gestalt einer Wanze. Man findet sie an verschiedenen Gewächsen, aber nur diejenige, welche auf der Pflanze, die bey den ältern Kräuterkennern Opuntia heißt, angetroffen wird, ist in der Medicin und den Manufakturen brauchbar. Man wartet und sammlet sie sorgfältig, tödtet sie im heißen Wasser und troknet sie am besten in der Sonne. Dann verdirbt sie niemals, wenn man sie auch hundert Jahr aufbehält. Man braucht sie in der Arzeney als ein sehr kräftiges, herzstärkendes und schweißtreibendes Mittel. Und ohne sie kann weder Purpur noch Scharlach gefärbet werden. Mexico, welches allein im Besitz dieser Waare ist, schikket allein nach Europa jährlich ohngefehr zweytausend fünfhundert Beutel oder Säkke, deren jeder zu Kadix ohne die Fracht mit hundert

und fünf und vierzig Pfund Sterling bezahlet wird, ohne was davon nach Asien gehet.

Wiewohl nun die Stadt Mexico der Mittelpunkt alles dessen ist, was auf der einen Seite zwischen America und Europa, und auf der andern Seite zwischen America und Ostindien verführet wird, so hat es doch keine Gemeinschaft mit der See vermittelst eines schifbaren Flußes, und alles, was nach den philippinischen Inseln geschikt wird, gehet über Acapulco.

Philipp der Zweyte, der Nachfolger Karls des Fünften, unter welchem Mexico gefunden und erobert ward, faßte bald nach dem Antritt seiner Regierung den Entschluß eine Kolonie auf den philippinischen Inseln anzulegen, welche zwar Magellan entdekt hatte, die aber nachmals waren vernachläßiget worden. Manilla auf der Insel Luconia ward zur Hauptstadt der neuen Kolonie bestimmt, und um die Spanier zu bewegen sich daselbst niederzulaßen, erhielten die neuen Bürger daselbst das Recht, indianische Waaren gegen Gold und Silber nach America zu schiffen. Von Manilla aus ward ein lebhafter Handel mit den Chinesern errichtet, und viele von diesem emsigen Volk ließen sich aus Liebe des Gewinnsts daselbst nieder. Durch sie ward die Kolonie mit allen kostbaren Waaren Ostindiens so reichlich versorget, daß sie sehr bald einen vortheilhaften Handel mit America anlegen konnte, und zwar vermittelst eines Weges zur See, der der längste auf der Erdkugel ist. Dieser Handel ward ursprünglich mit Callao an der Küste von Peru geführet. Die Erfahrung zeigte aber hiebey große Schwierigkeiten. Daher ward der Siz des Handels zwischen America und Asien von Callao nach Acapulco verlegt.

Es

Es war diese ganze Handlung zwar gegen die Staats-maximen der Spanier, indem sie gewissermassen einen großen Theil der Reichthümer, welche in das Mutterland fließen sollten, in einen andern Kanal leitete. Man sagte überdies, es würde den Kolonien Lust zur Unabhängigkeit machen, und unzählige Betrügereyen veranlaßen, gegen welche man in so weit entlegenen Gegenden unmöglich auf seiner Hut seyn könnte. Allein es war zu vielen daran gelegen, diesen Gebrauch beyzubehalten, als daß er so leicht wieder abzubringen gewesen wäre: und der Handel zwischen Acapulco und Manilla, ob er gleich keine förmliche Erlaubniß für sich hat, ist immer und zwar einem beträchtlichen Umfange nach fortgeführet, und unter gewissen Einschränkungen verstattet worden. Diese Einschränkungen sind folgende:

Jährlich segeln ein oder zwey Schiffe von Acapulco ab, welche bis auf fünfhundert tausend Pesos Silber und eine uneingeschränkte Menge europäischer Waaren und americanischer Erzeugniße ausführen können. Dafür bringen sie mit zurük: Gewürze, Specereyen, chinesische und japanische Waaren, Kattune, Zitze, Nesseltücher, Seidenwaaren und alle übrige Kostbarkeiten, mit welchen der südliche Theil Asiens die übrige Welt versorget. Eine Zeitlang war es auch den Peruanern erlaubt, an diesem Handel Theil zu nehmen, indem sie jährlich ein Schif nach Acapulco schiffen konnten, welches auf die Ankunft der Schiffe von Manilla wartete, und einen verhältnißmäßigen Theil von den Waaren, welche sie mitbrachten, einnahm. Allein als man merkte, daß solches dem Vertriebe der europäischen Waaren in America nachtheilig war, so wurden endlich die Peruaner durch die schärfsten Befehle davon ausgeschlossen, und alle Bequemlichkeiten Asiens, blos

auf den Verbrauch Neuspaniens eingeschränkt. Doch in neuern Zeiten ist eine allgemeine Gemeinschaft zwischen den Kolonien an der Südsee eröfnet worden, wodurch also gewiß Peru wieder an dem manillischen Handel Theil nehmen wird.

Aus dieser Verbindung, in welcher Neuspanien mit Ostindien stehet, entspringet denn auch die Pracht und der Glanz, den man in diesem Theil der spanischen Staaten erblikket. Die östlichen Manufakturwaaren sind einem warmen Himmelsstriche nicht nur angemessener und schöner als die europäischen, sondern sie sind auch um einen geringern Preis zu haben, zugleich ist aber auch der Gewinn an denselben so beträchtlich, daß er alle diejenigen bereichert, welche mit diesem Handel zu thun haben. Es ist dem Käufer und Verkäufer gleich viel daran gelegen diesen Handel zu begünstigen. Man hat ihn daher immer weiter ausgedehnt, so ängstlich auch die Eifersucht der Regierung denselben einzuschränken gesucht hat. Unter dem Vorwande der von den Gesetzen erlaubten Ausfuhr von fünfmal hundert tausend Pesos Silber werden oft zwey, dreymal so viel ausgeführet, und eine unbeschreibliche Menge indianischer Waaren nach Acapulco gebracht. Wenn diese Schiffe von Manilla zurükkommen, so wird Acapulco, das sonst leer und einsam ist, auf einmal einer der wichtigsten Handelsplätze in ganz America, und bekömmt ein ganz anderes Ansehen. Es wird eine große Messe gehalten, zu welcher alle Handelsleute aus Neuspanien zusammen kommen.

Ueber

Ueber den Sclavenhandel.

Da Gold und Silber in denen zuerst entdekten Inseln von America, welche nachher mit dem Namen Westindien beleget wurden, entweder gar nicht mehr vorhanden waren, oder nicht mehr in hinlänglicher Menge gefunden wurden, kamen einige scharfsichtige über die gemeinen Vorurtheile erhabene Köpfe auf die Gedanken, fremde Gewächse, die man bisher zu einem ungeheuren Preise in Europa kaufen mußte, daselbst zu bauen. Zu dieser Arbeit fehlete es aber an Händen, da die Eingebohrnen entweder ganz ausgerottet, oder durch die Schwäche ihres Körpers, und ihre natürliche unüberwindliche Trägheit dazu untauglich waren. Sie kamen entweder unter ihren neuen Arbeiten um, oder wurden Märtyrer ihrer Liebe zur Freyheit.

Die Europäer aber, welche in einem gemäßigten Erdstrich geboren sind, konnten die Arbeiten des Feldbaues in einem so heißen und ungesunden Klima nicht vertragen. Man kam daher auf den Einfall sich Arbeiter aus Africa zu holen, einem Lande, in welchem die abscheuliche und unmenschliche Gewohnheit, die Einwohner zu verkaufen, zu allen Zeiten geherrschet hat.

Das Eigenthumsrecht, welches einige Einwohner, besonders in Guinea über andere erworben haben, ist von einem hohen Alterthum, und fast durchgängig eingeführet. Indessen hatte kein Eigenthümer das Recht einen Sclaven zu verkaufen, welcher blos wegen des Sclavenstandes seiner Eltern

sein Sclave war. Mit denen hingegen, welche er selbst erwirbt, entweder im Kriege, oder zum Ersatz für eine erlittene Beleidigung, oder auch zur Vergeltung für empfangene Wohlthaten, kann er nach Gutbefinden schalten.

Das Gesetz, welches zum Besten derer, die im Stande der Knechtschaft geboren sind, gemacht war, damit sie wenigstens in ihrem Vaterlande und unter ihren Anverwandten bleiben könnten, ist indessen unwirksam geworden, seitdem die Europäer ihre verführerische Waaren auf der Küste bekannt gemacht haben. Es wird alle Tage durch verabredete Streitigkeiten vereitelt, welche zwey Eigenthümer mit einander anfangen, damit sie beyde zu einer Strafe verurtheilet werden, welche in gebornen Sclaven bezahlet wird, die eben dem Gesetze zu Folge, alsdann verkauft werden. Dieß Verderben hat sich dem gewöhnlichen Gange zuwider, von den Privatpersonen auf die Fürsten verbreitet. Diese fangen häufig Kriege an, und bestrafen nun gemeinhin Bürger, die sich an dem Leben und Vermögen anderer vergriffen haben, oder auch ihre Schulden nicht bezahlen können, oder die eheliche Treue übertreten haben, mit der Sclaverey. Der Verlust der Freyheit welcher ursprünglich nur auf die gröbsten Verbrechen gesetzt war, wird itzt auf die geringsten Versehen gelegt. Man hat sogar die Verbote gleichgültiger Dinge vervielfältiget, um die Verbrechen und dadurch die Sclaven, die man verkaufen kann, zu vermehren. Die Ungerechtigkeit hat alle Schranken überschritten. Es giebt Fürsten in der Entfernung von der Küste, welche aus den Dörfern gewisser Gegenden die Einwohner ohne Ansehen des Alters und Geschlechts wegführen laßen. Die Kinder werden in Säkke gestekt, und die Erwachsenen werden geknebelt, damit sie niemand schreyen höre.

Die=

Dieses schändlichen Mißbrauchs ohnerachtet ist es doch den Einwohnern an der Küste unmöglich, die immer steigende Nachfrage nach Sclaven zu befriedigen. Täglich werden dergleichen ausgeführet, und nichts kömmt dafür ins Land, als Waaren, welche verzehret werden. Der Negerhandel würde daher schon lange gänzlich eingegangen seyn, wenn die Einwohner der Küste nicht ihren Hang zum Luxus unter den Einwohnern der innern Gegenden verbreitet hätten, von welchen sie jetzt den größten Theil derjenigen Sclaven ziehen, welche die Europäer kaufen. Dieser Umstand hat seit funfzig Jahren den Preis der Negern fast vierfach erhöhet. Die Sclaven werden mehrentheils mit ostindischen Waaren bezahlt, welche noch einmal so hoch in Europa im Preise gestiegen sind: oder mit Tobak, Gewehren, Schiespulver, Eisen, Brantwein und wollenen Zeugen. Und die Kosten werden noch immer größer, weil die Sclaven jetzt aus immer weiter entlegenen Gegenden gezogen werden müssen. Je entfernter der Ort des ersten Einkaufes ist, desto größer müßen auch die Transportkosten, desto schwerer die Zölle seyn, durch desto mehr Hände gehet dieser Handel, und endlich wird von der großen Summe, die der Käufer für einen Sclaven geben kann, so wenig für den ersten Verkäufer übrig bleiben, daß er seine Sclaven lieber behalten, als sie für einen solchen Preis hingeben wird. Es wird also dieser Handel mit der Zeit ganz ein Ende nehmen.

Die Sclavenhändler versammlen sich in Karavanen, da sie denn verschiedene Strikke Sclaven von dreyßig bis vierzig Mann führen, welche insgesammt mit dem zu ihren Unterhalte in den dürren Wüsten nöthigem Getreide und Wasser beladen sind. Eine hölzerne Gabel, acht bis neun Fuß lang wird

jedem Sclaven um den Hals gelegt. Ein eiserner verniethe- ter Stab befestigt diese Gabel an dem Halse, so daß sich der Kopf von derselben nicht frey machen kann. Der Stiel der Gabel, welcher von schwerem Holz ist, fällt vorne nieder, und hindert die auf solche Art gefesselte Person, daß wenn sie gleich ihre Arme und Füße frey hat, sie doch weder gehen, noch die Gabel aufheben kann. Wenn sie reisefertig sind, so stellen sie ihre Sclaven in eine Linie, und befestigen das Ende jeder Gabel an der Schulter des vordern Sclaven, und gehen auf diese Art von einem zum andern fort, bis sie zu dem ersten kommen, dessen Gabel von einem der Führer getragen wird. So setzen sie ihre Reise bis zum Schiffe fort. Damit die Sclaven aber schlafen können, binden sie eines jeden Arme an seine Gabel, da er dann weder davon laufen, noch sich auf einige Art in Freyheit setzen kann. Wem es gelinget sich loszumachen, der erhält dadurch seine Freyheit, indem niemand es für seine Pflicht hält einem Sclavenhändler, der die verächtlichste Le- bensart unter allen andern hat, einen Sclaven wieder auszu- liefern. Karl der Fünfte hatte einem niederländischen von Adel das ausschließende Recht ertheilet, Negern nach der neuen Welt zu führen. Der Günstling verkaufte sein Vorrecht den Genuesern, und diese geizigen Republikaner führten diesen Handel, so wie alle Monopolien geführet werden, und ver- kauften lieber theuer, ob sie gleich nur wenig verkaufen soll- ten. Allein die Zeit und der Nacheifer bestimmten nachmals den natürlichen und nothwendigen Werth der Sclaven.

Im Jahr 1768 wurden 104100 Sclaven aus Africa ge- führet. Die Engländer kauften davon 53000, die englischen Kolonien auf dem festen Lande 6300, die Franzosen 23500, die Holländer 11300, die Portugiesen 8700 und die Dänen 1200.

1200. Indessen nicht alle Jahre werden so viele ausgeführet, ohngefehr kann man rechnen, daß die africanische Küste jährlich 60000 Einwohner verliert. Wenn man nun annimmt, daß jeder Sclave auf der Stelle 15 Pfund Sterling kostet, so bekömmt Africa für ein so unmenschliches Opfer jährlich über eine Million Pfund Sterling.

Die Schwierigkeit Sclaven zu bekommen, macht es nothwendig, daß man sich zu Abholung derselben nur kleiner Schiffe bedienen kann. In einem Monat bringet man kaum sechzig bis achtzig Sclaven zusammen, welche zwey bis dreyhundert Stunden weit kommen, und durch die Beschwerden einer so langen Reise ausgemergelt sind. Sollen nun diese Leute, die alle verschiedene Sprachen reden, und ihres künftigen Schiksals ungewiß sind, von welchem sie sich die Vorstellung machen, daß die Europäer ihr Blut trinken, welches sie auch in einem uneigentlichen Verstande thun, fünf bis sechs Monat im Angesichte ihres Landes auf den Schiffen bleiben: so ist ihr elender Zustand allein schon hinreichend sie aufzureiben, oder anstekkende Krankheiten zu verursachen, indem keine Möglichkeit da ist, die Kranken von den Gesunden abzusondern. Die Franzosen behalten indessen doch noch die Gewohnheit Schiffe nach Africa zu schikken, die fünf bis sechs hundert Sclaven fassen.

Auf den Schiffen speiset man die Sclaven mit Bohnen, worunter ein wenig Reis gemischt wird. Die Engländer, Holländer und Dänen legen sie beständig in Fesseln, und legen oft auch den Weibern Handeisen an, weil sie nur wenig Personen an Bord zur Aufsicht haben. Die Franzosen, welche mehr Schifsvolk haben, laßen auch den Sclaven mehr Freyheit.

Wenn das Schiff drey oder vier Tage unter Segel gegangen, werden ihnen die Fesseln abgenommen. Durch die Ausschweifungen der Matrosen im Umgange mit den weiblichen Sclaven, sterben oft drey Viertheile Matrosen auf der Reise nach Guinea. Die Portugiesen bemannen ihre Schiffe, welche sie zu diesem Handel gebrauchen, größtentheils mit solchen Negern, welchen sie die Freiheit geschenkt haben. Die Sclaven werden durch den Zustand ihrer Landesleute und den Umgang mit ihnen aufgemuntert, und bekommen einen erträglichen Begriff von ihrem künftigen Schiksal. Daher können auch die Portugiesen ohne Gefahr beyde Geschlechter bey einander lassen, welches die andern Nationen nicht wagen dürfen.

Es ist falsch, wenn man glaubt, daß die Africaner weder sittliche Grundsätze noch Fähigkeit des Verstandes hätten, und daher weder der Beurtheilungskraft noch der Tugend fähig wären. Sie sind größtentheils Mohommedaner, allein nachdem sich diese Religion so weit von der Quelle entfernt hat, ist sie auch so verändert, daß fast jedes Königreich, jedes Dorf und jede Familie ihr eignes Lehrgebäude hat. Die Küsten in der Mitte am atlantischen Meer verehren noch unzählbare Gottheiten oder Fetische, welche sich jeder nach seinem Gutdünken und zu seinem eigenen Gebrauch erdichtet. Die Negern glauben, daß diese körperlichen Wesen Verstand und Macht haben ihnen Gutes oder Böses zu thun, und daß sie, ja selbst dle Priester, alles, auch die geheimsten Gedanken und Handlungen der Menschen wissen.

Ihre sittlichen Grundsätze als Sclaven richten sich darnach was für Eindrükke sie zuerst in der neuen Welt bekommen. Diejenigen welche menschlichen Herren zu Theil werden,

den, nehmen sich ihrer Angelegenheiten willig an, und gewöhnen sich nach und nach an den Geist, und die Sitten der Lebensart, zu welcher sie bestimmt sind: so daß man Exempel der unverbrüchlichsten Treue und eines wahren Heldenmuths unter ihnen antrift. Allein es giebt auch tyrannische Herren, welche die ihnen unterworfenen beständig ihre Abhängigkeit empfinden laßen, und dann durch die Nachläßigkeit, die Untreue, das Ausreißen, und den Selbstmord der elenden Opfer ihres unersättlichen Geizes bestraft werden.

Indessen kann man sich nichts elenderes vorstellen, als den Zustand eines Negern auf allen westindischen Inseln. Eine enge ungesunde Hütte ohne alle Bequemlichkeit ist ihre Wohnung. Ihr Bette ist eine Hürde, welche bequemer ist den Leib zu foltern, als ihm Ruhe zu verschaffen. Ein paar irdene Schüsseln und hölzerne Teller sind ihr ganzes Geräthe. Die grobe Leinewand, welche einen Theil iheres Körpers bedekt, schützt sie weder vor der unerträglichen Hitze des Tages, noch vor den schädlichen Thauen der Nacht. Ihre Nahrung welche aus Kassada, einer Art Brod die aus der Maniocwurzel durch Auspressung des schädlichen Safts und Bakken gemacht wird, eingesalzenem Schweinfleisch, und eingesalzenen Fischen besteht, ist kaum hinlänglich ihr Leben zu erhalten. Alles Vergnügens beraubt, sind sie unter einem brennenden Himmel zu unaufhörlichen schweren Arbeiten verdammt, und immer unter der Geißel ihrer gefühllosen Herren. Diejenigen, welche sehr große Ländereyen besitzen, geben ihnen gemeiniglich ein Stükchen Land, dasselbe zu ihrem Unterhalt zu bauen, wozu man ihnen den Sonntag und einen Theil des Donnerstages verstattet. Auf den kleinen Inseln bekommen sie ihre Nahrung von dem Pflanzer selbst, indem sie größtentheils über

See

See aus andern Ländern eingeführet wird. Jede europäische Nation hat ihre eigne Art, ihre Sclaven zu behandeln. Die Spanier machen sie zu Gefährten ihrer Unthätigkeit, die Portugiesen zu Werkzeugen ihrer Ausschweifungen, die Holländer zu Opfern ihres Geizes, und die Engländer, welche gern gut leben und auch denen, welche für ihren Unterhalt arbeiten, Theil an dem Genusse der Wohlthaten der Natur verstatten, halten ihre Sclaven gewissermaßen am gütigsten. Dennoch begegnen sie ihnen niemals vertraut, reden nur selten mit ihnen, und beehren sie nie mit einem Lächeln. Die Franzosen legen ihnen zwar aus Ungeduld bald reich zu werden immer Arbeiten auf, die über ihre Kräfte sind, und brechen ihnen stets etwas von ihrer Nahrung ab, dafür begegnen sie ihnen aber um ihre Neigung zu gewinnen etwas weniger verächtlich, und erleichtern ihnen dadurch ihre Last.

Die Religion der Europäer hat gleichfals einen Einfluß in den Zustand der Negern in den Kolonien. Die Protestanten, welche keine so herrschende Begierde haben, Neubekehrte zu machen, laßen sie in der mahommedanischen Religion, oder in dem Götzendienste, darinn sie erzogen sind. Die Katholiken halten sich verbunden ihnen einigen Unterricht zu geben, und sie zu taufen, ohne ihnen doch als Mitchristen zu begegnen.

Der stärkste Beweis der Beschwerlichkeit ihres Zustandes ist der, daß sich diese unglüklichen Leute in Westindien anstatt sich zu vermehren so erstaunlich vermindern. Alle Jahr stirbt ein Drittel von den Negern, die hieher gebracht werden. Dies kann keine Wirkung des Klima seyn, welches mit dem in Africa fast einerley ist, noch weniger der den Schwarzen eignen

eignen Krankheiten, woran nur wenige sterben. Die Ursach hievon ist zuerst die Strenge und Härte der Händler und Aufseher, welche alle Empfindung des Mitleidens verloren haben. Es ist ausgemacht, daß wer von den Sclaven Nutzen haben will, ihnen durch alle bey ihrem Stande nur mögliche Nachsicht ihr Leben lieb machen muß, weil man nichts gutes mehr von ihnen erwarten kann, sobald sie aufhören, das Leben als ein Uebel zu betrachten. Wer sich dieses zur Regel machte, würde sie mit schiklicher Wohnung, Nahrung und Kleidung versehen, jede ihnen natürliche Neigung, so viel es die Umstände erlauben, befriedigen, und ihnen ihr schweres Joch erträglich machen. So aber werden jetzt durch Krankheiten, die eine Folge der Bedrükkung und des Grames sind, den Kolonien eine Menge Sclaven entrissen. Die Negern sind zwar selbst unter den Ketten der Sclaverey von der Fortpflanzung ihres Geschlechts nicht abgeneigt: allein die Grausamkeit ihrer Herren hat sie sehr wirksam gehindert, diese große Absicht der Natur zu erfüllen. Man fodert von den schwarzen Weibern während ihrer Schwangerschaft eben die schweren Arbeiten, daher ihre Frucht oft unzeitig zu Welt kömmt, oder doch bald nach der Entbindung stirbt. Durch die Strafen, welche man ihnen wegen nicht vollendeter Tagearbeit alsdenn auflegt, werden sie oft zu der Verzweifelung gebracht, daß sie ihre Kinder in ihren Armen erwürgen, damit sie nicht ein Eigenthum ihrer fühllosen Henker werden mögen. Dagegen sollte man, wenn man das eigne Beste der Kolonien zu Herzen nähme, diejenigen Mütter frey laßen, welche eine Anzahl Kinder zur Welt gebracht haben, so würden die schwarzen Weiber in Hofnung eines so großen Glüks, wornach sie alle trachten, von einer tugendhaften Nacheiferung belebt werden, ihre Kinder beym Leben zu erhalten, die ihnen ihre Freyheit und Ruhe sichern.

Man

Man sollte für die schwarzen Kinder Sorge tragen, und ihre Arbeit mäßigen. Eben so sollte man denen Schiffen, welche die africanische Küste besuchen, aufgeben, daß sie eben so viel weibliche als männliche Negern an Bord nehmen, ja einige Jahre lang sogar mehr weibliche, um das Mißverhältniß zu ersetzen, das zwischen beyden Geschlechtern statt findet. Dieses würde alle Schwarzen des Vergnügens der Liebe theilhaftig machen, sie würden die Schwere ihrer Fesseln vergessen, und sich in ihren Kindern mit Entzükken erneuert sehen.

Die Pflanzer würden dadurch in den Stand kommen, durch die Bevölkerung und ohne auswärtige Mittel ihren Feldbau zu betreiben und zu erweitern. Diese Arbeiter die in Westindien geboren worden und vaterländische Luft ahtmeten, würden frühe zur Arbeit gewöhnt, zu allen nützlichen Arbeiten eine vorzügliche Geschiklichkeit erhalten, und in allen Stükken den Sclaven, die aus einen entfernten Lande kommen, vorzuziehen seyn.

Die Hauptarbeit der Sclaven in Westindien ist das Pflanzen. Einige Küchenkräuter ausgenommen wird hier nichts gesäet. Man bearbeitete den Boden Anfangs blos mit dem Rechen und der Hakke. Der Pflug fängt nun aber an allgemein zu werden. An den Küsten bedient man sich zum Dünger eines Seegewächses, Namens Varech, welches die Wellen, wenn es reif ist, von den Felsen und Sandbänken abreissen und an das Ufer werfen. Man hat aus Africa ein Staudengewächs eingeführet, welches in Westindien vier Fuß hoch wird, vier Jahr dauret, und diese ganze Zeit hindurch sehr nutzbar ist, dies sind die angolischen Erbsen. Blüthe und Blätter sind sehr heilsame Arzeneymittel, und es trägt Hül-

sen,

sen, in welchen fünf bis sechs Körner, einer sehr gesunden und nahrhaften Erbse enthalten sind. Der Manioc stammt ebenfalls aus Africa 'her, ist eine Pflanze die über sechs Fuß hoch wird, einen Stengel bekömmt, der die Dikke eines Arms erreicht, und deren Frucht sich an ihrer Wurzel befindet. Sie braucht achtzehn Monat ehe sie zur Reife kömmt, alsdenn muß die äußere Haut abgeschabt, gewaschen, gerieben und rein ausgepresset werden. Dann wird sie geröstet, und wird sie dabey in Körner verwandelt, heißt dies Maniocmehl, welches sich lange Zeit hält, sehr nahrhaft, aber ein wenig schwer zu verdauen ist. Viele Europäer, die sich daran gewöhnt haben, ziehen es dem Weizenmehl vor, die Franzosen geben es aber nur ihren Sclaven.

Vornehmlich aber finden die westindischen Pflanzer ihren Vortheil dabey, Kacao, Kaffee, Indigo, Baumwolle und Zukker zu pflanzen, und die ordentlichen Lebensmittel aus dem nordlichen festen Lande zu ziehen. Der Zukker ist die vornehmste Waare, vermittelst welcher die westindischen Inseln ihre Einwohner mit allen zur Bequemlichkeit und zur Pracht gehörigen Bedürfnissen versehen.

Tr **.

Nachricht

Nachricht.

Der Magister Moritz, Konrektor am grauen Kloster allhier, wird von Michaelis bis Ostern ein Kollegium über die deutsche, und ein anderes über die englische Sprache, lesen. In dem erstern wird er das Wichtigste und Interessanteste aus der deutschen Sprachlehre, Mittwochs und Sonnabends nachmittags von drey bis vier Uhr, vortragen: in dem andern wird er über einige der besten englischen Schriftsteller lesen, und zwar für solche, die schon einen kleinen Anfang im Englischen gemacht haben; jedoch wird er auch grammatische Anmerkungen mit einweben, die nicht nur Anfängern sondern auch denen, die schon weiter sind, nützlich seyn können, weil es größtentheils solche seyn werden, die man noch in keiner unsrer englischen Sprachlehren findet. Zu diesem letztern Kollegium werden ebenfalls wöchentlich zwey Stunden bestimmt werden, deren Auswahl von der grösseren Anzahl Zuhörer abhängen wird. Am 10ten Oktober wird das Kollegium über die deutsche Sprache seinen Anfang nehmen. Wer eine oder die andre von diesen beyden Vorlesungen, die übrigens in gar keiner Verbindung mit einander stehen, hören will, der beliebe sich in der Weverschen Buchhandlung zu melden, und sich daselbst wegen dieser Vorlesung des näheren zu erkundigen.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

33ste Woche.

Von dem Aussehen des Seewassers an unterschiedenen Stellen des Oceans, von Bladh. Assistent bey der ostindischen Kompagnie.

(Aus den schwedischen Abhandl.)

Aus Reisebeschreibungen ist längst bekannt, daß sich, im großen Weltmeer und andern Seen, schwarzes, weisses, grünes, rothes, und purpurfarbnes Wasser finden soll: woher aber dieser Unterschied der Farben rührt, ist noch nicht aus den Erläuterungen abzusehen, welche die Reisenden hierüber mitgetheilet; denn wenn solche Erläuterungen zur erwähnten Absicht dienen sollen, ist nicht nur Aufrichtigkeit nöthig, sondern auch mehr Einsicht und Aufmerksamkeit, als von den meisten kann erwartet werden. Ob ich nun wohl hierinnen mir nicht zu viel zutraue, wage ich doch Gedanken über diesen Gegenstand zu entwerfen, die mir bey meinen ostindischen Reisen vorgekommen sind, besonders bey der letzten, auch die Erfahrungen zu erzählen, die mir dazu Anleitung gegeben haben, in Hofnung meine Mängel und Fehler werden von andern ersetzt und berichtiget werden.

Wenn man sagt: ein Wasser habe eine gewisse Farbe, so ist die Meynung, es komme den Ansehenden so vor, so lange es in der See ist; denn ausgeschöpft und in einem Glase betrachtet, sind die meisten Wasser ohne Farbe und ganz durch-

 sichtig,

sichtig, doch muß man hiervon die ausnehmen, welche mit groben Theilen beladen sind, die man auch wohl mit blossen Augen erkennet.

Ehe ich weiter gehe, will ich einen Umstand erwähnen, der einem, den er fremd ist, leicht entfällt, aber der nie betrügen kann, wenn man nur etwas an Beobachtungen gewohnt ist. Man sieht auf der See oft große Flekke von allerley Farben, die nur von der Brechung der Sonnenstrahlen, innerhalb oder gegen die Wolken in der Luft herrühren. Solche Flekke befinden sich allemal in einer gewissen Stellung gegen Sonne und gegen Zuschauer. Sie verrükken sich, nachdem das Schiff fortseegelt, und ändern Lage, Gestalt und Größe, nachdem sich die Wolken ändern. Solche Erscheinungen müssen mit dem, wovon hier die Rede ist, nicht verwechselt werden.

Das gewöhnliche Aussehen des Oceans ist dunkelblau, schöpft man aber aus ihm Wasser und betrachtet es in einem Glase; so ist es ganz farbenlos. Zeiget sich vielleicht eine große Menge Seewassers auf einmal unsern Augen aus dem Grunde blau, aus welchem uns die Luft blau vorkömmt? Je reiner die Luft ist, desto weiter erstrekt sich unser Gesicht, und da ist die Luft bey Nacht von der dunkelsten blauen Farbe. Eben so ist der Ocean ganz dunkelblau in offener See, wo die Tiefe ohne Zweifel am größten ist; näher am Lande und besonders gegen niedrigen Küsten, wird das Wasser lichter und das vermuthlich in dem Maasse, wie die Tiefe abnimmt. Im offenen Ocean sieht die See nicht allezeit gleich dunkel aus; das kann zum Theil von ungleicher Beschaffenheit der Luft herrühren: da aber auch der Boden der See, so wie das trok-

kene

kene Land, ganz ungleich ist, so möchte der Unterschied der Farben wohl öfters daher kommen, als von einer andern Ursache. Diese Hypothese wird sich schwerlich durch Erfahrungen bestätigen laßen, weil der Seefahrer Loth selten zweyhundert Klaftern Tiefe erreicht, und außerdem nicht öfter gebraucht wird, als wenn man Land erwartet oder fürchtet.

Näher am Lande und am Ufer, gegen das große Weltmeer zu, ist das Wasser manchmal grünlicht. Das ist besonders sehr deutlich bey der Bank, die sich vom Vorgebirge der guten Hofnung und einige Grade in die See erstreckt. Ueber dieser Bank grünes Wasser zu finden ist man allemahl sicher. Oft sieht das Wasser auf beyden Seiten grünlich aus, ehe man mit einem Lothe von gewöhnlicher Länge Grund findet: aber so weiß man doch gewiß, daß man nicht weit von der Bank ist, wenn sich dieses Merkmaal zeigt. Am sonderbarsten ist, daß an der Westseite die Bank aus feinem Thongrunde besteht, aber an der östlichen aus Sand und Schlamm, nichts desto weniger ist das Wasser gleich grün. An den untiefsten Stellen, beträgt die Tiefe einige vierzig, anderswo siebenzig bis neunzig Klaftern.

Auf der Ausreise, den 11ten Juni 1772, als wir an der Seite von Neuholland waren, bemerkte ich die See ungewöhnlich licht, etwas ins grüne fallend. Wir sahen selbigen Tag einige Haufen Seegras oder Sargasso beym Schiffe vorbey treiben, und dabey nahm ich eine große Medusa wahr. Im Seewasser, das zum Abwägen ausgeschöpfet ward, fand ich einen kleinen Fisch. Diese Umstände zusammen bestärkten mich in den Gedanken, daß wir Neuholland näher wären, als

wir unserer Rechnung gemäß glaubten, und da wir darauf Java erreichten, ward meine Muthmassung bestätigt.

Den 16ten Juni waren wir bey der Insel Java. Theils Regen, theils dikker Nebel, der hier beständig über dem Lande steht, so, daß man zuweilen um Mittag Javas hohe Ufer nicht auf eine schwedische Viertelmeile weit sieht, benahmen uns jetzo gleichfalls die Aussicht. Wir warfen also das Loth um 12 Uhr, weil sich Seegras zeigte, und das Wasser bleicher als zuvor war, ohne daß wir nach der Rechnung Land im Gesichte haben sollten, fanden aber noch keinen Grund. Um fünf Uhr Nachmittage bekamen wir Java ins Gesichte: das Wasser war da noch mehr verändert und fast grau. Diese Farbe behielt es nachdem die ganze Zeit, da wir längst dem Lande seegelten, bis den 21ten Vormittag, da es dunkler war, indem wir bey zwo Inseln vorbeyfuhren, die unweit des Kap von Java liegen, wo die Einfahrt in die Straße Sunda ist. Das war besonders, daß dieses Wasser dunkler ward, da doch gewiß die Tiefe hier geringer war, als die Tage zuvor. Um 4 Uhr Nachmittages hatten wir ganz grünes Wasser am Kap von Java.

Nachdem wir die Insel Java, Sumatra und Banca hinter uns gelassen hatten, so fanden wir anfangs ganz schwarzes und trübes Wasser in der chinesischen See, welche in diesem Striche sehr untief ist. Nachdem wir Polo-Timon auf die Seite gebracht hatten, fing das Wasser an ein wenig blauer auszusehen, weil die Tiefe nun nach und nach zunahm. Den 11ten Jul. nachdem wir bey Pulo-Sapatt vorbey waren, war das Wasser dunkelblau, und den 12ten war es gleichfalls dunkelblau: den 13ten ward es lichter, weil wir uns nun der

so

so genannten englischen Bank näherten. Den 14ten befanden wir uns bey bemeldeter Bank und hatten Windstille. An der Nordseite der Bank schien mir das Wasser nicht mehr so dunkelblau als an der südlichen. Außerdem ward es immer lichter, bis wir unter den chinesischen Wald kamen. Hier nahm ich mir vor auf die Veränderungen acht zu geben. Morgens den 20ten Juli war das Wasser ganz lichtblau. Ein rother Rand brach plötzlich die blaue Farbe ab, aber die rothe Farbe beym Seewasser sehe ich für zufälliger an, als jede andre. Nachdem ward die See graulicht, dann dunkelseegrün, und endlich ganz lichtgrün.

Auf der Hinreise, den 20ten Februar 1773, war das Wasser ganz lichtblau: aber schon, sobald es den folgenden 21ten tagte, sah ich einen merklichen Unterschied, denn nun leuchtete es ganz seegrün. Wir hatten den Wind gegen uns, so daß wir sehr wenig vorwärts, oder nach der Bank des Kap zurükten, sondern unsern Lauf meist in eben der Strekke führten, in welcher die Bank liegt. Um 10 Uhr Vormittages ward das Löth geworfen, aber 156 Klaftern erreichten den Boden noch nicht. Um zwey Uhr Nachmittages warf man das Loth wieder, und da hatten wir Schaal- und Sandgrund in 25 Klaftern Tiefe. Darnach lagen wir viel Tage an der Bank und hatten abwechselnd seegrünes und lichtblaues Wasser, die ganze Zeit über da wir von widrigen Winden da aufgehalten wurden.

Auf der Hinreise, bey der Einfahrt in den Kanal, etwas westwärts von Lezard, bemerkte ich das Wasser ungewöhnlich grün, indem wir starken Nordostwind gegen uns hatten, und waren besonders die Rükken der Wellen ganz lichtgrün.

Sonst schien es dunkelseegrün. Den Tag darnach gegentheils, sahe das Wasser so dunkel aus, als wären wir in offener See gewesen, ob wir uns gleich da schon innerhalb Lezard befanden. Zwischen Portland und Süd-Ferland im Kanale war das Wasser wieder grünlich.

— Ich bin dreymal über die sogenante Grassee gefahren, zwischen zwanzig und dreißig Grad nordlicher Breite, an der östlichen Seite von Amerika, aber nie habe ich daselbst so grosse zusammenhängende Felder von Sargasso gefunden, wie in einigen Schriften berichtet wird, noch weniger die ganze Oberfläche des Meeres davon grün gesehen. Das Sargasso, wie es im Meere schwimmt, ist nicht grün, sondern blasbraun oder ziegelfarbig.

Die Ursache vom grünen Aussehen des Seewassers anzugeben, möchte schwerer seyn, als die andern Farben zu erklären. Indessen und bis auf fernere Untersuchungen will ich anführen, was ich an den Stellen, bemerket habe, wo sich grünes Wasser findet. Schon vorhin habe ich erinnert, daß über dem Theile der javanischen Ufer, der nach dem indischen Meere zu liegt, allezeit dikker Nebel steht, den die Seefahrer Mist nennen. Die Luft mag nach der Seeseite so klar seyn als möglich ist, so liegt doch beständig eine Nebelbank über dieser Küste. Eben so befand sich allezeit Nebel um das Vorgebirge der guten Hofnung, die Zeit als ich mich da aufhielt, sobald es windstille war. Was die Einfahrt in den Kanal so gefährlich macht, ist nur Nebel und dikke Luft, die man da so oft antrift. Je näher man dem Lande ist, desto mehr Nebel ist man ausgesetzt, besonders in den wärmern Erdstrichen. Dieser Nebel ist zuweilen sehr beschwerlich. Er fällt nicht nur

auf

auf das Verdek und alles was unter freyem Himmel steht, sondern dringt auch ins Schiff, befeuchtet Kleider, verderbt Früchte, und macht, daß frisches Fleisch und andre solche Sachen bald verderben. Während der Heimreise, im letzt verwichenem Februar, als wir nahe bey der Insel Madagaskar waren, fiel einige Nächte ein so zäher und dikker Nebel, daß die Fenster den ganzen Tag darnach nicht trokken wurden, ob es gleich klar Wetter und Sonnenschein war. Außerdem glaube ich mit gutem Grund, Fettigkeit, brennbares Wesen, feines Oehl oder wie man es sonst nennen will, das sich in allem Seewasser findet, ist in größerer Menge, nahe an Ländern die ans Meer gränzen. Vielleicht sammlet es sich daselbst durch erwähntem Nebel oder verfaulte Seethiere, welches durch Versuche künftig kann ausgemacht werden. Diese Fettigkeit zeigt sich, wenn sie einige Aenderung gelitten hat, wie ein zäher und dikker Schleim, und daß sie grüne Farbe geben kann, weißt der grüne Rand, der am Wassergange rings um Schiffe sitzt, die einige Zeit in der See gewesen sind.

Zuweilen treffen Ostindienfahrer weisses Wasser an, um den 12ten Grad südlicher Breite und einige Grade ostwärts vom Kap von Java. Die Holländer, welche ungefehr es so an einer Stelle etlichemal gefunden haben, machen sich ein Merkmal daraus, und sobald sie weisses Wasser finden, ehe sie Java ins Gesichte bekommen, sind sie sicher, einige Grade ostwärts vom Einlaufen in die Strasse Sunda zu seyn. Dieses ist wenigstens zweymal in letzten Zeiten, von schwedischen Schiffen bey Nacht beobachtet worden, und soll so sonderbar seyn, daß jemand der es ungewohnt ist, nichts anders sieht, als ob das Schiff innerhalb Brandungen, nahe an einigem Lande wäre. Ich habe es nicht gesehn, kann solchergestalt nichts anders

anführen, als was mir ist berichtet worden. Im grossen Weltmeere, wenigstens überall wo unsere schwedischen Schiffe, zwischen Götheburg und China fahren, habe ich weiße Magnesia aufgelöst gefunden. Wenn ich solche mit Alkali aus dem Seewasser präcipitirt habe, so ist das Wasser, während daß es trübe war und ehe sich der Niederschlag gesetzt hatte, dem vor Java befindlichen so ähnlich gewesen, daß die, welche beyde Arten gesehen haben, mich versicherten, es ließe sich kein Unterschied wahrnehmen.

Noch

Noch etwas von der Stadt Strasburg.
(S. Seite 431.)

Schon dieses ganze Jahrhundert hindurch hatten sich die königlichen Prätors, und der Magistrat mit der Beleuchtung der Stadt beschäftigt, ohne jemals ihren Zwek erreichen zu können. Die Schwierigkeit kam von der verschiedenen Gerichtsbarkeit der Einwohner der Stadt her, die sich auch in Polizeysachen dem Magistrate nicht unterwerfen wollten: denn die Ritterschaft behauptet nur unter ihrem Direktorio zu stehen, und hat deswegen mit der Stadt einen Streit vor dem König, der wohl nie entschieden werden wird; und die katholische Geistlichkeit will nur von ihrem Bischoffe Befehle annehmen. Endlich haben voriges Jahr die wiederholten Vorstellungen des jetzigen Herrn Prätors d'Autigny, und die Theilnehmung des Herrn Marschals von Contade die Vereinigung der verschiedenen Partheien bewirkt, und eine unmittelbare Verordnung von dem König erhalten, kraft welcher nun, die ganze Stadt durch, Laternen mitten in den Strassen hangen und ungemein vortheilhaft angebracht sind. In Strasburg, wo die Strassen ziemlich krumm laufen, ist die Anzahl der Laternen auf 490 mit 1195 Tachten gesetzt worden. Sie sollen die sechs Wintermonate hindurch bis um 1 Uhr des Nachts brennen. Der Unterhalt jeden Tachts ist auf 22 Livres gerechnet. Der erste Ankauf kostet 41308 Livres, und die Unterhaltung jedes Jahr 26290 Livres, so das also das erste Jahr auf 67598 Livres zu stehn kommt.

Verschiedene unvorhergesehne Unkosten sollen aber die Summen der ersten um ein merkliches verstärken.

Diese Unkosten bezahlen die Einwohner der Stadt, nach dem Verhältniß der äußern Breite ihrer Häuser, nämlich:

	Livres.	Sols.	
Der König	1365	—	—
Die katholische Geistlichkeit	6653	9	—
Die Ritterschaft	1682	15	6
Der Maltheserorden	90	12	—
Die Komthurey v. St. Johann	440	2	2
Die Abtey Andlau	67	6	2
Die Abtey Mogenmoutier	77	13	4
Die Stadt	57221	1	10
Summe	67598.	—	—

Um der Bürgerschaft zu schonen, hat der Magistrat beschlossen, einen Theil der Unkosten des ersten Ankaufs aus dem Ertrag der Gemeinheiten zu bezahlen, die vor wenigen Jahren, gegen einen Bodenzins, an die Meistbiethenden verkauft worden sind.

Die lutherische Universität in Strasburg gehört unter die Aeltesten in Deutschland. Sie besteht aus sechszehn ordentlichen Lehrern, und einer unbestimmten Anzahl außerordentlicher Professoren. Sie halten ihre Lektion in lateinischer Sprache; doch lesen auch einige bisweilen in französischer oder deutscher Sprache.

Zur Erlernung der Arzeneywissenschaft sind viel Hülfsmittel in Strasburg, die auch eine Menge Studirender dahin ziehen. Ein großes anatomisches Theater, wozu die Kadaver aus dem äußersten Hospital geliefert werden, sammt einem merkwürdigen Kabinet, das beschrieben zu werden verdiente. Eine Ammenstube, in welcher sich alle, die sich der

Hebam-

Hebammenkunst widmen, unter der Anleitung und Aufsicht des öffentlichen Geburtshelfers der Stadt, üben können. Das Bürgerhospital für die Uebung angehender Aerzte, und das Militärhospital, beyde für Krankheiten und Operationen. Ein reicher botanischer Garten innerhalb der Stadt, der unter der Aufsicht des Hrn. D. Spielmanns und durch Vorschub des Herrn Prätors, einer der vollständigsten worden ist. Er hat sich aus dem königlichen Garten zu Tranon und aus andern Gärten ansehnlich bereichert, und ist von dem Magistrat, auf Begehren des Hrn. Prätors mit einem Zuschuß von 600 Livres jährlich zu seinem Unterhalt beschenkt worden.

Liebhaber der Chimie können in Herrn Spielmanns Laboratorio befriedigt werden.

Wundärzte erhalten Unterricht vom Herrn D. Lobstein, in zwey Nachmittagsstunden in der Zergliederungskunst, und in andern Theilen der Wundarzneywissenschaft, theils von demselben Lehrer, theils von andern Aerzten, als dem Herrn Corvinus, Diebold, Spielmann Sohn, u. a. m.

Die Sternwarte ist vom Herrn Brakenhoffer zum Beobachten bequem eingerichtet worden. Sie ist 90 pariser Fuß hoch, aber nicht reich an Instrumenten. Um diesen Mangel abzuhelfen, hat Herr d'Autigny, Prätor der Stadt, den Magistrat vermogt, jährlich 600 Livres zum Ankauf astronomischer Werkzeuge zu geben.

Die große Bibliothek besteht theils aus der alten Büchersammlung, die insonderheit an alten Drukken und Handschriften, aus den 9ten und früheren Jahrhunderten reich ist, und unter

unter der Aufsicht der Herren Lorenz und Oberlin ansehnlich vermehrt worden ist; theils aus der Schöpflinischen, welche die Stadt von diesem berühmten Gelehrten gekauft hat. Sie steht in einem neuerbauten Saal neben jener, und ist besonders an historischen Büchern reich. Zu ihrem Unterhalt und Vermehrung giebt die Stadt jährlich 1200 Livres. Herr Professor Koch ist dabey Bibliothekarius. Sie sind beyde dreymal die Woche offen, und ihr Gebrauch jedem, der ihn verlangt, sehr erleichtert. Bey der schöpflinischen Bibliothek ist auch eine merkwürdige Sammlung von Alterthümern, welche Herr Oberlin, beschrieben und in Kupfer gestochen, heraus giebt.

Die Einkünfte der Professoren bestehen meist in Chorpfründen der Stiftskirche zu St. Thomä. Diejenigen Lehrer, die noch keine haben, bekommen von der Stadt mehr oder weniger aus ihrem Schatz, je nachdem die Umstände sind.

Die Anzahl der Studierenden mag sich etwa auf 300 belaufen, davon mehr als die Hälfte sich der Medicin, der Geburtshülfe und der Chirurgie widmen.

Es halten sich aber immer viele junge Herren vom Stande hier auf, so wohl Deutsche, Russen, Liefländer, Kurländer, Schweden und Dänen, als auch Franzosen. Diese studiren gewöhnlich die schönen Wissenschaften, Sprachen, Geschichte, Alterthümer, Naturrecht, und insonderheit Mathematik, worinn vorzüglich guter Unterricht ertheilt wird. Die mathematischen Instrumente werden hier mit besonderm Fleiß von den Herren Falmer, Engels, u. a. verfertiget. Man hat auch Gelegenheit die Uebungen der Artillerieschule

auf

auf dem Poligone mit anzusehen und die Kriegsbaukunst zu erlernen.

Die bischöfliche Universität, die Ludewig der XIV. von Molzheim nach Strasburg versetzt hat, ist nur mit drey Fakultäten versehen, der theologischen, der philosophischen, und der des geistlichen Rechts, und hat in allen 8 Lehrer.

Das College Royal hat Ludwig XIV im Jahr 1685 gestiftet. Die Lehrer in demselben waren vormals die Jesuiten, nun sind es Weltgeistliche.

Akademie oder gelehrte Gesellschaft der Wissenschaften ist keine da. Wohl aber versammlen sich die Gelehrten der Stadt, einen Abend jede Woche, bey dem Herrn Prätor d'Autigny, und besprechen sich über neue Erfindungen und Versuche. Wenn jemand von ihnen seine Gedanken aufgeschrieben hat, so liest er sie ab. Es sind auch, auf Veranstaltung dieser Gesellschaft und von Mitgliedern derselben, verschiedene nützliche Versuche angestellt worden, z. B. mit Entschwefelung der Steinkohlen, mit Gewitter-Ableitern, mit Kartoffelbrod, mit den Farben des Zukkergebaknen, um ihre Schädlichkeit zu erfahren, mit dem bequemsten und am wenigsten beschwerlichen Mitteln die heimlichen Orte in der Stadt auszuleeren u. s. w.

Junge angehende Gelehrte und Studiosi haben schon öfters kleinere Gesellschaften unter sich veranstaltet, die aber von keiner langen Dauer gewesen sind. Eine deutsche Gesellschaft, zur Verbesserung und zum Studium der vaterländischen Sprache, hat den Herrn Lenz zum Sekretair gehabt, aber nur zwey Jahre gedauert.

Ich

Ich habe öfters sagen hören, man dürfte in Strasburg keine fremde Lehrer zu den erledigten Stellen berufen. Ich bin aber des Gegentheils versichert worden, und in der That war ja Schöpflin aus Badendurlach. Man braucht aber lieber Landeskinder, weil ihrer viele sich mit den Wissenschaften abgeben, und die Anzahl der Aemter und Stellen gering ist.

Das lutherische Gymnasium besteht aus sieben Klassen, und ist der Aufsicht der Universität, sonderlich der philosophischen Fakultät, unterworfen. Etwa 300 Schüler werden darinn im Deutschen, Französischen, Lateinischen und Griechischen, im Schreiben und Rechnen, in der Geographie, Geschichte, Religion, und in den ersten Anfangsgründen der Logik, Rhetorik, Mathematik und Astronomie unterrichtet. Bey jeder Kirche sind Trivialschulen, aber von Realschulen und allen den neuen nützlichen Schulanstalten findet man hier nichts, als einen Versuch im Waysenhaus.

In Strasburg ist ein sogenantes Kollegium Medikum, welches aus allen praktisirenden Aerzten, und aus den Professoren der medicinischen Fakultät besteht. Jeder der praktisiren will, muß sich, vermittelst eines Beytrags von 24 Livres, darin aufnehmen laßen. Zwo Magistratspersonen, die zugleich aber Apotheker und Ammenherren sind, haben die Aufsicht drüber. Der Stadtarzt oder Stadtphysikus ist der Präsident oder Dekanus derselben; ein Unterdekanus wird alle Jahre gewählt. Der Ursprung dieser wohlgemeynten Anstalt fällt in die berühmten Zeiten der Reformation, wo die allgemeine Gährung jeden Keim belebt und entwikkelt hat. Zu derselben Zeit 1531 vereinigte auch Martin Bucer unter seinem Vorsitz alle Pfarrer und Helfer, oder Diakonen der Stadt

in

in ein Kirchenkonvent; dieses bestehet noch im völligen Flor und versammlet sich jeden Donnerstag: aber von jenes seinen Verrichtungen habe ich nichts erfahren können. Es versammlet sich gewöhnlich zweymal des Jahres, und die Mitglieder desselben halten von Zeit zu Zeit von dem Geld, das in der Kasse ist, einen Schmaus. Der Präsident dieser Gesellschaft ist Korrespondent des Kollege de Medicins in Paris.

Es wäre zu wünschen, daß in jeder Stadt eine ähnliche Anstalt wäre, welche alle Aerzte derselben jeden Monat einmal vereinigte, um von ihnen die Geschichte ihrer Kranken zu erfahren, und ihrer Erfahrung wechselsweise zu Hülfe zu kommen. Diese monatliche Berichte der merkwürdigen Zufälle epidemischer und anderer Krankheiten, und der gebrauchten Heilmittel, würden, in ein Protokoll eingetragen, schätzbare Beyträge zur Krankheiten und Heilungsgeschichte werden, die allen spekulativen Abhandlungen gelehrter Gesellschaften weit vorzuziehen wären.

Vielleicht ist der Unthätigkeit des Kollegii medici in Strasburg der schlechte Erfolg der Anstalten zur Wiederherstellung der Ertrunkenen zum Theil zuzuschreiben. Denn es mögen die Maschinen, die man dazu braucht, und die noch in Rauchklistiren bestehen, oder die Behandlungsart der Ertunkenen fehlerhaft seyn; so sollte man glauben, daß eine öffentliche Gesellschaft der praktisirenden Aerzte, durch schriftlichen und natürlichen Unterricht, und Herzurufung der Wundärzte, bald jeden Mangel abhelfen, jene verbessern, und diese allgemein bekannter machen könnte. Die Obrigkeit ist nicht unthätig geblieben. Sie hat eine Anzahl Kisten verfertigen, mit dem nöthigen versehen und wo Wasser ist, vertheilen laßen. Sie hat

hat auch jedem, der einem Ertrunkenen beyspringt, und ihm wieder zum Leben zu bringen sucht, eine angemessene Belohnung versprochen. Und doch hat nicht eine einzige Probe seit vielen Jahren gelingen wollen.

Zwey große Hospitäler, wovon eins ausschließend für das Militär bestimmt ist, und nach Art aller französischer Hospitäler verwaltet wird, und das andere zum Unterschiede das Bürgerhospital genannt wird, ein Armenhaus, ein Blatterhaus, ein Waisenhaus, ein Findlingshaus, und verschiedne Armenstiftungen und allgemeine und besondere Allmosen sind die Anstalten, die in Straßburg zum Vortheile der darbenden und leidenden Menschheit angetroffen werden. Ich glaube, es ist dem Geschmak unsrer Zeiten angemessen, daß ich von jeder derselben eine Beschreibung einrükke; ein Geschmak der der Menschheit Ehre macht, und bey weitem ein größerer Lobspruch ist, als Philosophie und Aufklärungen nicht geben können.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

34ste Woche.

Nachricht,
Von einigen neuerlich entdekten Bernsteingräbereyen in Pommern: vom Herrn D. Bloch.

In der Mark Brandenburg, vorzüglich und in Pommern, findet man beym Graben sehr oft Bernsteinstükke von verschiedener Größe und Farbe, bald mehr bald weniger, in einer Gegend; auch die Fischer fischen aus den Flüßen bisweilen Bernstein mit aus. Letzteres rührt ohne Zweifel daher, wenn beym starken Anschwellen des Wassers der Sand von den Ufern mit dem darunter befindlichen Bernstein weggespült wird. Kürzlich erfuhr ich, daß in Vorpommern, in Friedrichshagen bey Ferdinandshoff, in einem nicht sehr langen Zeitraum, über 300 Pf. Bernstein ausgegraben worden sey, und zufolge hierüber eingezogener näherer Nachrichten, hat ein Schäfer hiezu Veranlassung gegeben. Dieser fand einige Stükke Bernstein auf dem Felde, und bey fernerem Nachsuchen traf man unter dem Sande, auch im Torflande, theils oben auf, theils auch Mannstief, Stükke von ⅛ bis auf 20 Loth, an. Sie waren theils klar, theils mit einer Borke umgeben. Man fand den Bernstein gröstentheils einzeln in kleinen Quantitäten, zerstreut an verschiedenen Orten: an einer Stelle aber lagen an 50 Pfund beysammen. Dieser Ort war nur drey Meilen von einem See und von dem Haf entlegen, und ich erfuhr, daß auch noch in einigen andern Gegenden von Pommern Bernstein gegraben würde.

Durch die gütige Bemühung einiger meiner Freunde des Herrn Grafen v. B**. Herrn Präpositus H**. und des Hrn. v. P***. bin ich in den Stand gesetzt worden, noch folgende Nachrichten über diesen Gegenstand mitzutheilen. Die eigentlichen Stellen wo der Bernstein gegraben wird, erfährt man sehr selten; denn die Pächter verheimlichen ihre Gräbereyen aufs äußerste. Der verstorbene Inspector Kemnitz von den Bartinschen Gütern, nahm vor zwey Jahren Danziger Bernsteingräber an, die nebst einem Pächter die Berge bey Treten, eine Meile von Rummelsburg, gepachtet; und sie haben für die Erlaubniß, ein halb Jahr daselbst graben zu dürfen, dem Eigenthümer hundert Ducaten erlegt.

Die Bernsteinadern findet man nur zufälliger Weise: wo man nämlich einige Stükke antrift, da gräbt man weiter nach, bis man auf eine Ader kömmt. Er liegt manchmal einen bis 6 Fuß, auch wohl, wie zu Treten, 20 Fuß und noch tiefer. Eben diese Arbeit in der Tiefe kostet manchem Gräber das Leben. Die Erdarten worin er gefunden wird, sind verschieden, meistens ist sie ein gelber Sand, auch wohl in Leim. Flugsand, schreibt der Herr Präpos. H**, ist gemeinhin die Oberdekke; dann folgt grober Kies und Seegrund; nachher blauer Thon, und hier ist sein Lager oder gleich darunter. Hier trift man eine Masse, die vermodertem schwarzen Holze ähnlich sieht, und wahrscheinlicher Weise dergleichen ist. Sie hat einen sauern und schwefelhaften Geruch, giebt getroknet keine Flammen, stinkt aber schwelend wie Steinkohlen, ist zerbrechlich und zerfällt leicht. In dieser Masse und neben derselben liegt der Bernstein. Die Menge ist an jeder Stelle verschieden und bisweilen lohnt sie der Arbeit nicht. Das größte Stük, das man daselbst gesehen hat, war zwey Pfund

weni-

weniger ein Loth schwer, ohne Risse und wurde mit 130 Thalern bezahlt. Der gegrabene Bernstein hat an Härte und mehrerer Zähigkeit einen Vorzug vor dem, der aus der See kommt; billig sollte er auch theurer seyn, weil aber seine Kruste sehr dik ist, so verliert er, ehe er verarbeitet wird, einen großen Theil von seinem Gewicht, und kömmt daher höher zu stehen als derjenige, den die See auswirft. Aus verschiedenen Gründen hat man Ursache zu glauben, daß dieses Land vormals unter See gestanden habe; daß diese aber mit der Ostsee in Verbindung gewesen sey, macht der Bernstein wahrscheinlich, weil diese die einzige ist, welche denselben so häufig mit sich führt und an die Gestade spült.

Hierzu kommt noch, daß die Orthoceratiten und Belemniten, welche man auf den Feldern der erwähnten Provinzen nicht selten findet, mit denen in den schwedischen Flüßen genau übereinstimmen. Dies beweist allerdings, daß sie beyde einerley Ursprungs sind, und daß diese Gegenden damals der Grund der Ostsee gewesen, oder daß sie durch starke Ueberschwemmungen dahin geführet worden seyn müßen.

Die Stelle wo die 59 Stükke beysammen gelegen haben, war ohne Zweifel eine Bucht, wohin ihn die Wellen zusammen gespült haben.

Ueber den spanischen Handel mit Amerika.

Man glaubt, daß von dem Jahre 1492 an zu rechnen, da Amerika entdekt ward, jährlich ordentlich für vier Millionen Pfund Sterlings Gold und Silber in die spanischen Häfen gebracht worden. In 289 Jahren macht dieses tausend ein hundert und sechs und funfzig Millionen Pfund Sterlings. Und so ungeheuer diese Summe auch ist, so behaupten die spanischen Schriftsteller doch, daß man sie noch einmal so hoch annehmen müße, indem viel Gold und Silber gewonnen wird, wovon der König seinen Antheil nicht bekömmt. Wenn man also ihre Rechnung annimt, so hat Spanien wenigstens für zwey tausend Millionen Pfund Sterlings Gold und Silber *) aus

*) Die Erfahrung aller Länder und aller Jahrhunderte lehrt, daß obgleich zu allen Zeiten mehrere Unzen Silber für eine Unze Gold gegeben worden, weil die Silberbergwerke immer häufiger als die Goldbergwerke gewesen, doch der Werth beyder Metalle in einem jeden Lande nach der Menge eines von beyden veränderlich gewesen. In Japan ist das Verhältniß des Goldes zum Silber wie eins zu acht, in China wie eins zu zehn, in andern morgenländischen Gegenden wie eins zu eilf, zwölf, dreyzehn, vierzehn, so wie man weiter nach Westen kömmt. In dem alten Griechenlande verhielt sich das Gold zu dem Silber wie eins zu dreyzehn, zu Rom in seiner vollen Blüte wie eins zu zehen, und unter dem Tiberius wie eins zu dreyzehn. Nach verschiedenem Steigen und Fallen in den barbarischen Jahrhunderten, war es vor des Columbus Entdekkung der neuen Welt unter eins zu zwölfe. Die Menge Goldes und Silbers, welche nachmals aus Mexico und Peru nach Europa gebracht wurde, machte diese Metalle nicht nur häufiger, sondern vermehrte auch den Werth des Goldes gegen das Silber, weil das leztere in diesen Ländern häufiger war, als das erste. Spanien, welches im Besiz beyder war, sezte das Verhältniß derselben gegeneinander auf eins zu sechszehn in der Münze des Königreichs feste, und dieses Verhältniß wurde mit einigen geringen Veränderungen in ganz Europa angenommen, und hat noch Statt.

aus der neuen Welt gezogen. Man sollte nun glauben, daß ein solcher Strom von Schätzen Spanien zu dem reichsten Lande in der Welt gemacht haben müße: allein der Erfolg hat das Gegentheil erwiesen. Vor der Eröfnung dieser Schatzgruben, war der innere Fleiß und die Manufakturen in Spanien in einem so blühenden Zustande, daß sie zu seinen Bedürfnißen überflüßig hinreichten. Die Wollen-Leinwand- und Seidenmanufakturen waren so ausgebreitet, daß sie den Einwohnern nicht nur das lieferten, was sie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hatten, sondern auch noch zur Ausführung hinreichten, und als sich ihnen jetzt ein bisher unbekannter Markt öfnete, zu welchem sie allein den Zutritt hatten, so mußte solches die Lebhaftigkeit ihres Fleißes nothwendig vermehren. Indessen kamen verschiedene Ursachen zusammen, welche dagegen einen Verfall bewirkten, und hinderten, daß Spaniens Manufakturen, Volksmenge und Reichthum nicht in gleichem Maße mit seinen Kolonien wuchsen, oder dessen Kolonien nicht den Grad des Wohlstandes erreichten, welchen sie von dem Reichthum und der Fruchtbarkeit des Landes, worinn sie sich befanden, hätten erwarten sollen. Es ist irrig, wenn einige geurtheilet haben, die Spanier hätten ihre Manufakturen und ihren Akkerbau freywillig vernachläßiget, nachdem sie sich im Besitze der Schätze von Amerika gesehen. Mit Recht urtheilet Robertson, es gehe ganz natürlich zu, daß der plözliche und große Zuwachs von Macht und Einkünften, welchen der Besiz Amerika's Spanien zuführete, einen höchst verderblichen Einfluß auf die Staatsentwürfe und Unternehmungen dieser Monarchie gehabt habe, der sich auch dem Volke schnell mittheilete. Es gehet hierin den Nationen wie den einzelnen Personen. Fließt diesen der Reichthum nach und nach mit mäßigem Anwachs zu, so nähret

ret und erhält er diejenige Thätigkeit, welche die Handlung begünstigt, und zu nachdrüklichen und wohlgeleiteten Bestrebungen ermuntert. Stürmt er ihnen aber plözlich und in vollen Strömen zu, so reißt er alle Entwürfe eines nüchternen Fleißes vor sich nieder, und führet eine Lust zu wilden, ausschweifenden und verwegenen Bestrebungen und Geschäften mit sich. So gaben die Reichthümer von Amerika Karln dem fünften die Gedanken ein, die Freyheit Deutschlandes zu unterjochen, und Philipp der zweete, dessen Fähigkeiten seines Vaters seinen bey weitem nicht gleich kamen, obgleich sein Ehrgeiz nicht geringer war, hatte eine so hohe Meynung von seinen Hülfsmitteln, daß er auch nichts für sich zu schwer hielt. Er hatte den Entwurf gemacht, sich in Europa eben so unumschränkt als in Amerika zu machen. So viel wissen wir, daß er die Engländer und Holländer öffentlich bekriegte, eine aufrührische Parthey in Frankreich unterstüzte, Portugal eroberte, und zu gleicher Zeit Armeen und Besatzungen in Italien, Afrika, in Ostindien und in der neuen Welt unterhielt. Durch diese vielfältige Unternehmungen unter zwo langen Regierungen, ward Spanien sowohl an Menschen als Geld erschöpft. Die übrigen Einwohner wurden auch abgeneigt ihre Hände an friedfertige Arbeiten zu legen. Die Stärke der Nation verfiel immer mehr unter der schwachen Regierung Philipps des dritten, der gar aus unbesonner Andacht, zu dieser allerunbequemsten Zeit beynahe eine Million seiner fleißigsten Unterthanen vertrieb, weil sie Nachkommen der Mauren waren, von welchen man aus einigen Umständen glaubte, daß sie in ihrem Herzen Mahommedaner wären, ob sie sich gleich äußerlich zur christlichen Religion bekannten. Welch ein Verlust für ein Land, wo der Adel alle Arbeit auf diese Klasse der Einwohner wälzte, welche er verachtete, ob

sie

sie gleich im Grunde nützlicher waren. Der Kriegsstand war der einzige, welchen man für vorzüglich hielt, und die allernothwendigsten Künste zu treiben, ward für beschimpfend angesehen. Diese Mauren hatten noch Akkerbau und Manufakturen getrieben, und izt wurden sie auf eine schimpfliche Art verjagt.

Bald darauf merkte Spanien die Verminderung seines Volks so sehr, daß es seine Heere nicht mehr ergänzen konnte, und seine Unternehmungen einstellen mußte. Die Manufakturen geriethen in Verfall, der Handel ward unterbrochen, und die Schiffe, welche denselben noch fortsetzen wollten, wurden von solchen Feinden weggenommen und geplündert, die es bisher verachtet hatte. Den Mangel des baaren Geldes abzuhelfen, legte man schwerere Auflagen auf die Manufakturen und Künstler, und zulezt auf den Akkerbau. Auch dieser lezte ward darüber vernachläßigt, und dieses fruchtbare Land, daß vor Entdekkung Amerika's dreyzehn bis vierzehn Millionen Menschen den Unterhalt gab, und schon vor alten Zeiten die Kornkammer Italiens war, erzeugte kaum so viel als zum Unterhalt seiner wenigeren izt übrig gebliebenen Einwohner nothwendig war. Die Spanier eilten daher Haufenweise nach der neuen Welt, um ihre Umstände in diesem Lande der Schäze zu verbessern. So vermehrten sich die Kolonien, ihre Foderungen wuchsen, und das Mutterland war nicht im Stande denselben genug zu thun. Sie nahmen also ihre Zuflucht zu dessen Nachbaren, denen Engländern, Niederländern, Franzosen und Italienern, welche ihnen alles, was sie verlangten, im Ueberfluß lieferten. Das stritt zwar wider das erste Grundgesez, daß die Fremden von dem Handel mit Amerika ausgeschlossen seyn sollten, allein die Nothwendigkeit

digkeit vereitelte dessen Kraft, und zwang die Spanier selbst, zu dessen Uebertretung die Hand zu bieten. Die Ausländer verließen sich auf die Redlichkeit der spanischen Kaufleute, welche ihren Namen zu Bedekkung des Betruges hergaben, schikten ihre Manufakturen nach Amerika, und erhielten den ungeheuren Preis, in welchem sie dort bezahlt werden, entweder baar oder in den kostbaren Erzeugnißen der neuen Welt. Nicht der zwanzigste Theil von Waaren, die nach Amerika verführt wurden, war gegen die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts in Spanien verfertigt: sie gehörten fremden Kaufleuten, ob sie gleich unter dem Namen der Spanier dahin gebracht wurden. Die Schätze der neuen Welt gehörten von dieser Zeit an nicht mehr den Spaniern, sondern Fremden. Sie verschwanden fast eben so schnell, als sie zum Vorschein kamen. Man verbot daher bey Lebensstrafe die Ausfuhr von Gold und Silber; allein diesem Gesetz ward eben so wie den vorigen ausgewichen. Und Philipp der vierte, Herr der reichen Bergwerke in Mexico und Peru, sahe sich genöthiget, da es an Geld zum Umlauf fehlete, Kupfergeld im Handel und Wandel fast dem Silbergelde am Werthe gleich zu machen. Ferner, da der Handel mit Amerika sehr eingeschränkt war, gerieth er wenig Personen in die Hände, und nach und nach hatten einige reiche Häuser, erst in Sevilla, und jezt in Kadix den Handel allein in ihrer Gewalt. Diese haben wiederum, anstatt die Kolonien mit den europäischen Waaren in solcher Menge zu versehen, welche sowohl den Preis derselben als auch den Gewinn mäßig machen konnte, ihnen dieselben sehr sparsam zugemessen, damit ihre Faktors bey der heftigen Nachfrage der Käufer einen ausschweifenden Gewinn haben möchten. Diese Uebel nahmen unter den lezten Regenten von der österreichischen Linie immer mehr zu, so daß Spa-

nien

nien bey weitläuftigern und reichern Staaten, als irgend ein europäisches Reich besizt, weder Macht noch Geld noch Fleiß hatte.

Etwas änderte es sich, als das Haus Bourbon den ruhigen Besitz des Thrones erhielt. Die Engländer und Holländer hatten während des Succeßionskrieges durch ihre Ueberlegenheit zur See, Spanien alle Gemeinschaft mit seinen Kolonien abgeschnitten. Diese wieder herzustellen, und den Handel mit denen Kolonien wieder zu erhalten, gieng der spanische Hof von seinen bisherigen strengen Grundsätzen so weit ab, daß er auch den Franzosen den Handel nach Peru öfnete. Diese versahen Peru mit den europäischen Bequemlichkeiten um einen weit mäßigeren Preis, und in nicht so eingeschränkter Menge. Die Waaren, welche sie einführten, wurden vielmehr in alle Provinzen des spanischen Amerika in solcher Menge eingeführet, als man bisher noch nie gesehen hatte. Darüber hätte bald die Ausfuhr der europäischen Waaren aus Spanien völlig aufgehört, wenn nicht der strengste Befehl gegeben wäre, kein fremdes Schif in einen Hafen von Peru und Chili zu laßen, und eine spanische Flotte dahin geschikt worden. Zwar ward 1713 im Utrechter Frieden den Engländern nicht nur das Recht die spanischen Kolonien mit Negern zu versehen, sondern auch die Erlaubniß bewilligt, jährlich ein Schif von fünfhundert Tonnen mit europäischen Waaren auf die Messe von Portobello zu schikken, und die Hafen an der Südsee mit Schiffen von vierhundert Tonnen zu beseegeln. Bey dieser Gelegenheit erfuhren die Engländer, was für Waaren mit dem größten Vortheil könnten eingeführet werden. Und die Kaufleute in den nächsten englischen Kolonien wurden in den Stand gesetzt, ihre Ladungen den jedesmaligen Bedürfnißen des Markts so ge-

genau anzumessen, daß der Schleichhandel weit leichter und stärker als jemals vorher getrieben ward. Unter dem Vorwande der erlaubten Einfuhr, vermittelst des jährlich nach Portobello gesandten Schifs, führten sie ihre Waaren ungehindert und ohne Einschränkung in das feste Land von Amerika ein. Und so ward wieder fast der ganze Handel des spanischen Amerika von den Ausländern verschlungen, ja die Flotte die dahin geschikt ward, diente fast zu nichts als die aus dem Fünftel an Silber bestehenden königlichen Einkünfte nach Spanien zu holen. Spanien that daher um diesen Eingriffen Einhalt zu thun den Schritt, daß es bewafnete Schiffe, unter dem Namen Küstenbewahrer an die Küsten derjenigen Provinzen schikte, welche von den Schleichhändlern am häufigsten besucht wurden. Dieses erregte freylich Murren und Klagen, da die Küstenbewahrer zuweilen unverantwortliche Grausamkeiten begiengen, und endlich 1739 einen Krieg zwischen England und Spanien, der sich erst 1748 in dem aacher Frieden endigte, durch welchen aber Spanien freye Hände bekam, den Handel mit seinen Kolonien nach eigenem Gefallen einzurichten.

Schon vorher waren einige andere vortheilhafte Einrichtungen getroffen worden. Man erlaubte, daß auch außer den periodischen Flotten und Galleonen und zwischen denen für sie bestimmten Zeiten Registerschiffe von Kaufleuten zu Sevilla und Kadix ausgerüstet werden konnten, um nach denenjenigen Häfen zu segeln, wo sie einen außerordentlichen Absatz vermutheten. Der Vortheil davon ließ sich bald spüren. Wenn die amerikanischen Märkte ordentlich mit frischen Waaren versehen wurden, konnten die Schleichhändler nicht mehr durch die Hofnung eines übertriebenen Gewinns angelokt,

und

und die Kolonien nicht mehr bewogen werden, sich aus Noth in die gefährlichen Geschäfte des Schleichhandels einzulaßen. So wie die Zahl der Registerschiffe zunahm, wurden endlich die Galleonen ganz abgeschaft. Ob nun gleich dabey das Glük und der Wohlstand aller spanischen Kolonien an der Südsee befördert wird, so ist doch dieser Zweig der americanischen Handlung dadurch dem beschwerlichen Zwang eines Monopoliums unterworfen, daß alle dahin bestimmten Registerschiffe aus Kadix absegeln, und wieder dahin zurük kommen müßen. Der itzige König Karl der dritte hat einige neue Anordnungen gemacht, welche eine weit erhabenere Denkungsart als die älteren verrathen. So lange Spanien seinen alten Grundsätzen in Ansehung der Handlung mit Amerika anhieng, beraubte es sich fast selbst aller andern Gemeinschaft mit seinen Kolonien, als vermittelst seiner jährlichen Flotten. Es war nicht die geringste Anstalt zu einer ordentlichen Uebersendung der Staats- und Handlungsbriefschaften. Im Jahr 1764 ward ein Pakketboot angelegt, welches den ersten Tag eines jeden Monats von Corunna nach Havana oder Portorico abgeht, von da die Briefe in kleineren Schiffen nach Vera Cruz und Portobello gebracht, und durch die Post nach den Königreichen Terrafirma, Granada, Peru und Neuspanien geschaft werden. Hiemit ist zugleich eine ziemlich ausgebreitete Handlung verbunden, indem jedes Pakketboot, welches Schiffe von beträchtlicher Größe sind, die halbe Ladung an solchen spanischen Waaren mitnehmen darf, welche im Lande erzeuget oder verfertiget worden, und in den Häfen, wohin sie segeln, am meisten gesucht werden, und dagegen amerikanische Güter zurük bringet. Im folgenden Jahr öfnete Karl der dritte die Handlung nach den Inseln Cuba, Hispaniola, Portorico und Trinidad seinen Unterthanen in allen spanischen Provin-

zen,

zen, und erlaubte ihnen aus gewissen genannten Häfen zu jeder Zeit und mit jeder Ladung ohne weitere Erlaubniß als einem Paß vom Zollhause des Hafens abzusegeln: wie er auch nachher denen Provinzen an der Südsee die Freyheit des Handels unter einander ertheilete.

Dennoch sind die Handlungsanstalten Spaniens in Ansehung seiner Kolonien noch immer zu strenge. Es müßen noch viele schädliche Misbräuche und Anordnungen abgeschaft werden, ehe der Fleiß und die Manufakturen diejenige ausgebreitete Thätigkeit bekommen können, wodurch die Spanier zum Genuß der Vortheile gelangen würden, die sie natürlicher Weise von ihren reichen amerikanischen Kolonien zu erwarten hätten.

Tr**.

Anzeige.

Leipziger Magazin zur Naturkunde, Mathematik und Oekonomie. Herausgegeben von C. B. Funk; N. G. Leske und C. F. Hindenburg. Erstes Stük 1781. Leipzig und Dessau bey den Herausgeberen und in der Buchhandlung der Gelehrten 144. S. in 8.

Dieses Journal soll so wohl eigene, sonst noch nicht gedrukte, Aufsäze und Abhandlungen, als auch Uebersezungen, ausführliche Rezensionen und Auszüge aus Büchern, wie auch andere Anzeigen enthalten. Ob man nun zwar Schriften dieser Art nicht nach einzelnen Stükken, sondern nach einem ganzen Bande beurtheilen kann; so ist doch der Name der Herren Verfasser Bürge, und das vor uns liegende Stük schon ein Beweis, daß wir in diesem periodischen Werke mit der Zeit eine Sammlung überaus wichtiger und lehrreicher Beyträge zur Erweiterung dererjenigen Wissenschaften, für welche dasselbe bestimmt ist, zu erwarten haben.

Zum Inhalt:

I. Schreiben an den Herrn Pr. Leske, über die Rhönberge von Joh. Carl Wilh. Voigt; ein für die physikalische Erdbeschreibung interessanter Aufsatz, wovon wir am Ende unserer Anzeige einen Auszug geben wollen.

II. Gedanken und Erfahrungen die Verbesserung der Landwirthschaft betreffend, vom Hrn. Hofr. Schubart.

Der

Der Herr Verf. bestreitet hier mehrere Vorurtheile der Bauern, durch eigene Erfahrungen und Versuche, die er auf seinen Gütern angestellt hat.

III. Ebend. vom Tobaksbau. Hier sucht derselbe zu beweisen, daß der Bauer des Tobaks vor dem Fabrikanten vorzügliche Freyheiten und Vortheile genießen müste.

IV. Etwas über den Krappbau: von ebendemselben.

V. Derselbe: von dem vortheilhaften Anbau der Runkelrüben.

VI. Herrn Prof. Laxmann vorläufige Nachricht von einigen Gebirgen im europäischen Rußland.

VII. Abschaffung der Brache und Einführung der Stallfütterung, vom Herrn N. G. Leske. In diesem lesenswürdigen Aufsatze wird der Vortheil einer beständigen Bearbeitung und Benutzung der Felder, und der Vorzug der Stallfütterung, vor der wirklichen Huth und Weide in ein helles Licht gesetzt.

VIII. Ueber die nöthigsten Arzeneymittel für Schafheerden: vom Herrn Daubenton.

IX. Versuch über die Lehre vom Schall und Ton von E. E. Funck.

Der Schall besteht nicht in einer schwingenden Bewegung der kleinsten körperlichen Theile; sondern in einer Totalerschütterung des Körpers.

X. An-

X. Anmerkungen über die Witterung des Jänners, Hornungs und Märzes dieses Jahres: vom Herrn Doctor Schmiedlein.

XI. Auszüge und Rezensionen neuer Bücher.

XII. Anzeigen.

* * *

Herr Voigt fand in einem Bezirke von einigen Stunden über 12 große und kleine Basalt-Berge, die das in einem Kessel liegende Städtgen Kaltennordhein umgeben. Noch ehe er dieses erreichte, hatte derselbe den Hahnberg zu paßiren, der sich bey dem Dorfe Friedelshausen steil erhebt, und, bis auf den höchsten Punkt, aus horizontalliegenden Kalk- und Mergelschichten besteht, in denen versteinerte Seekörper nicht selten waren. Seine ganze Oberfläche war mit losen Basaltstükken bedekt. Den Gipfel des Berges zierte der grosse Stein, eine Basaltkuppe, von mittlerer Größe, die aus den Kalk- und Mergelschichten hervor stach, und außerordentlich zersprungen war. Hierauf beschreibt er einige dieser Berge.

1) Der Tagstein. Dieser Berg besteht am Abhange aus Kalkstein, der in horizontalen Schichten über einander liegt und Versteinerungen führt. Auf der Stadtseite ist er ehedem eingestürzt und diese Begebenheit hat fürchterliche Spaltungen und Risse nachgelaßen. Die Oberfläche desselben ist mit ganz kleinen Basaltstükken bedekt, und sein höchster Punkt, die Ringmauer genannt, ein Klumpen lose über einander liegender Basaltstükke, der an 600 Schritte im Umfange hat. Hier ward man säulenförmige Basaltstükke gewahr, man sieht

sieht aber nicht, wo sie abgebrochen sind. Basalt im Ganzen suchte der Herr Verf. vergebens.

Dies ist nun die Gestalt der mehresten dieser Berge und die Farbe der Kuppen, auf denen nichts wachsen kann, ist weiß, von dem dieselben bekleidenden weißen Moose. Der Basalt ist wie der am großen Steine beschaffen.

Der Windberg steht diesem gegen über. Der Hr. Verf. hat seine Spitze nicht bestiegen. Die unzähligen Basaltstükke, die an seinem Abhange umher liegen, sind zum Theil säulenförmig und von außen porös. Man treibt hier am alten Berge Bergbau anf Braukohlen, welche hier ein mächtiges Lager ausmachen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

35ste Woche.

Herr D. M. E. Bloch. Von der Ausbrütung der Fische.

Nebst einer Kupfertafel.

Da ich nur erst vor kurzem Gelegenheit gehabt, über diesen Gegenstand Versuche anzustellen; so halte ich es für nothwendig, das Resultat derselben je eher, je lieber bekannt zu machen, weil dasselbe auf das Versetzen und die Vermehrung der Fische einen großen Einfluß hat. Das Versetzen der Fische ist nicht nur kostbar, sondern auch mit mancherley Schwierigkeiten verbunden. Eines Theils sind die Fische, zu der Zeit, in welcher sie sich am besten versetzen und verfahren laßen, nicht zu haben; andern Theils sterben sie unterweges, besonders wenn der Ort, von dem man sie herholt, weit entfernt ist. Verschiedene büßen schon beym Ausfischen ihr Leben ein, wie die Maränen; andere aber sterben, wenn der Wagen während der Fortschaffung stille steht, wie die Schmerlen; viele werden auch durch das Angreifen und Schütteln beschädigt. Diesem allen, dachte ich, könnte vorgebeugt werden, wenn man die befruchteten Eyer in die Teiche und Seen setzte und sie darin ausbrüten ließe. Da ich keinen See zu meiner Disposition habe, so versuchte ich es, die Fischeyer in meinem Zimmer auszubrüten. Herr Lund a) bestreitet zwar die

a) Schwed. Abhandl. 23. B. S. 191.

die Möglichkeit einer Ausbrütung dieser Art und mein im vorigen Jahre angestellter Versuch mit dem Barschlaich begünstigte seine Meynung. Da aber öfters bey den Versuchen der Mangel eines guten Erfolgs von kleinen zufälligen Umständen, auf die man nicht genug aufmerksam ist, abhängt; so faßte ich den Entschluß, über das Ausbrüten der Fischeyer aufs neue Versuche anzustellen. Ich ließ mir aus der Spree Kräuter, woran die Eyer des Bleies, der eben laichte, befindlich waren in ein wenig Wasser bringen, setzte sie in ein mit Flußwasser angefülltes hölzernes Gefäß, ließ dasselbe einen Tag um den andern erneuern und ich hatte das Vergnügen, innerhalb neun Tagen, mein Wasser mit etlichen Tausenden zarter Fischgen bevölkert zu sehen. Da das Gefäß in einem durch die Sonne erwärmten Zimmer gestanden hatte, und da nicht ein jedes Wasser, worin man Fische zu setzen wünscht, so frey liegt, daß es die Sonne treffen kann; so machte ich mit anderen Eyern des Bleies, der Güster, des Ueckeleis, folgende Versuche: Ich that die mit Eyern behangene Kräuter in vier Gefäße, setzte davon eins der Vor- und Nachmittagssonne, das zweyte der Vormittags-, das dritte der Nachmittagssonne aus, das vierte brachte ich an einen Ort, wohin gar keine Sonne kam. In dem ersten kamen die Fischgen bereits am siebenten Tage ihrer Befruchtung, in dem zweyten und dritten am achten, und im vierten am neunten Tage aus. b) Ich habe bereits an einem andern Orte c) bemerkt, daß nicht alle

b) An der richtigen Angabe des Befruchtungtages ist um so weniger zu zweifeln, da ich gewiß bin, daß die Fischer, von welchen ich diese mit Laich besetzte Kräuter erhalten habe, des Tages vorher in den Reusen, weder einen Fisch dieser Art noch an den Kräutern einige Eyer, verspürt.

c) In der ökonomischen Naturgeschichte der Fische woraus diese Abhandlung genommen ist.

alle Eyer durch den Milcher befruchtet werden. Daher geschahe es, daß ich bisweilen von einer Pflanze, die mit vielen hundert Eyern besetzt war, kein einziges auskommen sah: dahingegen aus einem kleinen Strauche, den ich in eine Tasse zu besonderen Beobachtungen gelegt hatte, sechszig Fischgen ausschlupften. Wenn man ein Suchglas zu Hülfe nimmt; so kann man durch dasselbe den Eyern bald ansehen, ob sie befruchtet sind, oder nicht; indem sie in jenem Falle allezeit klärer, durchsichtiger und gelber erscheinen: ein Merkmal, welches nach dem zweeten und dritten Tage immer deutlicher wird, so daß man in den folgenden das befruchtete von dem tauben Ey, sogar mit unbewafnetem Auge, unterscheiden kann. Dieses wird mit jedem Tage weißer, trüber, dichter, undurchsichtiger, verliert seinen Glanz und erhält vollkommen das Ansehen eines kleinen Hagelkorns, das zu schmelzen anfängt. Ich legte befruchtete Eyer einzeln in verschiedene mit Wasser angefüllte Uhrgläser, um die Entwikkelung des Fisches desto genauer beobachten zu können.

Das Fischey hat eine vollkommen runde Gestalt und man erkennt in demselben den Dotter, das Weiße und zwischen diesen eine halbmondförmige helle Stelle. Der Dotter, welchen, wie gewöhnlich, das Weiße umgiebt, ist gelb, rund und liegt nicht in der Mitte, sondern nach einer Seite zu. d) Zwischen dem Dotter und dem Weißen Fig. 3. b. ist jene halbmondförmige Stelle sichtbar, und diese Theile sind auch in dem tauben Ey anzutreffen, nur daß der Dotter in diesem weniger gelb erscheint. Auf dem befruchteten Ey ist von der geschehenen Befruchtung des Milchers keine

d) Fig. 3. a.

Spur äußerlich zu entdekken. Der Milch, welcher längs des Rükgrades, bald in einem, bald in zween Säkken eingeschlossen ist, besteht aus einer dikken, weißen Substanz, welche in der Laichzeit so dünne, wie Milch wird, und beym geringsten Druk durch das Nabelloch hervorquillt. Ich that mit einer Nadelspitze ein wenig davon auf eine Glasscheibe, verdünnte solches mit etwas reinem Wasser, und brachte es unter die stärkste Vergrößerung des Kompositums. Hier erblikte ich ein Gewühl von unzählbaren kleinen rundlichen Thierchen e) von ungleicher Größe, welche bey anderen Schriftstellern unter dem Namen der Saamenthierchen f) vorkommen und die Herr von Büffon bewegende Theilchen g) nennt. Bald nach dem Tode des Fisches verschwand auch alle Bewegung in dem Saamen oder Milch desselben.

Die Lehre der Erzeugung ist überhaupt noch mit einem dikken Nebel umhüllt: aber vorzüglich bey den Fischen, wo die Befruchtung außerhalb der Mutter und zwar in einem kalten Elemente vor sich geht. Es ist unbegreiflich, wie hier so unendlich zarte Thierchen nicht sogleich erstarren und sogar da, wo das Wasser in der Tiefe am schnellsten läuft, als wohin viele Fische ihre Eyer absetzen, am Leben bleiben. Nicht weniger wunderbar ist nicht nur die Ausbrütung derselben; (da verschiedene Fische sogar im Winter laichen, wie z. B. die Quappe u. a. m.) sondern auch die Begattung. Bey den Fischen findet keine Vereinigung der Geschlechtstheile statt, sondern das Weibchen giebt die unbefruchteten Eyer von sich, und

e) Fig. 13.

f) Animalcula spermatica.

g) Moleculæ moventes.

und die dasselbe begleitende Männchen befeuchten diese in der Folge, indem sie ihren Milch darüber schießen laßen. Die Rogener verlaßen zu dem Ende die tiefen Stellen und suchen die flachen mit Pflanzen bewachsenen Stellen auf, um ihre Eyer daran abzusetzen. Zu gleichem Endzwek verlaßen die Milcher ihren Winteraufenthalt, indem sie die Rogener begleiten. Der Milch ist eben so wie die Hoden bey den Thieren in zweenen Säkken eingeschlossen, und nach der Laichzeit, gleich den Hoden der Vögel nach der Brutzeit, kaum sichtbar. Nach einem langen Winterschlafe fängt er bey den Fischen an zu wachsen, schwilt auf, drükt die Eingeweide und spannt die äußern Theile des Unterleibes auf, wovon der Milcher sich auf eben die Art, wie der Rogener, nämlich durch das Reiben an den Kräutern oder Steinen, zu befreyen sucht. Da diese Spannung bey diesem weit stärker ist, so sind sie auch jederzeit die ersten, welche sich eine Erleichterung zu verschaffen und Stellen zum Absetzen der Eyer aufzusuchen, bemühet sind. Die mit einem klebrichten Gallert überzogene Eyer bleiben alsdenn an den Kräutern, Steinen und anderen harten Körpern sitzen und werden auf die angeführte Art von den Milchern imprägnirt. Der erwähnte klebrigte Gallert fehlt den Eyern aber alsdenn, wenn sie, vor der Zeit, durch eine äußere Gewalt ausgepreßt werden.

Bey den Thieren, so weit wir sie kennen, sind (wenn ich die Eingeweidewürmer ausnehme, wo die Anzahl der Weibchen die Menge der Männchen weit übertrifft,) wenigstens zur Begattungszeit, beyde Geschlechter mit einander in gleichem Verhältniß. h) Bey den Fischen hingegen, sind, zufolge der

h) Zwar bemerkt man bey einigen Vögelarten, wie bey dem Fasan und Rebhuhn, mehr Hähne als Hühner: allein diese Ungleichheit

Nachrichten, welche ich eingezogen, wenigstens noch einmal so viel Milcher als Rogener vorhanden. Die Ursache hievon liegt ohnstreitig in der Art und Weise, wie sich diese Geschöpfe begatten: da, wie erwähnt, die Eyer außerhalb der Mutter befruchtet werden und diese zerstreut umher liegen, so würde der größte Theil derselben unimprägnirt bleiben, wenn die Befruchtung zu dieser Zeit nur von einem einzigen Milcher geschähe und nicht gleichsam eine Polyandrie unter ihnen statt fände.

Eben so merkwürdig ist die Entwikkelung des Fisches im Ey, die ich hier nur mit wenigem berühren werde. i) Ich habe kurz vorher angeführt, was man im Ey am ersten Tage wahrnimt. Am zweeten wird die halbmondförmige Stelle, in welcher man von Zeit zu Zeit einen beweglichen Punkt k) sieht, etwas trübe. Am dritten Tage erblikt man an diesem Orte eine dichtere Masse, die mit dem einen Ende frey ist, mit dem andern aber im Dotter fest sitzt. l) Am Ende der letzten Stelle sieht man den Umriß des Punkts oder des Herzens, dessen Bewegung nunmehro verdoppelt wird. Die Masse

heit war zur Erhaltung der Art nothwendig, weil jene dreister sind als diese, und daher weit leichter in die Gewalt der ihnen nachstellenden Menschen und Raubthiere, als die schüchternen Weibchen, die sich mehr verstekt halten, gerathen.

i) Ich war diesen Sommer zu sehr mit Geschäften überhäuft, als daß ich die Entwikkelung oft genug betrachten und ein genaues Journal darüber führen konnte. Ich werde daher im künftigen Frühjahre dieses nachzuholen bemüht seyn, und diesen Gegenstand sowohl, als die daraus entstehende Folgerungen, weitläuftiger als hier geschiehet, ausführen.

k) Punctum saliens.

l) Fig. 4.

Masse selbst, oder der Embryo, bewegt sich von Zeit zu Zeit mit dem freyen Ende oder Schwanze. Am vierten Tage vermehren sich sowohl die Pulsschläge, als auch die Bewegung des ganzen Körpers. Am fünften Tage nimmt man bey gewissen Lagen, die dieser bey seinen Bewegungen nimmt, den Umlauf der Säfte in den Gefäßen wahr. Am sechsten Tage laßen sich der Rükgrad und die daran sitzende Ribben unterscheiden. Am siebenten entdekt man mit blossen Augen zwey schwarze Pünktchen am Eye, m) welche, wie die Vergrösserung durch die Linse No. 5. zeigte, n) die Augen sind. o) Nunmehro stellt sich schon der Fisch, nach seinem ganzen Umrisse, und die Wirbelbeine nebst den Ribben so deutlich dar, daß man ohne viele Mühe, bey einer etwas stärkern Vergrößerung, ihre Anzahl bestimmen kann. Ohngeachtet der Dotter bey der Zunahme des Embryo abnimmt, so hat der Fisch doch nicht Platz genug, sich in einer geraden Lage zu halten, und er krümmt sich daher mit dem Schwanze. p) Die Bewegungen werden nunmehro so lebhaft, daß, indem er den Körper hin und her wälzt, den Dotter mit herum bewegt, und diese nimmt zu, jemehr er dem Zeitpunkt seiner Geburt sich nähert, welcher zwischen dem siebenten und neunten Tage erfolgt. Durch das wiederholte Schlagen des Schwanzes wird die Haut des Eyes so dünne, daß sie endlich zerplatzt. Nunmehr verdoppelt der Fisch, welcher mit dem Schwan-

ze

m) Fig. 5.

n) Fig. 6.

o) Ich habe mich zu diesen Beobachtungen des Hoffmannischen Microscops und zwar der Röhre A bedient: am besten nimmt man die angeführten Gegenstände bey einem mäßigen Lichte wahr.

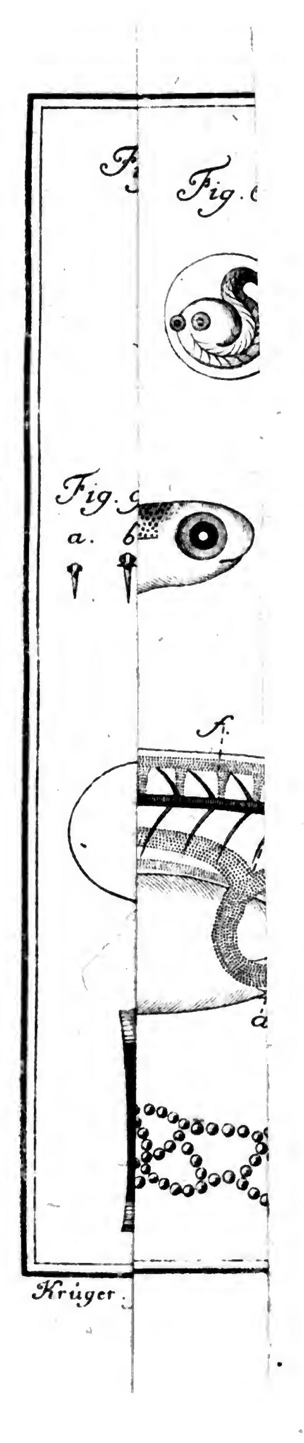
p) Fig. 6.

ze zuerst zur Welt kommt, q) seine Bewegungen, um den Kopf aus dem noch übrigen Dotter loszureißen und sich in Freyheit zu setzen. Nicht lange darauf freut er sich seines Daseyns in seinem neuen Elemente, dem Wasser, worin er hin und her schießt. Da die Ausbrütung der Fische durch die Sonnenwärme geschieht und diese in der Laichzeit nicht allemal das Wasser in gleichem Grade erwärmt; so geschieht auch die Entwikkelung nicht immer in einem und demselben Zeitraum, und man nimmt daher die angeführten Erscheinungen bisweilen um einen Tag früher oder später wahr.

Außer dem Bleie habe ich auch die Eyer der Güster und des Ueckeleis ausbrüten laßen und dabey eben dieselben Erscheinungen wahrgenommen. Merkwürdig ist es, daß man sogar im Ey bereits die Güster von dem Blei unterscheiden kann; indem bey letzterm der gelbe Augenring schon sichtbar ist. Es gewährt ein ungemein angenehmes Schauspiel, mehrere dergleichen Thierchen, in einer so höchst zarten Gestalt, wie sie unter Fig. 9. a. erscheinen, so lebhaft im Wasser sich bewegen zu sehen. So langsam übrigens der Wachsthum der Fische von statten geht; so ist er doch in den ersten acht Stunden fast sichtbar: denn in diesem kurzen Zeitraum erreicht sein Körper auf einmal die in Fig. 9. b. angegebene Größe, nachher aber ist er so unmerklich, daß der Fisch innerhalb drey Wochen nur wie unter Fig. 7. c. erscheint.

q) Fig. 7.

(Der Beschluß folgt künftig.)



Allerneueste Mannigfaltigkeiten

36ste Woche.

Herr D. M. E. Bloch. Von der Ausbrütung der Fische.

Beschluß.

Noch am ersten Tage erblikt man mit blossen Augen, ausser den zween schwarzen Punkten, noch einen dritten, der, wie die Vergrößerung lehrt, der Magen mit den darin enthaltenen Nahrungsmitteln ist. r) An eben diesem Tage zählte ich sechszig Pulsschläge in einer Minute, dahingegen sich das Herz im Embryo nur dreyßig- bis vierzigmal in eben diesem Zeitraum bewegte. Die Kügelchen, so lange sie im Herzen sind, haben eine röthliche, so bald sie aber in die anderen Gefäße kommen, eine weiße Farbe. Am zweeten Tage werden die im Herzen röther und in den Gefäßen gelblich; am dritten aber erlangen sie durchaus eine hellrothe, in den großen Blutadern aber eine blaßrothe Farbe und stellen nunmehro diejenige Flüßigkeit dar, welche unter dem Namen des Bluts bekannt ist. Nächst diesem erkennt man auch bereits am ersten Tage die Brustfloße: die übrigen Floßen und Eingeweide hingegen, da sie wegen ihrer Zartheit die Lichtstrahlen durchfahren laßen, sind unsichtbar und erst am dritten Tage erscheint die Schwanzfloße, die aber noch gerade ist, s) die Rükkenfloße am fünften, die Bauch- und Afterfloße am achten

r) Fig. 10 und 11. a.

s) Fig. 10. b.

achten Tage dem bewafneten Auge. Ohngefehr um diese Zeit zeigen sich bey der stärksten Vergrößerung schwarze Pünktchen auf dem Körper, t) theils in länglichen, theils in runden gestrahlten Figuren, wie sie bey Fig. 15. a. b. c. vorgestellt sind, und diese sind die ersten Umrisse der künftigen Schuppen. Die am Kopfe sind die kleinsten, die am Rükken die größten, und die auf den Seiten stehen zwischen beyden in der Mitte. Auch bemerkt man nunmehro an der Schwanzfloße einen halbmondförmigen Ausschnitt. u) Schon diese Theile stellen unter dem Komposito dem Auge einen ergötzenden Anblik dar: noch weit reizender aber ist es, den Kreislauf des Bluts und der Säfte zu sehen. Hier bieten sich uns gleichsam Springbrunnen dar, die einen rothen, aus höchst zarten Kügelchen bestehenden Saft, ausspritzen. Nahe am Kopfe siehet man das Herz, welches noch aus einem dünnen häutigen Sak besteht, v) sein Blut in eine sakförmige Schlagader w) ergießen, x) die, so bald sie dasselbe empfangen hat, sich zusammenzieht und es in die große Pulsader y) befördert. Während daß der Pulsadersak sich zusammenzieht, führt die Hohlader a) dem ruhenden Herzen neues Blut zu, welches es dem nunmehro stillstehenden Pulsadersak wieder einspritzt. Da bey den Fischen die Brust nur sehr kurz ist und der Hals gänzlich fehlt, so haben auch diese Thiere keine Halspulsadern, b) sondern die große Pulsader geht gleich zu den in der Nähe liegenden Kiemen und von da aus nach den übrigen Theilen des Körpers. Da bey jungen Fischen die Kiemen noch nicht sichtbar sind, so sah

t) Fig. 11. b. b.
u) Fig. 11. c.
v) Fig. 12. und 14. a.
w) Saccus arteriosus.
x) Fig. 12. und 14. b.
y) Aorta. Fig. 14. c.
z) Fig. 14. i.
a) Carotides.

sah ich die Pulsader gleich nach dem Kopfe steigen, da sie denn hinter dem Auge wieder hervorkam und längs dem Rükgrade herunter lief. c) Eine andere sah ich vorwärts längs dem Bauche nach dem Schwanze zu herunter gehen, d) die ihren Anfang nahe am Kopfe aus der großen Pulsader nahm. Aus ersterem entsteht bey jedem Wirbelknochen, in einem rechten Winkel, eine Pulsader, e) welche ihre Richtung längs den Ribben nehmen. Das Blut, welches in die äußerst zarten Pulsadern übergeht, sammlet sich zum Theil in der obern, f) zum Theil in der untern g) Hohlader, h) die hinter der Schwimmblase in einem stumpfen Winkel i) zusammen stossen und das Blut dem Herzen von neuem zuführen. Der Kopf ist gegen andere neugeborne Thiere nur klein; damit er bey seiner wagerechten Stellung sich im Gleichgewicht zu erhalten vermag, die Schwimmblase hingegen groß. k) Eines Umstandes muß ich hier noch erwähnen, nämlich, daß man, beim Ausbrüten der Fische, die Wassereulen zu entfernen suchen müße, weil diese die Brut verzehren. Ich hatte in einem Gefäß dreißig Fischgen: da nun durch das Kraut auch verschiedene Wasserinsekten und Würmer in dasselbe hineingekommen waren; so geschah es, daß die Fischgen sich in wenig Tagen verloren, ohne daß ich ein todtes bemerken konnte, und da ich nachhero eine kleine Schnekke an der Oefnung der Wasserraupeneule l) fand und als ich diese abzog, keinen Einwohner dar-

c) Fig. 14. e. e. d) Fig. 14. d. d.

e) Arteriae intercostales, Fig. 14. f. f.

f) Fig. 14. g. g) Fig. 14. h.

h) Vena cava ascendens et descendens.

i) Fig. 14. i. k) Fig. 14. k.

l) Phryganaea grandis. L.

darinn bemerkte; so glaube ich, daß diese auch meine Fische verzehrt habe.

Aus diesen wenigen Beobachtungen glaube ich einige, für die Oekonomie und Physiologie, nicht unwichtige Schlüsse herleiten zu können.

1) Kann man die Seen und Teiche auf eine sehr wohlfeile und bequeme Art besetzen, wenn man die richtige Laichzeit einer jeden Fischart anzugeben vermag. Diese werde ich, zur leichten Uebersicht, am Ende meiner ökonom. Naturgesch. der Fische, in einer Tabelle, nach den Monathen bestimmen; und da die Fische einer Gattung nicht auf einmal, sondern nach Verschiedenheit der Größe in drey Perioden und zwar jedesmal nach einem Zwischenraum von neun Tagen ablaichen und die Zeit bis zur Ausbrütung acht bis neun Tage dauert; so gewinnt man Zeit genug, sich nach Bequemlichkeit mit diesen Kräutern zu versehen.

2) Ist nicht zu befürchten, daß man statt des Karpfensatzes, Karauschen, Giebel, oder gar verkukten, ferner, anstatt des Bleisaamens, Güster, Plötze, Rothaugen oder Uekeleye, die als Brut schwer von einander zu unterscheiden sind, erhalte u. s. w.

3) Läßt sich der Umstand: ob zur Befruchtung die Mischung zweyerley Feuchtigkeiten, nämlich des männlichen und weiblichen Saamens, vonnöthen sey? (ein Satz, worüber sowohl die ältern Philosophen als die nachherigen Physiologen lange gestritten haben, und worüber die Meynungen noch heutiges Tages getheilt sind,) mit ziemlicher Gewißheit entscheiden

den; da wenigstens bey den Fischen eine dergleichen Vermischung nicht statt findet.

4) Daß das weibliche Geschlecht den Keim oder den Körper, (auch im tauben Ey ist die durchsichtige Stelle sichtbar) das männliche aber das Leben oder die Bewegung hergebe, indem durch letzteres das Herz gereizt und in Bewegung gesetzt wird. Ob nun ein zarter Dunst, m) der sich bey den mehresten Thieren durch einen widrigen Geruch offenbaret, aus dem Milch in das Ey dringe und das Herz reize; oder ob die Saamenthierchen dahin gelangen und durch ihre lebhafte Bewegung diese Wirkung hervorbringen, überlaße ich anderen zur Beurtheilung. Mir kommt letzteres sehr wahrscheinlich vor, weil ich an dem Milcher der Fische auch nicht den mindesten Geruch bemerkt habe. Diese flüchtige Theilchen scheinen vielmehr bey andern Thierarten, dazu bestimmt zu seyn, daß sie durch ihren Reiz einen unwiderstehlichen Trieb zur Fortpflanzung des Geschlechts hervorbringen, welcher bey den Fischen nicht nothwendig ist, da sich die Natur dazu eines andern Mittels bedient, nemlich der Anschwellung der langen Hoden, welche die übrigen Eingeweide drükken und eine beschwerliche Spannung im Unterleibe zuwege bringen. Eben dieses scheint auch bey den Vögeln statt zu finden, denn auch bey diesen habe ich den Saamen ohne Geruch gefunden, und bey ihnen schwellen die Hoden zur Brutzeit so stark auf, daß sie bey verschiedenen die Größe einer Wallnuß und darüber erhalten, da sie in beyden nach der Begattungszeit kaum sichtbar sind.

5) Daß das Herz die Blutgefäße erweitere und dadurch die Entwikkelung des Ganzen bewirke.

m) Aura seminalis.

6) Daß der Keim und der daraus entstehende Embryo mit dem Dotter in einer gemeinschaftlichen Haut liege, mit welchem er, mittelst seiner Eingeweide und der Gefäße des letztern, in einer so genauen Verbindung steht, daß er so gar, wenn der Fisch bereits halb zur Welt gekommen, mit demselben noch ein Ganzes ausmacht.

7) Daß bey den Fischen nicht, wie bey den Vögeln die Verbindung der Eingeweide mit dem Dotter durch den Nabel, n) sondern durch den Mund geschehe, welche Verbindung so gar bey den halbgebornen Fischen noch fortdauert.

8) Daß die Fische nicht, wie andere Thiere, mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze zuerst zur Welt kommen.

9) Daß die zur Ausbrütung erforderliche Zeit nicht genau, wie bey anderen Thieren, bestimmt werden könne, indem dieses Geschäft durch eine warme Witterung beschleunigt und durch eine kalte verzögert wird.

10) Daß der Dotter, welcher nach eben dem Verhältniß immer kleiner wird, nach welchem der Embryo zunimmt, zur Nahrung des Keims: das Weiße hingegen, zur freyen Bewegung, so wie das Wasser in der Gebährmutter der säugenden Thiere, bestimmt sey.

11) Daß

n) Wie solches aus den zur 258sten Seite der ökom. Naturg. d. F. gehörigen Kupfertafeln, imgleichen aus der 45sten bis 47sten Tafel des Blasii Anat. der Thiere zu ersehen ist.

11) Daß der Keim im Ey präexistire: daher denn alle andere diesem Satze entgegen laufende Hypothesen nicht statt haben können.

12) Daß die Saamenthierchen der Fische von den aus anderen Thierarten sehr verschieden seyn.

13) Daß zum Ausbrüten der Eyer der großen Fischarten nicht mehr Zeit erfordert werde, als der kleinen, indem der Blei eben so, als der Ueckeley, bey einerley Witterung, am neunten Tage auskrochen: dahingegen bey den Vögeln und vierfüßigen Thieren die Zeit der Entwikkelung nach dem Verhältniß der Größe sich richtet.

14) Daß die Entwikkelung des Fisches im Ey eben so schnell, als der Wachsthum derselben, nach der Geburt, langsam vor sich gehe, weil ich bereits am zweeten Tage nach der Befruchtung das Herz und am dritten den ganzen Körper sich bewegen sah; da hingegen ein zweyjähriger Fisch kaum die Größe von vier bis fünf Zoll erreicht.

15) Daß die Brustfloßen, als die wesentlichsten Werkzeuge zum Schwimmen, zuerst ihre Vollkommenheit erreichen und daher bey allen und jeden Fischen vorhanden seyn müßen.

16) Daß das Blut im Embryo weit langsamer, als nach der Geburt, umlaufe.

17) Daß in einem jungen Fische das Blut weit langsamer cirkulire, als in anderen jungen Thieren.

18) Daß das Herz das Blut nicht unmittelbar in die Pulsadern treibe, sondern daß diese es durch die Zusammen-

ziehung des Pulsadersaks erhalten. Ferner, daß zwischen diesen beyden eine wechselsweise Zusammenziehung o) und Erweiterung p) statt finde.

19) Daß, da die Blutkügelchen im Herzen roth und in den übrigen Gefäßen weiß erscheinen, die rothe Farbe von dem Zusammenpressen dieser Kügelchen, in dem bereits gebildeten und mit mehrerer Spannung begabten Herzen herrühre. q)

Auf dem noch übrig gebliebenen Raum dieser Platte habe ich folgende merkwürdige Rogen abzeichnen laßen:

Fig. 18. Sind reife Eyer von der Teichforelle.

Fig. 16. ist ein Stük vom Lachsrogen, dessen Eyer schichtweise in besondern Häuten eingeschlossen und wie Falten über einander geordnet und auf der Seite mit einer stärkern Haut, als mit einem Bande, eingefaßt sind. Die Eyer haben eine rothe Farbe und die Größe des Mohnsaamens.

Fig. 17. ist eine kleine Masse von sechs zusammenhängenden Eyern, wie sie durch das Suchglas in einer sechsekkigen Figur erscheinen.

Fig.

o) Systole. p) Diastole.

q) Hieraus laßen sich nicht unwichtige Folgerungen für die Heilkunde ziehen, indem ein aus der geöfneten Ader herausfließendes hellrothes Blut einen Beweiß von einer zu starken Spannung der festen Theile abgiebt und man daher in diesem Falle erschlaffende Mittel, (wohin das wiederholte Aderlassen, warme Getränke und Bäder u. s. w. gehören) wählen müsse: da hingegen ein minder rothes Blut einen erschlafften Zustand der festen Theile anzeige und daher der Kranke nach einer entgegen gesetzten Methode müsse behandelt werden. Man sieht auch hieraus, was für einen wichtigen Einfluß die Naturgeschichte auf die Oekonomie und Arzeneywissenschaft äußere.

Fig. 18. ist ein Stük von einem Barschrogen, welchen der Fisch in einem netzförmigen Gewebe von sich giebt.

Erklärung der Kupfertafel.

Fig. 1. Gras mit befruchteten Eyern.

— 2. Dergleichen mit tauben Eyern.

— 3. Ein Ey durch die Linse No. 6. betrachtet.

a. Der Dotter.

b. Das Weiße.

— 4. Ein dergleichen Ey, eben so vergrößert, worinn der Rükgrad bereits kenntlich ist.

— 5. Eyer vom siebenten Tage, worinn die Augen am Embryo sichtbar sind.

— 6. Ein dergleichen Ey mit der Linse No. 5. vergrößert.

— 7. Ein Ey mit der Linse No. 4. vergrößert, wo der Embryo mit dem Schwanze bereits außer dem Eye sich befindet.

— 8. Eyer von die Teichforelle, in natürlicher Größe.

— 9. a. Ein ausgekrochener Blei in natürlicher Größe.

b. Derselbe von acht Stunden.

c. Derselbe in einem Alter von drey Wochen.

— 10. Ein Blei vom ersten Tage, auf dem Bauche liegend, durch die Linse No. 4. vorgestellt, wo bey a. der Magen zu sehen ist.

— 11. Derselbe Fisch, zehn Tage alt, auf der Seite liegend, durch die Linse No. 2. vergrößert.

a. Der Magen.

b. b. Die Schuppen.

Fig. 12. a. Das Herz.
b. Der Pulsadersak.
— 13. Saamenthierchen vom Karpfen.
— 14. Ein Blei von vier Tagen, auf der Seite liegend, durch die stärkste Vergrößerung vorgestellt.
a. Das Herz.
b. Der Pulsadersak.
c. Die große Pulsader. (Aorta)
d. d. Die vordere Pulsader.
e. e. Die hintere Pulsader.
f. f. Die Ribbenpulsadern. (Arteriae intercostales.)
g. Die absteigende Hohlader. (Vena cava inferior.)
h. Die aufsteigende Hohlader. (Vena cava superior.)
i. Die Vereinigung dieser Adern.
k. Die Schwimmblase.
— 15. Die Schuppen, durch eine starke Vergrößerung vorgestellt.
a. Eine vom Kopfe.
b. Eine vom Rükken.
c. Eine von der Seite.
— 16. Ein Stük Rogen vom Lachse.
— 17. Zusammenhangende Barscheyer, durch das Suchglas betrachtet.
— 18. Ein Stük vom Barschlaich.

Beschreibung des Rheinfalls vom Herrn Prof. Sander. *)

Doch nun eilen Sie mit mir zum Rheinfall. Das ist und bleibt denn doch das wichtigste in dieser ganzen Gegend. Gleich vor der Stadt Schaffhausen hat der Strom einen kleinen Fall, der von verborgenen und zum Theil sichtbaren Klippen entsteht, wobey der Schaum, und das stürzende Wasser, wiewohl es gar keine beträchtliche Höhe ist, schon sehr viele schöne Farben im Sonnenschein wirft. Um der Mühlen- und Fabriken-Räder willen, die er dort treibt, hat man noch eigene kleine Mauern in den Strom hineingebaut. Lauffen selber ist ein kleiner Flekken, eine kleine Stunde nach deutschem Maas von Schaffhausen weg; da fließt der Rhein mit vielen Krümmungen hin, der Reisende geht über fruchtbare und unfruchtbare Berge dahin, und nur eine kleine Viertelstunde außerhalb Lauffen stürzt sich der Rhein über hohe Klippen herab, und macht den bekannten großen Fall. Man hört schon auf der Hälfte des Wegs das Getöse, wie von vielen starklaufenden Mühlen. In der Nacht kann man ihn, je nachdem der Wind weht, zuweilen nicht weit vom Schaffhäuser Thor, also eine Stunde weit hören. Die obere Fläche, von welcher der Strom herabfällt, ist gewiß zweyhundert Schritte breit, und die untre, da wo der ruhigere Fluß wieder anfängt, ungefähr fünfhundert. Zu beyden Seiten stehen Berge, zwischen diesen arbeitet sich der Strom durch. Auf diesen Bergen, die nicht sehr hoch sind, steht linker

*) Aus Hrn. Bernouillis Sammlung kurzer Reisebeschreib. 3ter Th.

ker Hand noch ein Drathzug, den der Rhein im Fall treiben muß. Auf der rechten Seite steht ein Schloß, das in das Züricher Gebiet gehört, und bewohnt wird. Man sollte denken, von diesem Schloß oben herabgesehen, müßte der Fall noch schöner seyn: aber man irrt. Man kann ihn oben nicht ganz sehen, die unten hervorstehenden Berge verdekken einen Theil des Anbliks. Jenseit des Stromes kann man in Weinbergen den Sturz von allen Seiten sehen, und sich endlich in die Mitte, der ganzen Majestät der Natur gerade gegenüber, stellen. Eigentlich sind vier Fälle neben einander; der fünfte kleinere ist um des Drathzugs willen gemacht. Daß unter dem Wasser viele schrekliche Klippen, viele zakkichte Spitzen seyn müssen, ist augenscheinlich. Man sieht aber nur noch eine große Felsenspitze, die zwischen dem zweeten und dritten Fall hoch in die Höhe steht, außen mit Moos bewachsen ist, durch die Länge der Zeit von dem unaufhörlichen Anschlagen des Wassers schon ein großes Loch in der Mitte bekommen hat, wodurch man gar deutlich sehen kann, und die wahrscheinlich einst gar nicht mehr vorhanden seyn wird. Der Strom wird mit seiner ganzen Gewalt so lange an sie anstossen, bis er sie endlich ausgefressen, und umgeworfen hat, so wie vermuthlich schon viele Felsklippen hier durch die Wuth der Wellen zerstört worden sind. Indem nun das Wasser auf die Höhe kömmt, und herabfällt, wird der ganze Strom in Schaum verwandelt. Ich wüßte nicht, wie ich Ihnen kürzer die ganze Sache beschreiben sollte. Der ganze Rheinstrom wird Schaum, sobald er dies Felsenbette erreicht hat. Man sieht nichts, als ein Meer von der allerreinsten Milch. Man glaubt in einen unaufhörlich siedenden Kessel von Milch zu schauen. Dabey ist das zart aufstäubende Wasser, das, wie der allerfeinste, dünnste Rauch in die Höhe geworfen wird, und gen Himmel fliegt, ein unbeschreiblich

schöner

schöner Anblik. Je länger man hinsieht, desto mächtiger, desto tobender, glaubt man, werde das Sprudeln und Brausen des hier gleichsam noch jungen Stroms, und das ist doch nur Betrug der Augen. Nur bey sehr großem Wasser merkt man eine beträchtliche Verstärkung des Getöses. An jedem hervorstehenden Zakken fährt das Wasser schreklich in die Höhe, bricht sich, und fährt in sich selber zusammen. Es ist nicht anders, als wenn das stürzende Wasser an hunderttausend Orten aufkochte, und mit großen Wallungen emporsieden wollte. Scheint die Sonne in den kochenden Berg, in das Meer von Schaum, so ist nicht einer, so ist ein tausendfältiger Regenbogen um den ganzen Fall, jeder Tropfen stellt einen Spiegel vor, die Bogen durchkreuzen sich, sie laufen und schneiden in einander, fließen zusammen und glänzen stärker, theilen sich, und werden schöner — da entsteht eine Farbenpracht, die keine menschliche Sprache beschreiben kann. Allen guten und empfindenden Menschen wünsche ich so einen schönen, und unter dem reinsten Vergnügen zugebrachten Nachmittag. Es schwebte eben ein großer Schweizerscher Geier über dem Fall, und stieg als wenn er dem Werk der Natur eben so erstaunt, wie ich, zusähe, immer höher und höher. Man kann sich auch schon laben, wenn man mit dem Gesicht unten am Bekken, oder am Fuß des Falls eine Zeitlang verweilt, wo das Wasser wieder zu seinem wagerechten Stand gekommen ist. Denn da schwimmt der liebliche Schaum noch in unzähligen Streifen, in langen milchweißen Straßen gar angenehm fort, bildet tausend schöne Farben, mischt sich langsam, verliert sich in die kleinste Tröpfchen, und geht unmerklich wieder in grünliches Wasser über. Um dem majestätischen Fall so nahe zu seyn, als möglich, trat

ich

ich in einen Fischerkahn, und fuhr über den Strom hinüber. Als das Boot lange genug hinabgerudert war, um hernach in die Diagonale zu kommen, zog das Wasser wenige Ruthen von der Tiefe des Falls den Kahn ausserordentlich schnell und heftig hinüber. Da stieg ich, und ein gefälliger Fremder, den ich in Schaffhausen kennen lernte, aus, und wir gingen an dem Berge rechter Hand hinauf; alsdann kommt man über Terrassen herab. Da ist ein kleines hölzernes Häuschen an der Felsenwand gebaut, in dieses tritt man hinein, und ist alsdann dem Sturz des Stroms so nahe, als man ohne Gefahr kommen kann. Und hier versteht einer des andern Wort nicht mehr — So rauschts, so lärmts, so schlägts und donnerts hier! Man meynt, mit einem ewigen, unaufhörlichen, tausendmal wiederhallenden Donnerwetter umgeben zu seyn. Man glaubt, in eine große und breite Strasse von Milch hinabzusehen, die sich aus unerschöpflichen Abgründen immer mehr ergießt. Da kann man die Millionen einzelner Parabeln von Wasser, die auf- und unter einander entstehn, und im Augenblik, weggedrängt von andern Millionen aufspringender Wassersäulen in einander fließen, selber Schaum sind, und Schaum bleiben, bis sie die Felsenbahn hinabgeraset sind, unterscheiden. Aber unmöglich ist es auch hier, den feinen Wasserstaub genauer zu bemerken. Man sieht ihn, man wird unmerklich naß davon, er steigt, gleich dünnen Wolken in die Höhe, und Wolken auf Wolken; der Wind faßt ihn, trägt ihn davon, und empfängt gleich wieder neuaufgestäubtes Wasser, aber der feinste Puder ist grober Sand gegen diese äusserst subtilisirte Wasserkügelchen. Dies alles zusammengenommen begeisterte mich und meinen Gefährten. Wir wagten etwas, das ich nicht zur Nachahmung hieher schreibe, etwas,

das

das wir allerdings im jugendlichen Feuer nicht genug bedach-ten, das wir nachher beynahe bereueten, das ich wenigstens jetzt, da ich mit kühlerem Blut daran denke, schwerlich wieder thun würde. Ich hatte Lust, an der Felsenwand noch höher hinaufzuklettern, und von oben herab in den stürzenden Strom zu schauen. Das Häuschen ist durch hölzerne Stangen, die an den Klippen zur Seite hinauflaufen, an der Wand des Berges befestigt. Der Bediente mußte unsre beyde Hüte unten halten, weil sie sonst der oben heftigwehende Wind davon geführt hätte. Ob er uns nicht auch nehmen würde, daran dachten wir nicht. Auch fiel es weder mir, noch meinem Freund ein, wie wir wieder herabkommen würden. Voll Muth und rascher Entschlossenheit kletterten wir an den schmalen hölzernen Stangen, hart neben dem Sturz, noch etwa hundert Shuhe höher hinauf, und sahen nun von oben immer deutlicher in den besonders mächtigen ersten Wirbel, und erbliften da, was wir unten nicht sehen, nur vermuthen konnten, viele Felsenzakken, an welchen das Wasser schreklich anprellt, und sich über das Gewinde von Klippen hinüberarbeiten muß. Ich kann Ihnen aber wieder nichts beßres sagen, als: stellen Sie sich einen wellenwerfenden Ocean von siedender und schäumender Milch vor. Die Luft wehte hier oben so stark, und unsre Grundfläche, die wir uns sehr breit vorgestellt hatten, war so schmal, daß wir einander beym Ueberbükken und Hinabsehen abwechseln, und einer den andern halten mußte. Aber als ich hinab sahe in die große Scene der Natur, da nahm sie mir alle Sprache. Ich konnte nicht mehr jauchzen, nicht mehr Jubel und hohen Jubel rufen, alle Sinnen vergiengen, und alle Gedanken schwanden. Ganz deutlich weiß ich mich noch der Minuten zu erinnern,

wo

wo ich wirklich nichts mehr sah und hörte, alles Selbstgefühl verlohr, und nur schwebend über dem prachtvollen Abgrund hieng. Ich bildete mir ein, als ich wieder aufsah, ich hätte die Natur in ihrer Geburtsstunde angetroffen. So mag etwa Erde und Meer gebraußt, getobt, gewüthet haben, als die gebährende Natur den Rhein und den Savannah aus ihrem allmächtigen Bekken ausgoß, und ihnen diese Riegel, diese Dämme, diese Felsenwände entgegen pflanzte!

Die Fische kommen selten so weit, was aber daher kömmt, wird unaufhaltsam fortgerissen. Darneben ist ein Forellenfang angelegt. Auch von Sand, Schlamm, Kies rc. sieht man nichts in der Menge von Schaum. *)

*) Nach Keyßlern im 1. B. seiner Reiseb. geben die Anwohner des Wasserfalls seine Höhe auf 70 Fuß und die Breite zu 90 Schritten an. Herr Andräe in seinen Briefen S. 43. schätzt seine Höhe auf 40 Fuß, welche vor Zeiten größer gewesen seyn kann und muß. Abgebildet findet man diesen Wasserfall, in Andräes Briefen auf tab. 7. und 8. und in Scheuchers Naturhistorie, des Schweizerlandes 2. Th. auf tab. 2. Siehe auch meine Beyträge zur phys. Erdbeschreibung, 1. B. S. 19.

O * * o.

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
37ste Woche.

Was ist durch die Philosophie für eine Besserung in der Welt zu Stande gebracht worden? *)

So sehr man auf einer Seite Ursach hat sich der Spuren gesunder moralischer Kenntniße unter den ehemaligen heydnischen Völkern zu freuen, so wenig kann man doch behaupten, daß dieselben allgemein und ein Antheil des großen Haufens gewesen seyn. Das hat zu aller Zeit der gemeine Menschenverstand eingesehen, daß einige freye Handlungen schön, nüzlich und folglich gut, andere hingegen häßlich, schädlich und folglich böse seyn. Auch der ungeheureste Aberglaube hat diejenigen Hauptwahrheiten stehen laßen, ohne welche niemals ein Staat bestanden hat, und auch niemals bestehen wird, daß nämlich ein Gott sey, den man ehren muß, daß ein Unterschied zwischen dem Guten und Bösen sey, daß ein zukünftiges Leben bevorstehe, daß Gott eine genaue Aufsicht auf unsre Handlungen und Schiksale habe, und in die-

*) Ich kann nicht unangezeigt laßen, daß ich einen großen Theil dieser Gedanken aus den Schriften eines mir sehr verehrungswürdigen Schriftstellers entlehnet habe. Diejenigen, welche seine Freunde sind, werden ihn bald daraus erkennen. Weil aber aller unserer gerühmten aufgeklärten Einsichten ohnerachtet, izt mehr als jemals darauf gesehen wird: wer etwas saget, als was er saget, so nenne ich dessen schäzbaren Namen nicht, damit man nicht auch hier seine Vorstellungen übersehe.

diesem und dem zukünftigen Leben belohne und bestrafe, daß man, wenn man Böses gethan, Vergebung seiner Sünden suchen, und sie auf irgend eine Art aussöhnen müße. Diese Grundsätze lehrt die Natur allen Menschen, welcher vielleicht die Ueberlieferung zu Hülfe kömmt. Man entdekt sie nicht nur bey gebauten, sondern auch bey wilden Völkern. Sie sind im eigentlichsten Verstande die natürliche Religion: eine allgemeine Religion des gesunden Menschenverstandes, aber nicht der philosophischen Vernunft. Der gemeine Menschenverstand glaubt einen gütigen Gott, weil er viel Gutes in der Natur findet, einen strafenden Gott, weil er Donnerwetter, Sturmwinde und dergleichen erfährt. Er glaubt die Unsterblichkeit der Seele, weil er etwa im Traum seinen verstorbenen Vater oder Mutter gesehen und mit ihnen gesprochen, weil es von je her die Meynung seines Volks gewesen, wovon wir in den ältesten Zeiten in dem gewöhnlichen Befragen der Todten Spuren antreffen.

Durch diese Lehrsätze aber wird vornämlich unser Leben und Eigenthum in Sicherheit gestellt, Treu und Glauben bey Verträgen und Bündnißen, Achtung für den Eyd, und die zur Bevölkerung so nöthige Keuschheit bewirket, und die Laster, welche alle Wohlfahrt der Staaten zerstören, eingeschränkt. Daher hat auch der gütigste Vater der Menschen, kein Volk ohne Kenntniß dieser Wahrheiten gelaßen.

Aber niemals hat sich der gemeine Menschenverstand bis zu den erhabneren Tugenden in die Höhe geschwungen. Die berühmtesten Tugenden waren bey den ältern Völkern Tapferkeit und Unempfindlichkeit gegen die Beschwerden des Krieges. Die Rachbegierde kannte keine Schranken, und Leutseligkeit

ligkeit gegen Ueberwundene hielt man für keine Pflicht. Das war der Zustand des großen Haufens, ehe derselbe durch die christliche Religion erleuchtet und gebauet ward.

Und was that nun die Philosophie den Zustand der Menschen zu verfeinern und vollkommener zu machen? Je weiter wir in die Geschichte der Philosophie zurük gehen, bis wir auf einen Pythagoras und Socrates kommen, desto ausgedehntere Tugend und desto mehrere Pflichten lehrete sie. Diese behielten die allgemeine Religion des gemeinen Menschenverstandes noch bey, nahmen Bewegungsgründe davon her, und sahen auf ein zukünftiges Leben. Diejenigen hergegen, welche nach ihnen eine noch höhere Philosophie erreicht zu haben glaubten, nämlich die Schule eines Aristoteles und Epikurus, und die, welche wie Cicero, von allen Schulen das Beste wähleten, lehrten nur die Tugenden, welche dieses Leben glüklich machen, ohne an Pflichten gegen Gott zu gedenken, und Bewegungsgründe zur Tugend von den Göttern herzunehmen, indem sie die göttliche Bestrafung der Laster völlig leugneten.

Fast alle Griechen und Römer sprechen die eigentliche und vollkommne Tugend denen ab, die nicht Philosophen sind: und man verlangte und bemühete sich nicht, dieselbe allgemein zu machen, sondern sahe sie als ein Eigenthum der Philosophen an. Socrates thut beym Plato den Ausspruch, daß nur diejenigen tugendhaften Seelen, welche zugleich philosophirten, würdig wären, in die Versammlung der Götter zu kommen. Aristoteles lehrt in seiner Politik, daß das Gewerbe des Künstlers und Kaufmanns niederträchtig und der Tugend zuwider sey, und auch Akkerleute sich nicht zu freyen Bür-

gern schiften, weil Ruhe und Muße nöthig wäre, die Tugend zu erlangen. Die Stoiker und von ihnen Seneca sprechen den gemeinen Handwerksleuten, welche mit der Hand für die Bedürfniße dieses Lebens arbeiten, alle Würde, ja so gar den geringsten Schein der Tugend ab, und behaupten: ohne Philosophie sey keine Tugend. Cicero, der zwar nicht so weit gehet, erklärt diejenigen Gewerbe für unehrwürdig und niederträchtig, wobey der Körper und dessen Gliedmassen mehr beschäftiget werden als der Verstand, weil dabey keine, auch selbst gemeine, Tugend nicht Statt finde. Und doch sind diejenigen Menschen, welche mit ihren Händen und für sich und andere zu Hervorbringung der nothwendigen Bedürfniße dieses Lebens arbeiten, die unentbehrlichsten. Sie machen den größten Haufen der Menschen aus, auf welchen Gott, der allgemeine Vater der Menschen, vorzüglich siehet.

Jene von den heydnischen Philosophen erhabene Tugend schikte sich auch freylich nicht für alle Menschen und alle Stände, denn sie war romanhaft und übertrieben. Was für eine thörichte Verachtung irdischer Güter lehreten die Stoiker, sie suchten die Triebe der Natur gar zu sehr einzuschränken, drangen auf ein von irdischen Vergnügungen und Geschäften zu sehr abgezogenes und mit philosophischen Betrachtungen sich blos beschäftigendes Leben. Wären in der Welt lauter solche Leute als Diogenes, so wäre sie längst eine wüste Einöde geworden. Folgte jedermann den Grundsätzen des Socrates, so sähe man kein einziges schönes Haus, kein kostbares Hausgeräthe, keine Künstler: ja selbst der Fortgang in den Wissenschaften, den wir erlebt haben, wäre unterblieben. Wie sehr erstikt es alles zärtliche Mitleiden, wenn jedermann glauben soll, daß niemand ein wahres Uebel leide, das einzige Laster ausgenommen.

Aber

Aber alle auch wahre Begriffe von Religion und Tugend, die einige Philosophen hatten, blieben höchstens nur in ihren Schulen und besserten das Volk nicht. Man schließt aus den vom Socrates hinterlaßenen Nachrichten, er habe durch die Stärke seiner Vernunft die Wahrheit erkannt: es ist nur ein Gott. Denn er redet oft nur von einem Gott, wiewohl er auch in den mehresten Stellen der Götter in der vielfachen Zahl Erwehnung thut, und niemals ausdrüklich behauptet, es seyn nicht viele Götter, noch Gründe angiebt, wodurch er bewogen worden die Einheit Gottes zu behaupten. Allein unleugbar opferte er sowohl auf öffentlichen Altären als auch in seinem Hause den Göttern der Athenienser. Will man vorgeben, er habe dieses nur um des Volks willen gethan, damit er daßelbe nicht wider sich aufbringe; so verdient er wohl gewiß sehr wenig den Namen eines Lehrers der Weisheit, der sich rühmte: auch der Tod hielte ihn nicht ab die Wahrheit zu sagen; indem er, was er als Aberglauben erkannte, doch auf seine Schüler fortgepflanzt, oder auch sie zu Heuchlern gemacht hat.

Ueberhaupt ist es unleugbar, daß auch Socrates den großen Haufen der Menschen Handwerksleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde zu geringe geachtet, indem er von den Weisen ein Leben verlangete, daß sich mehr mit der Philosophie, als mit Handarbeit beschäftigte. Dieses erhellet auch besonders aus der Geschichte von seinem Tode, welchen so viele unserer neuen Schriftsteller mit dem Tode christlicher Märtyrer für das Zeugniß der Wahrheit, ja mit dem Tode Jesu Christi des göttlichen Mittlers zu vergleichen geneigt sind. Ein reicher Lederhändler zu Athen Anytus übergab dem Socrates zwey Söhne, um von ihm gute Sitten und Beredsam-

keit zu lernen, welche damals den Weg zu Ehrenstellen eröffnete. Im übrigen sollten sie nachmals seinen Lederhandel fortsetzen. Socrates aber suchte ihnen den Lederhandel, eine der nützlichsten Profeßionen in der Welt, verhaßt zu machen, brachte ihnen einen Widerwillen gegen die damalige Art der Beredsamkeit bey, und wollte sie durchaus zu Philosophen erziehen. Der Vater, der dieses erfuhr, nahm seine Söhne aus der Unterweisung des Socrates hinweg. Aber Socrates grif aus Verdruß den Anytus und seinen Lederhandel bey aller Gelegenheit mit den beißendsten Reden an; und da ihn dieser bitten ließ, seiner und seines Gewerbes zu schonen, wollte er sich nicht mit ihm aussöhnen, sondern erklärte des Anytus Lebensart für eine Sache die sich nur für Sclaven, und keinen Weisen schikke, und fuhr fort mit seinem Schmähen. Darüber geschahe es dann, daß Anytus mit anderen Vornehmen, die Socrates durch seine scharfe Reden sich zu Feinden gemacht hatte, ihn verklagte, und wiewohl ihre Klage größtentheils aus Verleumdungen bestand, seine Hinrichtung bewirkte. Sie beschuldigten ihn vornämlich, daß er andere Götter einführete, und die Jugend verdürbe. Es waren aber dieses nicht die wahren Ursachen weshalb man ihn verfolgte, denn er hatte ja so viele Jahre frey gelehret und junge Leute erzogen, ohne verklaget zu werden. Seine gute Freunde wollten noch das Todesurtheil mit Geld abkaufen, er aber wollte dies nicht und trank lieber den Giftbecher. Diese zuverläßige Erzählung erweiset wie gering in den Augen des Socrates die mit der Hand arbeitenden Stände menschlicher Gesellschaft gewesen, wie wenig er sie der Tugend fähig gehalten, und wie wenig er dazu gethan, sie ihnen zu empfehlen, sie dazu zu bilden. Den gemeinen Bürger schäzten die Philosophen überhaupt so gering, daß

ob

ob sie gleich die Falschheit der Wahrsagungen aus dem Fluge der Vögel und den Eingeweiden der Opfer wohl einsahen, sie doch den gemeinen Mann in seinem Irrthum erhielten, um ihn zu betrügen, und dahin zu leiten, wohin ihn die Mächtigen haben wollten.

Die Lehrgebäude der Philosophen griffen den Aberglauben gar nicht an, sondern unterstüzten ihn vielmehr. Daher blieben unter ihren Landsleuten die alten Götzendienste selbst die allerschändlichsten, dergleichen der Venusdienst im Tempel zu Korinth war, wo tausend unzüchtige Weibespersonen ihren Leib feil boten, von deren Verdienst Priester, Tempel und Opfer unterhalten wurden. Was für eine schändliche Lebensart, und was für ein Sittenverderben mußte dieses nach sich ziehen, wogegen aber kein Philosoph redete!

Aber was noch trauriger ist, die Schriften der griechischen und römischen Philosophen haben der Tugend des Volks, des großen Haufens unter Vornehmen und Geringen dadurch sehr geschadet, daß sie die Strafen der Götter, wenigstens alle Strafen nach dem Tode geleugnet haben. Was konten nun ihre schwache Bewegungsgründe von dem Nutzen und der Schönheit der Tugend ausrichten? Meineyd, Ehebruch, Haß der Ehe, Kindermord, Aussetzung der Kinder nahmen überhand. Vergebens suchte man durch Gesetze die Vornehmen zu bewegen, in die Ehe zu treten. Griechenland, der Sitz der Philosophie, verwilderte, und ward der Sitz der abscheulichsten Laster, wie es denn endlich auch von seiner bürgerlichen Größe und Glükseligkeit hinunter stürzte. Selbst heydnische Schriftsteller haben gestanden, daß der äußerste Verfall der Sitten unter den Griechen und Römern

daher entstanden sey, daß man die Furcht vor den Göttern und den Strafen nach dem Tode aus den Gemüthern hinweg philosophiert habe. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die Furcht vor Strafe keine ächte Tugend hervorbringt, aber sie ist doch das kräftigste Mittel die Menschen von den Lastern zurük zu halten. Denn da in der Welt viele Lasterhaften glüklich sind, so mancher Ungerechte, und listige Betrüger reich und geehrt wird, so mancher Verläumder auf dem Ruin anderer empor steigt, dagegen mancher wegen seiner Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit um Glük und Ehre kömmt, oder für seinen Eifer zum Besten des Vaterlandes, für welches er auch wohl sein Leben läßet, in dieser Welt nicht belohnt wird; so fällt ja, wenn keine göttliche Strafen und Belohnungen besonders nach dem Tode sind, die stärkste Zurükhaltung von bösen Thaten hinweg. Die Philosophen leugneten diese Strafen fast alle. Sie verlachten sie schon als ein blos von dem Volk geglaubtes Mährchen zu den Zeiten des Plato. Cicero und Seneca bezeugen, daß alle Strafen der Götter von allen Weltweisen verneinet würden. Diejenigen, welche eine Unsterblichkeit der Seele glaubten, behaupteten doch von denen, die keine philosophische Tugend ausgeübet, oder sich nicht große Verdienste um den Staat erworben hätten, daß sie die Götter mit keinen besondern Strafen belegen, sondern daß sie aus einem Körper in den andern gehen würden, bis sie völlig gereiniget wären. Indem also die Philosophen den Bewegungsgrund, der am stärksten auf das Gemüth des großen Haufens wirket, und ihn vom Laster abschrekket, hinweg nahmen, so öfneten sie den Lastern Thür und Thor, welche den Untergang der Staaten nach sich zogen.

Polybius ein so großer Staatsmann als General bezeuget, daß bey den Griechen mit der Furcht vor den Göttern

auch

auch alle Treue und Glauben verschwunden, und tadelt es sehr, daß man dem großen Haufen die Furcht der Strafen nach dem Tode benommen, und dem Laster dadurch freyere Bahn gemacht habe. Damals herschten, nach seinem Bericht, bey der Furcht vor Strafen nach dem Tode, unter den Römern noch Redlichkeit, Treue und bessere Sitten. Und der mit ihm zu gleicher Zeit lebende ältere Kato hielt die Philosophie der Griechen für eine dem römischen Staate höchst gefährliche Sache, und that alles mögliche, daß sie zu Rom nicht herrschend werden möchte. Als der berühmte Carneades mit andern Philosophen als Gesandter aus Athen nach Rom kam, und mit einer beredten Spitzfindigkeit alles zweifelhaft machte, heute eine Rede für die Gerechtigkeit und morgen eine andere gegen dieselbige hielt, und viele junge Leute an sich zog, drang Kato mit aller Macht darauf, daß diese Weisen und Verderber der Jugend wieder nach Hause geschikt würden.

Gleich nach den Zeiten des Socrates gerieth Griechenland in einen größeren Verfall der Sitten, als es vor den Zeiten dieses Weisen gewesen, und hiemit sank auch dessen äußerlicher Flor. Selbst Athen war vor den Zeiten des Socrates tapferer, treuer, enthaltsamer, mäßiger und ehrerbietiger gegen die Götter, als nach den Zeiten desselben. Und diejenigen, welche ehemals die großen Heere und Flotten der Perser geschlagen, wurden nun von dem kleinen Könige von Macedonien besiegt, weil Pracht und Wollüste überhand genommen hatten, zu deren Nahrung die Großen Geld brauchten, wodurch sie sich denn zur Verrätherey gegen ihr Vaterland verleiten ließen.

Rom wurde von den Lastern der Griechen zu eben der Zeit angestekt, als die Römer sich in die Weisheit der Grie-

chen verliebten, und als die griechische Weisheit daselbst am stärksten blühete, sahe man die schreklichsten Tyrannen, Verräther der Freyheit des Vaterlandes und Schandflekke der Menschheit. Was man in den ersten fünfhundert Jahren seit Roms Erbauung nicht gesehen hatte, daß sich ein Paar Ehegatten geschieden, wurde zu des Seneca Zeiten so gemein, daß die Frauen eine ganze Reihe von Männern zähleten, die sie nach einander zu Ehegatten gehabt hatten. Die Ehen wurden selten, und diejenigen, welche man noch eingieng, wurden auf die leichtsinnigste Art getrennet. Da die Furcht vor den Strafen der Götter, besonders nach dem Tode, aus den Gemüthern ausgerottet war, entstand eine solche freche Verachtung der Götter, dergleichen vor den Zeiten der Philosophie nie gewesen, und die Laster stiegen zu einer unaussprechlichen Höhe. Behielten die Stoiker gleich wenigstens in den spätern Zeiten die Lehre von den Strafen der Götter, besonders in dem jetzigen Leben bey, so wußten sie sich doch von der Furcht vor denselbigen durch den Lehrsatz, daß alles dem nothwendigen Schiksal unterworfen sey, und niemand etwas anders begegne, als dasjenige, was vorher bestimmt sey, und dem er nicht ausweichen könne, zu befreyen. Suetonius erzählet von einem unmenschlichen und äußerst lasterhaften Kaiser Tiberius, er habe sich wenig um Gott und um die Religion bekümmert, indem er geglaubet habe, daß alles nach einem nothwendigen Schiksal erfolge. So wenig ward also durch die Philosophie unter den Völkern gebessert, daß vielmehr der Zeitpunkt ihrer Ausbreitung der Anfang einer recht merklichen Verschlimmerung der Sitten gewesen ist.

Plutarch, der etwas über hundert Jahr nach Christi Geburt lebte, sahe es ein, was für ein entsezliches Sittenverderben

den es nach sich zog, daß die Philosophen den Gemüthern die Furcht vor den Göttern benommen hatten, suchte die Furcht vor den göttlichen Strafen wieder zu erwekken, und verfaßte die Schrift, von dem Aufschub der göttlichen Rache, worinn er behauptete, daß die Lasterhaften göttliche Strafen sowohl in dieser als der zukünftigen Welt zu erwarten hätten. Er enthielt sich dabey weislich der Fabeln der Poeten von den Strafen der Hölle, und bestimmte die eigentliche Beschaffenheit der künftigen Strafen nicht weiter.

Man setze nun gegen alles was die Philosophen zur Besserung der Menschheit im Großen gethan und ausgerichtet, dasjenige was das Christenthum und seine von den Philosophen ihrer Zeit verlachte Prediger zu Stande gebracht haben. Den Grund legten sie dadurch, daß sie die Hauptwahrheiten von einem ewigen, allmächtigen und allwissenden Gott, der auf die Menschen genau Acht habe, alle Dinge regiere, die Werke der Menschen a.ch noch nach dem Tode belohne und bestrafe, vortrugen. Da die ersten Grundsäulen der Religion wankend geworden waren, von den Philosophen verleugnet und für ein blosses Gedicht der Poeten und Gesezgeber erkläret, dadurch aber die Laster in den griechischen und römischen Staaten mehr als in allen Ländern und Zeiten verfeinert und ausgebreitet wurden; da selbst unter einem Theil der Juden sich die Lehre von dem Leben und den Belohnungen und Strafen nach dem Tode verlohren hatte; stellete das Christenthum die allgemeine Religion der Natur wieder her, und reinigte sie von den Zusätzen der Menschen, die Eigennutz, Thorheit und Betrug erfunden hatten.

Den Beweis hievon führten sie so, wie es sich für den großen Haufen der Menschen schikte, nicht aus tiefsinniger Philo=

Philosophie, welche nicht für jedermann ist, und wodurch die Weltweisen auch eben so oft das Gegentheil zu erweisen gesucht hatten, sondern aus redenden und überzeugenden Thatsachen: welche die Wahrheit und das göttliche Ansehen ihrer Lehre erwiesen. Alles was sie von Jesu Christo lehreten dient zur Bestättigung der Hauptgrundsätze aller Religion, Sittlichkeit und davon abhängenden Wohlfahrt der Menschen. Diesen, lehrten sie, hat Gott zum Glük der Menschen auf die Erde gesandt, damit er ihnen Gott, seinen Willen, seine Rathschlüße über die Menschen, die ihnen verborgene und ungewisse Zukunft bekannt machte, aber daß er auch für die Sünder, die Uebertreter der göttlichen Gebote Strafen erduldete, und ihnen den Weg bey wirklicher Besserung bey Gott Gnade zu erlangen eröfnete. Seine Geburt unter so vielen besondern lange vorher verkündigten Umständen zeigte, daß Gott alles wisse, alles lange vorher sehe, auf alle Geschöpfe achte. Sein Versöhnungstod verherrlichte die unendliche Liebe und Gerechtigkeit Gottes, und gab seinen Gesetzen einen neuen Nachdruk. Seine Auferstehung und Versetzung in den Himmel bekräftigte die Hofnung zu einem Leben nach dem Tode. Das sind lauter Thathandlungen, wodurch die Hauptsache aller Religion auf eine solche Art bekräftiget wurden, die sowohl den Philosophen als den Ungelehrten überzeugen konnte. Die Tugend ist nach der Lehre des Christenthums Gottes Gebot, nicht blos schön und anständig, sondern die Foderung unseres höchsten Oberherrn, des gerechten Richters aller Handlungen der Menschen. Er bemerkt sie alle nebst denen dabey herschenden Gesinnungen. Er liebet die Menschen als seine Kinder, und will sie alle, auch die Bösen und Lasterhaften, glüklich sehen: doch wie es die Natur der Glükseligkeit eines Geistes und des großen göttlichen Reichs mit

sich

sich bringet, nicht ohne wirkliche Ablegung der Sünden, und ohne gegebene Beweise der Unveränderlichkeit seines Gesetzes und seiner Drohungen. Indem Gott also ungehorsame Unterthanen zu ihrer vergessenen Pflicht zurük rufen läßt, zeigt er zugleich das höchste Strafexempel an der Person seines erhabensten Gesandten, und indem er ihnen Begnadigung anbietet, wird ihnen zugleich die unveränderliche Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes sichtbar.

Das sind die Ursachen weshalb die ersten Lehrer des Christenthums so viel von diesen heutiges Tages hier und da für unnöthig zu glauben gehaltenen Lehren redeten, und niemals kann auch in unseren Zeiten dasjenige überflüßig zu glauben seyn, was die Hauptwahrheit, von der besondern Aufsicht Gottes auf die Werke der Menschen, seiner gewissen Bestrafung und Belohnung bestättiget, und den ersten Christen durch göttliche Boten zu glauben vorgelegt ward. Oder sind unsere Zeiten über die Gefahr der Verleugnung dieser Grundwahrheiten hinweggekommen? Sieht die Vernunft itzt zu helle, als daß sie an den ersten Sätzen aller Religion mehr zweifeln könnte? Die Erfahrung lehret das Gegentheil. Noch hie und da gerathen eingebildete Weisen durch anscheinende Widersprüche auf die trostlose Verleugnung der besondersten göttlichen Vorsehung. Wie uneinig sind die Philosophen in unseren Tagen, ein Helvetius und Gellert, ein Voltaire und Rousseau. Der eine hoffet die Unsterblichkeit der Seele, der andere läßt sie mit dem Leibe verwesen. Der eine erwartet göttliche Belohnungen für die Tugend, der andere erklärt es sogar für Niederträchtigkeit, göttliche Belohnungen als einen Bewegungsgrund zu guten Handlungen anzusehen. Der eine fürchtet göttliche Strafen, der andere verlachet sie. Der eine

glaubt

glaubt einen ewigen Unterschied zwischen Tugend und Laster, der andere hält das nur für Tugend, was die herschende Meynung eines Volks für löblich erkläret. Der eine hält die Laster für die Pest der menschlichen Gesellschaft, der andere die Tugend, wenn sie allgemein wäre, für das allergrößte Uebel, welches den Erdboden veröden würde. Die Religion einer philosophischen Vernunft ist so mannigfaltig, als es selbst denkende Philosophen giebt, von welchen so oft einer den andern unsinniger Gedanken beschuldiget. Wer hierinn entscheiden will, muß sich mit dem eiteln Gedanken schmeicheln, er habe den vollkommensten Verstand, er sehe am schärfsten in die geheimen Tiefen der Wahrheit. Die philosophische Religion ist bis auf den heutigen Tag noch immer sehr schwankend, zweifelhaft und unkräftig. Es fehlet ihr ja schon an allen Zweifel besiegenden Beweisen, der Einheit Gottes, seiner Vorsehung über alle einzelne Theile der Welt, der Unsterblichkeit der Seele. Was kann sie daher auch für Kraft haben?

Das Christenthum giebt uns in der Sendung des Sohnes Gottes den überzeugendsten Beweis: Gott liebe die Welt, er sorge für sie, er begnadige Sünder, er sey aber auch heilig und gerecht, es sey ein Leben nach dem Tode, aber ein zwiefaches, ein glükliches für die tugendhaften Verehrer Gottes, ein unglükliches für diejenigen, welche ihre Glükseligkeit darinn suchen, was die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft zerstöret. Es dringet auf eine gründliche Aenderung des Herzens, Abschaffung böser Neigungen und Begierden, Liebe Gottes und des Nächsten, Mäßigkeit, Sanftmuth und Demuth. Hat es daher gleich keine mathematische an einander gekettete Beweise vor sich, so kann auch diese wichtigste Angelegenheit des menschlichen Verstandes unabhängig von metaphysi-

physischen Untersuchungen und Auflösung der unsrem Verstande unauflöslichen Schwierigkeiten ausgemacht werden. Analogische Beweise, da man von einem ähnlichen Dinge auf das andere schließt geben uns die festeste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der natürlichen Theologie. Und die jedermann faßlichen historischen Beweise des Christenthums bestätigten, erweiterten jene, und legten sie rührend an das Herz der Menschen.

Diese Lehre, oder wollen wir es Philosophie nennen, war für alle Stände. Alle sollen Gott erkennen, auch der niedrigste Sclave und Sclavinn. Kein in der menschlichen Gesellschaft nützlicher Stand wird verworfen, wenn man sich darinn vor den Lastern hütet, wozu er Gelegenheiten und Reizungen giebt. Alle können die gefoderte Tugend ausüben, alle, auch der niedrigste Sclave können an den Belohnungen, an den vorzüglichsten Belohnungen des zukünftigen Lebens Theil haben. Gott, lehret das Christenthum, achtet nicht auf den Rang und das Ansehn der Personen. Auch der Scythe und Barbar ist seines Wohlgefallens fähig, kann durch Erkenntniß Gottes, Besserung des Herzens und rechtschafne Thaten in den Rang der vorzüglichsten Geister versetzt werden. Denn die Tugend des Christen ist nicht müßige Spekulation, überspannte Tugend die sich in die menschliche Gesellschaft nicht schikt. Sie ist lauter Thätigkeit im Guten, Thätigkeit in dem Stande in welchen uns die Vorsehung gesezt hat, Bemühung darinn nüzlich zu werden, anderer leibliche und geistliche Wohlfahrt zu befördern. Der Handwerksmann darf nicht seine Werkstätte, der Landmann nicht seinen Pflug verlaßen, um ein christlicher Weiser zu werden. Der Krieger kann in seinem durch die itzige Verfassung

fassung der Welt nothwendigen Stande bleiben, nur hüte er sich für den Versündigungen, wozu er besondere Reizungen hat.

Sehr ehrwürdig ist auch darinn das Christenthum, daß es nicht gewisse geheime Sätze hat, welche nur seine ersten Lehrer insgeheim vorgetragen, dagegen dem großen Haufen der Menschen Blendwerke, um ihn geflissentlich zu betriegen, vorgemacht hätten. Nie trugen jene etwas unter göttlichem Ansehn vor, von welchem sie insgeheim wußten, daß es nur von ihnen zur Einschränkung des großen Haufens erfunden sey. Nie schmeichelten sie dem alten Aberglauben, den alten Vorurtheilen der Völker, welches zu thun die Philosophen kein Bedenken trugen. Zu Athen, wo Socrates heuchelte, wofern es wahr ist, daß er den einigen wahren Gott des Himmels erkannt hat, trat Paulus auf und sagte: Gott der die Welt gemacht hat, ist ein Herr des Himmels und der Erden, und daher soll man nicht denken, daß die Gottheit gleich sey den güldenen silbernen und steinernen Bildern, die menschliche Kunst ausgedacht hat. Nichts erniedrigt die Menschheit so sehr, als wenn man einigen Menschen das Recht abspricht, die Wahrheit einzusehen. Und nichts setzt den Volkslehrer so weit, bis in die Klasse der Gaukler und Betrüger, herab, als wenn er sagt, was er nicht glaubt, um seine Absichten bey dem Volk durch Hinterlist zu erreichen, welche er durch Wahrheit erreichen sollte.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Tr**.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

38ste Woche.

Was ist durch die Philosophie für eine Besserung in der Welt zu Stande gebracht worden?

Beschluß.

Was für andere Wirkungen hatte auch das so gepredigte Christenthum auf dem Erdboden, als die ausgebreitete Lehre der Philosophen? Es ward dadurch ausgerichtet, was jene nicht ausrichten konnte, oder vielmehr völlig verhindert hatte. Die Nationen fiengen auf so viele unwiderlegliche Beweise, die ihnen vorgeleget wurden, an zu glauben, was von Herzen zu glauben schon den Anfang wahrer Tugend ausmacht. Sie sahen in der Geschichte Jesu, die ihnen von Menschen, welche das sichtbare Zeichen einer göttlichen Bevollmächtigung an sich trugen, verkündiget ward, nicht nur den allgemeinen Volksglauben alter Zeiten von der genauen Vorsorge, Belohnung und Bestrafung Gottes, sondern noch unzählig viel mehreres, was zu dem redlichsten tugendhaftesten und gewissenhaftesten Verhalten erwekken konnte. Und so lebten in einem weichlichen und lasterhaften Griechenlande, in einem ruchlosen und höchstverderbten Rom und von da aus in allen Ländern, wohin sich die Lehre des Christenthums verbreitete, Tugenden wieder auf, welche bis dahin erstorben waren, und in den Hauptsitzen der Laster stifteten Apostel nicht nur Schulen der Weisheit für einige denkende Köpfe, sondern auch zahlreiche Gemeinen von Leuten, die mehrentheils, ohne weltliche Gelehrsamkeit, ohne vornehmen

Rang und Ansehn waren. Und zu diesen konnten sie in öffentlichen Briefen, worinn man doch nicht so gerade zu Unwahrheit schreiben durfte, sagen, sie wären den schändlichsten Lastern ehedem ergeben gewesen, aber durch die Annahme des Christenthums umgebildet worden, hätten nicht nur jenen Lastern feyerlich entsaget, sondern wären auch nun ganz andere Menschen geworden. Wollte jemand indeß dem Zeugniß eines jener ersten Prediger der christlichen Lehre nicht glauben, so giebt den Christen selbst ein heydnischer Statthalter Plinius, in seinem durch die göttliche Vorsehung unter seinen Briefen erhaltenen Bericht an den Kayser Trajan das Zeugniß, daß er nach der schärfsten Untersuchung nichts heraus gebracht habe, als daß die Christen an gewissen Tagen frühmorgens zusammen kämen, Christo als ihrem Gott Loblieder sängen, und sich eydlich untereinander verpflichteten, nicht, wie man sie etwa beschuldigte, Laster zu begehen, sondern sich keines Diebstahls, keines Raubes, keines Ehebruchs schuldig zu machen, niemand zu betrügen, kein ihnen anvertrautes Gut abzuleugnen. Das waren damals zu Rom unbekante Tugenden, wie uns ein Seneca, Juvenal, Plutarch und Suetonius ausführlich erzählen. Itzt sahe man sie wieder unter denen, welche der christlichen Lehre Beyfall gaben. Was alle auch die berühmtesten Weltweisen mit aller ihrer Weisheit nicht ausgerichtet hatten, das brachte das Christenthum alles Widerstandes ohnerachtet zu Stande, und stellte die prahlende Gelehrsamkeit der Weisen als Thorheit dar.

Vielleicht sagt man: aber welche Laster herrschen in der christlichen Welt? Sind nicht jene unnennbare Sünden und alle dem Heydenthum vorgeworfene Greuel unter uns anzutref-

fen?

sen? Ich antworte: eben daher entstehen sie, daß man die Lehren des Christenthums und selbst jene Grundsätze aller Sittlichkeit von der besondern Vorsehung Gottes, seinen Strafen und Belohnungen und dem Leben nach dem Tode nicht glaubt. Wo noch irgend jemals in der Welt die Sucht zu philosophiren herrschend und allgemein geworden, da ist der äußerste Verfall der Sitten erfolgt, die Bevölkerung der Staaten hat abgenommen, und Wollüste, Betrug, Gewaltthätigkeiten haben die Oberhand erhalten. Indem man bey der Ungewißheit philosophischer Grundsätze zu glauben anfängt, daß Gott nicht strafe, alle Widerwärtigkeiten entweder Schiksale, die aus dem großen Zusammenhange der Welt, ohne Rüksicht auf die Gesinnungen und Handlungen der Menschen erfolgten, oder widrige Folgen der menschlichen Handlungen seyn, welche leztere man allenfalls Strafen Gottes nennen könne: so fällt auch beynahe aller Unterschied zwischen Tugend und Lastern hin. Man denket nur darauf, seinen Lüsten Nahrung zu verschaffen, fliehet die regelmäßige Ehe, erlaubt sich alle Ausschweifungen, borget ohne Bedenken Witwen und Waysen ihr Gut ab, und setzet sie in die tiefste Armuth; man nimmt selbst angeblichen Freunden ihr Vermögen ab, um es zu verschwenden, verführet die Unschuld und stürzet sie dadurch auf Zeitlebens ins Elend, und bricht so sorglos den Eyd als jedes andere gegebene Wort. O! daß wir die Exempel hievon, nur in dem ehemaligen Griechenlande, dem alten Rom und auch dem neueren im funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte zu suchen hätten. Die Verfechter dieser Philosophie, welche Gott als lauter Liebe vorstellen wollen, machen ihn im Grunde zu einem Grausamen, der den Bosheiten mächtiger Tyrannen, die aus Stolz Millionen Menschen um Vermögen, Gesundheit und Leben bringen, und dabey

noch wol von Schmeichlern, Geschichtschreibern und Poeten hoch erhoben werden, Dieben, Räubern, auch wollüstigen Störern der Familien Wohlfahrt gar nichts entgegen setze. Sie glauben, daß Gott ohne alle Ahndung zugebe, daß die größten Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten an vielen Unschuldigen von Zeit zu Zeit ausgeübet werden. Ist aber der Regent gütig, der aller Räuber schonet, und seine besten Unterthanen Preis giebt? Ist es der Liebe Gottes zur Schönheit und Ordnung, die wir in der ganzen Natur im Großen und Kleinen erblikken, gemäß, daß ihm boshafte und lasterhafte Seelen so wohlgefallen sollten, als rechtschafne und tugendhafte? Sein Wohlgefallen aber kann nicht anders als seine Geschöpfe beglükken, sein Misfallen ist ihr höchstes Unglük.

Dann wird sich wieder die wohlthätige und zur Tugend bildende Kraft des Christenthums zeigen, wenn es von Herzen geglaubt und nicht mehr durch eine falsche eingebildete Weisheit, eine Zweifelsucht, die nicht nach Ueberzeugung ringet, sondern gern alles verwirret und in Widerspruch sezet, verdränget wird; wenn man auf die durch keine Länge der Zeit geschwächten Beweise der Göttlichkeit Jesu und seiner zu Lehrern der Welt bestimmten Schüler, ihre Lehre für göttliche Weisheit, ihre Vorschriften für göttliche Gebote annehmen, und denselben gewissenhaft folgen wird. Dann werden sich nicht mehr so viele in der Einbildung, es sey keine Hölle, keine Strafe nach dem Tode, alles was nur Macht und List und Ränke verstatten, die allerschändlichsten Laster, die selbst die Wohlfahrt und Bevölkerung des Staats verhindern, erlauben. Dann werden die Mächtigen der Erde nicht mehr glauben, Gott habe die Welt und andere Menschen hauptsächlich um ihrentwillen, und zu ihren Sclaven geschaffen,

welche

welche bey der härtesten Arbeit mit dem nöthigsten Unterhalt zufrieden seyn müßten, ihnen hergegen gehöre alles, was jene bey Schweiß und Wachen erwürben. Dann wird den Lastern ein mächtigerer Damm als das blosse Gefühl von Ehre und Billigkeit, welches so wenig über ungestüme Begierden vermag, entgegen gesezt seyn, und die Absicht des Vaters der Menschen bey Bekanntmachung der christlichen Religion, unser Geschlecht ihm ähnlich zu bilden, und so zu beglükken, erreicht werden.

Tr**.

Etwas vom Zend=Avesta.

Zend=Avesta ist das Religionsbuch derjenigen Perser und Indostaner, welche das Feuer sehr heilig halten, und vor demselben anbeten. Nach demjenigen, was einige Lobredner desselben in unsern Tagen davon rühmen, ist darinn eine hohe Philosophie von Gott anzutreffen. Die Parsen, sagt man, versenken sich im Meer des unergründlichen, sie kommen zum Urgrunde alles dessen, was sichtbar und unsichtbar ist, und beten an die ewige Ewigkeit. Ihr Glauben, Sehen und Verstehen ruhet in der Zeit vor aller Zeit, die in Unendlichkeit verschlungen ist. Wir wollen aber selbst daraus etwas vernehmen.

Der Gott Ormuzd soll dieses Buch dem Zoroaster geoffenbaret haben. Nach dem Zeugniße dieses Buchs hat die ewige Ewigkeit zwey Götter, einen guten den Ormuzd und einen bösen den Ahrimann, der auch anfänglich gut gewesen, hervorgebracht. Ormuzd brachte sieben Untergötter vom ersten und sieben vom zweyten Range hervor, welche insgesamt

Antheil an der Regierung und Wohlfahrt der Welt haben, und als Gottheiten angebetet und verehret werden müßen. Ahrimann hat mehrere böse Geister gezeuget, deren sieben an die sieben Planeten gekettet sind. Die geringeren deren eine große Menge ist, erscheinen wie Schlangen, Wölfe, Menschen und Fliegen. Ist es nun richtig, was verschiedene Erklärer des Zend-Avesta behaupten, daß durch die ewige Ewigkeit der höchste Gott zu verstehen sey, so muß man bekennen, daß dies Buch, ihn gar nicht anbeten und verehren lehre, indem alle Gebete und öffentlicher Gottesdienst dem Ormuzd, dem Feuer, den Untergöttern und den Seelen verstorbener heiliger Menschen gewidmet sind. Man hat zur Vertheidigung dieses Lehrbegrifs gesagt, Zoroaster habe nicht befohlen, das heilige Feuer als eine Gottheit anzubeten, wie wohl der gemeine Haufe der Ormuzddiener es thut, sondern nur dem Feuer die Gestalt einer Person angedichtet, unter welcher die göttlichen Eigenschaften des Ormuzds angebetet würden. Allein man findet nicht nur keine dergleichen Erklärung im Zend-Avesta, sondern es wird auch in den vorgeschriebenen Gebeten neben den andern Untergöttern, den abgeschiedenen Heiligen, der Seele des Zoroasters, das Feuer als Sohn des Ormuzds angerufen. Das ist wenigstens eine Art zu reden, welche so dunkel ist, daß der große Haufe, der nicht philosophisch denkt, dadurch verleitet wird, das Sinnbild für die Gottheit selbst zu halten.

Wer aber im Zend-Avesta philosophisch zusammenhängende Wahrheiten, die aus den ersten Grundsätzen der menschlichen Erkenntniß hergeleitet sind, sucht, wird sich sehr irren. Man vermißt hier alle Philosophie, und findet eine Menge willkührlicher Behauptungen und ungereimter Vorschriften, welche als Aussprüche des Gottes Ormuzd und unter dessen

Ansehn, ohne einen Schein philosophischer Beweise, vorgetragen werden. Die Glaubenslehren sind eben diejenigen, welche man bey den mehresten heydnischen, selbst den allerungebautesten Völkern antrift. Götter und Untergötter, gute und böse werden durch eine beschwerliche Menge Ceremonien verehret. Weil alles was aus dem Menschen gehet, auch ein wenig Speichel, so mit dem Athem aus dem Munde fähret, unrein ist, und alles verunreiniget; so muß ein Parse, wenn er betet, oder auch wenn er isset, einen Lappen vor der Nase und dem Munde hängend haben. Er darf auch bey dem Gebete die Worte nur leise aussprechen, damit kein Speichel aus dem Munde fahre. Nach ihren Gesetzen kann man sich sehr leicht verunreinigen, und alsdenn müßen weitläuftige und lästige Reinigungen vorgenommen werden. Das größte Reinigungsmittel aber ist Ochsenurin, womit in manchen nicht zu vermeidenden Fällen der ganze Körper eines Unreinen muß gewaschen werden, da in andern Fällen, mit Wasser gemischter Urin gebraucht wird.

Der Staat der Feuerverehrer ist mit Recht das Paradies der Hunde zu nennen. Denn Menschen und Hunde stehen in den Gesetzen fast immer neben einander, und es ist eben so für die Vermehrung, Sicherheit und den Wohlstand der Hunde gesorgt, als für die Menschen. Sie halten nämlich die Hunde für eine Gattung der edelsten Geschöpfe des guten Gottes und für Erzfeinde des bösen Gottes und aller bösen Geister, und für Verstörer ihrer Wohnungen, indem sie sich Räubern und Wölfen widersetzen. Es ist fast unbegreiflich, wie sie so viele Hunde halten können, als ihr Gesetz ihnen auflegt. Keinen dürfen sie tödten, verhungern laßen, oder beleidigen. So wie durch Gesetze für die Erhaltung in und außer der Ehe gezeugter Kinder gesorgt,

und solche dem Staat anbefohlen wird, so ist es ebenfalls bey den Hunden geschehen, und in beyden Fällen gleiche harte Strafe gedrohet. Wohin die Hündinn sich mit ihren Jungen wendet, muß sie ernähret werden, bey Strafe der Verstümmelung des Leibes. Die Sorgfalt muß sich so weit erstrekken, daß, bis der Hund zwey Wochen alt ist, um den Ort wo er sich aufhält, Wache gehalten werde und man ihn im Winter und in der Hitze pflege. Kinder die sich damit beschäftigen, haben ein so großes Verdienst, als wenn sie des Ormuzd Feuer bewachten. Wer eine trächtige Hündinn oder die Jungen hat, schlägt, ihr die Jungen raubt, soll mit siebenhundert Riemenschlägen gestraft werden. Der Hund Venghapere, *) erkläret Ormuzd, ist in seiner eigenen Vortreflichkeit verborgen, und stellt sich dem bösen Gott entgegen, wer ihn schlägt soll tausend Riemenstreiche haben. Von andern Gattungen der Hunde sagt das Gesetz: wer sie schlägt, des Seele wird in dieser Welt, Härte und Angst der Zeit erfahren. Nach seinem Tode wird die Seele sich nicht lösen können von der harten und drükkenden Welt. Dem ganzen Lande wird Hunger, theure Zeit und alles Unglük gedrohet, wenn gewisse Wasserhunde geschlagen würden. Nach den grausamsten Strafen muß der Thäter zur Reinigung seiner Seele und Aussöhnung des Lasters zehntausend Haufen ausgesuchtes hartes trokenes Holz zum Ormuzdfeuer bringen; ingleichen reine, wohlzubereitete Gerüche guter Art, köstliche Räuchereyen von den am schönsten duftenden Bäumen. Ferner muß er zehntausend Bündel besonderer Reiser, geweihtes Wasser und Opfer darbringen, und bey seinem Tode müßen für ihn Bäume guter Art und reines Wasser geopfert werden. Er muß zehntausend sich krümmende, und zehntausend

*) Muß eine Gattung der Hunde seyn.

send Hunden ähnliche Schlangen, zehntausend Erdfrösche und so viel Wasserfrösche, zwanzigtausend Ameisen von zwey verschiedenen Gattungen, zehntausend Pferdeschlangen mit gespaltener Zunge, zehntausend verschiedener Arten Fliegen erschlagen; zehntausend unreine Steine muß der Schuldige aus der Erde graben und in die Sonne stellen; und reinen Menschen etwas geben, daß sie vierzehn Feuern opfern. Endlich soll der Schuldige zur Seelenreinigung und Sündentilgung einem heiligen Menschen vierzehn Hasen geben; vierzehn kleine Hunde groß ziehen; vierzehn Schiffe halten, die gleichsam so viel Brükken sind zum Uebersetzen über das Höllenwasser; einen Herrn über achtzehen ungebaute und herrenlose Felder setzen, achtzehen reine Hündinnen halten, wie garstig sie auch sind, denn diese Handlung ist so verdienstlich, als wenn er hundert reine Thierarten speisete; und endlich achtzehn reine Menschen mit Brodt, Fleisch und Wein ernähren.

Selbst in den Gesetzen, wie es mit den Leichnamen zu halten sey, stehen die Leichname der Menschen und Hunde fast allezeit bey einander. Da die Feueranbeter keinen todten Körper beerdigen, sondern nur an verschloßnen Orten hinlegen, um von den Vögeln verzehret zu werden, so befrug Zoroaster den Ormuzd: wenn ein solcher Akker, der Haufen von Leichen in sich halte, wieder gebauet werden könnte? und erhielt zur Antwort: wenn die Todten verweset sind, ist es ein verdienstliches Werk diesen Akker zu bauen, es verschaffet Vergebung der Sünden, das zweyte höchste Wesen hat keine Macht über den, der sich damit beschäftiget, glänzend von Glorie wird er in die andere Welt gehen; ich Ormuzd, nehme das Geschäfte über mich, ihn zu belohnen.

Man urtheile nach diesen wenigen Proben, über die Glaubens- und Sittenlehre des Zend-Avesta. Es scheint frei-

lich dieses Buch oft von Reinigkeit in Gedanken, Reinigkeit in Worten, und Reinigkeit in der That zu reden. Daher ist es auch geschehen, daß sich manche Gelehrte dadurch sehr einnehmen laßen, und wohl gar die Spuren einer reinen natürlichen Religion hier zu finden vermuthet haben. Aber siehet man auf die Art und Weise, die dies Buch lehret, von allen Sünden und deren Strafen frey, und selbst von der Gottheit den heiligsten Menschen gleich geachtet zu werden; so siehet man doch leicht das Ungereimte und Mangelnde ein: denn dazu reicht schon hin, daß man einen Todtenakker umarbeitet, oder einige schlechte Hündinnen mit ihren Jungen verpfleget.

Die Ormuzdverehrer haben auch so viel äußerliche Gebräuche zu beobachten und Gebete zu sprechen, daß ihnen nicht viele Zeit übrig bleibt, ihr Herz auf wahre und erhabene Tugend zu richten. Die wahren Pflichten und Tugenden selbst werden in dem Zend=Avesta äußerst wenig und nur beyläufig genannt. Fast alles gehet auf weitläuftige Gebete, die immer Wiederholungen eben derselben Sache sind, und auf eine Menge äußerer Ceremonien. Diese sind das Hauptwerk, welches gefodert wird, deren Beobachtung wird für die Reinigkeit der Seele erkläret.

Welche angebliche göttliche Offenbarung, deren sich je ein Volk gerühmt hat, bleibt also wohl übrig, die im allergeringsten Grade, mit unsern heiligen Schriften, unserer Bibel zu vergleichen wären? Wer siehet nicht den entsetzlichen Abstand zwischen dem Zend=Avesta und den Schriften eines Moses, Davids, noch mehr der Verfasser des N. T. Sie lehren den einzigen unsichtbaren Gott, als Schöpfer Himmels und der Erden, der weder gezeugt noch hervorgebracht

ist,

ist, noch irgend ein böses gleich mächtiges Wesen neben sich hat, in seiner Macht, Weisheit und Güte erkennen. Ihn von ganzem Herzen und ganzer Seele lieben, ist die Verehrung, die er von uns fodert, und die Quelle aller Tugenden, deren ganze Summe nach einer wohlgeordneten Selbstliebe gebildete Nächstenliebe ist. So vernünftig, so sanft und edelmüthig ist ihre Sittenlehre, schiklich für alle Stände, begleitet mit den erhabensten und mächtigsten Bewegungsgründen. Wie so wenig ist das Christenthum mit äußerlichen Gebräuchen beschweret! Unter keinem Volke in der Welt, besonders wenn es etwas aufgekläret ist, findet man eine Religion mit so wenigen Ceremonien als diejenige, welche die Bücher des N. T. vortragen. Ihr Wesen und ihre Hauptsache ist der Glaube an das, was Gott uns von seinem Wesen, Werken und Rathschlüßen zum Heil der Menschen geoffenbaret hat, und die daraus entspringende dankbare Liebe gegen Gott, und gegen unsere Mitmenschen. Von äußerlichen heiligen Gebräuchen schreibet sie weiter nichts vor, als öffentliche Ermahnungen und Belehrungen aus dem göttlichen Wort, Gesänge und Gebete, welche an Gott gerichtet sind, und entweder seine Vollkommenheiten und Wohlthaten rühmen, oder unser Verlangen nach seiner Gnade ausdrükken, und die Taufe und das Abendmahl, jene zur Einweihung zum Christenthum, dieses zur dankbaren Erinnerung der Wohlthat der Erlösung und genauen Vereinigung der Christen unter einander. Dies sind lauter ganz einfache Gebräuche, die aber insgesamt eine vorzügliche Kraft haben, unsern Geist zu Gott zu erheben, in die sanfteste Ruhe und Freude zu versetzen, und zur Tugend zu ermuntern. Nichts bürdet das Christenthum dem Menschen auf, welches lästig und doch keine solche Pflicht wäre, die zur Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft

unum=

unumgänglich nothwendig ist. So groß der Hang der Menschen zu Ceremonien ist, wie man an den Höfen, im Soldatenstande, selbst bey den Handwerkern gewahr wird, so lehret uns das N. Testament so wenig äußerliche Gebräuche. Haben doch die wenigsten Christen sich mit denselben begnügen können, und haben eine beträchtliche Menge von zum Theil sehr lästigen Gebräuchen hinzugesetzt. Es unterscheidet sich daher das Christenthum ganz besonders von allen übrigen Religionen dadurch, daß es so wenige, einfache und dennoch erhabene und höchst nüzliche Gebräuche vorschreibet.

Und diese Religion stammt aus keinen finstern Jahrhunderten her, sondern aus den aufgeklärtesten Zeiten der ehedem bekannten Welt. Die Verfasser ihrer heiligen Schriften sind keine in dunkele ungewisse Zeiten sich verlierende Schriftsteller, sondern Männer, deren Zeitalter, Geburtsort, Aufenthalt ganz bekannt ist: und nichts läßet uns zweifeln, daß sie wirklich Urheber dieser Bücher gewesen sind. Man sieht es an ihrer Schreibart, wenn sie es nicht selbst erzähleten, daß sie weder Philosophen noch in den Schulen der Beredsamkeit erzogen waren. Und doch lehren sie die Welt Gott und seine Vollkommenheiten in der größten und wirksamsten Majestät erkennnen, führen die allervernünftigste, erhabenste, aber einfachste und von aller Schwärmerey weit entfernte Religion ein. Die Geschichte des ganzen Erdbodens nennet uns keinen Gesetzgeber, keinen Philosophen, und noch viel weniger einen Schwärmer, der einen so vernünftigen, einfachen und dem höchsten Gott so sehr anständigen, seine Vollkommenheiten verherrlichenden und die Tugend befördernden öffentlichen Gottesdienst angegeben, angepriesen und den Niedrigen im Volke bekannt und gemein gemacht, als die

Apostel

Apostel Jesu. Wie sind sie nun zu dieser Stärke des Geistes und zu so erhabenen Einsichten gelanget, wenn es nicht durch den höhern Beystand Gottes und Christi geschehen ist? Sollten sie blos durch den Trieb ihrer Einbildungskraft auf die allererhabensten Vorstellungen von einem höchst vollkommenen Gott, und die beste Sittenlehre gekommen seyn, die stärksten und edelsten Bewegungsgründe dazu erfunden und den allervernünftigsten und Gott anständigsten Gottesdienst eingeführet haben?

So bringt die Vergleichung unserer heiligen Schriften mit dem, was sonst hier und da Menschen für göttliche Offenbarungen ausgegeben haben, zu der Ueberzeugung, daß jene nicht nur diese unglaublich weit übertreffen, sondern auch gewiß ein Geschenk des Vaters der Menschen seyn, der sich unser in unserer unglüklichen und trostlosen Unwissenheit angenommen hat.

Tr**.

Fort=

Fortsetzung.
der in der 34sten Woche abgebrochnen Anzeige.

Der Horn ist einer der höchsten dieser Berge. Wenn man ihn ersteigen will, so kommt man, wie in dieser Gegend allemal, erst über Kalk- und Mergelschichten, und hier nur bis etwas über die Hälfte seiner Höhe. Hierauf zeigen sich schon die losen Basaltstükke, die größer werden, je höher man hinauf kommt. Die meisten haben eine säulenförmige Gestalt. Auf einer Kuppe fand der Hr. Verf. wirklich noch anstehende Säulen. Hier lagen Basaltstükke, schräg über einander her, die einen halben bis zween Fuß stark waren und meistens vier Seiten hatten. Sie neigten sich fast durchgängig unter einige zwanzig Grad gegen Süden. Diese Steine lösten sich durch das Schlagen wieder in kleinere Säulen ab: ein neuer Beweis, daß die säulenförmige Bildung des Basalts nicht das Werk einer Kristallisation ist.

Die Gleicherberge bey Römhild und der große Dolmar sind auch Berge dieser Art: nämlich in Kalkstein eingehüllte Basaltberge. Einer dieser Gleicherberge, die Steinsburg genannt, hat Basaltstükke, von denen die meisten mehr tafelartig, als säulenförmig gestaltet sind.

Nun geht der Hr. Verf. zu den eigentlichen Rhönbergen. Zuförderst bemerkt derselbe, daß die Homannsche Karte vom Fürstenthum Fulda die Rhön und die Gegenden um dieselbe getreuer, als irgend eine andere darstelle. Die Richtung dieser kleinen Gebirgskette geht von Nordost nach Südwest oder

von

von Kaltennordheim nach Bischofshain. Ihre Länge ist etwa vier und ihre Breite zwo Meilen.

Ihre Höhe scheint gegen andere erhaben liegende Gegenden Deutschlands sehr beträchtlich zu seyn: wo sie nicht alle andere übertrift. Man kann dies einigermaßen aus dem Laufe der Flüße urtheilen, welche von der Rhön weg, das Land nach allen Richtungen durchströmen.

Unter diesen Bergen hält der Hr. Verf. den Kreuzberg für einen der höchsten: denn von den Gleicherbergen scheint er der höchste Punkt zu seyn. Er erhebt sich von dem Würzburgischen Städtgen Bischofshain ziemlich steil; besteht fast bis auf seinen höchsten Gipfel aus horizontalen Kalkstein und Mergelschichten, bis man endlich bey dem Franziskaner Kloster zum Kreuz löse Basaltstükken, die hoch über einander liegen, antrift.

Eine andere Kuppe nördlich vom Kloster ist der Honigschlag, welche aus säulenförmigem Basalt besteht, der ohngefehr zwanzig Fuß über den Kalkstein, und dann noch einmal so hoch über seine eigene Ruinen hervorragte. Die Säulen standen senkrecht, hatten meistens fünf und sechs Seiten und ihre Dikke betrug nicht ganz zween Fuß. Der Basalt war von schwarzer Farbe und von körnigen abgesonderten Stükken, die noch nicht die Größe einer gemeinen Erbse erreichten und mit einer dunkelgrauen Masse zusammen gekittet zu seyn schienen. Eine andere Kuppe oder vielmehr eine Gruppe kleiner Basaltkuppen, die zusammen genommen eine größere bildeten von dem Kloster gegen Norden, mogte wohl an 800 Schritte von obiger entfernt seyn. Dies war der Arensberg. Er blikte wild aus dem Kalkstein und dikken Moos hervor und bestand aus meist ver-

verschobenen vierseitigen, horizontal über einander liegenden Basaltsäulen, von denen wenige die Dikke eines Fusses erreichten. Der Basalt bestand wie auf dem Honigschlag aus körnigten abgesonderten Stükken.

Von hier giéng der Hr. Verf. nach Gersfeld. Von da aus war nun der Maienstein der erste Berg, oder vielmehr die erste Kuppe, die aus der ziemlich ausgedehnten Oberfläche eines Berges hervorragte. Er bestand aus einer Reihe kleiner Basaltfelsen, die theils säulenförmig, theils unregelmäßig zersprungen waren. Der Basalt war theils körnigt, theils dicht auf dem Bruche, und gieng oft in eine bräunliche Steinart über, die der Hr. Verf. für Lava hielt. Von hieraus hat man die herrlichsten Aussichten bis in die Wetterau.

Der Wachtkuppel steht vom Maienstein etwa einige 100 Schritte, ist weder mit Moos, noch mit Buschwerk, wie jener bewachsen, hat aber demohngeachtet ein schönes und ehrwürdiges Ansehen, und übertrift ihn an Höhe. Sie besteht aus neben einander stehenden, etwas gewundenen Basalttafeln, die ein bis etliche Zoll stark und deren äußere Seiten glatt, schwarzgrau und gelblich geflekt sind.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneuest Mannigfaltigkeiten

39ste Woche.

Noch etwas von der Stadt Strasburg.

Fortsetzung.

Das Bürger-Hospital steht am Ende der Stadt zwischen Mittag und Abend. Die erfrischenden Ost- und Nordwinde, durchwehen erst die ganze Stadt, ehe sie dahin kommen, und führen ihm die schädlichen Ausdünstungen von vielen tausend Menschen zu. Eine gewiße nicht glüklich gewählte Lage! Zudem ist der Boden, worauf es steht, tief und feucht. Es hat zwar vor sich einen geräumlichen Hof, und in der Nähe Gärten und keine Häuser, aber auf der andern Seite ist der Stadtgraben, der eben nicht immer gesundes laufendes Wasser hat.

Das Gebäude ist groß, von Steinen vor sechzig Jahren neu erbaut. Die Kranken sind nach ihrer Religion, und nach der Art ihres Uebels in verschiedene Stuben abgetheilt. Jeder Bürger und Einwohner, ja auch jeder Fremde, der einige Tage in der Stadt gearbeitet hat, wird, wenn er krank ist, darinn aufgenommen.

Man hat mich versichert, es habe schon achthundert Personen auf einmal in sich gefaßt. Nun rechnet man ein Jahr ins andere auf 180,000 Tage, indem man die Anzahl der Kranken auf so viel Tage setzt. Das giebt auf jeden Tag im Jahr, einen in den andern gerechnet, etwa 493½ Kranke.

Jeder kostet dem Hospital des Tages 5 Sols 7 Pfennig, jeder Arme hingegen, der nicht krank oder verwundet darnieder liegt, 5 Sols 10 Pfennig, das gäbe eine Summe von über funfzig tausend fr. Pf. Man will aber behaupten, dieses Hospital habe noch einmal so viel Einkünfte, und könne nichts davon zurük legen. Es müßen also unter obiger Angabe nur die täglichen laufenden Unkosten der Nahrung begriffen seyn.

Man ist bemüht jeden Fremden den Keller zu weisen, in welchem Weine aufbewahrt werden, die 350 Jahre alt seyn sollen.

Neben dem großen Gebäude ist ein kleines für die unglüklichen Menschen, die im Kopfe verrükt sind. Diese Anstalt wäre großer Verbesserung fähig. Die Einrichtung und Aufsicht, beydes ist sehr mangelhaft, und macht den Zustand der Tollen bedaurenswürdig. Ich rathe allen empfindsamen, mitleidigen Menschenkindern, dieses Tollhaus ungesehen zu laßen.

In die Ammenstube wird jedes schwangre Mädchen, auch jede arme Frau, die es begehrt ganz ohnentgeltlich aufgenommen. Auch von den zwölf geschwornen Wehmüttern der Stadt werden schwangere Personen, gegen die Bezahlung, beherbergt. Um unter die Zahl der Wehmütter zu kommen, muß eine Frau zwey Jahre lang von dem Geburtshelfer in der Theorie und Ausübung der Kunst unterrichtet worden seyn, und ein Probeexamen vor Deputirten überstanden haben. Sie muß einen besondern Eid ablegen und versprechen, bey kritischen Fällen nichts ohne den Geburtshelfer zu thun, und allem Gebrauch einiger Werkzeuge entsagen. Sie erhält alsdann ein Schild, das ihre Wohnung jedem Vorbeyge-

beygehenden anzeigt. Die gefallenen und gefälligen Mädchen thun keine Kirchenbusse. Nur müßen sie ihre Schwangerschaft, so bald sie sie gewahr werdem, bey dem Fiskal angeben. Wenn sie es versäumen, so verfallen sie bey einer todten Geburt in die Strafe des Edikts Heinrichs II. und werden als Kindermörderinnen hingerichtet. Dieses Edikt und das wegen des Hausdiebstahls, werden auf Befehl des Königs alle drey Monathe, von allen Kanzeln abgelesen, damit sich niemand mit der Unwissenheit entschuldigen könne.

* * *

Ich komme eben von einem Orte zurük, der mir Thränen ausgepreßt, und mich auf viele Tage melancholisch gestimmt hat. Ein Prediger hatte ein Allmosen in dem Bürgerhospital auszutheilen. Ich bat ihn mir zu erlauben, ihn dahin zu begleiten. Sie wissen, wie sehr ich besorgt bin, jede solcher Anstalten zu besehen, nicht um mich etwan dadurch zum wenigsten in meiner Einbildung, an den erlauchten Reisenden anzuschliessen, der so schief beurtheilt, und so schlecht nachgeahmt ist; sondern um mich mit der Schule bekannt zu machen, die größere Philosophen und Weise gebildet hat, als kein Professor sich schmeicheln kann.

Bey den ersten Sälen, da gieng es noch gut. Ich durchwanderte sie ziemlich standhaft. Es waren gewöhnliche Krankheiten, wie sie fast in jeder Familie bisweilen angetroffen werden. Da aber die Reihe an die andern Stuben kam, wo diejenigen lagen, die mit besondern Krankheiten und Uebeln behaftet waren, Krüplichte, Lahme, Beschädigte, Zerstümmelte — und ich so eine Person nach der andern sah, ihr inneres und äußeres Elend erfuhr; die Höllenpein die manche ausstunden, da ich ihre Leiden in ihr hageres Gesicht einge-

graben, und ihre ausgeweinten Augen sah, aller Freude entwöhnt; da ich endlich in eine Stube kam, worinn ein runder Tisch stund, und man mir sagte, das sey die Schneidstube, und mir zur Seite die Anzahl der Operirten und zu Operirenden wies — da brach mir das Herz, es suchte Lindrung in den Thränen, die aus meinen Augen flossen. Bin ich denn besser, als diese Unglükliche? Was trage ich zu ihrer Besserung bey? Wie mancher fährt stolz in seinen raschen Wagen daher, der das Armuth in Elend, Krankheit und Verzweiflung gestürzt, und an den Ort gebracht hat, der nur dem Laster und der Bosheit bestimmt seyn sollte! — Der Prediger, welcher meine Thränen wahrnahm, erzählte mir, daß er vor einiger Zeit einen jungen Menschen, welchen kein Zureden von seinem liederlichen, leichtsinnigen Leben hatte abbringen können, hieher gebracht habe, um zu versuchen, ob er ihn durch den Anblik des mannigfaltigen Elends, dem der Mensch ausgesetzt ist, zu dem festen Entschluß einer Sittenänderung vermögen würde. Er machte seine Besuche langsamer, verweilte bey denen, die am meisten gelitten hatten, und am rührendsten erzählten. Der Jüngling wurde aufmerksam, still, traurig, bewegt; sein Herz öfnete sich den Eindrükken des Guten; eine mitleidige Thräne stieg ihm in das Auge. — Der Prediger überlies ihn der ganzen Fülle seiner Empfindung; führte ihn auf einen einsamen Spaziergang, verdoppelte seine sanftmüthige Freundschafts-Bezeugungen — und hatte die unschäzbare Freude, daß ihm der Jüngling um den Hals fiel, und ihm stillschweigend alles das versprach, was er in der Folge standhaft und edelmüthig ausgeführt hat.

Für anstekkende Krankheiten ist ein besondrer es Hospital, das aber freylich klein und schlecht ist. Man nennt es das

Blät-

Blätterhaus. Der erste Schafner desselben, der die Aufsicht und Versorgung der ersten siebenzehn Kranken, die von der Liebesseuche angestekt waren, im Jahr 1504 unentgeltlich übernahm, war Kaspar Hofmeister. Junker Jacob Zorn schikte ihm dazu drey Schilling zehn Pfennig. So gering war der Anfang dieser Stiftung. Hofmeisters Menschenliebe erwärmte andere wohlthätige Herzen, und bald reichten die Allmosen hin, ein Haus zu kaufen, und die unermüdete Sorgfalt des uneigennützigen menschlichen Schafners zu unterstützen. Eine so edle Aufopferung verdient der Nachwelt zur Bewundrung und Nachahmung vorgestellt und aufbewahrt zu werden. Jedem wird von selbst die Stiftung des Hallischen Waysenhauses, als ein Pendant dazu, beyfallen.

Das Armenhaus ist durch die Bemühung des Herrn Prätors Gagot, des Vorfahren des Hrn. d'Autigny, vom Magistrat im Jahr 1767 veranstaltet worden, um dem Gassenbetteln abzuhelfen. Arme beyderley Religion vom männlichen und weiblichen Geschlecht, die sich nicht selbst erhalten können, wegen Alter oder Unvermögen, werden daselbst beherberget, genährt und zu mäßiger Arbeit angehalten. Das Hospital, das Stift St. Marx, und die Bürgerschaft tragen durch wöchentliche Beysteuer zum Unterhalt dieser Anstalt bey, aber doch nicht reichlich gnug, um ihr die Ausdehnung zu geben, die nöthig wäre, um der Dürftigkeit und dem Mangel gänzlich zu steuren. Deswegen sieht man auch hin und wieder noch Bettler, welche die Polizey mit Nachsicht behandelt, weil sie für ihren Unterhalt nicht sorgen kann. Man kennt hier die Art nicht durch Bureau dem Armuth zu Hülfe zu eilen, den Dürftigen in seiner Wohnung aufzusuchen, und dem Betteln vorzukommen, wie es in Paris,

ris, Amiens u. a. O. geschieht. Eben so wenig als man Versuche macht, kranke Einheimische eher in ihrer Wohnung mit Geld, Arzeneyen und Nahrung zu unterstüzen, als mit viel größern Kosten in einem prächtigen Gebäude, und mit weitläuftigen und theuren Anstalten zu unterhalten. Doch wird jenem Mangel einigermaßen durch die Stiftung zu St. Marx genannt, und diesem durch die Steuren in den evangelisch-lutherischen Kirchen, für kranke Hausarme und durch die Beyträge wohlthätiger Personen, die an Beichtväter zu diesem Zwek gegeben werden, abgeholfen.

Das Arbeitshaus, oder wie man es hier nennt, das Raspelhaus, ist für Leute, die der Gesellschaft durch den Misbrauch ihrer Vernunft zur Last sind, oder ihr Schaden zufügen. Man kann es als ein Gefängniß ansehen, in welchem Taugenichtse und zu gefällige Frauenspersonen aufbewahrt, abgestraft, und zur Arbeit bey mäßiger Kost angehalten werden. Vor Zeiten kam diese Anstalt der Stadt theuer zu stehn, jezt aber müßen die Gefangnen für Fabriken arbeiten, und verdienen den Unterhalt des Hauses selbst, bis auf das Brod, wozu die Stadt noch die Frucht liefert.

Kranke und unvermögende Personen verdienen allerdings der Gegenstand der wohlthätigen Vorsicht des Publikums zu seyn: aber noch mehr vielleicht Kinder, von deren Erziehung das Glük ihres ganzen Lebens, und die Wohlfahrt der Gesellschaft abhängt, in welcher sie leben. Auch für diese ist in Strasburg gesorgt. Verwaiste Bürgerskinder, beyder Religion und beyderley Geschlechtes, werden in einem reich gestifteten Waisenhause erhalten und erzogen. Seit einem Jahre ist in diesem Hause der Anfang gemacht worden, den Unter-

richt

richt und die Erziehung der Kinder, nach den neuen Versuchen, zu verbessern.

Die philantropische patriotische Gesellschaft, von der ich in der Folge ein Wort sagen werde, hat auf einen Erziehungsplan, den sie dem Magistrat vorgelegt hat, die Erlaubniß erhalten, auf ihre Kosten Lehrer zu bestellen, die im Schreiben, Rechnen, in der französischen und deutschen Sprache, in der Erdbeschreibung, Mathematik und Zeichnen Unterricht ertheilen, und die Aufsicht über die Sitten der Kinder zu haben. Um ihren Zwek zu erreichen, hat sie die berühmte Lehrer des Deßauischen Philantropins, die Herren Schweighäuser und Simon gebethen, nicht nur einige Stunden des Tages dieser verwaisten Jugend zu widmen, sondern auch eine Sittenverbesserung einzuführen, die diese Kinder zu brauchbaren und gesitteten Menschen bildet. In dieser Absicht ist auch ein besonderer Sittenaufseher gesetzt worden, der die genommnenen Maßregeln, durch seine Wachsamkeit in Ausübung bringe. Zudem versammlen sich jede Woche drey Deputirte der philantropischen Gesellschaft mit den Lehrern, dem Aufseher und dem Schafner dieses Hauses, um den Bericht anzuhören, die man wegen der verflossenen Tage von dem Fortgang der Anstalt, abstattet, und gemeinschaftlich über die besten Mittel sich zu berathschlagen, die Erziehung hauptsächlich, und dann auch den Unterricht zu verbessern, und zu vervollkommnen. Im Jahr 1779 ist schon das erste feyerliche Examen angestellt worden, und im Jahr 1780 das zweyte. Die Einweihungsrede des Hrn. Schweighäusers, einige andere Reden, und der Erziehungsplan sind auch gedrukt worden, und haben von den Kunstrichtern gerechten Beyfall erhalten. Diese kleine Schrift, die zum Besten des Waisenhauses verkauft wird,

 ist

ist ein nützlicher Beytrag zu den praktischen Erziehungsbüchern. Vielleicht dürfen wir bey Gelegenheit des zweyten Examens eine Fortsetzung derselben erwarten.

Erst seit dem Jahr 1749 ist in Strasburg durch die Vorsorge des königlichen Prätors Klinglin ein besonderes Haus der Erziehung der Findlingskinder gewidmet worden. Vorher hat man sie zu Bürgern in die Kost gethan, und so lange bey ihnen gelassen, bis sie zu Handwerkern oder Diensten und anderen Geschäften konnten gebraucht werden. Diese Art der Versorgung hatte sehr große Mängel, welche endlich den Magistrat bewogen haben, die Kinder in ein Haus aufzunehmen, und unter einer guten Aufsicht gemeinschaftlich erziehen zu lassen. Auf diese Art ist sie auch den Nachbarn nützlich worden, und hat durch diese Bequemlichkeit, unehliche Kinder erziehen zu laßen, die Kindermorde vermindert.

Das dazu bestimmte Haus bey der Kirche zu St. Wilhelm wurde aber bald zu klein und der Magistrat fieng im Jahr 1771 an, ein neues zu bauen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Der

Der Rheinfall bey Lauffen; vom Hrn. Prof. Sander:

Ich sah des Stromes hohe Catarakte,
Sah, wie er Wasser stäubt am Felsengrund,
Sah, wie er wütet gegen die gezakte
Bergspitze, die entgegen stund
Des Flusses Toben, seit der Schöpfung Morgen,
Als die gebährende Natur
In ihren Krämpfen wollt,
Daß dieser Stromm hier unaufhörlich donnern sollt.

* * *

Still schleicht er aus dem Bodensee,
Und eilt freywillig nach der Höh,
Die ihm den Sturz bereitet.
Er kömmt, er kömmt; ihr Schiffe zieht
Die Seegel ein, ihr Fische flieht,
Daß ihr den Tod vermeidet.

In Schaum verwandelt sich der Fluß,
Weiß ist sein schreklicher Erguß,
Aufsprudelnd alle Wellen.
Der Wasserstaub fliegt Himmel an,
Es strömen von der Felsenbahn
Viel hunderttausend Quellen.

Und immer stärker rauschts ins Ohr,
Es kocht, es siedet hoch empor,
Die Berge hallens wieder.
Wer hält den Sturz des Stromes auf?
Wild über Klippen raßt sein Lauf,
Fällt majestätisch nieder.

O seh't die schöne Farbenpracht,
Wenn Phöbus gegen über lacht,
Und seine Strahlen sendet.
Der Bogen blendet das Gesicht,
Und immer bunter wird das Licht,
Wie ihr das Auge wendet.

Komm't näher zu des Festes Glanz!
Der Strom prallt an der Zakkenkranz,
An ehernen Gewinden.
Umarmet diese Felsenwand,
Schau't nieder von dem hohen Stand,
Bis alle Sinne schwinden.

Wenn einst die Sonn vom Himmel fällt,
Und sterben wird die ganze Welt,
Denn wird dis Lärmen schweigen.
So stürz indessen brausend fort,
Du kannst viel mächt'ger, als mein Wort,
Von Gottes Größe zeugen.

* * *

Sey stolz auf diese große Scene,
Land, dem noch unverdorbne Söhne
Die gütige Natur gespart.
Du siehst die Pracht in ihren Werken,
Das müße dich zu Thaten stärken,
Wie die Geschichte aufbewahrt.

Anzeige.

Beschluß

der in der vorigen Woche abgebrochenen Anzeige.

Der Pferdekopf oder Teufelsstein ist weit höher und sein oberster Gipfel in drey Hauptkuppen getheilt, die etwa 22 bis 30 Schritte von einander liegen. Die vorderste besteht aus lauter spitzig hervorstehenden großen und kleinen Hornschiefer-Felsen von lichter, schwarzgrauer Farbe, dabey dichte und ohne irgend ene andere beygemengte Steinart.

Nahe an diesem Hornschieferfelsen stehen wieder, nur etwas tiefer, Basaltfelsen, deren Säulen mehr rund als ekkigt sind. Der Basalt ist dicht, zieht sich aus der schwarzen Farbe etwas ins bräunlichrothe und ist voller hyacitrother glasiger Körner. Neben diesem Basalte steht eine Reihe runder Pfeiler, die aus über einander gelegten glattrunden Klumpen zu bestehen scheinen, und aus einem Hügel loser Theilchen hervorragen, welche das Wetter davon abgerissen hat. Die vesten Stükke bestehen theils aus rother Lavaschlakke, deren Blasenlöcher inwendig mit einer bläulichweißen Materie gleichsam überstrichen, oder mit zarten weissen Crystallen überzogen sind. Außerdem liegen sechsseitige schwarze Schörl- und gelblichbraune kleinere Krystallen darinn in Menge und ohne Ordnung. Jene ziehen die Asche nicht an, und sie werden auch nicht vom Magnete angezogen. In dieser ganzen Masse liegen wiederum Klumpen von einer schwarzgrauen porösen Lava, in der die Blasenlöcher kleiner und die schwarzen

Schörl-

Schörl=wie auch die gelben Krystallen nur wie schwarze und gelbe Punkte erscheinen.

Am Fusse dieser Felsen liegt nun ein ansehnlicher Hügel loser Theile von beyden, der im Ganzen eine röthlich graue Farbe hat. Man kann da die Schörl=Krystalle in Menge heraus lesen und sie geben, nebst den hyacintfarbenen und anderen Krystallen, einen so blendenden Schein, wenn die Sonne darauf fällt, daß man sich fast genöthigt sieht die Augen wegzuwenden.

Die höchste Spitze des Pferdekopfs bedekte eine gelblich graue zarte Erde, in welcher Schaalen und Klumpen von einem lokkern Gestein und gleicher Farbe lagen, wahrscheinlich ist sie terra pozzolana. Der Pferdekopf sammt einer Reihe kleinerre mit ihm zusammenhänder Basalt = und Lavafelsen, die ganz kahl und nur bisweilen mit dürrem Grase bewachsen sind, helfen eine Vertiefung einschließen, die allen Beschreibungen von Schlünden und Cratern feuerspeiender Berge vollkommen entspricht.

Der Eube steht dem Pferdekopfe gegen über und macht auf dieser Seite einen Theil vom Rande des Craters. Seine inwendige Seite besteht zum Theil aus einer vulcanischen Asche, zum Theil aus einer dunkel=ziegelrothen wenig porösen Lava, die voller schwarzen und gelben Punkte ist, zum Theil aus einer bräunlichrothen Lava, mit vielerley Krystallen u. s. f. Der Eube ist mit Waldung und dikkem Buschwerk bedekt. Säulenförmigen Basalt fand der Herr Verfasser nicht an der innern Seite des Craters, obgleich die äußeren Seiten damit fast bedekt waren.

Von

Von dem Theile der Rhön, den der Herr Verf. bereißte, führt er noch überhaupt an, daß alle Berge die Mittelburg, der Vesperberg, das Heufuder, der Ebersberg und wie sie Nahmen haben, Lava- und Basaltberge sind, und er glaubt mit Grunde, daß die ehemahlige Gewalt des Vulcanismus alle, oder doch einen Theil dieser Berge, aus dem ehemaligen Meere hervorgehoben haben müsse.

O**o.

Taschen-

Anzeige.

Taschenbuch für Reisende. Berlin, 1781. in 8.

Ein glüklicher Einfall, den Reisenden durch eine Anleitung auf ihren Reisen nüzlich zu werden, welchen der ungenannte Herr Verfasser zwekmäßig ausführt. Er hat zu diesem Ende erstlich: den Postcours von Berlin nach den Hauptstädten von Europa und den vornehmsten Oertern in Deutschland dargestellt; zweytens: das sehenswürdige der vornehmsten Oerter bemerkt; drittens einige Fragen, welche dem Reisenden zu einer Anleitung dienen sollen, in den Städten über die Merkwürdigkeiten derselben Unterricht einzuziehen, aufgeworfen und viertens die Geldcourse der vornehmsten Städte in Europa angezeigt. Die beygefügten Anekdoten gehören zwar eigentlich wohl nicht mit in den Plan dieses Buchs: jedoch dienen sie dazu, den Lesern dasselbe noch unterhaltender zu machen.

O**o.

Nachricht.

Nachricht.

Da die Veranlassung sowohl der jetzigen als der vorhergehenden Preißaufgabe, von der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde, bereits seit geraumer Zeit durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht worden; so erachtet sich dieselbe nunmehro verbunden, dem Publikum von der geschehenen Beantwortung der leztern einige Nachricht zu geben. Es sind seit der Zeit der Aufgabe verschiedene Beantwortungen von ganz ungleicher Beschaffenheit bey derselben eingelaufen, worunter etliche wegen der darinn vorkommenden Bemerkungen und Erfahrungen nicht für unbrauchbar gehalten werden können; ob sie schon dem Inhalt nach, den Absichten der Preißaufgabe nicht entsprochen haben. Eine einzige darunter, welche unter dem Wahlspruch: *in der Natur ist eigentlich keine Erzeugung und kein Todt*, eingegangen, ob sie wohl den Wunsch der Gesellschaft nicht völlig Genüge gethan, ist ihm dennoch vor allen übrigen der Sache am nächsten gekommen.

Der geschikte Herr Verfasser derselben, der Hr. *D. Weiß*, zu Leer in Ostfriesland, hat aus eigenen genauen Beobachtungen und Erfahrungen recht praktisch von der Sache geschrieben, und die 3 vorgelegten Fragen:

1. Wie lange die Giftmaterie der Viehseuche bößartig und des Ansteckenshalbrr gefährlich sey?

2. Wie lange die Giftmaterje ohne Würkung vor dem Ausbruche der Seuche unbemerkt in den Körper der Thiere sich erhalten könne?

3. Welche

3. Welche Vorbauungsmittel während dieser Zeit, zwischen dem Anstekken und dem Ausbruche der Krankheit, mit sicherm Erfolge zu gebrauchen seyn möchten?

deutlich, ordentlich, bestimmt und folglich am besten beantwortet.

Außerdem hat der Herr Verfasser selbst Versuche angestellt und diese durch sehr wohl gerathene Anmerkungen brauchbar gemacht, welche sowohl die Inoculation der Viehseuche, als durch die Vergleichung derselben mit der natürlichen Seuche, in Absicht auf die Verschiedenheit, Dauer, Heftigkeit, Zufälle, Gefahr und den Ausgang angehen, zu berichtigen und in ein besseres Licht zu setzen gesucht. In allen dahin gehörigen Umständen, hat sich der Herr Verfasser als einen sehr guten und genauen Beobachter gezeigt.

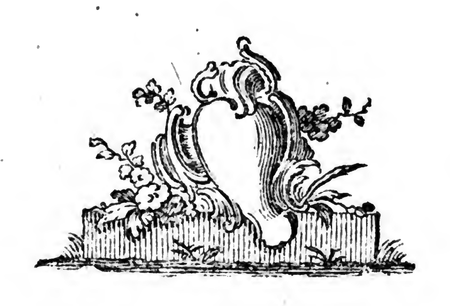
Es hat also die Berlinische Gesellschaft naturforschender Freunde ihm denjenigen Preiß zuerkannt, welcher zu einer solchen Beantwortung von dem berühmten Herrn Professor Camper in Holland großmüthig ausgesezt worden; dabey sie sich erkläret, daß sie an etlichen in der Preißabhandlung etwa enthaltenen besonderen Meynungen, Ausdrükken und Erklärungsarten, welche zu der aufgegebenen Preißfrage nicht eigentlich gehören, keinen Antheil nehme.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

Eine gemeinnützige Wochenschrift.

Des ersten Jahrgangs

Viertes Quartal.



Berlin, 1781.

bey Johann Carl Franz Eisfeld, Buchdrucker.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

40ste Woche.

Ueber die Jesuiten in Paraguay.

Paraguay ist eine Provinz von Süd-Amerika auf der Nordseite des Rio de la Plata. Es ist von einem sehr großen Umfange, und erstrekt sich von Buenos Ayres bis an die Landhauptmannschaft St. Vincent in Brasilien. Die Luft ist hier überhaupt feucht und gemäßigt, ob es gleich in einigen Gegenden schon ein wenig kalt ist. Die gemäßigten Gegenden haben einen Ueberfluß an allen Arten von Lebensmitteln. Baumwolle wächst hier in solcher Menge, daß jedes kleine Dorf jährlich über zweytausend Arobas bauet, und die Indianer sind sehr sinnreich, allerley Zeuge zur Ausfuhr daraus zu weben. Es wird hier auch viel Tobak gepflanzt. Allein diese Artikel sind für die Einwohner nicht so vortheilhaft, als die unter dem Namen des Paraguay *) Krautes bekanten Blätter, welche allein hinreichend sind, eine blühende Handlung in dieser Provinz zu erhalten, weil es in derselben nur allein wächst, und von hier nach ganz Peru und Chili verschift wird. Assumtion ist die Hauptstadt desselben, welches eigentlich nur ein irreguläres Dorf, indessen doch beträchtlicher als die übrigen spanischen Niederlassungen ist. So unwichtig

*) Botrys mexicana L. wird als ein Thee getrunken, welcher angenehm schmekt und eine Brustarzeney ist.

wichtig Paraguay auch als eine Kolonie betrachtet ist, so hat es doch wegen der sonderbaren von den Jesuiten hier eingeführten Regierung ein Recht, näher bekant zu seyn.

Gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts stelleten diese Väter dem Hofe zu Madrit vor, daß der schlechte Erfolg ihrer Mißionen von dem Aergerniß herrühre, welches die verderbten Sitten der Spanier den Indianern gäben, und von dem Hasse, welchen sie allenthalben, wohin sie nur kämen, wider sich erregten. Sie erklärten, daß durch ihre Bemühungen, wenn denselben solche Hinderniße nicht im Wege ständen, alle die innern Länder dem Könige von Spanien ohne Kosten und ohne Gewaltthätigkeit könnten unterworfen werden. Man gab diesen Vorstellungen so viel Gehör, daß man ihnen Gegenden anwies, in welchen sie mit unumschränkter Freyheit ihre Arbeiten unternehmen könnten, und befahl den Statthaltern der benachbarten Provinzen sich in nichts zu mischen, und ohne Einwilligung der Väter niemanden in den ihnen angewiesenen Bezirk zu laßen. Diese versprachen dagegen, nach Masgebung der Menge ihrer Bekehrten jährlich eine gewisse Kopfsteuer zu geben, und auf Verlangen eine gewisse Anzahl Indianer zu des Königs Arbeiten zu schikken, so bald die Mißionen stark genug bevölkert dazu seyn würden.

Die Jesuiten fiengen hierauf ihr Werk an, und begaben sich zu den Guaranies, einer indianischen Völkerschaft an den Flüßen Uraguay und Parana. Ohne alle andere Waffen als die blosse Ueberredung mischten sie sich ohne Furcht unter die allerwildesten Stämme, erlernten ihre Sprache, und wußten sich durch alle die Geschiklichkeit, wegen welcher sie so lange berühmt sind, das Vertrauen der wilden Indianer zu erwerben

ben. Sie verpflichteten sich, sie sowohl gegen die Gewaltthätigkeiten der Spanier und Portugiesen zu schützen, als auch sie von den Unbequemlichkeiten zu befreyen, denen sie in ihren Wäldern ausgesetzt waren, wenn sie sich nur zu einem gesellschaftlichen Leben verstehen, und sich willig finden laßen wollten, nach den Vorschriften, welche man ihnen geben würde, ihren Bedürfnißen abzuhelfen. Sobald sie eine gewisse Anzahl Familien zusammen gebracht hatten, fiengen sie an, ihnen alle versprochene Vortheile zu verschaffen. Sie machten sie glüklich, und wenn sie dadurch biegsam geworden waren, so brachten sie ihnen die Lehren ihrer Kirche bey. Die Indianer, welche in Ansehung der Bequemlichkeiten dieser Welt die Wahrheit ihrer Versicherungen erfuhren, so viel sie mit Billigkeit von ihren neuen Gesetzgebern erwarten konten, setzten nunmehr keinen Zweifel in dasjenige, was sie ihnen von der künftigen sagten, und nahmen die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele mit Begierde an. Zwölftausend von den Guaranies versetzten sie nach Paraguay, um sie vor den Einfällen der Portugiesen in Sicherheit zu setzen, welche sich wenig um die Ausbreitung des Christenthums bekümmerten, und die Neubekehrten als Sklaven in die brasilischen Bergwerke schleppten. Eine eben so starke Anzahl ward von Taggi dahin gebracht, und in Gemeinen vertheilet.

Anfänglich hatten sie vor den Jesuiten blos Achtung, mit der Zeit aber verehreten sie dieselben. Diese erwählten alle Maasregeln, um einen recht dauerhaften Einfluß auf dieselben zu haben. Sie behielten sich alle bürgerliche und gottesdienstliche Gewalt, gottesdienstliche und Kriegssachen und gewissermassen auch alles Eigenthum selbst vor, indem sie über alles, was der ganzen Gesellschaft gehörete, unumschränkte

Macht hatten. Ueber jede Mißion war ein Jesuit gesetzt, der nicht allein mit der Macht eines unumschränkten Herrn, sondern auch mit dem Ansehen eines Orakels regierete. Indessen waren in jeder Stadt Obrigkeiten, die denen in den spanischen Städten ähnlich waren. Die Indianer wähleten sie aus ihrer Völkerschaft, allein sie mußten von dem an der Regierung befindlichen Jesuiten bestätiget werden, welcher sich die Gewalt vorbehielt, diejenigen zu verwerfen, welche zu ihrer Stelle untüchtig waren. Um allen Mißbrauch der Gewalt zu verhüten, durfte keine obrigkeitliche Person einen Spruch vollziehen, ohne dem Jesuiten Nachricht davon zu geben. Die als schuldig befundene wurden der Bestrafung übergeben, welche gemeiniglich in einem Verhaft auf einige Tage bestand, wozu zuweilen noch das Fasten hinzugefüget ward. War das Verbrechen sehr groß, so ward der Verbrecher gepeitschet, welches die härteste Strafe war, die sie zuerkenneten, indem Mord, Raub und andere grobe Verbrechen den Bekehrten in Paraguay völlig unbekannt waren. Die Gewohnheit der Ohrenbeichte beförderte die Absicht der peinlichen Gesetze. Das Gewissen mußte den Schuldigen treiben, anstatt sein Vergehen zu bemänteln, es in seiner Grösse zu bekennen, auf den Knien um seine Strafe zu bitten, damit sein Gewissen beruhiget würde. Vor der Vollstrekkung derselben ward von dem Jesuiten eine Rede gehalten, worinn er die Art des Verbrechens und die von dem Himmel dawider gedrohete Rache mit der größten Sanftmuth und dem größten Mitleiden vorstellete, so daß der Verbrecher seine Strafe mit aller Demuth und Verleugnung, als eine zu seiner ewigen Wohlfahrt nothwendige Züchtigung ausstand. Es war also eine Art von Theokratie welche die vortreflichste unter allen Regierungsformen seyn würde, wenn es möglich gewesen

wäre,

wäre, sie in ihrer Reinigkeit zu erhalten. Dazu würde aber nöthig seyn, daß sie jederzeit unter der Leitung tugendhafter Personen stände, welche von den Grundsätzen, worauf sie gebauet ist, durchdrungen wären, nichts für ein Verbrechen hielten, als was die natürlichen Rechte der Menschen verletzet, und keine Gebete statt der Arbeit, keine leere Gebräuche statt der Werke der Liebe vorschrieben. Ob die in Italien und Spanien erzogene Jesuiten so gedacht haben, ist zweifelhaft.

Nichts unterließen sie indeßen, was entweder zur Bequemlichkeit und Sicherheit des gemeinen Wesens diente, oder die einzelnen Glieder mit demjenigen Nacheifer, welcher nothwendig ist, die Kräfte des menschlichen Geistes zu entwikkeln, beleben konnte. Jede Stadt hatte ihr eignes Zeughaus, in welchem alle Feuergewehre, Schwerdter und übrige Waffen verwahret wurden, deren sich die Miliz bedienete, wenn sie in das Feld rükte, entweder die Angriffe der Portugiesen abzutreiben, welchen sie lange ausgesetzt waren, oder einem wilden Stamme Widerstand zu leisten. Sie wurden deshalb allemal am Abend der Sonn- und Festtage auf den Marktplätzen der Städte in den Waffen geübet. Alle Personen in jeder Stadt, welche die Waffen tragen konnten, waren in Kompagnien getheilet, und hatten ihre eigne Befehlshaber, welche die erfahrensten im Kriege waren. Diese trugen nach Masgebung ihres Ranges sehr reiche Uniformen, die mit den Wapen ihrer Städte gestikt waren, in welchen sie an den Festtagen und bey den Kriegesübungen erschienen. Auch die bürgerlichen obrigkeitlichen Personen hatten prächtige Ceremonien-Kleider, und ein zahlreiches Gefolge, um sie in ihren eigenen und ihrer Landesleute Augen zu erhöhen.

Die Häuser aller Indianer waren so regelmäßig, bequem, vollständig und zierlich mit Geräthschaften versehen, als wenig Häuser der Spanier in Amerika: die Kirchen aber groß, gut gebauet, und wie die reichsten in Peru gezieret. Der Gottesdienst wurde mit allem Gepränge der römischen Kathedral-Kirche, der schönsten Vokal- und Instrumental-Musik gehalten. Die Jesuiten suchten ihren Gottesdienst unterhaltend zu machen, und das Vergnügen mit den Uebungen der Andacht zu verbinden. Sie wollten als Väter des ihnen untergebenen Volks angesehen werden, so wie sie dessen geistliche und weltliche Führer waren. Jede Stadt hatte ihre Schule, worinn im Lesen, Schreiben, Tanzen und der Musik Unterricht ertheilet ward. In den Höfen des dem Geistlichen jeder Stadt gehörigen Hauses befanden sich Werkstätte für Mahler, Bildhauer, Vergolder, Goldschmiede, Schlößer, Zimmerleute, Weber, Uhrmacher und für alle übrige Künstler und Handwerker, welche unter der Aufsicht des Gehülfen des Geistlichen zum Besten der ganzen Stadt arbeiteten. Wollte jemand heirathen, wendete er sich an den vorgesetzten Jesuiten, entdekte ihm seine Neigung, und nennte ihm die Person. Das Mägdgen ward hierauf befragt, und wenn sie nichts dawider einzuwenden hatte, so ward die Hochzeit sogleich vollzogen. Das junge Paar ward mit allen Nothwendigkeiten zu ihrer Einrichtung aus den öffentlichen Vorrathshäusern versehen, und bekam seine angewiesene Arbeit, wodurch es den empfangenen Vorschuß wieder ersetzen, und zum allgemeinen Unterhalt seiner selbst und anderer mitwirken mußte. Jede Stadt hatte auch ein Beaterio, in welches weibliche Personen von übelem Ruf gebracht wurden, und das auch verheiratheten Weibern, die keine Kinder hatten, in Abwesenheit ihrer Männer zum Aufenthalt dienete. Zum Unterhalt die-

dieses Hauses sowohl, als der Wittwen und Waysen und solcher Personen, welche aus Alter oder andern Ursachen unvermögend waren, sich ihren Unterhalt zu erwerben, waren zwey Tage in der Woche ausgesetzt, an welchen die Einwohner jedes Dorf ein gewisses Grundstük, welches das Gemeinfeld hieß, bauen und besäen mußten. Der Ueberschuß von dessen Ertrage ward zur Bekleidung und Verzierung der Kirche, und zur Kleidung für die Wittwen, Waysen, alten und unvermögenden Personen verwandt. Durch diese gute Einrichtung ward allem Mangel vorgebeuget, und der geringste von den Einwohnern mit allen Nothwendigkeiten hinlänglich versehen.

Die Mißionen unter den Guaranies befanden sich insgesamt unter einem einzigen Obern, welcher die helfenden Priester der Städte ernennete, so wie die Obern von dem Provinzialen des Ordens ernannt wurden. Seine Residenz war zu Kandelaria, welches in dem Mittelpunkt aller Mißionen liegt; allein er besuchte die übrigen Städte häufig, deren Anzahl bereits 1734 zwey und dreyßig betrug, welche vierzigtausend Familien enthalten sollten, um über deren Regierung zu wachen, und Anstalt zu machen, auch unter die wilden Indianer Väter zu senden, die sich ihre Liebe erwerben, und nach und nach an ihrer Bekehrung arbeiten könnten. In diesem wichtigen Geschäfte ward er von zwey Gehülfen unterstützt, deren einer zu Parana, der andere an dem Fluß Uraguay wohnete. Die Mißionen der Chiquitos, welche gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts das Christenthum annahmen, hatten ihren eignen Obern, unter welchem sieben Städte, die jede über sechstausend Einwohner hatten, standen.

Dennoch nahm die Volksmenge in Paraguay bey weitem nicht nach dem Maaße der Zahl der ersten Bekehrten, des erhaltenen Zuwachses und der Ruhe und des Ueberflußes, in welchem die Einwohner lebten, zu. Die eigentliche und wahre Ursache hievon, liegt theils in den öftern Einfällen der Portugiesen, und um ihnen wohnenden wilden Stämme, theils in der verderblichen Seuche der Kinderblattern, welche in Paraguay in kurzer Zeit viele tausende hingerissen, und von welcher kaum einer genesen ist, theils in andern Krankheiten, die Paraguay eigen sind, und aus den dikken und beständigen Nebeln bey einem schwühlen Himmel entstehen.

Die spanischen Jesuiten legten auch zwischen dem Amazonen-Fluß und dem Napo nahe an dem Zusammenfluß dieser beyden noch eine Mißion an. Jeder Mißionarius, welcher nur von einem Manne begleitet ward, nahm Aexte, Messer, Nadeln und anderes eisernes Geräth mit sich, und gieng in die dikſten Wälder. Hier brachten sie ganze Tage zu, indem sie auf die Bäume kletterten, und sich umsahen, ob sie nicht eine Hütte odet einen Rauch entdekten, oder den Klang einer Trummel oder Pfeife hören könnten. Wenn sie aus einigen dieser Zeichen versichert waren, daß sich einige Wilden in der Nähe befänden, so giengen sie auf dieselben zu. Die meisten von ihnen flohen, aber diejenigen, welche der Mißionar einholen konnte, ließen sich durch die ihnen gegebenen Geschenke leicht anlokken. Dieß war die ganze Beredsamkeit, welche in seinem Vermögen war, und alles was er thun konnte. Wenn er einige Familien zusammen gebracht hatte, so führete er sie an den Ort, welchen er zu einem Dorf bestimmt hatte; allein es kostete Mühe, sie zu bereden, ihre Wohnung hier aufzuschlagen, und an einem Orte zu bleiben, weil sie gewohnt

gewohnt waren, in der Irre herum zu wandern. Ihre bisherige wilde Unabhängigkeit und ihre unbezwingbare Abneigung von aller Arbeit bewog sie unaufhörlich wieder in ihre Wälder zu gehen, wo sie ihr Leben in Unthätigkeit zubrachten. Selbst diejenigen, welche durch Gewalt oder durch die väterliche Zärtlichkeit ihres Gesetzgebers zurük gehalten wurden, giengen während seiner Abwesenheit, wenn sie auch noch so kurz war, gewiß wieder aus einander, und sein Tod verursachte allemal einen völligen Umsturz der ganzen Kolonie. Allein die Standhaftigkeit der Jesuiten überwand endlich diese dem Schein nach unüberwindlichen Hinderniße. Ihre Mission, welche sich 1637 anfieng, erhielt nach und nach einen Grad von Festigkeit, und bestand vor Aufhebung des Ordens aus sechs und dreyßig Dörfern, von welchen sich zwölf an dem Napo, vier und zwanzig aber an dem Ufer des Maragnon oder Amazonenflusses befanden. Indessen war die Anzahl der Einwohner in diesen Dörfern sehr unbeträchtlich, und der innere Wachsthum der Kolonien aus vorhin angeführten Hindernißen sehr gering. Die Indianer dieser Gegend waren auch unter allen, welche die Jesuiten gesammelt haben, die unbiegsamsten und gefühllosesten. Jeder Mißionarius mußte selbst mit Hand anlegen, wenn sie den Kakao, die Vanille und Sassaparille, welche die Natur ihnen hier von selbst anbietet, auflesen sollten. Ihr ganzes Eigenthum bestand in einer Hütte, welche auf allen Seiten offen, und oben mit Palmblättern bedekt war, in wenigem Hausgeräth, in einer Lanze, einem Bogen und Pfeilen zur Jagd, in einigem Fischergeräthe, einem Zelte, einem Hangebette und einem Kahne. Es ist nicht möglich gewesen ihnen Begierden einzuflößen, welche sich über diese Artikel hinaus erstrekten. Sie waren mit dem, was sie besassen, so sehr zufrieden, daß sie nichts mehr wünschten.

Sie

Sie lebten ohne Sorgen und starben ohne Furcht. Das beschwerliche der Krankheit war ihnen empfindlicher als die damit verbundene Gefahr. Wurden sie zu einer Strafe verurtheilet, so knieten sie nieder, wenn es verlangt ward, sprachen ihr Gebet Wort für Wort nach, flatterten aber die ganze Zeit mit den Augen herum wie leichtsinnige Kinder, deren schwaches Alter von jeder Kleinigkeit zerstreuet wird. Man hat Exempel, daß als ein Priester einem Indianer deshalb, daß er um einer Trinkgesellschaft willen öfters von dem öffentlichen Gottesdienste weggeblieben, einige Streiche mit der Peitsche zuerkannte, und ihn nach denselben ermahnet hatte, nie wieder eine christliche Obliegenheit zu unterlaßen, dieser Gezüchtigte gleich nachher zu dem Geistlichen trat, und ihn ersuchte, daß er ihm eben so viel Streiche für den künftigen Sonntag zum voraus möchte geben laßen, indem er einer Gesellschaft versprochen habe, mit ihr zu trinken, und also nicht kommen könnte.

Die portugiesischen Karmeliter legten sechs oder sieben Tagereisen von der letzten spanischen Niederlassung eine Kolonie von sechs Dörfern an. Diese liegen insgesamt auf der südlichen Seite des Amazonenflußes, wo der Boden höher ist, daher er nicht so leicht überströmet wird und folglich gesunder ist, als auf der Nordseite. Diese Mißionen machen in einer Entfernung von 500 Stunden von der See einen angenehmen und sonderbaren Anblik. Man sieht artig gebaute Häuser und Kirchen, reinlich gekleidete Amerikaner, und alle Arten des europäischen Hausgeräthes.

Der Vorwurf, den man mit Recht den Jesuiten in Paraguay machte, war, daß sie nach einer unumschränkten Herschaft gestrebet hätten. In dieser Absicht wendeten sie so ausserordentliche Sorgfalt an, alle Gemeinschaft ihrer Unter-

thanen

thanen mit den Spaniern zu hindern, und flößten ihnen einen so heftigen Abscheu vor allen Fremden überhaupt ein. Diese Staatskunst rührete zuverläßig von einer eigennützigen Eifersucht her. Man befürchtete in Spanien daher, daß diese geistliche Republik sich einmal unterstehen möchte, die Gewalt zu stürzen, unter deren Schutz sie entstanden war. Zwar räumten die Jesuiten, als sie von dem spanischen Hofe vertrieben wurden, dies Reich, das sie so leicht durch ihre ihnen so ergebene und noch nicht durch Ueppigkeit verderbte Unterthanen hätten vertheidigen können, mit Bereitwilligkeit. Indessen müßen wir unser Urtheil über ihre Absichten so lange zurük halten, bis das künftige Betragen der Einwohner in Paraguay entweder für oder wider die Jesuiten zeugen wird. Wenn sich diese Indianer völlig der Tyranney Spaniens unterwerfen, welches weder ein Recht über sie hat, noch die nöthige Macht besitzt, sie zu bezwingen, so kann man mit Recht glauben, daß die Jesuiten mehr Fleiß angewandt, ihnen den Gehorsam einzuprägen, als ihnen richtige Begriffe von der natürlichen Billigkeit beyzubringen, welche ihnen schon vorher nicht ganz fremde war. Man kann alsdenn sicher seyn, daß diese Väter, ob sie jene gleich glüklicher gemacht, als sie in dem Stande der Natur waren, sich noch immer die Gewalt vorbehalten haben, sie künftig einmal zu dem Werkzeuge ihres willkürlichen Vorhabens zu machen. Wenn aber die Einwohner von Paraguay da sie gesittet und bewafnet sind, die raubsüchtigen Unterdrükker ihres Landes zurük treiben, und Amerika für alles von den Spaniern vergossene Blut rächen, so wird man gestehen müßen, daß die Jesuiten mit uneigennütziger Tugend für das Beste des menschlichen Geschlechts gearbeitet haben.

Tr**.

Nachricht an die Gelehrten von Joh. Heinr. Lamberts hinterlaßenen Schriften.

Nach dem frühzeitigen Hintritt des großen Lamberts untersuchte der uns auch zu bald entrißene und unvergeßliche Sulzer, dessen hinterlaßene zahlreiche Handschriften, und fand darunter so viel merkwürdiges und wichtiges, daß er der Akademie der Wissenschaften den Ankauf derselben anrieth, es kam zu Stande, vermittelst einer beträchtlichen Summe die den Erben dafür ausgezahlt wurde. Darauf war aber die Frage, wer den ganzen Vorrath in eine schikliche Ordnung bringen und welcher gemeinnützige Gebrauch hiernächst davon gemacht werden sollte? man ward nun bald überzeugt, daß selbst nur für das erstere, viel und mühseelige Arbeit würde erfordert werden, und diese so reichhaltige Handschriften leicht dürften in einiger Unordnung oder zum wenigsten in der Dunkelheit bleiben, wenn sie nicht jemand in die Hände kämen, der freywillig und unabhängig damit schalten und walten könnte. Man entschloß sich daher lieber, als diesen Fall sich ereignen zu sehen, der Ehre des Besitzes dieses gelehrten Schatzes wiederum zu entsagen, und mir, wenn ich mich mit demselben befassen, und einen für das gelehrte Publikum nützlichen Gebrauch davon machen wollte, denselben unter annehmlichen Bedingungen zu überlaßen: — und so, um kurz zu seyn, bin ich der Eigenthümer dieser Handschriften geworden. Seit der Zeit habe ich, in der Hofnung wirklich einigen Dank bey den Gelehrten zu verdienen, manche Stunden, ja öfters ganze Tage angewandt, mich mit diesen Manuscripten bekannter zu machen, sie nach den mannigfaltigen Materien in Ord-

nung

nung zu bringen und mich in Stand zu setzen, die Absicht der Königl. Akademie, daß das erheblichste davon sollte an das Licht gestellt werden, zu erfüllen. Nach dieser vorläufigen Arbeit, kann ich endlich den Gelehrten zu folgenden Schriften, unter welche sicher nichts wird aufgenommen werden, das weder ihrer Aufmerksamkeit noch Lamberts Ruhm unwürdig wäre, Hofnung machen.

1) Ein Monatbuch oder eine Art Tagebuch, in welches Lambert vom Jahr 1752 an, bis an sein Ende, von Monat zu Monat, nur kurz aufzuzeichnen pflegete, mit welchen gelehrten Arbeiten und Untersuchungen er sich den ganzen Monat hindurch beschäftiget hatte. Dieses Buch erfordert aber wegen des nothwendigen Commentars, wobey Lamberts sämmtliche gedrukte und ungedrukte Schriften zu Rathe zu ziehen, sehr viel Zeit und kann nicht unter die ersten Bände kommen, wird aber seiner Zeit sehr merkwürdig und lehrreich befunden werden.

2) Lamberts Briefwechsel mit unzähligen zum Theil sehr berühmten Gelehrten: Philosophen, Mathematiker, Physiker, Astronomen, Litteratoren &c. Wobey wohl anzumerken, daß Lambert von allen seinen Briefen, (nur sehr wenige, vielleicht kaum den 100ten Theil ausgenommen) Abschriften behielt, und seine Meynung augenscheinlich gewesen, daß einst sein Briefwechsel, entweder noch bey seinem Leben, oder doch nach seinem Tode, sollte das Licht sehen: allerdings verdient es dieser Briefwechsel im höchsten Grade, und wird unter andern sehr viel beytragen, Lamberts Werke, die dadurch in vielen Stellen erläutert, bisweilen verbessert werden, mit größerem Nutzen zu lesen. — Es wäre mir nicht mög=

möglich bey einem jeden von Lamberts noch lebenden Correspondenten auzufragen, ob er auch zugebe, daß seine Briefe gedrukt werden? ich thue es hiermit öffentlich und versichere sie zugleich, daß sie um so weniger Bedenken tragen sollen, mir diese Erlaubniß, entweder schriftlich oder tacite durch ihr Stillschweigen, zu gewähren, da ich alles, was irgend jemand nachtheilig seyn könnte, wie auch alle Komplimente u. d. g. weglaßen werde. Was die Anordnung dieses Briefwechsels betrift, so ersuche ich die Liebhaber, sie auf meine Willkühr und eigene Ordnungsliebe ankommen zu laßen: der Raum gestattet nicht, mich hier ausführlicher darüber zu erklären, ich will nur so viel sagen: a) der deutsche Briefwechsel wird von dem Französischen und Italienischen abgesondert werden, b) wichtige und mehr oder weniger lange Briefwechsel, werden beysammen bleiben, c) Briefwechsel die von kurzer Dauer gewesen und aus wenigen Briefen bestehen, werden alle in chronologischer Ordnung vermischt auf einander folgen. — d) Endlich so wird der vollständige Briefwechsel wohl etliche Bände betragen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

41ste Woche.

Beschreibung des großen Wasserfalls im Fluße Niagara in Kanada; aus einem Briefe des Herrn Kalm, an seinen Freund in Philadelphia.

Mit einem Kupfer.

Nach einer beschwerlichen Reise, erst zu Pferde durch das Land der sechs indianischen Nationen bis nach Oswego, und von da an in einem Fahrzeuge über den See Ontario, kam ich den 12ten Aug. 1750 Abends in die Festung Niagara. Die darinn befindlichen Franzosen sahen mich bey meiner Ankunft ziemlich scheel an; denn sie glaubten, ich wäre ein englischer Officier, und käme unter dem Vorwande, den Wasserfall des Niagara zu sehen, in einer andern Absicht dahin. Sobald ich ihnen aber meinen Passeport zeigte, änderten sie ihre Aufführung und empfingen mich mit der größten Höflichkeit. Der Wasserfall des Niagara liegt sechs französische Meilen von der Festung dieses Namens. Erst geht man drey Meilen zu Lande auf der Strasse. Weil es schon spät war, da ich in die Festung kam, so konnte ich denselben Tag noch nicht zu dem Wasserfall gehen; ich machte mich aber fertig, es den Morgen darauf zu thun. Der Kommandant hatte zwey Officieren von der Festung Befehl gegeben, mit mir zu gehen, und mir alles zu zeigen. Ueberdieses hatte er auch durch sie einen Befehl an den Herrn Joncaire geschikt, welcher sich zehn Jahre an dieser Strasse aufgehalten hatte,

und alles Merkwürdige von diesem Wasserfall besser, als sonst irgend jemand wußte, welcher dahin gieng, daß er mit mir gehen, und alles zeigen und sagen sollte; was er wüßte. Ein wenig vor der Strasse ward das Wasser des Niagara so schnell, daß vier Menschen in einem leichten birkenen Kahn viel Mühe hatten, weiter zu kommen. Die Kähne können bis auf eine halbe Meile über den Anfang der Strasse kommen, ob sie gleich gegen ein höchst schnelles Wasser rudern müssen. Aber weiter hin, ist es ganz unmöglich zu Wasser zu kommen; denn der ganze Fluß besteht in einer Weite von 2¼ Meilen von dem grossen Wasserfall an aus einer Reihe von lauter kleinen Wasserfällen, immer einer unter dem andern, worinn das größte Fahrzeug augenbliklich umgestürzet werden würde. Wir setzten also unsern Weg zu Fusse fort, und giengen auf der Strasse, wo wir, außer dem hohen und jähen Ufer des Flußes, zwey große Hügel, wovon der eine über dem andern liegt, zu übersteigen hatten. Ich befand aber diesen Wasserfall also:

Der Fluß, oder vielmehr die Meerenge, läuft hier von Südsüdost nach Nordnordost, und der Fels, welcher den grossen Wasserfall verursacht, gehet quer durch den Fluß, aber nicht in gerader Linie, sondern er hat fast die Figur eines halben Zirkels oder eines Hufeisens. Jenseit des Wasserfalls liegt mitten im Flusse eine Insel, deren Lage auch von Südsüdost nach Nordnordost geht, so daß sie mit den Ufern des Flußes parallel läuft. Ihre Länge beträgt ohngefähr 7 — 8 französische Akkerlängen. (Eine Akkerlänge, arpent, ist 120 Schuh.) Das untere Ende dieser Insel, ist gerade vor dem perpendikulären äußersten Ende des Falls. Zu beyden Seiten dieser Insel läuft alles das Wasser aus den kanadensischen Laken, nemlich aus den obern Laken, aus dem Misohigan, Huron und Erie, welche, wie Sie wissen, eher kleine Seen,

als

als Laken, genennet zu werden verdienen, und worinn sich viele große Flüße ergießen. Das Wasser aus diesen Seen nun kömmt größtentheils zu dem Niagarafall. Ehe es zu dieser Insel kömmt, läuft es ganz langsam, in Vergleichung mit seiner Geschwindigkeit nahe bey der Insel, wo es das schnellste Wasser in der Welt wird und mit einer erstaunlichen Schnelligkeit fortläuft, ehe es an den Fall kommt. Es ist ganz weiß, und an vielen Orten springt es hoch in die Höhe. Die größten und stärksten Fahrzeuge würden hier in einem Augenblikke umgestürzet werden. Das Wasser, welches an der Westseite der Insel herabläuft, ist häufiger, weißer und schießt schneller, als ein Pfeil. Wenn man bey dem Wasserfall ist und sieht auf den Fluß hinan, so wird man gewahr, daß er jenseit des Falls überall sehr abschüssig ist, beynahe, wie die Seite eines Hügels. Wenn alles dieses Wasser zu dem Fall selbst kömmt, so stürzt es sich senkrecht herunter. Bey diesem Anblik stehen einem die Haare zu Berge! Ich kann es nicht mit Worten ausdrükken, was für ein entsetzliches Schauspiel das ist! Man kann es, ohne ganz erschrokken zu seyn, nicht ansehen, wie so eine große Menge Wasser von einer so erstaunlichen Höhe gerade herunterstürzt. Sie werden ohne Zweifel die Höhe dieses großen Wasserfalls wissen wollen. Der P. Hennepin giebt sie, wie Sie wissen, 600 Fuß senkrecht an: aber er hat sich wenig Glaubwürdigkeit in Kanada erworben. Seit des P. Hennepins Zeit, ist dieser Wasserfall in allen Nachrichten immer kleiner und kleiner geworden, und diejenigen, welche ihn mathematisch gemessen, haben den perpendikulären Fall des Wassers vollkommen 137 Fuß befunden. Herr Morandrier, königlicher französischer Ingenieur in Kanada, sagte mir, und gab mir es auch schriftlich, daß seine Höhe gerade 137 Fuß be-

 trü-

trüge; und alle die französischen Herren, welche mit mir bey diesem Wasserfall waren, stimmten mit ihm überein. Es ist wahr, diejenigen, die es versucht haben, ihn mit einem Seile zu messen, haben ihn zuweilen 140, zuweilen 150 und mehr Schuh befunden: aber das macht, weil, da das Wasser das Seil fortreißt, die Höhe nicht mit Gewißheit kann gemessen werden. Wenn das Wasser bis an den Fuß des Felsens gekommen ist, so prallt es wieder hoch in die Luft zurük. An andern Orten ist es so weiß, wie Milch oder Schnee, und zwar durchgängig in einer siedenden Bewegung. Sie werden sich erinnern, wie weit Hennepin sagt, daß man das Geräusch des Wasserfalls hören könne. Alle Personen, welche bey mir waren, sagten, daß die größte Entfernung, in welcher man ihn, und das nur auch sehr selten hören könne, 15 Meilen wäre. Wenn die Luft ganz still ist, so kann man es in der Festung Niagara, 6 Meilen davon, vernehmen. Ausserdem hört man es selten, weil, wenn der Wind weht, die Wellen des Sees Ontario, indem sie an das Ufer anschlagen, ein allzugroßes Geräusch machen. Sie sagten mir, daß, wenn sie auf der Festung das Geräusch stärker, als sonst, hörten, sie gewiß wüßten, daß ein Nordostwind darauf folgen werde, welches auch niemals fehle. Dieses scheinet wunderbar zu seyn, weil, da der Fall südwestwärts von der Festung liegt, man vielmehr vermuthen sollte, daß er ein Zeichen eines entgegengesetzten Windes seyn müße.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Noch

Noch etwas von der Stadt Strasburg.

Beschluß.

Es ist ganz von Stein aufgeführt, und besteht aus einem Hauptgebäude und zwey Flügeln und einigen Nebengebäuden, worinn die Bekkerey, Brunnen u. d. gl. sich befinden.

Es hat zwey Stokwerke ohne den Retz de chaussée, und steht auf allen Seiten frey. Vor dem Hause ist ein doppelter geräumiger Hof, und hinter demselben ein Garten.

Dieses Gebäude soll mit dem Hausgeräthe 200000 Livres gekostet haben. Wie ich es sahe, war es mit etwa 280 Personen besetzt.

Die Anzahl der Kinder erstrekte sich zwar auf 482: aber 213 davon waren noch in Kost in der Stadt, und wird für jedes, das unter 3 Jahren ist, 96 Livres und für die von 3 bis 7, 64 Livres des Jahrs bezahlt. Einige zwanzig waren in der Lehre bey Handwerksmeistern, oder in Diensten, und nur 243 waren im Hause.

Alle Arbeit wird im Hause durch 21 graue Schwestern versehen, die auch so gar die Apotheke und Arzeneyen unter ihrer Aufsicht haben. Zwo von ihnen gehen täglich die Kinder, die in der Kost sind, zu besuchen, und sind achtsam auf ihre Versorgung. Ungeachtet dieser Aufsicht, sollen doch zwey Drittheil der Kinder unter 7 Jahren weg sterben.

Die Nahrung der Kinder ist gesund. Sie bekommen viermal des Tages zu essen, und außer den Fasttagen jedem Mittag Fleisch: aber keinen Wein, sondern Wasser.

Sie beschäftigen sich mit Strikken, Nähen, Spinnen und Bandmachen. Es werden jährlich etwa 6 Centner Hanf im Hause gesponnen, man muß aber über das noch, für ungefähr 2000 Livres, Leinwand kaufen, weil jenes nicht hinreicht.

Kein Weber ist im Hause, aber ein Schneider. Alles Tuch wird aus einer Strasburger Fabrike genommen. Knaben und Mädchen sind blau gekleidet.

Die Betten sind sehr gut. Die kleinern Kinder schlafen jedes besonders; die größern aber zwey und zwey. Die Mädchen bewohnen den linken und die Knaben den rechten Flügel des Gebäudes. In der Mitte ist eine artige Kirche.

Für Reinlichkeit wird sehr gesorgt. Die Laken in den Betten sind sehr weiß. Alle Sonntage bekommen die Kinder weiße Wäsche, die Fenster stehen immer in den Schlafkammern offen, um gesunde Luft ein zu laßen; deswegen ist auch nirgend ein Geruch. In jedem Flügel steht unten ein grosses hölzernes Gefäß, mit zehn Hahnen und darunter zehn Züber, um durch diese Anstalt die Kinder anzuhalten, oft ihre Hände zu waschen.

Die Kosten des Unterhalts dieses Hauses werden auf jedes Kind 100 Livres des Jahrs gerechnet; in dieser Summe ist aber alles begriffen, der Unterhalt der Soeurs grises, und die 300 Livres Douceur für sie, die Reparationen u. s. f. also zu 500 Kindern die Summe von 50000 Livres.

Die

Die Arbeitsstunden sind durch Unterrichts- und Spielstunden unterbrochen. Ein Schulmeister giebt Morgens und Nachmittags in der katholischen Religion Unterricht; bey den Mädchen thun das die Schwestern, und lehren sie lesen, schreiben, rechnen und andere weibliche Arbeiten.

Jeden Montag werden sie spatzieren geführt, vor das nahe gelegene Thor, um freye Luft zu athmen und sich Bewegung zu machen.

Jedem Nachmittag kömmt ein Soldat, der die Jungen im Exerciren übt, welches für einige Vorbereitung zu ihrem künftigen Stande ist.

Diese große Anstalt besteht ohne Fond. Sie hat kaum 1200 Livrers gewisser Einkünfte: alles übrige wird aus dem Allmosen oder der Stadtsekel bestritten. Die Baukosten des neuen Gebäudes werden aus einer Lotterie nach und nach abgezahlt.

Jedes gefundne Kind, dessen Mutter oder Vater unbekannt ist, wird unentgeltlich aufgenommen. Jedes andere muß, wenn es in Strasburg das Tageslicht erblikt hat, 300 Livres und außerhalb derselben 400 Livres beym Eintritt bezahlen. Alle müßen in der römischkatolischen Religion erzogen werden.

Zufolge einer königlichen Verordnung sind die Handwerker gezwungen, sie unter sich aufzunehmen. Es geschieht aber bisweilen, daß diese Kinder von den Meistern weglaufen, weil sie es nicht so gut bey ihnen haben können, als sie es in dem Findelhaus gewohnt waren.

Um sie zur Arbeit zu ermuntern, sind sie in drey Klassen abgetheilt und wird den ersten in jeder Klasse ein Kreuz an einem gelben, grünen oder rothen Band zum Lohn des Wohlverhaltens angehängt. Dieser ist nun bey allen Ceremonien der erste, bekömmt auch des Sonntags ein Gläschen Wein. Eine Belohnung, die nicht wohl überdacht ist. Denn ein Glas Wein als eine Belohnung geben, die einen großen Werth haben soll, und so das Kind auf Essen und Trinken, als auf ein zu wünschendes und zu begehrendes Gut, aufmerksam machen, heißt es an Lekkereyen gewöhnen und es mehr strafen als belohnen.

Da der Mensch wegen seiner thierischen Natur ohnedies geneigt ist, den leiblichen Bedürfnißen einen großen Werth beyzulegen, und sie als das höchste Gut zu betrachten; da er durch so viele Beyspiele, insonderheit unter der niedrigsten Klässe von Menschen, dazu eingeladen und aufgemuntert wird; so sollte billig die erste Erziehung durch kluge Anstalten schlimmen Folgen zuvorkommen, und den Eindruk böser Exempel vermindern und unschädlich machen. Das kann aber am besten dadurch bewirkt werden, daß man alle Aufmerksamkeit der Kinder vom Essen und Trinken wegzieht, sie nie Belohnung und Strafe, sondern nur nothwendige Befriedigung körperlicher Bedürfniße darinn finden läßt, nie Lekkerbissen, oder feine kostbare Gerichte vor ihnen lobt und eine Glükseligkeit in ihren Genuß sezt.

Auch ist bey solchen Anstalten ein anderer gewöhnlicher Fehler, daß man solche Kinder, die bestimmt sind ihr Leben auf die mühseligste Art zu verdienen, zu gut hält, verzärtelt, und an eine Lebensart gewöhnt, davon sie sich nicht bald ge-

nung

nung entwöhnen können, und meist erst nachdem sie durch das Elend dazu gezwungen werden. Die Vorsteher solcher Anstalten sind ordentlicher weise aus einem Stande, der von dem Stande solcher Kinder zu weit absteht, als daß ihr wohlthätiges Herz sie nicht verleiten sollte, die Sorgfalt zu übertreiben, und die Bedürfniße solcher Menschen, nach den ihrigen abzuwägen.

* * *

Jeder von diesen Stiftungen sind einige Personen des beständigen Regiments zu Auffsehern oder Pflegern vorgesetzt, die auch für ihre Mühe bald mehr, bald weniger davon ziehen.

Einige andere Stiftungen helfen entweder durch Beyträge an Geld oder Brod, oder haben besondere bestimmte Gegenstände, auf welche sie verwendet werden. So finde ich in der gedrukten Regimentsverfassung der Stadt Strasburg viele Legaten und Stipendien, für einheimische sowohl als fremde Studirende; für Schüler, die in das Gymnasium gehen, und auch andere einheimische, die Artium Magistri werden wollen; für Handwerkslehrjungen, denen es am nothwendigen fehlt. Ein anderes Legat ist für kunstbegierige Handwerker; zwey Legaten für arme Bürgerstöchter, die sich verheyrathen wollen, wovon das eine ausschließlich für solche ist, die sich an Handwerksgesellen verheyrathen. Auch die Pfarrerswittwen sind nicht vergessen. Weil aber das Legat in Vergleichung mit der Anzahl derselben zu gering ist; so haben die Mitglieder des Kirchenkonvents eine Wittwenkasse angelegt, die Pfarrerswittwen, die wegen der geringen Einkünften der Pfarreyen oft der Gefahr des Mangels ausgesetzt sind, vor der Dürftigkeit zu schützen.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß der Stadtmagistrat sehr väterlich einige Artikel der Konsummation, die dem gemeinen Mann am meisten angehen, von allen Abgaben befreyt hat, als: z. B. die Wellen oder gebundne Reiser, und die Lohkäse, welche die gewöhnliche Feuerung der Armen ausmachen. Ueber dies wird jedem Winter bey strenger Kälte theils vom Magistrat, theils von dem Kirchenholz oder Wellen an die Armen ausgetheilt.

Das sind nun freylich viele nützliche wohlthätige Anstalten, gegen das drükkende Leiden der Menschheit; und doch scheinen sie nicht ganz hinreichend zu seyn, allen Mangel abzuhelfen.

Wie viel einfacher war doch die mosaische Gesetzgebung. Alles wurde so weislich eingerichtet, daß Moses den Israeliten befehlen konnte: Es sey unter euch kein Dürftiger, kein Bettler.

* * *

Von einer Gesellschaft muß ich noch sprechen, die sich durch Wohlthaten sehr vortheilhaft ausgezeichnet hat.

Sie nennt sich die philantropische Gesellschaft; sie existirt erst seit etwa zehn Jahren, hat sich aber so sehr ausgebreitet und bekannt gemacht, daß man sie für sehr alt halten möchte. Wohlthun ist ihr Zwek. Sie sucht ihn, nicht, wie die Akademien, allein durch gelehrte Ausarbeitungen und Spekulationen oder wie Allmosen und Hospitalanstalten durch oft übelverstandne, und schlechtverwaltete Beyträge und Hülfsleistungen zu erhalten. Sie vereiniget beyde Mittel.

tel. Sie will den Menschen aufklären, und zugleich seine geistige und körperliche Bedürfniße befriedigen.

Ihre Hauptbeschäftigung, ist gleichwohl Landbau und die Erziehung.

Sie läßt von Zeit zu Zeit einen Band von den Arbeiten ihrer Mitglieder drukken, um ihre Kenntniße gemeinnütziger zu machen. Der erste ist dem Könige von Schweden gewidmet und der zweyte ist wirklich unter der Presse.

In diesem Augenblikke beschäftigt sie sich mit Verbesserungen der Anstalten: Ersäufte und Erstikte wieder zum Leben zu bringen.

In Nancy hat die Gesellschaft ein Haus für die unheilbare Kranken gestiftet, die in allen wohlthätigen Anstalten dieser Stadt, welche dem großen Stanislaus so viel zu danken haben, waren vergessen worden.

In Strasburg hat sie auf ihre Kosten, unter Begünstigung des Magistrats, die Lehrart und Erziehung in dem grossen Waisenhause verbessert, und sie den beyden berühmten deßauischen Lehrern Schweighäuser und Simon übergeben, die allgemeinen Beyfall einernten.

Sie ist insonderheit aufmerksam von allen nützlichen Maschienen, die irgend wo erfunden und gebraucht werden, als bald Modelle machen zu laßen, und bey den Einwohnern einzuführen, So hat sie aus Italien die Stuva des Fränkins verbessert, eine Maschiene zur Heilung aller Brüche; aus

der

der Schweitz einen Ofen, der die Ausdünstungen für die Vergulder unschädlich macht; aus Deutschland eine neue Maschiene die Aepfel und Birnen zum Apfel- und Birnenwein zu zerquetschen u. s. f. erhalten.

Sie kann ihren Zwek mit desto mehr Nutzen erreichen, da diese Gesellschaft fast in ganz Europa Mitglieder und Korrespondenten hat, die sie von allen Erfindungen und Anstalten, zum Besten der Menschheit, benachrichtigen.

Nachricht.

Nachricht von Joh. Heinr. Lamberts hinterlaßenen Schriften.

Beschluß.

3) Noch sind vorhanden ausgearbeitete Materialien zu einigen Bänden philosophische und philologischer Abhandlungen.

4) Schlüßlich: vermischte Abhandlungen zu den mathematischen und physikalischen Wissenschaften gehörig; die etwa 2 Bände ausmachen werden und als eine Fortsetzung der bekannten in 3 Theilen erschienenen Beyträge, anzusehen sind.

Das Format wird ziemlich großes Octavo seyn; der Druk wie bey dem Organon und der Architektonik; jeder Band gegen 1½ Alphabeth stark; nebst den bey einigen erforderlichen Kupferstichen.

Um nun diese wichtige Sammlung für einen so leidlichen Preis als möglich seyn wird, den Verehrern von Lamberts Verdiensten in die Hände zu liefern, und auch mich selbst vor großer Einbusse zu dekken, nachdem ich bereits, ohne meine Mühe in Anschlag zu bringen, ein ansehnliches auf die Sache verwendet habe, muß ich den Entschluß faßen eine Subscription zu eröfnen; welches mir, ob ich gleich schon ein anderes Unternehmen dieser Art im Gange habe, niemand verargen wird, dem bekannt ist, wie es mit dem heutigen Geschmak stehet und der einsehen will, daß schwerlich eine andere Triebfeder als Ehre und eigener Unterricht, bey dem, von welchem jetzt die Rede ist, statt finden kann.

Der Band der zuerst und zwar schon zu Ende des Decembers d. J. die Presse verlaßen wird, ist einer der wichtigsten des Briefwechsels, und enthält vornehmlich Lamberts

Kor-

Korrespondenz mit Hrn. von Holland. Sodann kommen die zween unter No. 3 angezeigten Bände, die philosophische und philologische Abhandlungen, zum Druk, und diese können zur Ostermesse 1782 fertig werden.

Jeder Band wird beym Empfang desselben mit 1 Rthlr. Konvent. Geld bezahlet. Wer aber Zutrauen zu mir hat, und eine etwas grössere Summe ohne Unbequemlichkeit auf einmal missen kann, thut mir einen Gefallen und erspart sich und mir einige Mühe und Nebenkosten, wenn er zugleich mit der Subscription oder wenigstens nach Empfang des 1ten Bandes für drey Bände zugleich bezahlt, auf welchen Fall ich mich mit 1 Spec. Dukaten begnüge. Brief und Geld aber bitte ich mir franko aus.

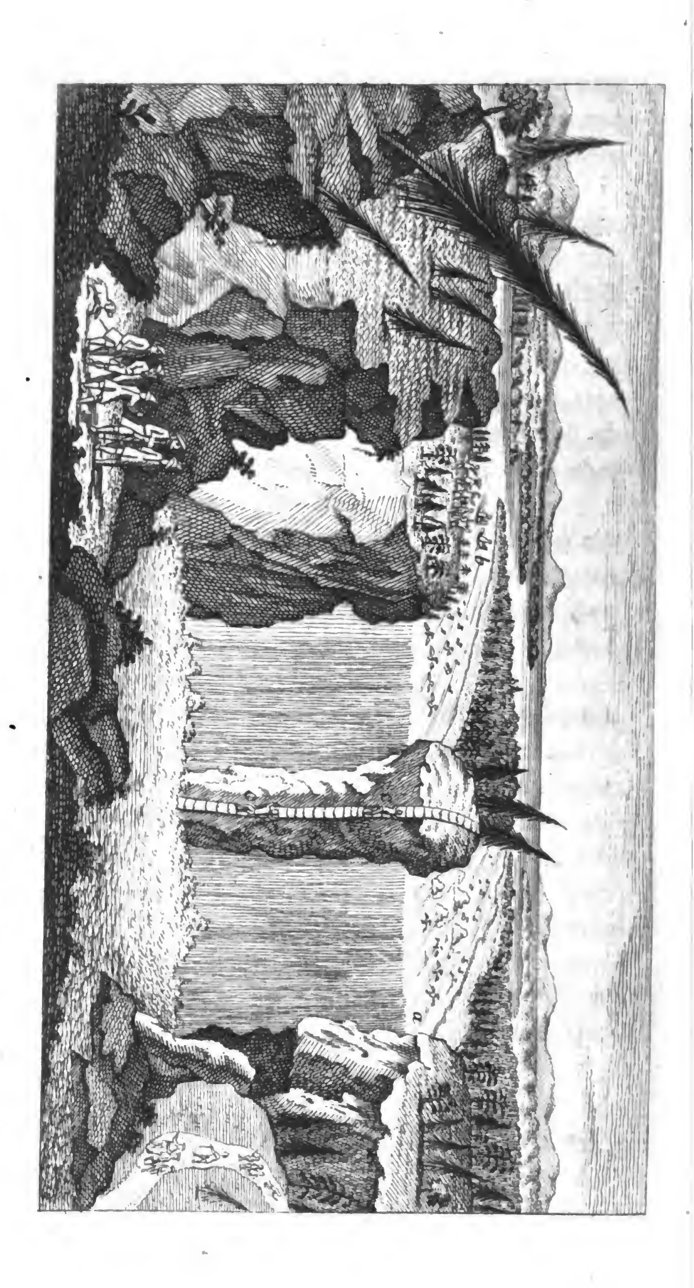
Subscribiren kann man bey mir in Berlin, oder an anderen Orten bey den Freunden, welche die Mühe übernehmen wollen Kollekteurs zu seyn: besonders bey solchen, die es schon für meine Sammlung kurzer Reisebeschreibungen sind; wie auch in den vornehmsten Buchhandlungen.

Wer 10 Exemplare eines einzelnen Bandes nimmt, bezahlt nur 3 Dukaten dafür, und wer 7 Exemplare der drey ersten Bände: (nämlich Briefwechsel Iter Band, philos. und philolog. Abhandl. I und IIter Band) bestellt und voraus bezahlt, hat nur 6 Dukaten zu entrichten. Den Herren Buchhändlern in Berlin, wird in Ansehung ihres Gewerbs und daß sie keine Mühe des Transportes wegen verursachen, eine billige Provision accordiret werden, wenn sie schon nur 1 oder wenige Exemplar auf Einmal nehmen. — Kredit aber kann, um alle Weitläuftigkeit und Verdrießlichkeit zu vermeiden, keinem gestattet werden. Berlin, den 8ten Octob. 1781.

Joh. Bernoulli.

Ord. Mitgl. d. K. Akad. der Wissensch.





Allerneueste Mannigfaltigkeiten

42ste Woche.

Beschreibung des großen Wasserfalls im Fluße Niagara in Kanada; aus einem Briefe des Herrn **Kalm**, an seinen Freund in Philadelphia.

Beschluß.

Ferner sagte man mir, daß dieser Wasserfall zuweilen ein weit größeres Geräusch mache, als zu andern Zeiten, und dieses wird für ein gewisses Zeichen eines bevorstehenden schlechten Wetters oder Regens gehalten. Die dortigen Indianer hielten es allemal dafür. Als ich da war, machte er nicht ein ausserordentlich großes Geräusch. Hart an dem Fall konnten wir einander wohl verstehen, ohne viel lauter zu reden, als man gewöhnlich spricht. Ich weiß nicht, wie andere hier ein so großes Geräusch gefunden haben; vielleicht ist dieses zu gewissen Zeiten, wie ich oben gemeldet, gewesen. Von dem Ort, wo das Wasser fällt, steigt eine große Menge Dünste in die Höhe, wie der größte und dichteste Rauch, obgleich zuweilen mehr, zuweilen weiniger. Diese Dünste steigen bey stillem Wetter in die Luft, werden aber von heftigem Winde zerstreuet. Wenn man nahe zu diesem Dunst oder Nebel geht, oder wenn ihn der Wind einem entgegen wehet, so ist er so durchdringend, daß man in wenig Minuten so naß ist, als wenn man unter Wasser gewesen wäre. Zwey junge Franzosen giengen hinunter, seitwärts an dem untersten Ende des Wasserfalls, mir einige Pflanzen, Steine und Muscheln

von allen den verschiedenen Arten, welche sie daselbst finden würden, zu holen. Sie kamen in wenig Minuten ganz durchnäßet zurük. Sie mußten sich ganz nakkend ausziehen und ihre Kleider an die Sonne hängen. Wenn man auf der andern oder östlichen Seite des Sees Ontario, sehr viel Meilen weit von dem Fall ist; so sieht man an jedem hellen und stillen Morgen die Dünste des Wasserfalls in die Luft steigen. Man sollte denken, alle Wälder da herum wären von den Indianern angezündet worden, so groß ist dieser scheinbare Rauch. Auf eben diese Art sieht man es auf der Westseite des Sees Erie, sehr viele Meilen davon. Einige Franzosen sagten mir: daß, wenn Vögel in diesen Nebel oder Dunst des Wasserfalls flögen, sie herunterfielen, und im Wasser umkämen; entweder, weil ihre Flügel naß würden, oder weil das Geräusch des Falls sie betäube, daß sie in der Finsterniß nicht wüsten, wohin. Andere aber meynten, daß selten, oder niemals ein Vogel auf diese Art umkäme, weil, worinne sie alle übereinstimmeten, unter der großen Menge Vögel, welche todt unten an den Wasserfall gefunden werden, nur solche wären, welche beständig im Wasser schwimmen, als Schwane, Gänse, Enten, Wasserhühner, Taucher, und dergleichen: und oft hat man große Heerden von dergleichen Vögel auf folgende Art umkommen gesehen. Sie schwimmen in dem Fluße jenseits des Falls, wo sie das Wasser immer weiter mit sich herunter führt, und wie die Wasservögel gemeiniglich ein großes Vergnügen daran haben, mit dem Strom fortgeführet zu werden, so genießen sie dieses Vergnügen so lange, bis die Geschwindigkeit des Wassers so groß wird, daß es ihnen nicht mehr möglich ist, zurük zu schwimmen, sondern von dem Wasser mit in den Abgrund herunter gerissen werden, wo sie umkommen. Man hat angemerket, daß sie, wenn sie nahe

zum

zum Fall kommen, sich mit aller Macht bemühen, davon zu fliegen: aber umsonst. Im September und Oktober findet man so eine große Menge todter Wasservögel alle Morgen unten bey dem Wasserfall an dem Ufer, daß die Besatzung der Festung lange Zeit hauptsächlich davon lebt: außer den Vögeln auch unterschiedne Arten todte Fische; auch Hirsche, Bäre und andre Thiere, welche jenseit des Wasserfalls durch das Wasser gewollt haben. Die größern Thiere findet man meistens zerstükt. Gleich unten, ein wenig vor dem Wasserfall ist das Wasser nicht schnell, sondern läuft in Zirkeln und Wirbeln, wie das siedende Wasser in einem Topf, welches niemals die Indianer hindert, in kleinen Kähnen dahin zu gehen, um zu fischen: aber ein wenig weiter vor- und niederwärts fangen sich die kleinen Wasserfälle an.

Vor diesem hielt man es für unmöglich, daß ein lebendiger Mensch zu dieser Insel, welche in der Mitte des Wasserfalls ist, kommen könnte: aber ein Zufall, welcher sich vor 12 Jahren ungefehr begab, zeigte es anders. Die Begebenheit ist folgende. Zwey Indianer von den sechs Nationen giengen von der Festung Niagara aus, auf einer Insel, welche mitten in dem Fluß oder der Meerenge, jenseit des großen Falls liegt, und auf welcher sich eine große Menge Hirsche aufhält, auf die Jagd. Sie nahmen etwas Franzbranntewein mit, wovon sie unterweges etliche mal trunken. Als sie in ihrem Kahn waren, trunken sie noch ein wenig und fuhren also auf den Fluß gegen die Insel zu, wo sie jagen wollten. Es fieng sie aber an zu schläfern, und sie legten sich in den Kahn nieder, welcher nunmehr dem Strom überlassen war, mit ihm zurück trieb und immer weiter und weiter und endlich nahe an die Insel kam, welche mitten in dem Wasserfall ist. Hier

wachte einer von dem Geräusch des Wasserfalls auf, und schrie dem andern zu, sie wären verlohren! sie suchten dennoch, ob es möglich wäre, das Leben zu erhalten. Sie waren sehr nahe an der Insel und erreichten mit vieler Mühe das Ufer derselben. Erst waren sie froh: aber da sie es beym Lichte besahen, merkten sie wohl, daß sie sich in keinem bessern Zustande befänden, als wenn sie den Fall herunter gestürzt wären. Denn nun konnten sie nichts thun, als entweder sich selbst hinunter stürzen, oder vor Hunger zu sterben. Aber die Noth machte sie sinnreich. An dem untern Ende der Insel läuft der Fels senkrecht und daselbst ist kein Wasser. Es ist sehr viel Holz auf dieser Insel. Sie fiengen also an zu arbeiten, und machten eine Art von einer Leiter von Lindenbast, welcher sehr zähe und fest ist, und zwar so lang, daß sie damit unten das Wasser erreichen konnten. Das eine Ende dieser bastenen Leiter banden sie fest an einen großen Baum, welcher an der Seite auf den Felsen über den Fall stund, und das andere Ende ließen sie hinunter in das Wasser. Sie stiegen also auf ihren neuerfundenen Stufen herab; und als sie auf den Boden, in der Mitte des Falls kamen, blieben sie da ein wenig. Weil nun das Wasser nahe bey dem Fall nicht schnell ist, so warfen sie sich hinein und gedachten an das Ufer zu schwimmen. Ich habe vorhin gesagt, daß ein Theil des Wasserfalls auf der einen Seite der Insel, und der andere auf der andern Seite ist. Daher kömmt es, daß das Wasser der beyden Fälle, nachdem es gegen einander geschlagen, wieder zurük an den Fels prallt, welcher gerade unter der Insel ist. Kaum hatten also die Indianer angefangen zu schwimmen, als die zurük schlagenden Wellen sie heftig an den Felsen, von welchem sie hergeschwommen waren, zurük trieben. Sie versuchten dieses etlichemal: endlich aber ermatteten sie,

und

und da sie oft an den Felsen hart waren geworffen und ganz zerschlagen worden, so kletterten sie auf ihren Stufen wieder auf die Insel hinan. In diesem hülfslosen Zustande wurden sie Indianer an dem Ufer gewahr, welchen sie zuruften; diese sahen und bedauerten sie, machten ihnen aber wenig Hofnung zur Rettung. Sie eilten aber doch herunter nach der Festung, und meldeten dem Kommendanten, daß zwey von ihren Brüdern daselbst wären. Dieser suchte sie auf alle mögliche Art zu bewegen, den beyden armen Indianern zu Hülfe zu eilen; welches auf folgende Art geschah. An der Ostseite der Insel ist das Wasser flach, besonders ein wenig jenseit der Insel gegen das östliche Ufer zu. Der Kommendant ließ Pfähle mit eisernen Spitzen machen. Zwey Indianer wagten es durch Hülfe dieser Pfähle nach der Insel zu gehen, die armen Leute zu retten, oder selbst umzukommen. Sie nahmen von allen ihren Freunden Abschied, nicht anders, als wenn sie zum Tode giengen. Jeder hatte zwey solcher Pfähle in den Händen, mit welchen er sich auf dem Grunde des Flußes fest anstämmete. Sie machten sich also auf den Weg und erreichten die Insel gaben den beyden armen Indianern Pfähle, und kamen glüklich an das Land zurük. Diese beyden Indianer, welche auf oben gemeldete Art und zuerst auf die Insel gekommen, leben noch. Sie waren neun Tage auf der Insel und fast verhungert. Nun aber, nachdem der Weg zu dieser Insel gefunden worden, gehen die Indianer oft dahin, Hirsche zu schiessen, welche, da sie jenseit des Wasserfalls durch den Fluß gewollt haben, von dem Strom auf die Insel sind getrieben worden. An der Westseite dieser Insel befinden sich einige kleine Inseln oder Klippen, welche nicht viel zu bedeuten haben. Das östliche Ufer des Flußes ist beynahe senkrecht, das westliche aber läuft etwas schief. Vor diesem hat ein

Theil des Felsens an dem Fall, welcher westwärts von der Insel ist, so hervor gehangen, daß das Wasser, welches senkrecht davon herunter gefallen, unten einen leeren Raum gelassen, so, daß man zwischen dem Felsen und dem Wasser hingehen konnte. Aber dieses Stük Felsen ist vor einigen Jahren abgebrochen und herunter gefallen. Die Breite des Wasserfalls, welcher einen halben Zirkel vorstellt, wird auf 6 Akkerlängen gerechnet. Die Insel ist mitten in dem Fall, und von derselben bis zu dem Ufer auf jeder Seite ist fast eine Breite. Unten an dem Wasserfall, in den Löchern des Felsens, sind sehr viel Aale befindlich, welche die Indianer und Franzosen bloß mit den Händen fangen. Ich schikte zwey indianische Knaben hinunter, welche gleich wieder herauf kamen, und 20 schöne Aale mitbrachten. Alle Tage, wenn die Sonne scheint, sieht man von 10 Vormittags an bis um 2 Uhr Nachmittags, unten an dem Fall und unter dem Ort, wo man steht, einen sehr schönen Regenbogen, und zuweilen zwey, einen über dem andern. Ich war so glüklich, an einem hellen Tage bey diesem Wasserfall zu seyn, und sah mit größtem Vergnügen den Regenbogen. Je mehr Dünste vorhanden sind, desto glänzender und heller ist derselbe. Ich sahe ihn auf der Ostseite des Falls, unter dem Orte wo ich stund, aber jenseit des Wassers. Wenn der Wind die Dünste von diesem Orte wegführet, so verliert sich der Regenbogen: er erscheint aber wieder, so bald als neue Dünste kommen. Von dem Wasserfall bis zu dem Lande jenseits, wo die Kähne aus dem See Erie landen, oder von dem Wasserfall bis zu dem obersten Ende der Strasse, ist es eine halbe Meile. Weiter herunter getrauen sich die Kähne nicht, sonst würden sie das Schiksal der beyden Indianer, und vielleicht mit unglüklicherem Erfolge, erfahren. Man hat oft unten

an

an dem Wasserfall Stükken von Menschenkörpern gefunden, welche vielleicht von betrunkenen Indianern gewesen, die das Unglük gehabt haben, herunter zu stürzen. In Osnego sagte man mir, daß im Oktober, und um selbige Zeit, eine solche Menge Federn unten an dem Wasserfall gefunden würde, daß ein Mensch in einem Tage ihrer genug zu etlichen Betten sammeln könnte; und diese Federn wären von Vögeln, welche in dem Wasserfall verunglükket wären. Ich fragte die Franzosen deshalb. Sie sagten mir aber, daß sie dergleichen niemals gesehen; wenn man aber die Federn von den todten Vögeln abpflükte, so könnten ihrer wohl so viel seyn. Die Franzosen sagten mir auch, daß sie oben ganze große Bäume in das Wasser geworfen hätten, um zu sehen, wie sie den Wasserfall herunter stürzen. Ihr Fall war erstaunlich geschwind, man hat sie aber hernach niemals wiedergesehen; woraus man geschlossen hat, daß gerade unter dem Wasserfalle eine unergründliche Tiefe sey. Ich bin auch der Meynung, daß hier eine sehr große Tiefe seyn muß: aber ich glaube, wenn sie recht Achtung gegeben hätten, so würden sie die Bäume in einiger Enfernung von dem Wasserfall gefunden haben. Der Fels, wo der Wasserfall ist, bestehet aus einem grauen Kalksteine.

Hier haben Sie, mein Herr, eine kurze Beschreibung des berühmten Niagarischen Wasserfalls. Was ich Ihnen schreibe, ist die Wahrheit. Sie müßen mich entschuldigen, wenn Sie in meiner Beschreibung nicht außerordentliche Wunder finden. Ich kann die Natur nicht anders machen, als ich sie finde. Ich will lieber, daß man inskünftige von mir sage, ich hätte die Sachen so erzählet, wie sie sind, und man hätte alles so befunden, wie ich es beschrieben, als daß man mich für einen falschen Wundermacher halte.

Auf der beygefügten in Kupfer gestochenen Vorstellung dieses Wasserfalls sieht man in a den Ort, wo das Stük Felsen abgebrochen, in b zwey Leute, welche mit Stäben durch den Strom gehen, und in c eben diese beyden Indianer, wie sie auf ihrer Leiter wieder hinauf steigen.

Selim und seine Selma.

Selim.

Fordre nicht des Dichters heilige Gesänge von mir — Meine Muse hat die Leyer zerbrochen, und schämt sich ihrer Jugend-Sünden.

Dein Ohr ist verwöhnt, deine Seele kennt nur die Ossians, die Shakespeare, die Miltons — aber wie wenige sind, denen die Natur ihren Kranz um die Schläfe gewunden hat?

Zwar, wer könnte nicht singen von Dir? Aber der Engel horcht nur auf die Hymne seines Bruders, unser dumpferes Lied verhallt tief unter ihm —

Freundin meiner Seele — du bist der Liebe, der Freundschaft, der Weisheit, der gefälligen Tugend, der Menschheit, und dem Himmel heilig!

Du verschönerst das Haus, ermunterst den Mann, lehrst den Jüngling nach Grazie streben, belebst die Gesellschaft, fliegst dem Dichter nach, sammlest die Perlen aus allen Strömen des Genies, und vereinigst alles Schöne und Gute in deiner Seele.

Dir

Dir sproßt das Veilchen im Garten früh im Jahre entgegen, und die Rosenknospe eilt aus ihrer zarten Hülle, um an deiner schönen Brust zu sterben.

O möchtest du auch an mich denken, wenn du den Kreis deiner Edeln und Guten um dich herum, wie die Sonne die Sterne, versammlest!

Man widerspricht dir, damit dein schönes Auge sich nach dem freundlichen Zänker hinlenke, und deine hohe Stirne sich ihm entgegen werfe. Da verweilt der durstige Blik des Jünglings mit inniger Freude auf dir, und wünscht sich mit stiller Sehnsucht einen Platz in deinem Herzen.

Sieh nicht zu viel nach aetherischen Dingen — Du wirst der Erde entwöhnt, wirst der gewöhnlichen Menschen überdrüßig.

Rede mir nicht vom Tode — du verdienst den Himmel, bist der Menschen einer, deren die Erde nicht werth ist: aber was bin ich, wenn du schon aufgeflogen bist zum Götterhause?

Vergieb, wenn mein zitternder Mund auf deinen Lippen verweilte — Auch deine Hülle ist schön, deine Seele ist doch rein, wie Lichtstralen, durch Nerven redet die Empfindung zu uns, bey tausenden verlang ich das Glük nicht, aber bey dir ist jeder gütige Blik Labung.

Liebe den Jüngling deiner geheimeren Seele, der dich mit weit größerer Achtung von weitem schon kommen sieht, als du glaubst — weil er nicht mit Worten schwärmt.

Deinen süßen Kuß, Freundin! und das Leben mag laufen, wie es will.

Nur eine kleine Antwort — die giebt doch die Göttin der Liebe jedem Sterblichen, der ihr sein Leiden klagt.

Selma.

Möchte dir eine Göttin antworten! die allein sehen kann, wie der Geist sich aufschwingt, sich in hohen Phantasien verirrt, ein Ideal von Vollkommenheit sich bildet, das ins leichte Gewand der Sprache gehüllt, Sterblichen sichtbar wird; wie der Dichter sein Geschöpf anbetet, zur Dankbarkeit ein Lächeln will; wie sinnliche Empfindung die Seele wieder nieder zieht, wie die Nerven sich entspannen, wie der Getäuschte sich ein Erdmägdchen sucht, ihm Götter-Grazie andichtet, und Trost zu haben glaubt — die Sterbliche schweigt!

S—l—G—b—u.

Anzeige.

J. Alex. Brambilla Aug. Imper, Josephi II. Chirurgi ord. Castrensium & Praetorianorum Imperialium primi. Instrumentarium chirurgicum Viennense.

oder:

Wienerische Chirurgische Instrumenten-Sammlung: in fol. Wien 1781, gedrukt bey M. E. Schmidt, S. 159 deutscher Text und 65 Kupfertafeln.

Wenn mann jeder Bemühung zur Erhaltung des Menschen Dank und Achtung schuldig ist, so verdient sie gewiß dieses Werk, welches sich durch seine Nutzbarkeit eben so sehr, als durch seine Pracht auszeichnet, das in seiner Art das erste und

und noch das einzige ist, welches alle nützliche, nothwendige, sowohl neue als alte Instrumente, in deutlichen und wohlgestochenen Kupferstichen darstellt. Viele andere Werke enthalten zwar auch Vorstellungen davon, so wie man z. E. in dem schätzbaren Buche: Medical Essais and Observations published by a Society in Edinburgh verschiedene seltene, neuere Instrumente abgebildet findet, mit welchen Herr D. Alex. Monro fortzufahren versprach: allein dieser gelehrte Mann äußert auch dabey den Wunsch vieler anderer, daß nämlich jemand eine vollständige Instrumentensammlung herausgeben möchte: ein Wunsch der durch das Brambillaische Werk in Erfüllung gekommen ist. Es enthält die Vorstellung jedes nützlichen und dem Wundarzt nöthigen Instruments, in natürlicher Größe. Viele sind theilweise oder zerlegt vorgestellt, und alles so deutlich, daß auch der von großen Städten entfernt lebende Wundarzt im Stande ist, nach diesen Kupferstichen Instrumente verfertigen zu laßen. Die bey jeder Tabelle befindliche umständliche Erklärung aber, unterrichtet von seiner Beschaffenheit, Anwendung, Nutzen und Gebrauch, so, daß dem Wißbegierigen keine Frage unbeantwortet bleibt.

Eben so lehrreich und zwekmäßig ist auch die Einleitung zu diesem Werke. Sie enthält, nebst einem treflichen Unterricht für den angehenden Wundarzt, eine kurze aber wohlentworfene Geschichte der Chirurgie, und eine Nachricht von den berühmtesten Männern, die sie seit den ältesten Zeiten aufzuweisen hatte. Sie erwähnet ihrer besten Werke, ihrer Erfindungen und besondern Operationen, und macht daraus die nützlichste Anwendung auf das gegenwärtige Werk.

Nicht minder interessant ist die sehr kurze Vorrede, die in einem Blik, die Geschichte der Wundarzneykunst in Oestreich

reich seit der Wiederherstellung der Studien darstellet. Wir können nicht umhin, folgende Stelle daraus herzusetzen:

„Unsere durchlauchtigste Monarchen, Franziskus I. und Maria Theresia, wurden die dritten Stifter unserer hohen Schule, als Allerhöchst-dieselben im Jahre 1751, drey Häuser erkauften, und solche in kostbare und prächtige Lehrsäle umschaften; wo man an dem Vordertheil dieses Gebäudes folgende Inschrift ließt:

Franciscus I. Maria Theresia Augg.
Scientiis & artib. restitut. posuerunt. MDCCLIIII.

Aber noch denkwürdiger ist es, daß dieser kostbare Tempel des Aeskulapius mit den gelehrtesten Lehrern besetzet wurde. Die Arzeneywissenschaft wird den Freyherrn van Swieten und ihre berühmten Lehrer von Haen, Kranz und Jacquin, so wie die Wundarzneywissenschaft ihre ersten Lehrer Jaus und Leber niemals vergessen.

Unter den schönen und nützlichen Einrichtungen, welche diese hohe Schule, dem Freyherrn van Swieten durch die weisesten Anordnungen unserer Fürstin zu danken hat, ist die zahlreiche Sammlung der chirurgischen Instrumente, welche zum Unterrichte der Wundärzte bestimmet sind.

Eine andre zahlreiche aus den auserlesensten Instrumenten bestehende Sammlung ist jene, welche erst letzthin Kaiser Joseph II, in dem großen Militair-Hospital zu Gumpendorf errichtet haben, indem Allerhöchst Dieselben, um solche ganz vollkommen zu machen, Instrumente der neuesten Erfindung, von den geschiktesten Künstlern verfertiget, aus Frankreich und England dazu überbringen ließen. Seine großmüthige Freygebigkeit hat aber durch diese Errichtung ihre Gränzen nicht erstiegen: sondern man hat noch alldort eine zahlreiche

Samm-

Sammlung von Bandagen und Büchern, der Anatomie, der Arzney = und Wundarzneywissenschaft zum Unterrichte der Feldwundärzte angeschaffet, damit diese letztere sich noch vortreflicher bilden, und sowohl im Kriege als Frieden dem Dienste Seiner Majestät, zum Vortheile der armen Soldaten mit aller Vollkommenheit sich widmen können.

In gleicher Absicht ist im besagten Spital Herr Hunzowsky (welcher auf Kosten Seiner Majestät durch einige Jahre in Frankreich, England und Italien gereiset) als Lehrer der Wundarzneykunst angestellt worden. Unser durchlauchtigster Monarch, hat mit seiner weltbekannten Güte erkannt, wie nothwendig es dem Staate sey, ächte Wundärzte zu haben; indem die meisten Menschen der ganzen Monarchie blos allein von den Wundärzten in äußerlichen sowohl als innerlichen Krankheiten behandelt werden, und darum erfreuen wir uns mit allem Rechte der Hofnung über alle die verschiedne Theile dieser gelehrten, und dem menschlichen Geschlechte, nicht nur allein zu ihrer Erhaltung, als selbst zu ihrer Glükseligkeit, so nöthigen Wissenschaft, die erfahrensten Männer als Lehrer zu erhalten. Damit aber auch die Absicht Seiner Majestät, als die Bildung guter Wundärzte, mit mehrerer Sicherheit erhalten werde, ist anbefohlen, keine Jünglinge in unsere Militair = Schule einzunehmen, wenn solche nicht wenigstens die lateinische Sprache nebst ihrer Muttersprache besitzen rc.

Jedem Menschenfreunde muß eine solche Nachricht schätzbar seyn. Alle diese neue Institute, besonders aber jenes in dem großen Militair = Spital zu Wien, bey welchem ein würdiger Schüler des Hrn. Brambilla, Hr. Hunzowsky angestellet ist, versprechen für die Zukunft unendlich viel Gutes. Alles

les dieses kann der Fleiß und die unermüdete Thätigkeit eines Mannes, der durch den Schutz und das alles belebende Auge seines Monarchen aufgemuntert und unterstützt, für die Aufnahme der Chirurgie ganz Leben und Eifer ist. Ein neuer Beweis davon ist, außer seinen vorherigen schätzbaren Werken, auch dieses neue Instrumentenwerk: eine Frucht der wenigen Muße, die ihm tägliche Geschäfte und Amtsverrichtungen sparsam überlaßen, und die auf keine edlere, und gemeinnützigere Weise könnten verwendet werden.

Nachricht.

In dem Bewustseyn, daß die Herausgabe der Abhandlungen zur Naturgeschichte, Physik, und Oekonomie aus den Philosophischen Transaktionen, vom ersten Bande, gesammlet ꝛc. in groß 4. wovon des 1sten Bandes 1ster und 2ter Theil im Weygandischen Verlage herausgekommen ist, ein für das deutsche Publikum der Naturforscher sehr gemeinnüziges Unternehmen ist: bin ich gesonnen, da sich der bisherige Herr Verleger von der Fortsetzung gedachter Abhandlungen gänzlich losgesagt hat, dieselben auf meine Kosten herauszugeben, wofern sich eine Anzahl von 600 Subscribenten finden sollte. Denen Subscribenten liefre ich alsdenn das Werk in gleichem Format, Papier, und Druk ungleich wohlfeiler, blos darum, damit dies angefangene gemeinnützige Institut nicht in Stekken gerathe, und damit die Käufer des ersten Bandes nicht Ursachen über mich zu klagen haben mögen. Ich werde nemlich das gedrukte Alphabet oder 23 Bogen für 12 gr. und jedes dabey kommende Kupfer für 1 gr. liefern, so

daß,

daß, wenn der Band 1 Alph. 13 Bogen stark ist, und 12 Kupfer dabey sind, derselbe nicht mehr als 1 rthlr. 6 gr. kosten soll. Dahingegen der Herr Verleger des 1sten Bandes 1sten Theil, welcher 1 Alph. 13 Bog. stark ist, und 15 Kupfer hat, für 2 rthlr. 4 gr. verkauft hat. — Das ganze Original von 20 und etlichen Bänden hoffe ich in 10 — 12 Bänden von obigem Preise zu liefern. Die Naturforscher erhalten also ein Werk, das komplet gar nicht zu haben ist, von vielen nicht gelesen werden kann, und mehr als 300 rthlr. kostet, für etwa 20 rthlr.

Dieser mit dem 1sten St. des Leipziger Magazins zur Naturkunde Mathematik und Oekonomie bekánnt gemachten Nachricht, füge ich jetzt nur bey: daß ich dieses Werk unter angezeigten Bedingungen mit Kurfürstlich sächsischem gnädigsten Privilegio fortsetzen werde, und da die erste Nachricht zu spät bekannt geworden zu seyn scheint, ich auch diesen Winter mit anderweitigen Amtsgeschäften zu sehr überhäuft bin, so verlängere ich den Subscriptionstermin bis auf Ostern 1782. Ein großer Theil der Abhandlungen ist schon von mir übersetzt, so daß nach Ostern gleich mit dem Druk kann angefangen werden. Außer denen auf dem Titel angezeigten Wissenschaften gehören auch die zur allgemeinen und ökonomischen Chemie in meinen Plan. Denen Herren Buchhändlern, die sich mit Sammlung der Subscribenten bemühen wollen, werde ich gern für Ihre Bemühung einen billigen Rabat akkordiren.

Auch laße ich jetzt eine Encyklopädie der Naturgeschichte drukken, die zwar vorzüglich für meine Zuhörer in den öffentlichen Vorlesungen bestimmt ist, doch aber auch andern hoffentlich nützlich seyn wird. Es enthält dieses Buch den Inbegrif der allgemeinen Eigenschaften der natürlichen Körper,

aus

aus allen drey Naturreichen, wobey ich zugleich den Einfluß, den jeder Theil der Naturgeschichte auf andre Wissenschaften und Künste hat, anzeige, und durch die zum Nutzen der menschlichen Gesellschaft anwendbare Beyspiele erläutere. Ich nehme darauf bis zur Ostermesse Pränumeration an, und zwar 20 Gr. von dem, der das Buch mit schwarzen Kupfern, 1 Rthl. 4 Gr. aber, wenn jemand illuminirte Kupfer haben will. Das Buch wird ungefähr anderthalb Alphabet in ordinär Oktav und 4 Kupfertafeln haben; es wird, wo möglich, zur Ostermesse, doch wenigstens bald darnach abgeliefert werden. Nach Verlauf des Pränumerationstermins kostet es mit schwarzen Kupfern 1 Rthlr. 8 Gr. und mit illuminirten 1 Rthlr. 16 Gr. Man kann in jeder gefälligen Buchhandl. oder bey folgenden Freunden pränumeriren.

In Berlin bey Hrn. D. Bloch. In Breslau bey Hrn. Grahl. Hofm. bey Hrn. Grebin. In Burghausen bey Hrn. D. Paulla von Schrank. In Dresden bey Hrn. Bruck, Bücher- und Disputationshändler. In Frankfurt am Mayn bey Hrn. Reichard, Med. D. In Görliz bey Hrn. D. Anton. In Halle bey den Hrn. Prof. Eberhard und Forster. In Hamburg bey Hrn. D. Gieseke. In Leipzig bey Hrn. Buchh. Schneider. In Lund in Schonen bey Hrn. Prof. Retzius. In Nürnberg bey Hrn. D. Witwer. In Quedlinburg bey Hrn. Past. Göze. In Regensburg bey Hrn. Legationsrath Goller. In Riga bey Hrn. Fischer, und Hrn. Weizenbreier. In Upsal bey Hrn. Prof. Bergmann. In Weimar bey Hrn. Regierungsrath Voigt. In Zürch bey Hrn. Buchh. Steiner und Comp.

Leipzig, den 5 Novemb. 1781.

N. G. Leske.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

43ste Woche.

Traurige Geschichte menschlicher Leidenschaften. *)

Man kann der regelmäßigen christlichen Ehe und denen christlichen Ländern eigenthümlichen bürgerlichen Einrichtungen, keine größere Lobrede halten, als wenn man wahre zuverläßige Geschichten aus den türkischen Serails dagegen stellt. Man lernt daraus die oft schrecklichen Folgen der Vielweiberey, die daraus entspringenden Laster und Grausamkeiten kennen. Wie foltern Eifersucht, Lüsternheit und Rachsucht dabey eins um das andere männliche und weibliche Herzen, und zu wie vielen schändlichen Thaten giebt sie Gelegenheit! Man kann dieses aus folgender Erzählung sehen.

Im Jahr 1680 geschah es, daß Hagi Seremeth Effendi, ein türkischer Officier und Feldzeugmeister unter Mahomet IV, der sich sonst im Kriege sehr hervorgethan, da er von dem Pacha in Aegypten geschlagen worden, und eine harte Strafe, ohnerachtet er nichts strafbares begangen hatte, befürchtete, sich mit einem großen Theile seines unermeßlichen Reichthums nach Algier begab. Hier lebte er prächtig, bewarb sich niemals um eine öffentliche Bedienung, sondern überließ sich der Ausübung aller Arten sinnlicher Lüste. Er kaufte Ländereyen, legte

*) Aus der Beschreibung der Staaten der Seeräuber, von einem englischen Konsul, Seite 209 — 241. gezogen.

legte trefliche Landhäuser an, nahm viele Sclaven an, und heyrathete eine Menge Weiber, die alle von außerordentlicher Schönheit waren. An seiner Person war nichts reizendes, vielmehr konnte man ihn häßlich nennen, denn er war unnatürlich groß und dik. Ehedem war er ein sehr wohl gebildeter und bey dem schönen Geschlechte wohlgelittener Mann gewesen: da aber einstens nahe bey ihm ein Fäschen Pulver vom Feuer ergriffen worden; so waren ihm seine Augenbraunen verbrannt und das ganze Gesicht häßlich zugerichtet worden. Seine Nase saß voll Pulverkörner, die nicht gleich Anfangs mit der gehörigen Sorgfalt waren herausgezogen worden. Seine Hände und Arme hatten eine versengte Haut an sich. Er hatte keine Haare auf dem Kopfe, und der ganze Kopf, der am allermeisten gelitten hatte, da das Feuer den Turban ergriffen, war er noch immer mit stinkenden Beulen besetzt. An statt des Bartes, der sonst einen Türken so ehrwürdig macht, hatte er hin und her nur noch einige Härchen sitzen, die der Feuersbrunst entgangen waren. Kurz, man kann sich kein häßlicheres Mannsgesicht vorstellen, als dieses durch den Zufall geworden war. Dennoch konnte er durch sein Geld viele weibliche Herzen gewinnen, die es für eine Ehre hielten mit ihm vermählt zu seyn.

Einer von seinen Spionen gab ihm einst Nachricht von eines Gärtners Tochter, deren Schönheit alles übertraf, was von Schönheit gesaget werden kann. Er trug ihren Aeltern eine Verehlichung mit ihrer Tochter an, deren Antwort, wie leicht zu erachten, so günstig war, als er sie wünschen konnte. Als er sie zum erstenmal zu sehen bekam, gerieth er gleich dergestalt in Entzükkung, daß er dem Vater dieser wunderschönen Braut so viel Geld ins Haus schikte, daß er einen großen

Hande

Handel anfangen konnte. Dieses arme Mägdgen aber, das gar sehr auf ein hübsches Gesicht zu sehen gelernet hatte, und von der abscheulichen Gestalt ihres Bräutigams nichts wußte, fiel gleich bey dem ersten Anblik in eine Ohnmacht. Sie weinete und wehklagte beständig, aber die Ursache ihres Kummers durfte sie niemand entdekken. Ihrem Bräutigam, dessen Witz mit der Gesichtsbildung nicht gleiches Unglük erlitten hatte, war freylich die Ursache nicht unbekannt, aber desto mehr half sie seine Triebe entzünden. Er hofte, es durch fortgesetzte Schmeicheleyen dahin zu bringen, daß sie, um seiner übrigen guten Eigenschaften willen, vor seiner übel zugerichteten Figur ein Auge zuthun lernen würde. Daher fuhr er fort, sie auf eine recht verschwenderische Art mit Geschenken zu überhäufen, welche er derselben auf die verbindlichste Art überreichte. Zu einer Ueberzeugung, wie viel sie über ihn vermöge, versprach er ihr, daß er, wenn sie ihren Abscheu gegen ihn zu überwinden suchen würde, allen übrigen Weibern Abschied geben, die Anzahl ihrer Sclaven vermehren, sie mit Schmuk und Vergnügungen, davon sie jetzo nichts wisse, überhäufen wolle; er würde ihren Pracht und Aufzug so groß machen, daß die Größten und Vornehmsten darüber eifersüchtig werden sollten; kurz, er selbst wolle samt allen seinen Reichthümern nur für sie leben. Ihre Aeltern versuchten alles, eine Neigung gegen diesen reichen Liebhaber zu erwekken. Sie stellten ihr vor, daß sie ihr eigenes Glük verkenne, wenn sie sich weigere, einen so vornehmen türkischen Herren zu nehmen, der leicht noch einmal Dey in Algier werden könnte, wenn er anders eine Kriegs = oder Civilbedienung annehmen wolle; überdieß sey auch Seremeth schon ein so freygebiger Wohlthäter gegen ihre Familie gewesen, daß sie jetzo

in Reichthum und Ueberfluß leben könnten. Es schien, als ob sie diesen Gründen nachgeben wollte; ihre Thränen verloren sich, und die bisherige Traurigkeit mußte dem Ehrgeize weichen. Was eigentlich Zärtlichkeit heißt, davon wußte sie nichts; inzwischen kämpfte sie gegen den bisherigen Abscheu, und ihr unerfahrnes Herz kannte keine größere Versuchungen. Ihr reicher Liebhaber freuete sich über die Veränderung ihres Gemüthes, und dachte nun an die Vollziehung dieser Verbindung. Aber nach der Verheyrathung fand sich eine noch immer mehrere Abneigung und gänzliche Widrigkeit dieser seiner neuen Gemahlinn gegen ihn. Seremeth leistete von Zeit zu Zeit alles, was er versprochen hatte, inzwischen blieb er der Julphad wegen seiner Häßlichkeit, wozu auch die unnatürliche Größe seines Körpers gehörte, da sie hingegen nur klein von Bildung war, ganz unerträglich.

Seine übrigen Weiber merkten eine große Veränderung bey ihm, indem er nicht nur die bisher freygebigen Hände gegen sie verschloß, sondern auch sie unter dem geringsten Vorwande schändlich mishandelte. Kurz, es war alles, was ihm zugehörete, in größter Verwirrung, und scheuete seine Gegenwart. Er selbst aber setzte die Unterwürfigkeit gegen die Person fort, die ihn am meisten verabscheuen mußte, und brachte die meiste Zeit in ihrer Gesellschaft zu, nicht anders, als ob ihre blosse Gegenwart seinen heimlichen Verdruß heben könnte. Er beschenkte die zu ihrer Aufwartung bestimmte Personen reichlich, um ihr eine Zärtlichkeit gegen ihn einzuflößen.

Diese im Ueberflusse unglükliche Schönheit war im vierzehnten Jahre ihres Alters, als der Dey von Algier in eigener

ner Person die algierischen Truppen gegen den König von Marokko zu Felde führen mußte. Da ihn nun alle vornehme Standespersonen ins Feld begleiteten, so konnte Seremeth weder füglich noch auch klüglich diesen Feldzug von sich ablehnen. Denn wenn ein Mann seines Standes in der Stadt zurük geblieben wäre: so würde jedermann die Deutung davon gemacht haben, als ob er sich die Abwesenheit des Dey zu Nutze machen wolle, die Regierung an sich zu ziehen. Niemals ist wohl eine Neuigkeit lieber gehöret worden, als dieses gute Kind diese vernahm; indem sie sich dabey die Vorstellung machte, daß Seremeths Kühnheit und die Ueberlegenheit der Feinde einer solchen unglüklichen Ehe ein erwünschtes Ende machen würde. Sie stellte sich krank und bezeigte gegen den Seremeth sehr klagend, wie leid es ihr sey, daß sie ihn von sich laßen müßte, sie hofte aber, wenn der Feldzug zu Ende wäre, in seinen Umarmungen glüklicher als bisher zu seyn. Dieses Kompliment gefiel dem Seremeth, und er nahm rührenden Abschied von ihr: und damit er ihr den Punkt recht nachdrüklich empfehlen möchte, in welchem die Türken mit Recht am eifersüchtigsten sind, so versicherte er sie, daß sie ihm nie aus dem Sinne kommen solle, wenn er entweder an der Tafel des Generals speisen, oder im Gefechte mit dem Feinde begriffen seyn würde. Er bat sie, ein zärtliches Andenken gegen ihn zu unterhalten, in Erwägung, daß er nicht nur ihre Aeltern reich gemachet, sondern auch sie mit Pracht und Herrlichkeit umgeben habe. Seinen übrigen Weibern befahl er, dieser schönen Zulphad, alle ersinnliche Hochachtung zu erweisen, so lieb ihnen ihre eigene Glükseligkeit wäre: diese aber studirten nur darauf die Zulphad zu verderben, und etwas zu ersinnen, das ihr wenigstens den Schein einer Schuld aufbürden könnte.

Nach Seremeths Abreise waren sie beständig in ihrer Gesellschaft und begegneten ihr mit ausnehmender Höflichkeit. Da sie nun alles erfahren hatten, was zwischen ihr und ihrem Manne vorgefallen war, so beklagten sie ihren Zustand mit der größten Theilnehmung. Kurz, ihr ganzes Betragen war auf den Zwek gerichtet, die junge Zulphad treuherzig zu machen; wie sie denn auch wirklich ein so großes Vertrauen gegen sich bey ihr erwekten, daß sie ihnen alle Gedanken und Heimlichkeiten ihres Herzens offenbarete. Ihre verstellte Zuneigung war der Zulphad so gefährlich, daß sie mit ihrer Ofenherzigkeit öfters ihren Künsten noch zuvor kam. Seremeth hatte seit einem Jahre einen Sclaven in seinem Hause gehabt, der nur sechszehn Jahre alt, und der Sohn eines portugiesischen Kaufmanns war, der sich für einen Christen ausgab, ob er wohl in der That ein Jude war. Er war nämlich in seiner Kindheit beschnitten, aber in der christlichen Religion unterwiesen worden, und passirte also für einen Christen. Seremeth hatte zu diesem Jünglinge eine zärtliche Liebe, die mehr als Freundschaft zu seyn schien, und ob er wohl ein Soldat war, so lag ihm doch seine Religion dergestalt am Herzen, daß er ihn durch gute Worte und reiche Geschenke zur Annahme der muhamedanischen Religion zu bewegen suchte. Er hatte den Vorsatz, ihn mit zur Armee zu nehmen, allein eine schleunige Krankheit, die den Sclaven überfiel, hinderte es. Inzwischen trug er seinen Frauen auf, daß sie ja für ihn sorgen sollten, da er ein Sohn eines reichen Kaufmanns sey, von welchem er eine Ranzion zu gewarten hätte, wofür er vier oder fünf andere Sclaven kaufen könnte; und sobald er nur wieder gesund worden sey, wolle er ihn auf eins seiner Landgüter schikken, um sich da erholen zu können. Es war in diesem Hause auch eine venetianische Sclavinn,

die

die aber die muhamedanische Religion angenommen, den Seremeth auf seiner Flucht aus Aegypten begleitet, und ihm verschiedene Kinder geboren hatte. Da sie nun schon ziemlich alt geworden war, so stellte sie eine Haushälterinn in Seremeths Serail vor, und wußte es den Frauens empfinden zu laßen, wenn sie es ihr nicht recht nach ihrem Sinne machten. Da nun der Portugiese sich wieder erholete, so pflegte Fatima, so hieß sie, den Jüngling, bedauerte aber dabey, daß er bey seiner Schönheit ein Sclave seyn sollte. Als sie nun einstens an einem Abende den Weibern erzählte, was des Tages über vorgefallen war, sie auch mit einer Beschreibung ihres eigenen Lebens und der Länder, darinn sie gewesen, unterhielt; so konnte sie nicht umhin, des jungen Portugiesen zu gedenken, dabey sie in einer Art der Entzükkung versicherte, daß menschliche Augen noch nie einen schönern Körper gesehen hätten, und wenn das Alter bey ihr die Begierden nicht ausgelöschet hätte: so würde der Anblik desselben für sie eine unüberwindliche Versuchung gewesen seyn. Diese Erzählung machte die Weiber recht ungeduldig, ihn zu sehen, und sie bezeigten dieses mit schalkhafter Frölichkeit. Fatima, die bisher nicht mehr von ihnen geachtet worden, war voller Freuden, daß ihr ein Geheimniß von so großer Wichtigkeit war anvertrauet worden, und hofte, daß sie aufs künftige etwas mehreres, als bisher, zu bedeuten haben würde. Sie meldete ihnen daher, daß sie diesen Sclaven in eine ihrer Kammern bringen wolle, ohne daß die andern Sclaven etwas davon erführen. Die Weiber scheueten sich zwar, die Sache so weit kommen zu laßen, weil sie befürchteten, es möchte ihnen ihre Neugierigkeit sehr theuer zu stehen kommen, falls Seremeth davon Nachricht erhielte: als aber Fatima

sie versicherte, daß sie sich auf ihre Verschwiegenheit verlassen könnten, so wurde es beliebet.

Fatima brachte also diesen Sclaven gegen die Nacht in ein Zimmer, in welchem sie alle Abende zusammen zu kommen pflegten, und hier giengen sie hin, um zu sehen, ob die Beschreibung der Fatima auch wahr sey. Nachdem sie sich nun eine Zeitlang an der schönen Bildung dieses Jünglings ergötzet hatten, so fragten sie ihn, welche unter ihnen ihm am besten gefiele? Der Portugiese gerieth über diese Frage in eine solche Verwirrung, daß er aus dem Zimmer hinaus eilen wollte. Er antwortete nicht ein Wort: als aber die Weiber mit ihm zu scherzen anfiengen, und ihn versicherten, daß er nicht Ursache hätte, sich zu fürchten, indem sie ihn nur zum Zeitvertreib herholen laßen, die Frage auch keine böse Deutung hätte; so wies er auf die Zulphad, die von der Schönheit dieses Menschen gar sehr gerühret, in ihrem Herzen eine solche Erklärung gewünscht hatte. Die anderen Weiber schiften ihn also im Zorne fort, sagten der Fatima, daß sie einen närrischen Streich begangen, und daß sie den Menschen nicht wiederbringen sollte, worüber Zulphad in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Als sie des folgenden Tages mit der Fatima alleine war, erzählete sie ihr, wie wohl ihr dieser Jüngling gefallen hätte, und daß es sehr zu bedauren sey, daß er ein Sclave seyn müsse, denn das ist die gewöhnliche Materie der Unterredung bey muhamedanischen Weibern. Fatima antwortete: daß er ein überaus schöner Mensch sey, und daß er nach dem Befehle, den Seremeth hinterlaßen, sich nächstens auf eines seiner Landgüter werde begeben müssen, um im Garten zu arbeiten. Zulphad äußerte die Bedenklichkeit, daß da derselbe so schwächlich bisher gewesen wäre, er leicht durch eine solche

Arbeit

Arbeit aufs neue krank werden könne; man müße ihn sorgfältig in Acht nehmen, weil ihn Seremeth nicht nur liebte, sondern auch nächstens für seine Loslassung ein ansehnliches Stük Geld zu erhalten hoffte; sie rieth ihr daher, denselben noch etwas länger in der Stadt zu behalten, und ihn in seine Kammer zu verschließen, bis seine Gesundheit völlig hergestellt wäre. Fatima war mit Liebeshändeln viel zu gut bekannt, als daß ihr hätte verborgen seyn sollen, daß diese Sorgfalt nicht bloß aus Mitleiden, oder aus Eifer für das Interesse des Seremeth herrühre; sie sahe durch den zarten Vorhang hindurch, hinter welchem die annoch ungeübte Zulphad ihre wahre Neigung gegen diesen Portugiesen zu verbergen suchte. Sie drang also in das verborgenste Geheimniß ihres Herzens, und wußte, es werde iht dieser Vorfall ein Ansehn über sie zuwege bringen, das sie sich würde zu Nutze machen können. Sie stellte sich auch an, als ob sie der Meynung der Zulphad folgen wollte, die ihr diesen jungen Menschen zur Aufsicht empfohlen hatte. Ihre hierunter bewiesene Gefälligkeit wurde ihr von der Zulphad durch tägliche neue Merkmale der Gewogenheit vergolten. Ehe dieser Sclave die Zulphad gesehen, gefiel ihm das Land auch besser, als die Stadt: nun aber war sein Gemüth geändert, und er verblieb sehr geduldig im Hause, zumal, nachdem Fatima, um seine Leidenschaften auszuforschen, ihm gemeldet hatte, daß die Zulphad gar sehr für seine Gesundheit besorget sey. Er klagte über öftere Anfälle der Krankheit und daß sich seine Kräfte nicht erholen wollten. Hieraus muthmaßte sie, daß sie nächstens ein freyes Geständniß von seiner Leidenschaft erhalten würde. Sie sagte daher nach einigen Tagen zu ihm: es ist wahr, Ferdinand, du bist krank, aber du giebst nur deiner Krankheit nicht den rechten Namen, und wenn du

so fortfährst, daß du nicht issest und schläfest, so wirst du wirklich krank werden. Mein Alter und die Begebenheiten, die ich in der Welt erlebt habe, haben mir eine große Erfahrung verschaft. In meinem dreyzehnten Jahre bin ich eine Sclavinn zu Konstantinopel geworden, seit welcher Zeit ich Seremeth auf seinen Reisen und Feldzügen begleitet habe; und binnen dieser Zeit habe ich vieles gelernet, und weiß nun, daß ein jegliches Uebel auch seine Arzney habe. Es ist mir ganz bekannt, daß du dich in die schöne Zulphad verliebet hast. Laße dir das zu dienen Troste dienen, wenn ich dir sage, daß sie dich wieder liebt, und laße dich die Schwierigkeiten und Gefährlichkeiten, die sich der Erfüllung deines Verlangens entgegen stellen, nicht beunruhigen. Diese fürchterlichen Vorstellungen sind nichts anders, als Früchte deiner unerfahrnen Jugend. Verlaß dich auf mich; ich will dir zeigen, daß deine Furcht ungegründet, und daß der Weg zu deinem Glükke kurz, sicher und leicht sey.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Schilderungen aus der alten Welt.

Die Buhlerinn.

Ich schaute durchs Fenster meines Hauses, aus meinem Erker, und beobachtete die Thoren. Bald bemerkte ich unter den Mannspersonen einen verstandlosen Jüngling, der die Strasse hindurch lief, und gerade auf das Haus einer Buhlerinn zugieng. Es war Abenddämmerung, Schatten der Nacht und Dunkel. Bald gieng ihm eine Frau entgegen im Hurengewand, schlau, unruhig, unordentlich; zu Hause konnten ihre Füße nicht ruhen: bald außer dem Hause, bald auf der Strasse an jeder Ekke lauerte sie. Diese pakte ihn an, gab ihm einen Kuß, dann mit der Miene einen Wink und sagte zu ihm: Ich habe eine Opfermahlzeit, *) ich habe heute ein geweihtes Opfer gebracht, daher gieng ich nach dir aus, dich zu suchen. Wie froh bin ich, daß ich dich antreffe. Ich habe meinen Sopha mit Matratzen belegt, mit Tapeten von egyptischer Leinwand. Mein Bette tropft von Myrrhen, Aloe und Zimmt. Komm! wir wollen uns bis an den Morgen in Wollust berauschen, uns lustig machen in ihrem Dienst. Der Mann ist nicht zu Hause; er hat die Goldbörse mitgenommen, und kömmt erst aufs Fest wieder. Durch ihr Zureden nahm sie ihn ein: durch ihre Schmeicheleyen riß sie ihn hin: er folgte ihr schnell, wie ein Ochs zur Schlachtbank, wie ein Hirsch ins Netz sich verwikkelt, bis ihm der Pfeil das Herz zerreißet;

*) Tage da man geopfert hatte, waren festlich, wurden mit Gastmalen für Freunde beschlossen.

reißet; wie ein Vogel zur Schlinge eilet, unwissend, daß sie ihm das Leben raubt. Die Todten, die sie gestürzt hat, sind zahlreich: viele sind von ihr umgebracht. Ihr Haus ist ein Weg zur Unterwelt, und führet zu den Todeswohnungen*.)

Wer muß nicht dies meisterhafte Gemählde bewundern, welches nicht nur die Natur so treffend schildert, sondern auch von einer so schlüpfrigen Materie, die viele Moralisten für zu gefährlich zu berühren halten, so keusch, wohlanständig und warnend redet. Auf der einen Seite mahlt der Schriftsteller ein Weibsbild, die auf Eroberung ausgeht, mit einem einladenden lüsternen Aufzuge, rafinirt, unruhig, bald da, bald dort, flatterhaft, an der Hausthüre in der Dämmerung: auf der andern Seite den Jüngling, der sich hinreissen läßt, indem die Dunkelheit der Nacht ihm die Hofnung gewähret, nicht entdekt zu werden, und der Anblik und die Unterredung mit der frechen Dirne ihn bezaubert. Sie ladet ihn ein zum Schmause: Uebermaaß in Speisen und Getränk ernähret die Lüste. Alle äußerliche Reizungen, ein weiches stattliches Bette oder Sopha, worauf die Morgenländer sitzen und schlafen, das die kostbarsten Gerüche duftet, bringen neue Gefahr. Nun ist der Armselige verloren.

Finden wir nicht noch in unsern Zeiten diese Schilderung aus der alten Welt ganz getreu? Frauenzimmer, die die Stube und sittsame Arbeit scheuen, die man bey allen nächtlichen Lustbarkeiten, ohne Mann, im leichten Gewand, mit spürenden Blikken gewahr wird, ach! sie sind den Jünglingen gefähr-

*) Sprüche Salomons cap. 7. nach der körnichten Döderleinischen Uebersetzung.

gefährlich. Süßträuflend sind zwar die Lippen der Buhlerinn, aber zulezt wird sie bitter wie Wermuth. Wenn Körper und Vermögen verzehret ist, mußt du seufzen und klagen: Warum hatte ich an Warnungen Ekel und gab meinen Lehrern kein Gehör.

O! daß nicht durch tändelhafte verzärtelnde Erziehung, versäumte Einprägung der Furcht vor Gott, und das vergiftende Romanenlesen der Originale zu diesen Schilderungen immer mehrere würden. Wenn Väter und Mütter an der freyen Lebensart ihrer Söhne und Töchter ein Wohlgefallen haben, dann dürfen sie nicht klagen, wenn jene in die gröbsten Ausschweifungen gerathen, frühzeitig als Opfer der Wollust dahin sterben, oder ihr durch eignen und der Vorfahren Fleiß erworbenes Gut schnell zerstreuen, und dem allgemeinen Schimpf und Verachtung blos gestellet werden. Arbeitsamkeit, Sittsamkeit, Eingezogenheit, Furcht vor Gott dem Allgegenwärtigen, und bescheidene Schamhaftigkeit sind der edelste Schmuk der Jugend, und die Grundlage zu einem glüklichen, oft nicht glänzenden, aber desto ruhigern und zufriedenern Leben und Alter.

Die rechtschafne Hausfrau. *)

Wer kann leicht eine brave Frau finden? Weit über Perlen ist ihr Werth.
Ihr Mann kann sich auf sie verlaßen; er gewinnt immer.
Sie thut ihm Gutes — nichts Böses so lang er lebt.
Sie sucht Wolle und Baumwolle, und verarbeitet sie mit froher Hand.

*) Sprüche Salomons Kap. 31.

Vor

Sie ist wie ein Kaufmannsschif, und holt ihren Unterhalt aus der Ferne.

Vor Tage stehet sie auf, und giebt ihrer Familie Speise, und ihren Sklavinnen ihre Portion.

Sie besorgt das Feld, und nimmt sich dessen an: mit Reben, die sie selbst gezogen, pflanzt sie den Weinberg.

Sie schürzt sich auf und läßt sich keine Mühe dauren.

Sie fühlt, wie einträglich ihr Gewerbe ist; ihr Licht löscht die ganze Nacht nicht aus.

Sie ergreift den Rokken; und hält die Spindel in der Hand.

Sie öfnet den Armen ihre Hand, und bietet sie den Dürftigen.

Sie fürchtet sich für ihre Familie nicht auf den Winter; denn ihre Familie ist doppelt gekleidet.

Sie arbeitet Dekken für sich: Kleider von Baumwollen und Purpur.

Ihr Mann ist öffentlich angesehn, wo er bey den Landesältesten sitzt.

Sie macht Schleyer, und verkauft sie: sie liefert den Kaufleuten Gürtel.

Würde und Ehre ist ihr Gewand: sie lacht dem kommenden Tage entgegen.

Sie spricht mit Weisheit, und befiehlt mit Anmuth.

Jeden Schritt ihrer Familie beobachtet sie: Faulheitsbrodt giebt sie nicht her.

Ihre Söhne treten auf und preisen sie glüklich: ihr Mann dabey und lobet sie.

Viele Frauenzimmer verrichteten Heldenthaten: du hast sie alle übertroffen.

Angenehme Bildung ist betrügerisch: Schönheit ist Dampf.
Eine Frau, die Religion hat, hat Empfehlung.

Lobt

Lobt sie, wegen ihrer Arbeiten: preiset öffentlich ihre Geschäfte.

Diese ganze Schilderung der Eigenschaften einer wirthschaftlichen und lobenswürdigen Ehefrau muß nach den orientalischen Sitten beurtheilt werden, wo nebst der Oekonomie auch alles was sich auf Manufakturen beziehet, Einkauf und Verkauf der Zeuge den Händen der Frau überlassen ist. Für die europäische Hausfrau gehören demnach nicht alle hier gemeldeten Eigenschaften einer israelitischen Frau. Aber mit Recht erwartet man von ihr das Allgemeine, Emsigkeit, Fleiß, Sorgfalt für die Hausgenossen und Liebe gegen den Ehemann. Dieser wird durch die treue Verwaltung seiner Oekonomie nicht nur wohlhabend, sondern auch eben deshalb angesehn. Der wohlhabende Bürger verdienet um so viel mehr Ehrenstellen, nicht, weil er bey der Wahl am besten und reichlichsten Geschenke geben kann, sondern weil er dem Staat der Nützlichste ist. So aufmerksam die rechtschafne Hausfrau auf alles ist, was in ihrem Hause vorgeht, und keine Müßiggänger leiden kann, so mischt sich doch, weil sie ein stets frohes Herz hat, in alle ihre Befehle Freundlichkeit: und alle ihre Untergebenen gewinnt sie durch liebreiches Wesen.

Wenn diese Tugenden wieder das Recht der Mode unter uns erhielten, wenn in allen Häusern Häuslichkeit und wirthschaftliche Sparsamkeit mit evangelischer Sanftmuth und zärtlicher Liebe gegen die Hausgenossen gepaart angetroffen würden, wie sehr würde dadurch die häusliche Glükseligkeit vermehrt werden, wie viel würde dabey der allgemeine Wohlstand gewinnen. Nichts vermindert die Ehen mithin die Bevölkerung, das gewisse Glük der Gesellschaft, so sehr, als die

die Begierde nach Aufwand ohne sparsames Zurathehalten. Von eben der Seite her, wo man Erleichterung der Nahrungssorgen erwartete, werden sie am meisten erschweret. Der Staat wird endlich dadurch so entkräftet, daß man die Wohlhabenden und Bemittelten, die den Ihrigen ein gutes Vermögen hinterlassen, sehr selten antrift. Wenn also die liebenswürdigste Hälfte des menschlichen Geschlechts ihren wahren Vortheil kennete, würde sie jene Schilderung der uralten Welt zu ihrem Muster erwählen, und eine Lebensart ergreifen, die zwar lästiger scheint, als die schimmernde modische, aber so gewiß den Vorzug dafür behält, als ächtes Gold für dem vergoldeten Kupfer. Wer sich an eine gewisse Ordnung gewöhnet, empfindet bald dabey keinen Zwang mehr. Wie edel sind die Freuden, die man in dem Zirkel seiner gewiß aufrichtigen Hausgesellschaft antrift. Wie glüklich ist der Ausgang. Kein drükkender Gram entreißet der Familie frühzeitig ihre Stütze. Die Erheiterung des Gemüths in dem Umgange einer freundlichen Gattinn verlängert das Leben des Hausvaters. Nahrung wird ihnen nicht mangeln. Und die mit Zärtlichkeit verbundene ernsthafte und fleißige Aufsicht auf Kinder läßt hoffen, daß sie wohlgerathen.

Tr**

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

44ste Woche.

Traurige Geschichte menschlicher Leidenschaften.

Beschluß.

Sie erzählte ihm darauf einige Begebenheiten anderer Sclaven, die in gleichen Umständen mit ihm gewesen, und die durch Geschiklichkeit und eine kleine Geduld ihre Liebe zu einem glüklichen Ende gebracht hatten, ob sie gleich unersteigliche Hinderniße gegen sich zu haben geschienen.

Dieses süße Gift fand einen erwünschten Eingang in das Herz Ferdinands. Seine Hofnung und Freude malte sich in seinem Gesichte ab. Er gestand der Fatima ohne alles Bedenken, seine Liebe gegen die Zulphad und daß er sich umsonst bemühe, seine Gedanken auf einen andern Gegenstand zu richten; er könne auch nicht umhin, seine Neigung ausbrechen zu lassen, ob er gleich wüßte, daß es ihm das Leben kosten würde, so bald nur Seremeth die geringste Kundschaft davon erhielte. Je zeitiger ich aber sterbe, desto besser ist es: lieber will ich sterben, als in einem solchen Zustande mich quälen. Komm, komm, sagte Fatima, beruhige dein Herz, und überlaße mir nun die Ausführung deiner Angelegenheit. Darauf besuchte sie die Zulphad, die sich gleich unmittelbar nach dem armen Portugiesen erkundigte. Fatima antwortete: er sey wirklich sehr krank, wenn sie aber sichs wolle gefallen laßen, sein Arzt zu seyn, so werde sich die Krankheit bald geben. Zulphad erröthete bey diesen Worten, wollte aber dabey das

Ansehen haben, als ob sie ihre Meynung nicht verstanden hätte, und antwortete daher: daß sie von der Arzneykunst nichts verstände, sonst würde sie nicht ermangeln, diesem Sclaven eine Arzney vorzuschreiben, weil ihn ihr Mann, Seremeth, sehr liebe, und eine ansehnliche Auslösung erwarte. Fatima schloß selbst aus dieser Vorstellung der Zulphad, daß sie ihm gewogen sey, und erzählte ihr, wie künstlich sie den Portugiesen zu dem Geständniß gebracht, daß er in sie verliebt sey; und nun, setzte sie hinzu, Zulphad, nun müßt ihr eure Neigung zu ihm mir auch bekennen. Zulphad bekannte auch, nach einem kurzen Stillschweigen, mit Thränen, daß sie ihn recht sehr liebe. Wollet ihr nun, Fatima, unsere Freundinn seyn, so schwöre ich euch bey unserm heiligen Propheten, daß es euch an nichts mangeln soll, so lang ich leben werde. Ich verlaße mich gänzlich auf euch; mein Leben und Glükseligkeit ist lediglich in euren Händen, und ich will lieber mich der größten Gefahr unterwerfen, als länger mit dem Ungeheuer, dem Seremeth, in Verbindung stehen. Kann ein Weg gezeiget werden, daß ich und Ferdinand in einen andern Theil der Welt entfliehen können, so werde ich mich auch selbst glüklicher schätzen, gesetzt daß Armuth und Knechtschaft mein Lohn wären. Fatima war in Liebeshändeln so geübt, und die Ausführung derselben war ihr so geläufig geworden, daß sie, so zu reden, ohne dieselben nicht leben konnte, so gefährlich sie auch seyn mochten. Sie verließ also die Zulphad, und gab ihr hierauf ein Mittel an die Hand, zwischen ihnen beyden ohne die geringste Gefahr eine Unterredung zu veranlaßen; freylich müße diese Sache sorgfältig behandelt und alle Schritte in derselben genau abgemessen werden: auch wenn sie gelinge, müße Zulphad dem Seremeth bey seiner Rükkunft auf das schmeichelhafteste und liebkosend=

kosendste begegnen, wegen anderer Folgen solle sie nur unbesorgt seyn. Diese erwünschte Nachricht wurde der Fatima durch ein ansehnliches Geschenk vergolten; und Zulphad versicherte, daß sie ihrer Anweisung folgen wolle.

Da Seremeth Befehl hinterlaßen hatte, der Zulphad im Bade aufzuwarten, und noch eine Sclavinn zuzugeben; so mußte dieser Befehl die Veranlassung geben, die Intrigue auszuführen, und der Fatima eine unvermuthete Gelegenheit zu verschaffen, den Ferdinand in der Kleidung einer Sclavinn der Zulphad zuzuführen. Wie aber alle glükliche Begebenheiten in dieser Welt vom Unglükke verfolget werden, so traf auch diese beyden eine fürchterliche Veränderung. Die übrigen Frauenß Seremeths, die bisher durch die vorzügliche Schönheit der Zulphad eifersüchtig gemacht worden, konnten sich nicht überwinden, ihr die vom Seremeth anbefohlene Ehrerbietung zu beweisen; vielmehr beobachteten sie dieselbe mit einem scharfen Auge, seit dem ihr Ferdinand den güldenen Apfel zuerkannt hatte. Sie brauchten einen schwarzen Sclaven zu einem Kundschafter, der zur Ausführung ihres Vorhabens um so viel bequemer war, je weniger jemand ihn in Verdacht hatte, da man ihn für einen dummen Menschen hielt, der von den anderen Sclaven gehudelt wurde. Seine Unterwürfigkeit war aber keine Frucht einer natürlichen Dummheit, sondern eines stillen Temperaments; denn er war so schlau, daß er nach einer kurzen Anweisung dieser Weiber das ganze Geheimniß glüklich entdekte. Sie frohlokten und triumphirten über die unglükselige Zulphad. Er bekam inzwischen Befehl, seine Beobachtungen weiter fortzusetzen, und bestätigte seine vorige Entdekkung durch verschiedene neue Erfahrungen. Und nun warteten sie auf Seremeths

remeths Rükkunft, um ihm sowohl ihre eigene Treue, als auch die Treulosigkeit derjenigen Person vor Augen zu legen, die sie in seiner Abwesenheit so zu ehren Befehl hatten. Sie waren inzwischen so sorgfältig, dieses durch sie entdekte Geheimniß zu verbergen, daß sie vielmehr der Zulphad bey den täglichen Besuchen, mit der größten Zärtlichkeit und Ehrerbietung begegneten. Endlich kam Seremeth, und fand seine junge Vermählte schöner und artiger als vorher. Seremeth, dessen Leidenschaft gegen die Zulphad weder durch den Krieg, noch durch die Abwesenheit, war verringert worden, fand die Zulphad zwar gefälliger, aber doch blieb eine gewisse Entfernung zwischen ihnen. Er war indessen in so fern zufrieden, als sie den Abscheu abgeleget, den sie vom Anfange her gegen ihn geäußert hatte. Die Vorstellung, daß er nun von ihr geliebet würde, befriedigte ihn, und er theilte mittlerweile seine Besuche unter die übrigen Weiber.

Ohnerachtet durch die Abwesenheit des Seremeth die Gestalt seines Hauses etwas geändert worden war; so fand doch die wachsame Fatima dann und wann Gelegenheit den beyden Verliebten Zusammenkünfte zu veranstalten. Der Schwarze aber, von dem jedermann glaubte, daß er nichts höre und sähe, wußte alles und erzählte alles den Nebenbuhlerinnen der Zulphad, die ihn für diese Nachrichten reichlich beschenkten. Sie entdekten endlich die Sache dem Seremeth, und erboten sich, daß seine eigene Augen Zeugen von der Wahrheit ihrer Anklage seyn sollten. Seremeth gerieth ganz außer sich, als er dieses hörte: da ihm aber auch der Haß dieser Weiber gegen die Zulphad nicht unbekannt war, so erwiederte er, daß, wenn es wahr wäre, sie beyde des grausamsten Todes sterben sollten, wäre es aber eine Verleum-

leumdung, so hätten sie viere ein gleiches Schiksal zu erwarten. Er blieb inzwischen in der heftigsten Bewegung des Gemüthes, so, daß seine Weiber fürchteten, daß sie in der Sache einen gar zu starken Schritt gethan hätten, und daß der Schwarze sie betrogen haben, oder von andern betrogen worden seyn könnte. Sie umgaben ihn also, und suchten ihn durch gute Worte und Schmeichelenen zu beruhigen. Sie stelleten ihm vor, daß, da die Natur selbst sich seiner Ehe mit der Zulphad zu widersetzen schien, er sich nur heimlich von ihr scheiden möchte, und alsdenn werde er in kurzer Zeit eben so glüklich seyn, als er vorher gewesen. Hierdurch ließ er sich beruhigen, und begab sich ohne alle weitere Nachforschung einer so unangenehmen Sache aufs Land, um allda seinen Betrachtungen weiter nachzuhängen, die zur Folge hatten, daß er sich genöthiget sah, zu bekennen, daß er unrecht gethan habe; daß es für ihn nicht möglich, ja unnatürlich sey, wenn er, als ein alter ungeheurer Kerl von einer so zarten jungen und schönen Person wolle geliebet werden. Um nun den Ungemächlichkeiten ein Ende zu machen, die sie seit der Verehlichung mit ihm ausgestanden, und den übrigen Weibern die Eifersucht zu benehmen; so entschloß er sich, sich von ihr zu scheiden, und sie dem Ferdinand beyzulegen, wenn dieser anders die muhamedanische Religion annehmen wolle. Auf die Weise meynete er, ihr Herr und Beschützer zu bleiben, da Ferdinand sein Sclave war, und weiter nichts hatte, als was er von ihm empfieng. Er ließ also den Ferdinand rufen, der sichs nicht träumen ließ, daß seine geheime Liebe entdekt worden, und sagte zu ihm: Erschrik nur nicht; ich habe vernommen, daß du dich in die Zulphad verliebet, und öftern Umgang mit ihr im Bade gehabt hast. Der arme Sclave, der die Gemüthsart der Türken wohl kannte, wurde durch

 diese

diese Worte wie vom Blitze gerühret, so daß er zu Boden sank; als aber sein Herr glimpflich fortredete, so viel er ihm zu Füßen, und bekannte, daß er den Tod verdient habe. Tödte mich, rief er aus, zerhaue mich augenbliklich, aber schone nur der durch meine Ränke verführten Zulphad. Seremeth hieß ihn schweigen, weil er die Sache nicht pünktlich untersuchen wolle: um sie aber beyderseits glüklich zu machen, so sey er entschlossen, die Zulphad zu verstossen, und sie ihm unter der Bedingung zur Ehe zu geben, wenn er die muhamedanische Religion annehmen würde, wie er denn ihnen auch reichlichen Unterhalt zu geben versprach. Seremeth redete dem Ferdinand zu, der ganz verwirrt da stand, und nicht wußte, was er sagen sollte, hieß ihn diesen Vorschlag wohl überlegen, und ihm in 24 Stunden eine bestimmte Erklärung geben.

Die äußerliche Veränderung der Religion machte bey dem Ferdinand keine Schwierigkeiten, indem er von seinen Aeltern unterwiesen worden, daß an dem äußerlichen Bekenntniße der Religion nichts strafbares sey, wenn man nur im Herzen ein Jude bleibe: aber seine Aeltern waren sehr reich, und, weil sie ihn sehr liebten, hatten sie ihm zu wissen gethan, daß seine Loskaufung itzo in Bewegung sey, und daß kein Geld gesparet werden sollte. Die Hofnung der Freyheit war nun seine Hauptfreude, indem die Heftigkeit der Liebe sich mit den abnehmenden Kräften des Körpers verlohren hatte. Er wurde in seinem Gemüthe von mancherley Betrachtungen hin und her geworfen, die alle wichtig und rührend waren. Mittlerweile rief Seremeth seine Weiber zusammen, und sagte zu ihnen: nun werde ich euch hoffentlich eine allgemeine Freude machen. Ich bin entschlossen, eurem Rathe zu folgen, und mich

mich von der Zulphad zu scheiden. Und damit nicht gegen unser Gesetz gesündiget werde, so soll Ferdinand die muhamedanische Religion annehmen, und die Zulphad heyrathen. Nichts konnte diesen Weibern angenehmer seyn, als die Nachricht von dieser Scheidung: aber ihre Verheirathung mit dem Sclaven wollte ihnen nicht in den Kopf. Sie wünschten alle, dieses Glüks selbst theilhaftig zu werden.

Als nun Seremeth sich weg begeben hatte, verleitete ihre Eifersucht sie zu einem Entschlusse, Kraft dessen diese Ehe durch beyder Personen Untergang verhindert werden sollte. Die Stunde war nun gekommen, daß Ferdinand seine Erklärung von sich geben sollte; welcher auch, so bald ihn Seremeth rufen ließ, sich dem Willen seines Herrn mit vieler Danksagung gefällig bewies. Es rührte aber seine Einwilligung daher, weil er hoffte, daß er dereinst noch Gelegenheit bekommen würde, mit der Zulphad, die er noch recht zärtlich liebte, nach Europa zu entweichen, und mit ihr die Lebenszeit in seinem Vaterlande vergnügt zuzubringen. Die Weiber des Seremeth machten das geheime Liebesverständniß der Zulphad und des Ferdinands bekannt, als jener auf seinen Landgütern war. Der Dey, der Kady, der Mufti und die Marabouts warteten alle mit Ungeduld auf den Ausgang dieser Geschichte. Mittlerweile sorgten die ehrgeizigen Nebenbuhlerinnen der Zulphad dafür, daß dieses Gericht, welches sich in der ganzen Stadt ausgebreitet, vor ihr selbst ein verborgenes Geheimniß bleiben möchte. Seremeth, der nur eine Nacht auf dem Lande geblieben war, kehrete wieder nach der Stadt zurük, um der Zulphad seine Absicht zu eröfnen, zugleich aber auch die Antwort des Ferdinands zu vernehmen. Sie, wurde nicht weniger gerührt, als vorhin der Jüngling;

inzwischen leuchtete doch eine Art der Freude mitten aus ihrer Unordnung hervor. Der Dey, nachdem er eine besondere Nachricht von dem Verbrechen der Zulphad erhalten, ließ den Seremeth unverzüglich zu sich kommen. Er gerieth in eben so große Bestürzung, als die beyden Verliebten, da er hörte, daß der Dey in Gegenwart seines ganzen Hofstaats dasjenige, was Zeit seiner Abwesenheit in seinem Hause vorgegangen war, als eine öffentliche Sache erzählte, und daß alles, was er sagte, von den sämmtlichen Mitgliedern des Divan als eine stadtkündige Sache bestätiget wurde, und daß alle der Meynung waren, daß Zulphad und der Christensclave diejenige Strafe leiden müßten, die in ihrem Gesetze bestimmet worden. Nachdem sich nun Seremeth ein wenig erholet hatte; so stellete er sehr ernstlich vor, daß Zulphad nicht als seine wirkliche Frau angesehen werden könne; Ferdinand könne sie also gar wohl heirathen, wenn er nur ein Muhamedaner würde; er an seinem Theile sey willig und bereit, ihr den Scheidebrief zu geben, und halte dieses für das beste Mittel, seine Ehre zu retten, falls sie sollte beleidiget worden seyn. Er gieng so weit in seiner Zuneigung, daß er selbst für die Delinquenten bat, zumal, da Ferdinand sich zur muhamedanischen Religion bekehren wollte, und daher aus dieser Ehe einige Auserwählte Gottes erwartet werden könnten; fügte auch hinzu, daß die Barmherzigkeit jederzeit ein angenehmes Räuchopfer vor Gott und seinem Propheten sey. Hierauf versammlete sich der Divan nochmals; der Kady, der Mufti und alle Ausleger des Gesetzes wurden befehligt, demselben beyzuwohnen, und es wurde beschlossen, daß ein Pardon erfolgen sollte, wenn Ferdinand die muhamedanische Religion annehmen, und die Zulphad heirathen würde, welcher Seremeth erst einen Scheidebrief geben müßte. Wie aber

dieses

dieses zu einer öffentlichen Sache geworden war, so sollte Ferdinand auch das muhamedanische Glaubensbekenntniß öffentlich ablegen. Hiebey ward offenbar, daß er ein Jude gewesen.

Es entstand ein allgemeines Geschrey, daß er, wofern er ein Jude sey, verbrannt werden müßte, weil er eine Muhamedanerinn beflekket, und sey er kein Jude, eben die Strafe verdient habe, weil er vom Gesetz des heiligen Propheten abgefallen sey. Das Volk griff darauf zu, und schleppte ihn in das königliche Haus, allwo er, nach angestellter Untersuchung bekannte, daß er ein Jude sey. Der Abscheu, den man zu Algier an diesem Namen hat, äußerte sich am Betragen und den Geberden des ganzen Divan. Nach den abscheulichsten Flüchen, die über ihn ausgestossen worden, sagte der Dey: Was! sollen die Muselmänner leiden, daß ein jüdischer Sclav sein Blut mit dem ihrigen vermischet, und das Haus des edlen Herrn Seremeth schände? Ich schwöre bey dem heiligen Propheten, daß eine jegliche Uebertretung seines Gesetzes gestrafet werden soll. Diesen andächtigen Spruch des Dey bestätigte der Kady, der Mufti und alle vornehme Glieder des hohen Raths. Als Seremeth sahe, daß dieses unglükliche Paar würde ein Opfer werden müßen, so suchte er die Gemüther zu besänftigen, und redete die Versammlung folgender Gestalt an: Ich bitte dich, ehrwürdiger Dey, und euch meine Brüder Muselmänner, daß ihr, ehe ihr über diese unglüklichen Kreaturen ein Urtheil sprechet, wohl erwäget, daß ich derjenige sey, der eigentlich am meisten beleidiget worden. Zulphad kann auch nach dem Gesetz nicht für meine Frau geachtet werden, ob sie wohl unter meinem Dache gewohnet, welches sie mit einem Nichtswürdigen, der mein

Sclav ist, entehret hat. Damit ich nun an der Schmach nicht Theil nehmen dürfe, so erlaubet mir, daß ich sie erst verstosse, und zu ihren Aeltern schikke, von welchen ihr sie, wenn es das Gesetz und die Gerechtigkeit erfordern, wiederholen lassen, und ihr die verdiente Strafe auferlegen könnet. Diese Bitte wurde ihm gewährt. Zulphad wurde ins Haus des Kady gebracht, und, nachdem ihr der Scheidebrief zugestellt worden, mußte sie in ihrer Aeltern Haus gehen. Als sie da angekommen war, wurde sie dem Mezuard übergeben, dessen Wache sie wieder zu des Königs Hofe zurükke führte, sammt der Fatima, welche sie als das vornehmste Werkzeug dieser unglüklichen Intrigue angeklagt hatte.

Als Zulphad erschien, wurde ihr befohlen, ihren Schleyer abzunehmen. Du bist unwürdig, sagte der Dey, als eine wahre Gläubige betrachtet zu werden, da du dich als eine nichtswürdige Jüdinn betragen hast. Inzwischen rührte den Dey ihre Jugend und Schönheit dergestalt, daß er sie zu retten suchte. Er untersuchte das angegebene Verbrechen, und gebot ihr, daß sie alles mögliche zu ihrer Vertheidigung anführen möchte. Allein dieses junge und unglükliche Blut, war so voller Scham und Bestürzung, als sie vor dem ganzen Divan mit unbedektem Angesicht stehen mußte, daß sie nicht ein Wort reden konnte, und gewiß zur Erde gesunken seyn würde, wofern sie nicht durch die Fatima unterstützet worden, welcher das Alter und die Veränderung ihres Standes den Tod zu einer gleichgültigen Sache gemachet hatten. Der Dey, damit er Zeit gewinnen möchte, that dem Divan den Antrag, die Sache bis auf Morgen zu verschieben, da die Beklagte außer Stande sey, sich zu verantworten. Aber die Ausleger des Gesetzes merkten die Absicht des Dey, da die Entblößung ihres

ihres Angesichtes auf einmal seinen Zorn gestillet hatte. Daher riefen sie aus: Char-alle, oder Gerechtigkeit von Gott, und ihnen stimmete der ganze Divan bey. Sie stellten dem Dey vor, daß ihr Stillschweigen von keiner Erheblichkeit sey; daß der Sclave selbst schon alles gestanden hätte, und wenn ja noch etwas zu untersuchen übrig wäre, so könnte die gegenwärtige alte Kupplerinn gefraget werden. Als Fatima den unvermeidlichen Tod vor Augen sahe, so war sie so edelmüthig, diese zwo Personen für unschuldig zu erklären, und sich selbst, als der Unterhändlerinn, alles aufzubürden. Es schrie aber der ganze Haufe: Urtheil und Vollstrekkung desselben. Dem zu Folge wurde Ferdinand auf dem Begräbnißplatze der Juden lebendig verbrannt, und Zulphad sammt ihrer Kupplerinn erfäufet. Das war das höchst traurige Schiksal dieser zwo jungen Personen: allein dergleichen Abweichungen vom Wege der Tugend endigen sich gemeiniglich, wo nicht mit einem gewaltsamen Tode, doch gewiß mit Schande und Elend.

Ohneachtet hier nichts anders geschah, als was Seremeth vorher gesehen hatte, so gieg es ihm doch überaus nahe. Seine Zärtlichkeit gegen die Zulphad und den Ferdinand verwandelte sich in eine Wuth gegen die Urheber ihres Todes. Er kehrte in sein Haus zurük, mit der Entschließung, seine vier Weiber gleichfalls aufzuopfern, als deren Eifersucht dieses Trauerspiel veranstaltet hatte. Als er aber erwog, daß die schleunige Vollziehung dieses Entschlußes von unangenehmen Folgen seyn, und so ausgelegt werden möchte, als ob er die Liebeshändel der Zulphad genehm gehalten; so verschob er seine Rache bis auf eine andere Gelegenheit. Er ließ sie in ein Zimmer fordern, darinn er mit ihnen ganz allein war; hier

hier hielt er ihnen ihre böse That mit großer Heftigkeit vor. Sie fielen vor ihm nieder, er aber trat sie mit Füßen, zog seinen Säbel aus, und sagte: Euch Bestien könnte ich itzo gleich den unglüklichen Kreaturen aufopfern, die durch eure Bosheit gestürzet worden; aber ihr sollt zu einer weit umbarmherzigern Rache aufgehoben seyn. Hierauf gieng er wüthend aus dem Zimmer hinaus, und rief den schwarzen Sclaven, der sich zum Spion brauchen laßen: da er aber hörte, daß er aufs Landgut gegangen wäre, so ritt er geschwinde hinaus, nachdem er seine vier Weiber mit einer starken Wache umgeben hatte. Als er ankam, lief ihm der Schwarze entgegen, um das Pferd zu halten. Seremeth gab ihm sogleich einen Kreuzhieb ins Gesichte und sagte: Du Bube, du Verräther, unterstehest du dich, vor meine Augen zu kommen? Gehe dahinein, daß ich noch mit dir rede, ehe du Hund stirbst. Darauf ergrif ihn Seremeth und sprach: Du Scheusal des Erbodens, du bist des grausamsten Todes würdig. Was hast du durch Anhetzung meiner Weiber gethan? Du hast Veranlaßung gegeben, daß diejenige, die ich am meisten geliebet, als eine Missethäterinn hat sterben müßen. Wie bist du hinter diese Heimlichkeit gekommen? Der Schwarze erzählte ihm alles ausführlich, und sagte zu seiner Vertheidigung, daß er sich gewiß von diesen Weibern nicht würde haben gebrauchen laßen, wofern nicht die Ehre seines Herrn beleidiget worden wäre. Wohl! sagte Seremeth, verschweige mir nichts, denn du mußt unfehlbar alles wissen. Sind mir wohl die andern vier Weiber getreu geblieben? Bedenke wohl, daß ich dein Herr sey, und daß du nicht werth seyst, den Staub meiner Schuhe zu küßen. Der Schwarze gestand ihm daher, daß sie alle zusammen ausschweifeten, er erzählte ihre heimlichen Liebesstreiche mit Christensclaven, die sie ent-

weder im Bade, oder auf den Landgütern ausübeten. Diese Erzählung reizete den Seremeth dergestalt zur Rache, daß er Willens war, diesem Sclaven den Kopf zu zerspalten. Da er sich aber eine entsetzliche Rache an seinen Weibern vorbehalten hatte, so ließ er ihn ins Gefängniß werfen, mit Wasser und Brodt speisen, und gebot, daß niemand mit ihm reden sollte. Gegen seine Weiber aber stellete er sich so leutselig an, daß sie sich die Hoffnung machten, es werde nun alles vergessen seyn. Bis auf eine bequemere Zeit aber schob er seine Rache auf, und ließ inzwischen alles Geld auf sein Landgut bringen, weil er Willens war, nach ausgeübter Rache, sich in das Gebirge Couco zu begeben, ein stilles Landleben allda zu erwählen, und die Glükseligkeit zu suchen, die er weder am Hofe noch im Kriege finden können. Es bot sich ihm auch hierzu die günstigste Gelegenheit an: denn als die Mohren dieses Gebirges Abgeordnete nach Algier schiften, so eröfnete er denselben seine Absicht heimlich, welchen das eine ungemeine Freude war, daß ein Mann von so großem Kriegsruhme, und der einen erstaunlichen Reichthum besaß, ihr Land zu seinem Ruheplatze erwählen wolle. Daher redeten sie die Art seiner Flucht unter sich ab. An dem zur Abreise bestimmten Tage reisete Seremeth auf sein Landgut, unter dem Vorwande, diese Fremden allda zu bewirthen. Seine Weiber mußten auch dahin kommen. Nach geendigter Mahlzeit that Seremeth diesen Mohren von Couco zu wissen, daß er an seinen Weibern Rache ausüben wolle, als welche auf eine schandbare Art ausgeschweifet hätten; welche Beschimpfung ihm so unerträglich sey, daß er sich entschlossen habe, das Gebirge Couco zu seinem Aufenthalte zu erwählen, und dem weiblichen Geschlechte auf immer zu entsagen. Die Mohren bezeugeten, daß die Rache, so schreklich sie auch wäre,

für

für solche lasterhafte Weiber nicht zu hart seyn könne, wobey sie ihn auch ihres Beystandes versicherten. Alsbald ließ Seremeth die Weiber herbeyholen, und nachdem er ihren Schmuk und Juvelen unter die Mohren getheilet hatte, ließ er sie in das Gefängniß, in welches der schwarze Sclave war geworfen worden, bringen, wo sie mit eisernen Stäben, die zuvor im Feuer glüend gemachet waren, zu Tode gemartert wurden. Diese Vollstrekkung geschah in Gegenwart eines numidischen Sclaven, damit er zu Algier alles, was seine Augen gesehen hätten, erzählen könnte. Seremeth aber begab sich aufs Gebirge Couco, allwo er vor aller Verfolgung sicher war.

Welch, eine Reihe von schreklichen Begebenheiten, die insgesammt als natürliche Folgen lasterhafter Leidenschaften angesehen werden müßen!

— ß.

Charakter der Neapolitaner.

Es sind wenig Länder, welche mehr Personen von Adel und selbst vornehmen Adel aufweisen können, als Neapel: aber der Glanz und die Würde, den er ehemals hatte, ist gänzlich versunken. Fast möchte man sagen, er habe nichts mehr von seinen glorreichen Vorfahren geerbt, als den Stolz, den ihn seine Geburt eingiebt; und man würde fruchtlos nach den Tugenden suchen, die diesen Stolz vor den Augen der Welt noch halb und halb zu rechtfertigen im Stande wären. Oesterreichs Gewalt über Neapel, war der Verfall seines Adels; er verlohr seinen Monarchen aus seinem Gesichtskreise, und mit ihm den Trieb und den Ehrgeiz durch nützliche Dien-

Dienste, die dem Vaterlande geweiht waren, den Beyfall seines Regenten zu erlangen. Die Entfernung, die das Ansehn schwächt, hatte bey dem österreichschen Regenten aber diese Folge: der Adel vergaß ihn, und wählte statt Tugend den Müßiggang, und seine Folgen, das Laster. Die Kriegskunst ward gänzlich vergessen und verachtet, (ich nehme allein die jüngern Söhne der Familien aus, die oft gezwungen wurden, ihr Glük in den Waffen zu suchen) und der Edelmann beschäftigt sich nur auf seinen Lehngütern unglükliche Vasallen zu unterdrükken, die ihn nicht wiederstehen können, und auf Kosten seiner Unterthanen Schätze auf Schätze zu häufen. Ueberhaupt findet man den neapolitanischen Adel nur allein bemüht seine eignen häuslichen Geschäften zu besorgen; und nur Armuth und sonst ein sehr merkwürdiger Umstand kann einen von ihnen dazu bestimmen, daß er öffentliche Geschäfte verwaltet.

Eitelkeit und Pracht sind die Lieblingsleidenschaften und Schooßsünden des neapolitanischen Adels; die wenigsten besitzen das glükliche Talent, das Band des gesellschaftlichen Lebens, die Kunst der Konversation: sie versammeln sich nur, ihre Pracht der Welt zu zeigen, und die Bedienten und Equipagen sind der Maaßstab, nach dem sie ihre Hochachtung gegen einander bestimmen. Ihre Häuser sind weitläuftig, und gemeiniglich muß man erst viele Vorzimmer paßiren, ehe man in den Versammlungssaal kömmt. Läufer und Lakeyen sind in dem ersten, andere Bediente besetzen das zweyte, und die Pagen das dritte Vorzimmer. Die Etiquette erfordert es, daß sich alle Domestiquen in zwey Reihen stellen, um dem Fremden desto mehr Ehre zu bezeigen. Kömmt man endlich in das Zimmer der Dame vom Hause, so ist es gar nichts ungewöhn-

gewöhnliches, zweyhundert Personen anzutreffen. Die Damen schimmern alle in glänzenden Edelsteinen und prächtigen Kleidern, und die Kleidungsstükke der Männer sind ebenfalls schwer vom Gold und Silber. Diese zahlreiche Besammlung betrachtet sich, bewundert, beneidet sich, und macht sich einander Langeweile: dies heißt denn Konversation, und zudem haben diese edlen Konversationen nur bey gewissen Fällen statt. Zum Beyspiel: bey Verheirathungen, Kindbetten, oder wenn einer von der Familie von einer schweren Krankheit wieder genesen; aber demohngeachtet sind in einer so großen Stadt, wie Neapel, fast täglich solche Konversationen, die dann den neapolitanischen Edelmann fast alle Abende das Vergnügen verschaffen, sich zu ennuieren.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Charakter der Neapolitaner.

Beschluß.

Die große Anzahl von Bedienten, der wir vorher erwähnt haben, erfordert natürlicher Weise viel Kosten: diese Kosten aber zu bestreiten, ohne sich derangiren, erwählt gemeiniglich der Herr des Hauses das wirksame Mittel, daß er sich diese Summen an seinem eignen Tisch abbricht; folglich ist nichts mäßiger, als die Mahlzeit eines Neapolitanischen von Adel. Gemeiniglich vergleicht er sich mit seinem Koch zu vierzig Sols die Mahlzeit, und macht sogar aus Sparsamkeit nur eine des Tages. Dahero bitten sie sich auch selten unter einander zu Tische: geschieht es aber einmal, so herrscht eine Verschwenduug und Mannigfaltigkeit von Speisen, die eben so sehr die Augen als den Gaumen reizen.

Die neapolitanischen Damen von Stande statten nie einen Besuch ab, ohne noch eine Kutsche mit drey oder vier ihrer Edelleute und Cicisbeen besetzt, im Gefolge zu haben. Dies ist vielleicht nicht sowohl ihrer eignen Hoheit und Würde wegen eingeführt worden, wie sie es sich zu überreden scheinen: sondern der Grund dieser Ceremonie liegt vielmehr, wie ich glaube, in der angebornen Eifersucht der Neapolitaner, die ihren Weibern keinen Schritt ohne Zeugen thun laßen.

Müßiggang, der schnödeste Müßiggang, ist die alleinige Folge dieser Lebensart, und der Adel bringt sein ganzes Leben mit diesen vorhin angeführten Beschäftigungen zu. Dieser Mangel an reellen Geschäften macht sie dem Frauenzimmer dienstbar und das Verlangen zu Gefallen, zum Handwerk. Die Leichtigkeit, sich täglich in den Konversationen zu sehen und zu sprechen, mehrt die Leidenschaften den jungen Liebhaber, und giebt dem schönen Geschlecht einen Werth, der selbst ihre wunderlichsten Grillen und räthselhaftesten Träume zu unumschränkten Gesetzen macht.

Die Neapolitaner überhaupt besitzen viel Verstand, und einige unter ihnen haben sich mit gutem Erfolg auf Studien und schöne Wissenschaften gelegt; aber diese Beyspiele sind selten, denn allgemein würde der Adel erröthen, Kentniße mit andern Menschen gemein zu haben, der die Zeit nur mit Reiten und Kaleschenfahren hinbringt, bis die Konversationsstunde herannaht.

Nach diesem Gemälde von dem Adel würde man unbillig handeln, Tugenden vom Volke zu fodern; izt ist es nicht mehr jene edle Nation, die unter den alten Römern brave Soldaten bildete, und bey den übrigen Völkern die Gewalt des Landesherrn verehren machte. Freylich ist noch nicht ganz diese Gattung aus der Art geschlagen, und im Feldzuge im Jahr 1744 gaben einige Bataillion Miliz, die sich dem Feinde tapfer entgegen stellten, einleuchtende Proben vom Gegentheil: aber der abergläubische Bauer erzieht seine Kinder in einer ununvertilgbaren Abneigung gegen den Soldatenstand.

Die

Die Wärme des Klimas trägt gar vieles dazu bey, den Bauer träge zu machen, und die Sclaverey, in der er seufzt, vertilgt gänzlich den kleinen Ueberrest von Arbeitsamkeit. Allen dem ohngeachtet sind die Denkmäler, welche man im Lande findet, deutliche Beweise, was die Neapolitaner zu den Zeiten der Römer mögen gewesen seyn; ob gleich seit diesen glüklichen Zeiten alle Künste so vernachläßiget worden, daß sie sich, wie es scheint, schämen würden, zu ihren alten Herren zurük zu kehren, und die Gebiete zu verlaßen, wo man sie aufgenommen und kultivirt hat. Die schlechte Verwaltung hat den Handel getödtet, und dieser die Arbeitsamkeit zu Grunde gerichtet.

Die Neapolitaner haben den Ruhm, daß sie ihrem Könige sehr ergeben seyn sollen; sie sind überhaupt ziemlich gut: selten trift man Straſsenräuber unter ihnen an, und ein Todschlag hat immer eine erlittne Beschimpfung zur Ursache. Da es den Verbrechern so leicht ist, sich der Strafe zu entziehen: so ist zu bewundern, daß sie dies nicht weit öfters mißbrauchen, denn es ist ganz und gar kein Zweifel, daß in einem andern Lande, wo das Schutzrecht der Kirchen die Schuldigen und Verbrecher vor der Strafe sichert, weit mehr Verbrechen begangen werden.

Was ihre äußeren Religionsübungen anlangt, so sind sie darin sehr gewissenhaft, und doch ist vielleicht kein Volk, das weniger Religion innerlich besitzt.

Festtage, Prozeßionen, Indulgenzen, besondre Andachtsübungen, und fromme Institute, welche zu dirigiren sich der vornehmste Adel zur Ehre schätzt, nehmen anfangs die Frem-

 den

den zum Besten der Neapolitaner wegen ihres Religioneifers ein; beleuchtet man aber diesen in der Nähe, so verschwindet er gänzlich, und läßt bey Groß und Klein nichts als Aberglauben oder selbst Unglauben zurük.

Das beständige Kirchengehen ist eine neue nie versiegende Quelle eines immer neuen Anbliks. Es vergeht kein Tag in Neapel, an dem nicht, wie sie sie nennen, vierzig Stunden Gebete gehalten werden. Adel und Volk laufen Schaarenweise hinein, weil die Pracht Augen und Ohren gleich stark entzükt. Denn die prachtvollen Kirchen werden von einer großen Menge Kerzen erleuchtet, und die geschiktesten Tonkünstler führen die bewunderungswürdigsten Konzerte auf. Ueberdem sind dies die Versammlungsörter der Liebhaber, die von Frauen und Mädchen, die die Eifersucht der Männer und die Sorgfalt der Mütter zu strenge bewacht, hier hin bestellt werden.

Die Ursache aller dieser Ausschweifungen zu finden, welche so schändlicher Weise in Neapel herrschen, darf man nicht weit gehen; die Nachbarschaft des römischen Hofes hat alle Schuld. Man kann sich leicht vorstellen, daß er über ein Königreich, welches er als ein Lehn vom heiligen Stuhl betrachtet, noch weit despotischer, als über das übrige Italien, herrschen werde. Da alle geistliche Gnadengaben von ihm herfließen, so hat er sich in diesem Königreiche so viel Anhänger gemacht, als seine Interesse erforderte. Daher kömmt diese Menge von Geistlichen und müßiggehenden Mönchen, die so zu reden, Stadt und Land überschwemmen, und deren Anzahl um so viel größer ist, als die italienische Trägheit ein Handwerk, ja selbst eine Art von Versorgung daraus gemacht hat.

Die

Die meisten dieser unwürdigen Diener Gottes verunehren die Religion, statt sie durch gute Sitten und Aufführung ehrwürdig zu machen. Nach dem Beyspiele der römischen Geistlichen, deren Ausgelassenheit und Ausschweifungen sie aufgenommen, haben sie den Ursprung ihrer Errichtung vergessen, um sich ganz den Welthändeln und ihren Intriguen zu ergeben. Unter dem Scheine der Gottesfurcht haben sie sich in die Familien eingeschlichen, und herrschen unumschränkt darinn, so bald es ihnen geglükt hat, die Geheimniße derselben zu erfahren. Es ist fast kein Haus in Neapel, in welchem nicht ein Priester oder ein Mönch des Zutrauens des Herrn sich bemeistert hat. Man zieht sie über alles zu Rathe, und sie entscheiden alles. Schiedsrichter zwischen Mann und Frau, den Brüdern, Schwestern, Verwandten, Freunden, ja selbst dem Gesinde, hängt alles in der Familie von ihnen ab. Durch den äußern Schein der Religion haben sie sich die Thüren aller Häuser geöfnet, das Laster erhält sie im Besitze. Anfangs suchen sie die Frauenzimmer durch lasterhafte Gefälligkeiten zu gewinnen, schmeicheln ihnen auch da noch, wenn sie sich vergangen, dadurch, daß sie die menschlichen Schwachheiten sogar im Beichtstuhle entschuldigen, und sich ihnen wohl selbst als Muster der menschlichen Gebrechlichkeiten vorstellen; gleich geschikt für sich und für ihre Freunde zu arbeiten, machen sie sich kein Gewissen, wenn ihre Leidenschaft befriedigt ist, das niederträchtigste Handwerk zu treiben.

Die Italienerinnen bemühen sich fast alle, sich des Verstandes ihrer Männer zu bemeistern, und gewinnen sehr bald die Oberherrschaft über sie; sie selbst werden von Mönchen angeführt, nun schließe man auf das Ansehn, in welchem diese Heuchler stehn. Sie sind ihres Kredits so gewiß, daß

 sie

sie nicht einmal mehr den Wohlstand beobachten. Nichts ist alltäglicher in Neapel, als Geistliche und Mönche, in den Schauspielen und auf öffentlichen Spatziergängen anzutreffen; man findet sie allenthalben, und an jeden angestellten Lustbarkeiten nehmen sie Antheil.

Das Volk, so blind es ist, würde vielleicht bald durch ihre Ausschweifungen und ausgeartete Sitten geärgert werden, wenn es nicht selbst durch andere Schauspiele unterhalten würde, welche die Andacht diesen Leuten, denen daran gelegen ist, seine Aufmerksamkeit von sich abzuwenden, an die Hand giebt. Bald weist man ihm mit großem Gepränge eine Madame, welche allerhand Gnaden austheilen kann, bald kramt man vor seinen Augen Reliquien aus, die die Kraft haben, die größten Wunder zu thun. Sie mögen nun glauben, was sie wollen, so ist es ein Verbrechen, ja sogar eine Ketzerey, das nicht zu glauben, was sie ihnen vor schwatzen.

Sie ziehen auch noch diesen Vortheil aus der fleißigen Besuchung der Kirchen, daß das Volk, welches unaufhörlich hingezogen wird, um den Schutz des Heiligen auf jeden Tag zu verdienen, Gebeter von ihnen begehrt, die sie ihm immer so theuer, als es ihnen möglich ist, verkaufen.

Was aber am meisten ihr Ansehn und ihren Kredit erhält, ist die Leichtigkeit, von der man schon gesprochen hat, den Sünder zu absolviren. Sie verstehn die Kunst das Abscheuliche eines Verbrechens zu mildern, vortreflich. Man sollte sagen, sie ließen die Reue und Bußfertigkeit lediglich in dem Geständniße des Sünders bestehen, der es denn um so viel williger ablegt, als die Absolution eine sichere Folge desselben ist.

Nicht

Nicht als wenn es unter ihnen nicht auch Kasuisten von einer strengeren Moral gäbe. Die Doktoren sind nicht einig in ihren Meynungen über die Gnade und die Wirkungen des Sakraments der Busse. Die Dominikaner und andere Mönche, welche noch der alten Lehre zugethan sind, haben nicht so viel Nachsicht für ihre Beichtkinder, auch werden sie weniger besucht. Die Jesuiten haben einen entschiedenen Vorzug, welchen sich ihre Anhänger ohne Zweifel, dadurch erhalten werden, daß sie, wie jene, mehr Mitleiden mit den menschlichen Schwachheiten haben. Sie sind zwar dadurch weniger furchtbar, aber sie machen sich um so viel nothwendiger. Hauptsächlich haben sie die Neapolitaner mit dem schreklichen Mißbrauche der Sakramente so gemein gemacht, daß er ihnen eben dadurch zu einer Art von Ceremonie geworden ist.

Man kann leicht schließen, was für einen Einfluß solche Grundsätze auf die Sitten haben müßen: auch ist nichts gemeiner zu Neapel, als daß ein Frauenzimmer aus dem Beichtstuhle, ja selbst vom Tische des Herrn forteilt, um sich in die Arme ihres Liebhabers zu werfen, der sie zu Hause ihrem Befehl gemäß erwartet. Untreue, Diebstahl, Mord und die abscheulichsten Verbrechen finden eine gleiche Nachsicht, und vermuthlich haben die Beichtväter zur Bequemlichkeit der Verbrechen die Gewalt, fast von allen denen Sünden loszusprechen, welche andre reservirte nennen.

Die Mönche und Geistliche schalten nicht nur über die göttliche Rache nach Wohlgefallen: nein, auch dem weltlichen Arme der Gerechtigkeit, welcher bereit ist, ein Verbrechen zu bestrafen, thun sie Einhalt. Sich vor seiner Rache in Sicherheit zu setzen, ist es hinreichend, wenn der Schuldige das Vorhaus einer Kirche oder eines Klosters erreichen kann. Dies sind Schutzörter, in welchen ihn die Gerechtigkeit nicht

 auf-

aufsuchen darf. Das letzte Konkordat zwischen dem römischen und dem neapolitanischen Hofe hat zwar die Anzahl dieser Schutzörter vermindert, und das Privilegium den Bethzimmern öffentlicher Kapellen, und andern Kirchen, die kein Pfarrecht haben, entzogen; aber dies hieß einen, der guten Ordnung so nachtheiligen Mißbrauch nicht an der Wurzel abschneiden. Es würde vielleicht besser gewesen seyn, keine Kirchen dieses Vorzugs zu berauben, aber die Natur des Verbrechens zu bestimmen, bey welchem er statt haben könnte.

Das Ansehn der Mönche und der Geistlichen würde ohne Grenzen seyn, wenn es ihnen geglükt hätte, eine Inquisition in dem Königreiche Neapel aufzurichten; aber mit Schmerzen müßen sie es sehen, daß alle ihre Ränke und Anstiftungen vergebens waren, so oft sie es wagten, auf eine solche Errichtung zu denken.

Ferdinand der Katholische, ja selbst Karl der fünfte, welche in diesem Stükke dem römischen Hofe zu Gefallen leben wollten, sind durch die unüberwindliche Abneigung, welche sie in der Denkungsart dieser Völker gegen dies fürchterliche Gericht gefunden haben, gezwungen worden, ihrem Vorhaben zu entsagen. Die Neapolitaner ergriffen im Jahre 1547 die Waffen, weil sie glaubten, der Vizekönig, Peter von Toledo, hätte Befehl vom Karl dem fünften, dieses vorgebliche heilige Officium einzuführen. Der Neapolitaner kann sich nicht einmal gewöhnen, den Namen desselben aussprechen zu hören; und die Feinde der Regierung haben kein sicheres Mittel die Herzen von ihr abtrünnig zu machen, als unter der Hand zu verstehn zu geben, der regierende König hätte sich beym römischen Hofe verbindlich gemacht, das Inquisitionsgericht einzuführen.

Nachricht an das Publikum.

Ich bin nun mit meiner siebenjährigen Untersuchung der Eingeweidewürmer thierischer Körper so weit gekommen, daß ich mir getraue, sie dem Publikum im Druk zu übergeben. Aerzte sowohl, als Naturforscher, denen es um Wahrheit und Gewißheit in dieser dunklen Geschichte zu thun ist, werden darinn, besonders was die Erzeugung und Organisation dieser Würmer betrifft, aus untrüglichen Faktis der Natur, mehr Ueberzeugung, als in andern, auf schwankenden selbst ausgedachten Hypothesen, beruhenden Schriften, finden. Denn es ist dieses Werk nicht bloß zur Liebhaberey geschrieben; sondern für die Wahrheit, und zur Aufklärung einer der dunkelsten Art von Geschöpfen, mit vieler Mühe, Geduld, Genauigkeit und Kosten bearbeitet worden. Eine vorläufige Anzeige davon ist bereits im 6ten Stük der Berichte der Buchhandlung der Gelehrten zu Deßau geschehen. Doch hier ist der ganze Plan des Werks, dem ich diesen Titel gegeben habe:

Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper.

Das Werk selbst hab' ich in vier Hauptabschnitte getheilt.

I. Einleitung in die Geschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper überhaupt; worinn aus untrüglichen Faktis erwiesen wird, daß sie nicht von außen hineinkommen; sondern allen thierischen Körpern angeboren sind. Dies ist mutatis mutandis die Abhandlung, welche in Kopenhagen den zweeten Preis erhalten hat: aber mit vielen neuen Zusätzen und Erläuterungen. Besonders ist hierinn der ganz neue

systematische Plan der Geschlechter und Arten dieser Würmer enthalten, und eben daraus erwiesen, daß die Oekonomie derselben nichts zufälliges, sondern wahre Schöpfungsordnung, mithin etwas den thierischen Körpern angebornes sey. Dieser Plan ist hier weit vollständiger, als in gedachter Abhandlung, und nicht zuvor nach Einbildung und Hypothesensucht ausgedacht; sondern nachher, nach geendigten siebenjährigen Beobachtungen so entworfen, wie ich ihn der Natur selbst abgelernet habe. Nach meinen Erfahrungen giebt es nun eilf Hauptgeschlechter von Eingeweidewürmern thierischer Körper. Diejenigen, über welche ich noch keine völlige Gewißheit hatte, hab' ich lieber zurük gelaßen.

I. Rundwurm: Ascaris mit drey Untergattungen. 1) Riese, Gigas. 2) Mittelrundwurm, Teres. 3) Madenrundwurm, Minutior: von diesem lezteren fünf Arten: a) Nadelwurm, Acus. b) Stumpfschwanz, Filiformis. c) Sulenschwanz, Subulata. d) Haarrundwurm, Criniformis. e) Rundwürmchen, Minutissima.

II. Haarkopf, Trichocephalos (Trichuris Auctorum) 1) mit einfachem Kopfe, Simplex; 2) mit gekröntem Kopfe, Vncinatus.

III. Zwirn- oder Dratwurm: Gordius.

IV. Kappenwurm, Cucullanus. 1) Rundschwanz, Rotundatus; 2) Nadelschwanz, Ascaroïdes.

V. Pallisadenwurm, Strongylus.

VI. Afterkrazer, Pseudoechinorynchus.

VII. Krazer, Echinorynchus. 1) mit einfachem bewaffnetem Rüßel; a) ohne Hals. b) Langhals; c) bewaffneter Brust und Rüßel, langem Zwischenhals. 2) Vierrüßel.

VIII. Plattwurm, Planaria. 1) breiter, Latiuscula. (Fasc. *hepatica* Auctorum.) 2) Walzenförmiger, Cilindrica a) mit einer;

einer; b) doppelter Saugmündnng. 3) Flügelwurm, Alata. 4) Keulenförmiger, Subclavata.

IX. Bindwurm, Fasciola. 1) Nelkenwurm, Fimbriata; 2) Stiefelwurm, Ocreata. 3) Darmbindwurm, Intestinalis. 4) Bauchbindwurm, Riemenwurm, Abdominals, Loriformis.

X. Bandwurm, Taenia.

A. Eingeweidebandwurm: Visceralis. 1) Blasenbandwurm unter einer Dekke: Hydatigena. a) Kugelförmige, Orbicularis. b) Erbsförmige, Pisiformis; c) Schlauchförmige, Vtriculenta. d) Bandförmiggegliederte; Großkopf, Fasciolata, Megocephalos. 2) Blasenbandwurm ohne Dekke und Aussenblase, Vesicularis; cerebrina, Multiceps: im Hirnmark drehender Schaafe. 3) der kleine gesellschaftliche körnerichte Blasenbandwurm bey tausenden einzeln in einer Blase, Taenia visceralis *Socialis granulosa*.

B. Darmbandwurm: Intestinalis.

α) der Menschen. 1) Langgliedrichte, Cucurbitina: a) dikfleischigte, Saginata. b) flache durchsichtige, Pellucida. 2) häutige kurzgliedrichte, Vulgaris, Grisea. 3) breite, Lata. 4) Schnurbandwurm, Tenella.

β) in andern Thieren I. in Saugthieren. 1) Kettenbandwurm, Cateniformis; a) Hundsbardwurm, Canina; b) Blumichte, Dendritica. c) das Bändgen, Pusilla.

2) Zakkengliedrichte, Sägenförmige, Serrata. 3) Kugelgliedrichte, Globulata. 4) Lineirte, Lineara. 5) Durchblätterte, Perfoliata. 6) Strohhalmige, Straminea. 7) Stabförmige, Bacillaris. 8) Seitenfadige, Filamentosa. 9) Kammförmige, Pectinata. 10) Schaafbandwurm, Ovina.

II. In Vögeln. 1) Lanzettenförmige, Sagittata. 2) Hammerbandwurm, Malleus. 3) Trichterförmige, Infundibuliformis. 4) Geschlängelte, Serpentiformis. 5) Kantenförmige, Cre-

Crenata. 6) Becherförmige, Crateriformis. 7) Wurstgliedrichte, Farciminosa. 8) Fadenbandwurm, Filum. 9) Linienbandwurm, Linea. 10) Kugelarmige, Bracchium globulatum. 11) Geperlte, Perlata. 12) Leuchterbandwurm, Candelabraria. 13) Langfaden, Longissima.

III. In Fischen. 1) Der runzlichte, Tetragonoceps. 2) Kolbenkopf, Claviceps. 3) Gemündete, Osculata. 4) Wechselsweise lineirte, Alternatim lineata. 5) Schweinsrüßel, Proboscis Suilla. 6) Knotige, Nodulosa.

IV. In Amphibien. 1) Der Ungleiche, Dispar: in kleinen Landkröten.

XI. Wurmgeschlecht. Das infusorische Chaos im Schleim des Mastdarms der Frösche, Land- und Wasserkröten. 1) die Monaden, 2) Pantoffeln, 3) Bouteillen, 4) Kribelkugel, 5) Flimmerwalze.

II. Im zweeten Abschnitte ist die Beschreibung und Abbildung aller dieser Geschlechter und Gattungen von Würmern enthalten, nachdem vorher angegebenem systematischem Plan. Hierinn kömmt alles vor, was zur Oekonomie, Struktur, Erzeugung und Organen dieser Würmer gehört. — Die eigentliche Suite der mikroskopischen Beobachtungsprocesse.

III. Vortheile zur richtigen Behandlung dieser Würmer, nebst den dazu gehörigen Instrumenten, damit andere künftig weiter gehen können.

IV. Verzeichniß aller Exemplare von Eingeweidewürmern meines Kabinets, das ich, wenn dieses Werk fertig ist, einem Musaeo überlaßen will, weil es Schade wäre, wenn sie sollten nach meinem Tode zerstreuet werden. Imgleichen das Verzeichniß aller in dieser Absicht zergliederten Thiere nach Linneischer Ordnung.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Anzeige.

Anzeige.

D. Blochs ökonomische Naturgeschichte der Fische in den preußischen Staaten. 3 und 4 Heft.

Recensent, welcher sich überhaupt auf das Urtheil über die zween ersten Hefte dieses Werks, Seite 237 bezieht, enthält sich billig aller ferneren Lobsprüche desselben, da sie denenjenigen, die von der freundschaftlichen Verbindung, in welcher er mit dem Herrn Verf. steht, unterrichtet sind, partheyisch scheinen mögten, und geht vielmehr gleich zur Anzeige des Inhalts vorliegender zween Hefte.

Der Hr. Verf. beschreibt in demselben 12 Fische, davon der Goldschley und der Spiegel-Karpfen im Linnéischen System nicht befindlich sind. Zu dem Karpfengeschlechte gehören noch: 1) der Bley oder Brassen: 2) der Schley. Hier berichtigt der Herr Verfasser einen Druckfehler in den letzten Ausgaben des Linnéischen Systems und der Fauna, welcher von allen Schriftstellern in der Folge der Zeit fortgepflanzt worden ist, und um so mehr gerüget zu werden verdient, weil er in Ansehung des von der Strahlenzahl in der Afterflosse hergenommenen Kennzeichens leicht zu irrigen Schlußfolgen verleiten könnte. Der Ritter giebt nämlich in der ersten Ausgabe seiner Fauna und in der 10 seines Natursystems, der Afterflosse dieses Fisches 11, in der nachfolgenden aber 25 Strahlen. Hätte derselbe eine dergleichen Abwechselung in der Zahl der Strahlen wirklich wahr genommen; so würde dieselbe zu einem charakteristischen Kennzeichen ganz unbrauchbar seyn. Jenes ist aber wider alle Wahrscheinlich-

keit

keit, und der Herr Verf. hat bey allen wiederholentlich angestellten Untersuchungen nie mehr als 11 Strahlen gefunden, und ist daher die 25 gewiß ein Drukfehler. 3) Der Goldschley. Dieser Fisch verdient wegen seiner schönen Farbe mit Recht diesen Namen. Wir sind dem Herrn Verfasser allerdings Dank schuldig, daß er uns in demselben einen inländischen Fisch bekannt gemacht, den man wegen seiner prachtvollen Farbe wohl nicht in Europa gesucht hätte. Er hat ein überaus zähes Leben: der Herr Verf. erhielt ihn ganzer sieben Monathe lang in einem mit Wasser angefüllten Gefäße lebendig, wo ihn Recensent öfters mit Aufmerksamkeit betrachtet. 4) Der Karpfen. Hier findet der Landwirth sehr gute auf Erfahrungen gegründete Regeln, sowohl über die Anlegung der Karpfenteiche, als auch über die Hegung dieser Fische. 5) der Spiegel-Karpfen. Auch dieser Fisch wird in Sachsen und Franken gehegt. Er übertrift an Geschmak den gemeinen Karpfen und unterscheidet sich von demselben durch den zum Theil von Schuppen gänzlich entblößten und zum Theil mit viermal größeren Schuppen bedekten Körper. 6) Der Barbe. Mit diesem macht der Herr Verf. den Beschluß des Karpfengeschlechts. Es sind ihm zwar noch einige Arten davon bekandt geworden, er hat sie aber noch nicht zum Abzeichnen erhalten können. An deren Stelle theilet er den Aufsatz über die Ausbrütung der Fische mit, welcher in der 35 und 36 Woche abgedrukt ist, und in mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist: denn es lernen nicht nur die Landwirthe daraus, wie sie ihre Seen und Teiche auf eine sehr sichere und dabey wohlfeile Art besetzen können, sondern auch die Physiologen werden über die Lehre der Erzeugung hier manches wichtige finden.

Hier-

Hierauf macht der Hr. Verf. mit den Fischen des Lachsgeschlechts den Anfang die er des großen Nutzens wegen, den sie in der Wirhtschaft haben, auf den Karpfen unmittelbar folgen läßt. Wir finden hier 1) den Lachs umständlich abgehandelt, 2) die Lachsforelle 3) die Teichforelle, worinn er wegen Hegung derselben und Anlegung der Forellenteiche Anweisung giebt, 4) die Wald- oder Steinforelle. Mit der Aesche wird der 4te Heft geschlossen.

Rezensent kann nicht umhin hiebey einigen Einwürfen zu begegnen, die dem Hrn. Verf. in einem Journale gemacht worden sind. Der verlangte Maaßstab scheint überflüßig zu seyn: denn es müßte Hr. Verf. ihn von den allergrößten in jeder Art nehmen: da aber diese nur selten und das Exemplar dessen sich derselbe zum Abzeichnen bedient von zufälliger Größe ist; so kann solches keinen bestimmten Begrif geben, und würde also dabey wenig gewonnen werden. Der Verfasser that daher besser daß er im Texte die gewöhnliche sowohl, als die ungewöhnliche Größe anzeigte. Wenn derselbe die Theile des Auges nicht genau bestimmt hat, so haben sie ihm gewiß nicht unbekanndt seyn können: allein seine Absicht gieng nicht dahin, eine Zergliederung der Fische, die nicht für jeden Leser wäre, zu liefern, sondern er erkläret nur die Theile welche bey der Beschreibung eines jeden Fisches vorkommen. Wenn der Herr Verfasser das Wort Abtheilung statt Familie braucht, so hat er sich hierinn nach der Linneischen Uebersetzung, in welcher im 4ten Band S. 378 dieser Ausdruk vorkommt bedient und er hält mit Recht dafür, daß man Genus in Geschlecht, wie es auch der allgemeine Sprachgebrauch mit sich bringt, und Species in Gattung übersetzen müße, und diese werden in Abtheilungen gebracht. Eine Klasse hat

Ord-

Ordnungen, die Ordnungen haben Geschlechter und ein Geschlecht Gattungen:

Der Hr. Verf. hat die Farben die bey den Arten sehr abweichen, nicht als Geschlechtzeichen angegeben, sondern wie folgende drey Merkmale: den zahnlosen Mund, die Zähne im Schlunde und die drey Strahlen in der Kiemenhaut, und diese treffen bey allen Gattungen dieses Geschlechts zu.

O**o.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

46ste Woche.

Betrachtungen über das Fluidum electricum und das damit verwandte Fluidum nerveum im menschlichen Körper.

Bey der großen Menge der Krankheiten, denen der menschliche Körper unterworfen ist, wobey es selbst den geschiktesten Aerzten nicht selten schwer, oft gar unmöglich fällt, unter den mannigfaltigen Ursachen mancher Krankheiten, die wahre zu erforschen, um ihre Kurart gründlich einzurichten; haben seit einigen Jahren, da Theorie und Praktik der Elektricität, fast möchte ich sagen, bis aufs höchste getrieben sind, einige Aerzte und Naturforscher sich überredet, daß das elektrische Fluidum einen Theil des menschlichen Körpers ausmache, weil aus unleugbaren Erfahrungen erhellte, daß die elektrische Materie auf den menschlichen Körper auf eine besondere Art würke. Und da man unter überdies entdekte, daß gewisse sonst unheilbare Krankheiten dadurch gehoben wurden, so geriethen einige auf die Gedanken, daß viele derselben von einem gestöhrten oder aufgehobenem Gleichgewichte der elektrischen Materie im menschlichen Körper herrühreten. Dieser Meynung scheinen mir auch diejenigen Gelehrten in Lyon zugethan gewesen zu seyn, welche vor drey Jahren folgende Preisfrage der gelehrten Welt zur Beantwortung vorlegten: „Welches sind die Krankheiten, welche von der größern oder „geringern Menge des *Fluidi electrici* in menschlichen Kör„pers entstehen, und welches sind die Mittel sie zu heben?“

Daß es in dem menschlichen Körper eine elektrische Materie gebe, kann man deswegen nicht läugnen, weil derselbe aller elektrischen Würkungen fähig ist. Das Haar eines jeden Menschen giebt unter gewissen Umständen Feuerfunken: ein Beweis, daß der Mensch ursprünglicher Elektricität fähig ist. Der Mensch kann aber auch in Verbindung mit elektrischem Geräthe elektrische Würkungen zeigen, leichte Körper anziehen, elektrische Funken geben, Erschütterungen bekommen, zum Beweise, daß er auch der mitgetheilten Elektricität fähig ist. Weder das erstere noch das letztere, das häufig, und nicht selten eine lange Zeit hindurch, bey vielen gesunden Menschen vorgenommen worden, hat je eine schädliche Würkung hervorgebracht und ihnen Krankheiten zugezogen: im Gegentheile aber hat es viele Kranke zu ihrer verlohrnen Gesundheit geholfen. Dieses allein, daß Gesunde, die eine lange Zeit hindurch elektrisiret worden, keinen Schaden an ihrer Gesundheit erlitten, ungeachtet in diesem Falle das aequilibrium ihrer natürlichen Elektricität, wenn dergleichen da gewesen und zur Gesundheit des Körpers unumgänglich nothwendig erfodert würde, allemal über die Maaßen verändert und gestöret worden; bloß dieß hätten die Verfasser der obigen Frage bedenken sollen, um ihre nicht ganz ungegründete Meynung von dem Einflusse des Elektrischflüßigen auf den menschlichen Körper dem gelehrten Publiko auf eine geschiktere Art zur Entwikkelung vorzulegen. Denn so wie die Frage da stehet, will sie meiner Meynung nach, so viel sagen: „In dem menschlichen Körper giebt es eine gewisse mit seiner Gesundheit in einem genauem Verhältniß stehende Quantität Fluidi electrici“ — Diese wird unter gewissen Umständen vergrößert, unter andern wieder verringert: aus der grössern sowohl, als aus der geringeren Menge dieses Elektrisch-

flüßi-

flüßigen, — oder, welches einerley ist, aus dem nicht richtigen Verhältniße der elektrischen Materie zu den übrigen Fluidis und Liquidis des menschlichen Körpers entstehen Krankheiten. — Hätte dies, was diese Herren so gerade hin und ohne Beweis annehmen, daß nämlich Krankheiten aus der unrichtigen Proportion der elektrischen Materie im menschlichen Körper entstehen, seine Richtigkeit; müßte sich sodann nicht bey verschiedenen Krankheiten etwas elektrisches, etwas von positiver oder negativer Elektricität, von der größeren oder geringeren Menge des Fluidi electrici an Funken bey Berührung, an Erschütterungen, die denen von der Elektricität ähnlich, an einer wehenden Luft, oder auch wenigstens an einem solchen Geruche, der dem durch starkes Elektrisiren hervorgebrachten ähnlich wäre, äußern? Von allem diesen finden sich aber bey allen Krankheiten nicht die geringsten Spuren.

Unter welchen Umständen sollte nun aber die Elektricität, oder das Maaß der für die gesunden menschlichen Körper bestimmten elektrischen Materie vergrößert oder verringert werden? — Sollte etwa die atmosphärische Luft die Ursache davon seyn? denn von dieser wissen wir, daß sie bald mehr, bald weniger mit dem Fluido electrico geschwängert ist. Müßten nicht in diesem Falle mehrere Leute zugleich an einerley Krankheiten darnieder liegen? Die Elektricität wäre also die Ursache epidemischer Krankheiten: allein dies kann deswegen nicht seyn, weil die epidemische Luft von der elektrischen gar sehr unterschieden, und Epidemien durch die Elektricität zu kuriren, kann wohl nicht leicht jemanden in den Sinn kommen, der von der Elektricität nur einige Kenntniße hat, oder als Arzt das Wesen der Epidemien kennt.

Eine Würkung muß allemal von einer ihr korrespondirenden Ursache herkommen. In einer faulenden feuchten Luft, dergleichen die epidemische ist, liegt ganz gewiß nichts elektrisches, und folglich vermag sie auch kein Plus noch Minus der Elektricität im menschlichen Körper hervorzubringen. Ueberdies sind die Ursachen wie dergleichen epidemische Luft den Körpern Krankheiten mittheilet, auf andere Art viel begreiflicher und viel leichter zu erklären.

Wenn die Atmosphäre mit Gewittern schwanger gehet und sich sodann das Elektrischflüßige in der Luft außer seinem Gleichgewichte befindet; wenn die Luft nämlich im hohen Grade positiv oder negativelektrisch ist; so wäre alsdann eine schikliche und hinreichende Ursache zu Krankheiten vorhanden, die von einer größeren oder geringeren Menge des Fluidi electrici herkommen sollten, wenn in der That welche davon entstünden. Allein wir finden nicht, daß sich nach Donnerwettern einerley Krankheiten bey mehreren Personen eines Ortes äußerten, welches doch nothwendig erfolgen müßte, wenn die obige Hypothese ihre Richtigkeit hätte.

Noch weit mehr aber als die Natur durch eine in dem höchsten Grade Plus oder Minus existirende Luftelektricität, eine größere oder geringere Menge des Fluidi electrici in dem menschlichen Körper zuwege bringen kann, vermag dieses die Kunst, zufolge derjenigen Wissenschaft, die von der Untersuchung der Beschaffenheit des Elektrischflüßigen, welches man anfänglich und zuerst bey dem Bernstein wahrnahm, den Namen der Electricité führet. Diese häufet, vermittelst der sich dazu schikkenden Maschine, bald so viel elektrische Materie in dem menschlichen Körper an, daß man es überall an

dem=

demselben heraus strömen siehet und fühlet; und bald beraubt sie ihm wieder in einem sehr hohen Grade desjenigen elektrischen Flüßigen, welches alle Körper in der Welt, und alle Räume in und neben denselben erfüllet, aber nicht eben zum Stande der Gesundheit der organisirten Wesen, sondern viel allgemeiner zu höheren Endzwekken bestimmt zu seyn scheinet. — Entstünden Krankheiten von dem Plus oder Minus des Fluidi electrici; so wäre gewiß niemand öfterer krank, als die Elektrisirer und so würde diese Wissenschaft schon längst alle ihre Liebhaber und Verehrer verlohren haben. Allein dies findet sich ganz anders. Die Sache muß also wohl anders beschaffen seyn, als die Herren, welche die obgedachte Frage aufgeworfen und alle die mit ihnen einerley Meynung sind, glauben. — Meiner Meynung nach verhält es sich mit dem menschlichen Körper in Absicht der Elektricität gerade eben so, wie mit andern auch unorganisirten Körpern, als welche, nach dem Verhältnisse ihrer Größe und ihres Umfanges, einen gewissen Grad von Elektricität zu äußern fähig und geschikt sind. Der menschliche Körper hat also, wie ich dafür halte, eben nichts vorzügliches in Absicht der Elektricität vor anderen Körpern; noch ein menschlicher Körper vor dem andern. Das Fluidum electricum ist auch keinesweges darinnen so dem Raume nach eingeschlossen, wie das Blut und andere Säfte, daß man sagen könnte: ein menschlicher Körper sey an dem Fluido electrico reicher als ein anderer, so wie man sagt: dieser Körper ist vollblütiger, oder diese Citrone ist saftreicher als eine andere. Denn die Erfahrung, daß zween gleich große metallene elektrisirte Konducteurs eine gleich starke elektrische Kraft äussern, ungeachtet der eine maßiv, der andere aber hohl und nur aus dünnem Bleche verfertiget ist, lehret ein besonderes Existiren der elektrischen Materie in den Körpern, welches

sich nicht nach ihrer Masse, wohl aber nach ihrem Volumen richtet. — Noch viel weniger ist das Elekterischflüßige von einem solchen Einfluße auf die Gesundheit organisirter Wesen, als es das Blut, der Milchsaft, der Nervensaft und dergleichen sind. — Nein, das Elektrischflüßige ist nicht für die Menschen allein, noch bloß für organisirte Geschöpfe bestimmt: sondern es ist ein universelles Wesen, in allen Körpern und neben allem gleich vertheilt, und von einem viel allgemeineren und ausgebreiteterm Nutzen. Es ist ein sehr subtiles, elastisches, überall in der Welt gleich vertheiltes Wesen, das durch gewisse Umstände wirksamer gemacht werden kann, und in der That wirksamer wird, alsdenn, wenn es bey gleicher Vertheilung und in Ruhe ist.

Aus nicht wenigen Versuchen und Beobachtungen sind wir auf die Wahrheit, oder doch auf den hohen Grad der Wahrscheinlichkeit gerathen, daß der Aether oder die feine Lichtmaterie und die elektrische, wo nicht ganz einerley, doch in einem sehr hohen Grade mit einander verwandt sind — Die elektrische Materie findet sich überall und selbst bey den geringsten ihrer Wirkungen, wenn sie beweget wird, stellet sie sich uns als Licht dar. Der Aether ist nicht weniger überall, und in seinem natürlichen Zustande in Ruhe; sobald er beweget, gestoßen und erschüttert wird, so entstehet Licht: soll er sich als Feuer zeigen, so müßen Stoß und Erschütterung, die die aetherischen Partikeln bekommen, heftiger und anhaltender seyn: soll er als Lichtstrahl seine Würkung äussern, so müßen diese Stöße ihm nach geraden Richtungen appliciret werden.

Die atmosphärische Luft ist der Wirksamkeit der elektrischen und aetherischen Materie ungemein hinderlich. Im künstlichen

lichen luftleeren Raume, so wie im natürlichen über unserer Atmosphäre, entstehet daher die Erscheinung des Lichts leichter und ohne alle Schwierigkeit. Vermuthlich sind es die wässerigten Partikeln die die Elasticité des Lichtaethers brechen und hindern, so wie eben dergleichen auch der Elektricität sehr nachtheilig sind: — der Zustand der Luft muß sehr rein und trokken seyn, wenn das herrliche meteorische Phänomen, das Nordlicht, durch die Luftelektricität entstehen und sich zeigen soll.

Die unermüdeten Beschäftigungen der Gelehrten mit der elektrischen Materie, haben uns nicht nur eine ziemlich gründliche Kenntniß der Ursachen, ihrer Würkungen verschaft: sondern auch einen großen Vorrath von Versuchen gelehret, woraus wir ihre Würkungen, die sich in der That nach sehr einfachen Gesetzen richten, haben beurtheilen gelernet. Die Würkungen des Fluidi electrici auf unorganisirte Körper sind in der That sehr einfach. — Durch die Friction wird das Fluidum electricum in dem Elektrisirglase oder was dem gleichgilt, gestossen, erschüttert, kurz in Bewegung gesetzet: Dieser in Bewegung gesetzte Aether oder dieses Fluidum, wie man es auch nennen will, stößt die ähnliche Materie, die sich in dem mit dem Glase verbundenen Konducteur befindet und treibt, bey positiver Elektricität dieses Fluidum aus allen uns unsichtbaren poris heraus: weil aber dies elastische Fluidum einen beständigen nisum hat, wieder in sein voriges Gleichgewicht und in seine vorige Ruhe sich zu versetzen, so springt es bald hie bald dort beständig in den Konducteur zurük. — Daher das Anziehen und Abstoßen feiner Metall- Papier- und dergleichen Partikeln, und sobald die Ursache, die Friction bey

der Elektrisirmaschiene aufhöret, so ceßiret auch die Würkung das Abstossen und Anspringen.

Eben dies ist, meiner Meynung nach, auch die Würkung, die die elektrische Materie auf organisirte Körper hervorbringt. Stoß und Fortstoß — Bewegung — und fortgepflanzte Bewegung solcher feiner Partikeln, die sie zu bewegen vermag, die beweget sie auch würklich. Wir dürfen also um die natürliche Quantität des Eluidi electrici eines organisirten Körpers hier ganz unbekümmert seyn, weil das außer ihm in Bewegung gebrachte Elektrischflüßige, bey dem mit ihm in Verbindung gesetzten organisirten Körper, welchen wir Pflanze oder Mensch nennen wollen, auch ohnedem auf andere mehr in die Augen fallende Theile solcher Körper, zum Beyspiel, auf die Säfte und auf das Blut, eine merkliche Würkung und Veränderung hervorbringet. Worinn aber bestehet diese Veränderung? — Anfänglich in nichts anders als in Bewegung. — Elektrisirte Blumen riechen viel stärker, ihre Geruchspartikeln werden aus ihren Poris häufiger und schneller, als nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur, hervorgestossen. — Elekterisirte Pflanzen wachsen schneller und werden größer und stärker als andere, die dichte neben ihnen stehen, aber nicht elektrisiret worden: warum? Aus keiner andern Ursache, als weil die Cirkulation der Säfte beschleuniget wird. Und so ist es denn wohl nicht zu verwundern, wenn auch dies schon in dem ersten Keime der Pflanzen, in ihrem ausgesäeten Saamen geschieht, wenn der elektrisirte Saamen geschwinder keimet und aufläuft als anderer, wie solches durch viele Erfahrungen zur Genüge bestätiget ist.

Der Bau des menschlichen Körpers ist in Absicht seiner verschiedenen Gefäße und Kanäle der Struktur der Pflanzen nicht unähn-

unähnlich: es ist also zu vermuthen, daß das elektrische Fluidum auf die gröbern und feineren Kanäle im menschlichen Körper, worinnen Blut und andere Säfte, welche zum Wachsthum und zur Erhaltung desselben dienen, sich befinden, eben die Würkung äußern, die sie auf die Pflanzen äußert. Die Erfahrung lehret uns auch unwiedersprechlich die beschleunigte Cirkulation des Blutes durchs Elektrisiren an dem geschwindergehenden Pulsschlage; sobald aber das Blut geschwinder cirkuliret, müßen auch andere feinere Säfte in dem menschlichen Körper, die mit dem Blute dergestalt in Verbindung und Verhältniße stehen, daß das Blut aus ihnen oder sie aus dem Blute secerniret werden, eine schnellere Bewegung annehmen. Vielleicht aber ist dies, was sonst die Folge von jenem ist, hier das vorhergehende und das durch die Electricité in eine geschwindere Bewegung gesetzte Fluidum nerveum, chylus &c. determiniren das Blut zu einer schnelleren Bewegung.

Die magnetische Materie (Fluidum magneticum) welche unter gewisser Bestimmung und nach einer gewissen Richtung würket, ist von der in Bewegung gesetzten elektrischen Materie sehr schwer in Bewegung zu setzen und in seiner Richtung zu stöhren: einige Versuche aber zeigen doch, daß ein gewisser hoher Grad des bewegten elektrischen Fluidi fähig ist, die Kraft einer Kompaßnadel zu ändern und zu verkehren.

Das Nervenflüßige hingegen im menschlichen Körper, welches nach ganz andern Gesetzen und Richtungen würket, als der Magnetismus, scheinet weit leichter beweglich zu seyn, und ist daher auch von der bewegten elektrischen Materie weit leichter zu bewegen. Das Nervenflüßige ist hauptsächlich dasjenige Mittel, dessen sich die thierischen und vernünftigen Seelen,

len, oder das Geistige, was in organisirten Körpern aller Arten dem gleichgilt, zum Bau, Auswuchs und Ausbildung der Organisation oder des Körpers bedient. Hiedurch wächst der Körper zunächst; er wächst aber geschwinder, je geschwinder sich jenes, jedoch in gewisser Maaße und mit Gleichförmigkeit, beweget; langsamer wächst der Körper, wenn jenes Geistige seine dunklen Vorstellungen mehr auf die Entwikkelung und Ausbildung der geistigen Vollkommenheiten richtet; und sodann cirkuliret der Nervensaft langsamer und bildet den Körper langsam und schwach aus. Der praktische Theil der Electricité stellet uns unter andern auch einige Versuche vor Augen, wodurch die Beförderung der Bewegung in den Säften der organisirten Körper begreiflicher wird. Man nimmt würklich einen kleinen künstlichen Springbrunnen und läßt ihn springen, sodann elektrisiret man ihn, und man siehet, daß er sogleich höher springet, wenn anders die Endröhre eine genugsam feine Oefnung hat. Oder man nimmt einen Trichter, der sich unten in einem oder etlichen feinen Haarröhrchen endiget; durch diese wird das eingegossene Wasser natürlicherweise nur höchst langsam und tropfenweise herausfliessen, sobald es aber elektrisirt wird, so fließt es stark und strahlenweise aus denselben heraus.

Durch eine ähnliche Stossung und Fortpressung der zum Bau des thierischen Körpers nöthigen Flüßigkeit wird das Wachsthum befördert, indem die Säfte in eine stärkere Bewegung gesetzet werden; die wässerigten, die nur da sind, um den andern zum geschwinderen Fortkommen zu dienen, werden in den feinen Kanälen und Saftröhren geschwinder fortgetrieben, bis sie endlich, nachdem sich die nahrhafteren an die festen Theile des Körpers angesetzt und ihn vergrößert haben,

ben, durch die Poren ausschwitzen, transspiriren und verdampfen. Zum Beweise hievon dienet außer obigen Versuchen eine Beobachtung, die wohl keinem einzigen naturforschenden Elektrisirer entgegen ist; daß nämlich alle eine Zeitlang elektrisirte Personen in einen merklichen Schweiß gerathen und sehr stark ausdünsten. Einige die sehr genaue Waagschalen bey der Hand gehabt haben, versichern uns auch, daß elektrisirte Personen währendem Elektrisiren ungewöhnlich viel am Gewichte verlohren. Ein gewisses Frauenzimmer, die ein Arzt in Lübek, mein Freund, einer Lähmung halber in seinem Hause elektrisirte, dünstete einen so unerträglichen Geruch aus, daß die Operation höchstens nur eine Viertelstunde fortgesetzet werden konnte, und die üble Ausdünstung kaum durch starkes Räuchern in 24 Stunden aus dem Zimmer zu vertreiben war. Wenn dergleichen Beobachtungen sich nur ein oder das andere mal zutrügen; so würde man vielleicht einwenden, daß innerliche Affekten, Furcht und Erschrekken oder Vorstellung von Gefahren an der beförderten Ausdünstung und an dem hervorbrechendem Schweiße Schuld wären: allein da solches sich auch allemal bey denen findet, bey welchen keine idealische schrekkenvolle Vorstellungen obwalten, die schon an das Elektrisiren gewöhnt sind; auch bey solchen, die bloß von dem sanften Strohme des Elektrischflüßigen durchdrungen werden; ferner nur bloß bey solchen einzelnen Gliedern, die den Wirkungen des Elektrischflüßigen am vorzüglichsten ausgesetzt sind; so muß die Sache sich wohl anders verhalten, und nicht von Vorstellungen, sondern von wirklichen Bewegungen feiner Säfte herrühren, wie denn auch der geschwindere Pulsschlag diese Bewegungen, die in dem Körper vorgehen, zur Genüge beweiset.

Einen

Einen noch ferneren Beweiß, daß das elektrische Fluidum das gesunde Nervenflüßige im menschlichen Körper würklich bewege, gaben mir diejenigen Erfahrungen, da ich wahrnahm, daß sich alle solche Theile des Körpers, die wegen des entweder vertrokneten, oder verdorbenen, oder obstruirten Nervensaftes krank waren, nämlich empfindungslose und gelähmte Glieder, beym Elektrisiren ganz anders als gesunde verhielten. Es hält nämlich sehr schwer aus gelähmten Nerven einen elektrischen Funken zu ziehen, und mit mittelmäßigen Maschienen ist solches anfangs fast unmöglich. Mit der verstärkten Elektricität geht es bey dergleichen Nerven und Gliedern, wo die gekränkten oder abgestorbenen Nerven sich befinden, eben so. Hat nicht hiemit eine sehr große Aehnlichkeit, was jeder ausübende Arzt bey Kranken und manche Menschen an sich selbst erfahren haben, daß nämlich oft die stärksten aufgelegten Ziehpflaster an einem gewissen Theile oder Orte des Körpers der mit dem Sitze der Krankheit sehr nahe verwandt, ihre gewohnte Wirkung nicht geäußert haben, noch daselbst zu äußern pflegen, welches sie jedoch bey gesunden Theilen thun? — Ja Schlagflüßige können an den kranken Theilen unglaublich starke Erschütterungen leiden, ohne es einmal zu merken, und geringe Erschütterungen sind in dergleichen Nerven nicht einmal zu wege zu bringen.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Briefe, aus dem Englischen.

Erster Brief.

Von einem Vater an seinen Sohn, als dieser auf die Universität ging.

Mein lieber Sohn,

Du gehst jetzt in die Welt. Jeder Schritt, den du thust, ist mit Gefahr begleitet und erfordert große Vorsicht. Mein Auge kann dich nicht mehr erreichen, und die Wachsamkeit deines Lehrers kann dich nicht begleiten. Du wirst wenig Freunde bekommen, die so viele wahre Liebe zu dir hegen werden, daß sie dir aufrichtig Rath ertheilt. Eigenes Nachdenken und Ueberlegung muß hauptsächlich deine Schritte leiten. Der sicherste Weg ist Religion und Tugend, den du ohne Gefahr wandeln wirst, wenn du dich nach den Gesetzen richtest, welche die Akademie vorschreibt. Fliehe die Unmäßigkeit und sammle nicht Schwachheiten ein, die dir in künftigen Geschäften hinderlich sind. Gesundheit ist dir von deinen Eltern angeerbt, und du bist ihre Erhaltung deinen Kindern schuldig. Sey behutsam in der Wahl deiner Gesellschaft; sey gegen jedermann höflich; suche wenige Freunde, und stifte nicht zu geschwinde Freundschaften. Böse Gesellschaft wird dich unglüklich machen, wenn du dich mit derselben verbindest, und wird dich allerley Gefahr aussetzen, wenn du dich von derselben wieder los zu machen suchen wirst. Traue hierin demjenigen, dem ich dich anvertrauet habe. Findest du dich in Gesellschaft solcher Männer, die älter oder vornehmer sind als du, so begegene ihnen ehrerbietig: denn das bist du ihrer Erfahrung und ihrem Alter schuldig. Bescheidenheit ist die lie-

bens-

benswürdigste Tugend, besonders bey einem jungen Mann, der sich den Wissenschaften widmet. Du wirst wahrscheinlich unter so vielen Menschen auch ungezogene antreffen, die sich eine Ehre daraus machen, Unhöflichkeiten zu sagen. Ahme solchen Beyspielen nicht nach: denn Unverschämheit ist nicht Herzhaftigkeit. Die wahre Tapferkeit besteht in der Ueberwindung aller Schwierigkeit auf der Laufbahn der Tugend, der unordentlichen Leidenschaften, und in der Verachtung alles dessen was unedel ist: ziehe wahren Vortheil aus deinem gesellschaftlichen Umgange. Beobachte die verschiedenen Neigungen der Menschen; vermeide ihre Laster und ahme ihren Tugenden nach. Laß den Gebrauch, den andern von ihrer Gelehrsamkeit machen, das Bewustseyn deine Pflicht erfüllet zu haben, und die Schaam eine unbedeutende Rolle in der Welt zu spielen, einen Eifer in dir erwekken, dich in einer Art der Erkenntniß hervorzuthun, wodurch du dem gemeinen Wesen nützlich werden kannst. Von dem Augenblik an, da du in die Welt tritst, sorge für Erhaltung deiner Ehre: nimm nichts vor, wobey du nicht den größten Fleiß anwendest. Bey aller meiner väterlichen Liebe, die ich für dich hege, kann ich dir den Dienst nicht erweisen, den du verlangest, wenn du dir nicht selbst durch deinen Charakter Liebe und Achtung erwirbst. In allen zweifelhaften Fällen frage deinen Vater um Rath. Ich bin

(Wird fortgesetzt.)

Nachricht.

Beschluß

der im vorigen Stük abgebrochenen Anzeige.

Dieses Werk bin ich nun Willens auf meine Kosten, aber auf Pränumeration, in groß Quart, auf gutem Papier, drukken zu laßen. Ich verlange zwischen hier, und Michaelis 1782, sechs Thaler Vorschuß in altem Golde, den Luisd'or zu fünf Thaler gerechnet. Nach Michaelis kostet das Exemplar 7 Rthlr. 12 Gr. Wer auf zwölf Exemplare Pränumerationsgelder sammlet, bekömmt das dreyzehende frey. Gelder und Briefe werden unmittelbar an mich, oder an den Herrn Bankier Löhr in Leipzig; an den Hrn. Hofmeister Knoch beym Fürstlichem Karolino in Braunschweig; an den Herrn Hauptmann Rauch in Königsberg in Preußen; an die Fr. D. Martini in Berlin; an den Hrn. D. Reich zu Laubach bey Frankf. am Mayn; an den Hrn. Apotheker Meyer zu Stettin; an des Hrn. Graf von Borke Hochgeb. zu Stargoort bey Plathe in Hinterpommern; an den Königl. Hrn. Staatsrath Müller zu Kopenhagen; an den Königl. Hrn Einnehmer Heidfeld zu Magdeburg; an den Hrn. Protonotarius und Extrajudicial-Prokurator Karl Gottfried Keller zu Hamburg; an den Hrn. Prof. Baldinger zu Göttingen; an die Buchhandlung der Gelehrten zu Deßau und Leipzig; an den Hrn. Legationsrath Meuschen im Haag; aber Postfrey eingesandt: oder auch an irgend einen meiner Freunde und Kollegen der Naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, deren Namen jedem Bande der Berlinischen Beschäftigungen vorgedrukt sind.

Es werden höchstens 2 Alphabet im Druk werden, und etwa 42 Kupfertafeln zu dem Werke kommen, die ich aber nicht werde illuminiren laßen, um in den feinsten Theilen die Deutlichkeit zu erhalten. Die Zeichnungen sind unter meiner Aufsicht von dem hiesigem geschikten Raths Kunst- und Zeichenmeister, Hrn. August Michelsen, mit vielem Fleiß, Genauigkeit und Treue gegen die Natur verfertiget. Die Kupfer wird der ebenfalls in dieser Kunst sehr erfahrne Herr Schmidt zu Offenbach stechen, und auf gutem feinen holländischen Papiere liefern: eben derselbe, der die schönen Abbildungen von Insekten zu des Hrn. Hofmeister Knochs zu Braunschweig Beyträgen verfertiget. Für Holland, Engelland, Frankreich und Italien wird der Text lateinisch gegeben werden, wenn sich hinlängliche Pränumeranten finden.

Gleich nach Michaelis 1782 kann das Werk von den Pränumeranten, entweder bey mir, oder bey der Buchhandlung der Gelehrten zu Deßau und Leipzig abgefordert werden, wovon ich denn in den öffentlichen Zeitungen nochmals Anzeige thun werde.

Quedlinburg den 6ten November 1781.

Johann August Ephraim Goeze.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

47ste Woche.

Nachricht und Beschreibung von einem bey Potsdam gefangenen Stör.

Ein gemeiner Stör, Acipenser sturio L., war im Anfange des Aprils 1780 von den Fischern der beyden, ohngefähr eine Meile von Potsdam entlegenen Dörfer Grube und Leiste, in der zwischen ihnen fließenden Wubliz, einem langen, mit der Havel vereinigten Landsee der Potsdamschen Insel, gegen Marquardt hin, *) mit dem sogenannten grossen Garn gefangen worden. Das Gerücht, welches sich von diesem, den Fischern jener Gegend unbekannten, Wasserthier schnell überall in der Nachbarschaft ausbreitete, säumte nicht, vorzüglich nach Potsdam zu kommen. Die ersten Nachrichten machten aus diesem Geschöpf ein Meerwunder von so ausserordentlicher Gestalt und Größe, daß ich nicht unterlassen konnte, an den Hund in Gellerts Fabel zu denken, welchen jener Friz einstmals bey Haag, am Wege nach Frankreich, gesehen haben wollte. Unter den vielen Neugierigen, die sich das Vergnügen gemacht hatten, eine in unsern Gewässern so ungewöhnliche Erscheinung mit Augen zu sehen, fand ich gar bald einige, welche genauer und richtiger beobachtet hatten, als

*) S. Plan von der so genannten Insel Potsdam vom J. 1774.

als andere, und mir hinlängliche Merkmale, besonders große stachlichte, in langen Reihen, auf dem Rükken, an den Seiten, und unter dem Bauche, gesehene Schilde, einstimmig angaben, woraus ich leicht auf den wahren Namen dieses in unserm nassen Element um seine Freyheit gekommenen Fremdlings schliessen konnte. Von der anfänglich übertriebenen Größe fieng man nun auch schon an merklich abzulassen.

Mein Entschluß, so bald als möglich, mich dahin zu verfügen, wo ich durch eigenen Augenschein die wahre Beschaffenheit eines Gegenstandes erforschen konnte, der bisher auf eine so unterschiedene Art beschrieben war, sollte eben ausgeführt werden, als die obgedachten Fischer den gefangenen Parthéygänger des Wasserreichs, der auf seinem Zuge aus dem großen Weltmeer bis in unsre Wubliz sich gewagt hatte, nach Potsdam brachten, um ihn jedem, der Belieben dazu fand, für eine kleine Vergeltung sehen zu laßen. Sie hatten den verunglükten Seeheld mit einem, hinter den Brustflossen, über den Rükken um den Leib geschlungenen Strikke an einem Kahne befestiget, und so hinter demselben im Havelstrohme nach dem Orte seiner Bestimmung hinschwimmen lassen. Je weniger die bisher eingezogenen Nachrichten mich befriediget hatten, desto mehr eilte ich nun, ein Thier, das aus einem, gewiß von uns weit entfernten Meer, mir so nahe gekommen, und jetzt noch näher, beynahe vor die Thür, gebracht war, das ich noch niemals lebendig gesehen hatte, und von dessen Art auch wohl niemals eins in unserm Kanal zum Anschauen ausgestellet war, daselbst zu sehen. Der erste Anblik überzeugte mich sogleich, ohne weiteres Bedenken, daß ich in meinen, vorhin gemeldeten Vermuthungen, nicht geirret hatte. Ich fand alle Merkmale mit dem anfänglich gewähl-

wählten Namen übereinstimmig, und konnte, nach dem Augenmaße, nicht mehr als 8, oder höchstens 9 Fuß für die Länge dieses, den meisten Zuschauern riesenmäßig groß scheinenden Fisches, annehmen. Sowohl der große Zulauf und das Gedränge der vielen Neubegierigen, als auch die ungemeine Lebhaftigkeit, mit welcher dieser, obschon seit sechs Tagen durch Bande und Hunger gedemüthigte Seeräuber, vermittelst seines mächtigen Schwanzes, noch gräßliche Hiebe austheilte, so oft er ein wenig angerührt, oder aus dem Wasser gezogen wurde, war an dem Tage seiner Ankunft in Potsdam mir hinderlich, ihn näher zu beobachten. Ich hoffte indessen, ihn noch einige Tage lebendig, aber nicht so sehr lebhaft, und mit wenigern Menschen umgeben, auf seinem nassen Schauplatze sehen, und seine merkwürdige Bildung, wodurch er sich von allen übrigen Geschlechten und Arten der nassen Weltbürger so sehr unterschied, noch vor seinem Ende genauer erforschen und kennen zu lernen. Der fortdauernde Gewinn der Fischer unterstützte diese Hofnung nicht wenig. Sie wurde aber dennoch dadurch vereitelt, daß der hiesige Zimmermeister, Herr Vogel, diesen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung für seinen Bruder, den ebenfalls hiesigen Herrn Doktor und Stadtphysikus gleiches Namens, von den ersten Besitzern mit 8 Thalern gekauft hatte. Als ich von diesem Handel Nachricht bekam, war der Stör leyder! schon geschlachtet, und der Schwager des hiesigen Buchdruckers, Herr Fritsche, von dem mehrere Liebhaber wohl ausgestopfter, und der Natur gemäß aufgestellter Thiere aller Arten schon viele Proben seiner nicht gemeinen Geschiklichkeit in dieser Kunst besitzen, hatte ihm schon die Haut abgezogen, um solche ebenfalls, nach gehöriger Vorbereitung, auszustopfen. Diese, der Natur genau gleichende, und sehr gut hergestellete,

 häu-

häutige Oberfläche dieses, für meine Beschreibung ein wenig zu früh, entleibten Störs, nebst dem, was ich, da er noch lebte, an ihm wahrgenommen, und nachher von andern zuverläßig erfahren habe, wird also meiner Schilderung zur Vorschrift und zum Leitfaden dienen müssen.

Der ganze Fisch, nebst der Haut, den Eingeweiden, und sehr vielen Eyern, welche von der Größe der gewöhnlichen Perlgraupen gewesen seyn sollen, hat 186 Pfund gewogen, und ist über 8 Schuh lang gewesen. Jetzt, da die Haut des derben Ausstopfens ohngeachtet, merklich eingetroknet ist, beträgt ihre Länge, von der Spitze des Rüssels bis an die Wurzel der Schwanzflosse nur noch 7½ Fuß. Der Umfang ist oben, gleich hinter dem Kopfe und den Brustflossen, von 2 Fuß 3½ Zoll, und in der Mitte zwischen dem Kopfe und der Schwanzflosse, 2 Fuß 4½ Zoll. Vor der Afterflosse fällt dieß Maaß schon auf einen Fuß 4 Zoll herunter. Vor der Wurzel der Schwanzflosse bleiben nur noch 6 Zoll, weniger einer Linie, für den Umfang übrig. Wenn man die horizontale Lage, darinn der Bälg jezt hängt, in eine perpendikuläre Stellung verwandelt, dann fället seine Höhe sehr in die Augen. Die Stützen dieses ansehnlich langen Körpers, welche bey andern Fischen knochenartige Gräten sind, waren so elastische und zähe Knorpel, daß sie, auf die Erde geworfen, hüpfend sehr hoch schnelleten. Im Nakken waren sie dikker als ein Daumen, und dennoch leicht zu durchschneiden. Ohne Streit lag in diesen zähen elastischen Knorpeln der vornehmste Grund der Stärke dieses Thiers.

Da die Beobachtungen der Naturgeschichtschreiber darinn übereinstimmen, daß der Stör sehr groß werden kann,

und

und Beyspiele von solchen angemerket sind, die 15 bis 20 Fuß lang waren, und 1000 bis 1200 Pfund wogen: so konnte der, nach Potsdam seine Haut zu Markte bringende, Stör nun, in Vergleichung mit unsern hier bekannten Fischen, als Riese angesehen werden. Unter seines gleichen war er gewiß noch nicht halb ausgewachsen.

Sein Fleisch, das von den mehresten aus Neugierde, von andern vielleicht den Geschmak zu vergnügen, gegessen wurde, und welches beynahe jenes weisse und fasrichte Ansehen des Kalbfleisches hatte, wird mir von einigen, die es genossen haben, als nicht gar zu hart, und, am Geschmak dem Lachsfleische ähnlich, von andern aber als zähe und süßlichschmekkend, beschrieben. Sollte es nicht möglich seyn, daß ein so großer Fisch Fleisch von unterschiedener Härte, nach dem Unterschiede der Theile des Körpers geben könnte? Sonst war der ganze Fisch ziemlich fett, das Fleisch aber ganz gewiß nicht so zart und schmakhaft, als man solche anderwärts von 2 bis 3 Fuß langen, jüngern Thieren dieser Art, gefunden haben soll. Keine andre, als dergleichen junge Störe, müßen es also wohl gewesen seyn, welche die Römer, da sie nicht mehr so erhaben, wie ehemals Cajus Fabrizius dachten und lebten, als ihr schätzbarestes Essen von gekränzten Bedienten unter dem harmonischen Jubelschall vorangehender Tonkünstler, bey großen und feyerlichen Gastmalen, auf ihre prächtig besetzten Tafeln tragen liessen. Ich zweifle aber nicht, daß Vorurtheil, Liebe des Sonderbaren, lüsterne Einbildung, und Vergnügen am Schwelgen diesem Gericht einen größern Werth gegeben haben mag, als es wirklich hatte. Verschafften nicht eben diese Triebfedern der menschlichen Eitelkeit und Thorheit dem Mäcenas, der am Hofe des Kaysers August nicht mehr

mußte, was er aus Ueberdruß der gewöhnlichen Speisen essen sollte, und daher das Eselsfleisch als das größte Lekkerbissen zu genießen anfing, eine Menge von Bewunderern und Nachfolgern? Frankreich hat unter Franz dem ersten von dem damaligen Großkanzler du Prat, der nachmals Kardinal wurde, auf ähnliche Art das Eselsfleisch zum Modeessen machen gesehen. Und was sollten die Deutschen jetzt wohl ungegessen laßen, wenn das sie bezaubernde Paris zu erst gekostet und den Geschmak entschieden hat, den sie, auch in wichtigern Dingen, schon lange nicht mehr sich selbst zuzutrauen scheinen?

Wem das Natursystem des Ritters von Linné, mit seinen Gründen bekannt ist, der wird es gar nicht wunderlich und seltsam finden, daß er den Stör eben so wenig, als die Wallfischarten unter den Fischen suchen darf, so gewiß es übrigens ist, daß beyde wirklich Fische sind. Der Grund der Linnéschen Eintheilung und die Natur der einzutheilenden Dinge, brachte es mit sich, die leztern zu den lebendige junge gebärenden Thieren, oder zu den Säugthieren (mammalibus) zu zählen, und die erstern unter die Amphibien zu setzen. Dieser Stör hatte, da ich ihn lebendig kennen zu lernen, das Vergnügen genoß, außer andern Merkmalen, die ihn von den übrigen Fischen entscheidend auszeichneten, willkührlich athemhohlende Lungen, und gleich nach dem Kopfe folgte auf jeder Seite ein einzelnes Luftloch, als ein äußerliches Werkzeug, daß ihm zur Beförderung des Athemholens diente, in Gestalt einer perpendikulären Spalte, welche mit 5 über einander liegenden Reihen röthlicher, an 2 Zoll langer, Zotten, oder Riemen in die Quer bedekt und an der Seite mit einem langen knochenartigen Schilde verwahrt war.

Diese

Diese Spalte läßet sich auch noch jetzt an der ausgestopften Haut, recht zierlich aufgeputzt, sehen. Und daher kann man auch nicht einmal seinem Schatten, oder der ausgestopften Haut, den Platz unter den Bälgen der Amphibien versagen. Da sich übrigens diejenigen Amphibien, welche die äußerliche Gestalt und Lebensart mit den Fischen vollkommen gemein haben, von den kriechenden und schleichenden Amphibien durch das Schwimmen, vermittelst einer gewissen Anzahl von Floßfedern mit knorplichten Finnen unterscheiden: so hat sie der Ritter, um ihren Rang noch genauer zu bestimmen, schwimmende Amphibien genannt.

Nach den Gründen also, welche die Linnésche Ordnung des Thierreiches bestimmen, gehörte der nach Potsdam verirrete Stör in die dritte Klasse der Thiere, welche die Amphibien enthält. Und da fand er seinen Platz in der dritten Ordnung unter den schwimmenden Amphibien, wo er in der zweyten Abtheilung mit einfachen äußerlichen Luftwerkzeugen versehen, unter dem seiner Art eigenen Namen *Acipenser sturio*, oder gemeiner Stör, mit seinen beyden Nebenarten, dem *Acipenser Ruthenus*, oder Sterlet, und *Acipenser Huso* oder Hausen, das 134ste Thiergeschlecht ausmachte.

Alle Störe haben, wie schon an dem unsrigen bemerket ist, auf jeder Seite, gleich neben dem Kopfe, ein einzelnes, mit vielen zottigten Anhängen verbremtes senkrecht gespaltenes Luftloch, einen Kopf mit einem Rüssel. Das Maul sitzt unter dem Kopfe, ziemlich weit hinterwärts, hat keine Zähne, und kann eingezogen, auch wieder hervorgestrekt werden. Vor dem Maul hangen einige Bartfasern herunter.

Dies sind die Geschlechtskennzeichen der Störe im Linnéschen verdeutschten Natursystem.

An dem in Potsdam ausgestopft zu sehenden Balge hat der ziemlich große hökrige Kopf, der mit einer Menge kleiner knöcherner Bukkeln oder Hökker, die auf der Haut in vielen Abtheilungen Fachweise fest sitzen, gleichsam wie bestreuet ist, viel ähnliches mit einem Hechtkopfe, aber noch mehr mit einem Schweinskopfe, vornämlich wegen des langen vorstehenden, vor den Bartfasern 3 Zoll breiten, etwas übergebognen und vorne platt zugespitzten Rüssels. Mit diesem, ihm von der Natur gewiß nicht umsonst verliehenen Werkzeuge, soll der Stör den Boden des Meers durchstöhren, oder aufwühlen, und daher seinen Namen empfangen haben. Vermuthlich hat dies dem Oppian Gelegenheit gegeben, unsern Stör das Schwein (*Sus*) zu nennen. Man muß sich aber diesen Rüssel keinesweges so fleischigt denken, wie ihn jenes Thier hat, mit dem er deswegen verglichen wird. Er bestehet aus harten beinernen Theilen, und ist, ausser den ganz flach anliegenden, jetzt aufgetrokneten, Nerven und Muskeln, bloß von der allgemeinen Haut bekleidet. Von dem Hinterkopfe geht nach vorne herunter über die Mitte eine ziemliche Vertiefung bis zum Anfange des Rüssels. Das sonderbarste aber an diesem Kopfe ist, daß kein Unterkiefer sich finden läßet, und auch, wie die Lage des Mauls augenscheinlich zeiget, keiner Statt finden kann. Desto mehr befremdet es mich in Müllers Uebersetzung des Linnéschen Natursystems ausdrüklich einen Unterkiefer angemerkt zu finden, an welchem die Bartfasern herabhangen sollen. Wenn man den Kopf genauer, und im rechten Lichte, betrachtet, dann wird man ganz gewiß auch nicht einmal einen eigentlichen Oberkiefer antreffen. Denn der

der zahnlose Rüssel, welchen man etwa so nennen mögte, ist doch sichtbarlich ganz etwas anders, weil er nicht zum Werkzeuge des Fressens, sondern den Fraß aufzusuchen eingerichtet und bestimmet ist. Vielleicht läßet sich dieses besser einsehen beym Augenschein, als beym Lesen meiner Beschreibung. Die Länge des Kopfes von der Spitze des Rüssels bis in den Nakken ist 1 Fuß 8 Zoll, unten aber nur 1 Fuß ½ Zoll. Auf den Seiten, vom Rüssel bis ans Luftloch gemessen, macht diese Länge 1 Fuß 4 Zoll. Die größte Breite des Kopfes ist hinter den Augen, wo er die größten Hügel hat, und erstrekt sich, oben auf 8 Zoll, unten aber ist sie ein wenig geringer. Der größte Umfang des Kopfes, in der Gegend, wo ich die Gehörwerkzeuge zu finden glaube, macht, mit einem Faden gemessen, 2 Fuß ½ Zoll. Das Maul unter dem Rüssel, stehet von der Spitze desselben 6½ Zoll rükwärts, raget wie ein großer Schlund, oder Schlauch, 1½ Zoll weit hervor, und hat, ohngeachtet die knorpligten Häute, welche es bilden, ziemlich zusammengeschrumpft sind, in seiner elliptischen Oefnung, noch jetzt eine Ausdehnung, deren längste Linie, quer über dem Rüssel, 3 Zoll, die kürzeste aber, mit der Spitze des Rüssels in einer Richtung, 1½ Zoll beträgt. Nach hintenzu, wo der Schlund zu dem Magen herunter gegangen, ist die ihn bedekkende Haut stark aufgetrieben und gewölbet. In diesem schlundförmigen Maule hat auch eine breite, dikke, knorpligte, aber nicht gar lange, Zunge gesessen, welche, die Größe ausgenommen, viel Ansehnlichkeit mit der Zunge eines Storchs gehabt haben soll. Eine hölzerne, der vormaligen natürlichen ähnliche, sieht man jetzt an ihrer Stelle. Diese Zunge ist in dem mehrmals angeführten Linnéschen Natursystem ganz vergessen. Die vier, wie starke Federkiele, dik gewesene Bart- oder Rüsselfasern, sitzen unter dem breiten

Rüssel 3½ Zoll vor dem Maule, nach dem Ende des Rüssels hin, von welchem sie, in einer Querreihe neben einander 3 Zoll entfernet sind. Als ich das Thier lebendig sahe, konnte es sein sonderbar gebildetes Maul ungemein weit hervorstrekken, und dann gänzlich wieder einziehen, auch sehr erweitern, und wieder zusammen ziehen. Hieraus und aus der oben angeführten Größe, zu welcher diese Art der Raubthiere des Wasserreichs soll erwachsen können, läßet sich ermessen, wie groß die Verwüstung gedacht werden müsse, welche sie unter ihren Mitbürgern, die sie Schaarenweise verschlingen sollen, anzurichten aufgelegt sind, und daß ihnen der Name *Acipenser* nicht umsonst gegeben sey. Im angeführten Linnéschen Natursystem wird diese Benennung von *accipere* oder *capere*, kapern, pakken hergeleitet, weil der Stör alles pakt und wegschnapt, was ihm, wenn er die Fische und andere Geschöpfe im Grunde des Meeres aus dem Schlamm aufstöhret, vors Maul kommt, und also unter den Fischen gleichsam das ist, was der Habicht (*accipiter*) unter den Vögeln vorstellt. Der im Stande der Gefangenschaft leer gewordene Magen ist mir als ein ausgedehnter langer häutiger Sak beschrieben, wie ihn die Raubfische zu haben pflegen. Wie sehr hätte ich gewünschet, daß ein Kunstverständiger denselben, nebst den übrigen Eingeweiden, besonders auch die Lungen, hätte näher untersuchen können, ehe sie in den Mist geworfen waren. Die beyden funkelnden Augen waren beynahe so groß, wie Kalbsaugen, und hatten, in silberfarbigen Ringen, schwarze Sterne. Ihre Stellen sind 8 Zoll von der Spitze des Rüssels an den Seiten des Kopfes. Der Raum zwischen ihnen, über dem Kopfe, mit einem Faden gemessen, ist eine Linie von 5½ Zoll. Von den Augen herunterwärts nach der Spitze des Rüssels hin, in der

Mitte ohngefähr zwischen beyden erblikt man seitwärts die beyden ziemlich großen Nasenlöcher, jedes mit einer doppelten Oefnung. Von jedem Auge 3 Zoll nach hinten zu am Oberhaupte zeiget sich auf jeder Seite eine mittelmäßige runde Oefnung, worinn man, in einiger Tiefe, eine ausgespannte zusammengeschrumpfte Haut wahrnimmt. Ich habe schon vorhin kein Bedenken getragen, diese kenntlichen Spuren natürlicher Zwekke, als Werkzeuge des Gehörs anzugeben, und wiederhole dieses jezt mit Ueberzeugung.

Die Haut ist überall rauh und scharf, weil sie, statt der Schuppen, bey andern Fischarten, mit knochenartigen Warzen (*punctis osseis*), welche wie kleine beinerne Hökker, oder Schilde, von allerley Größe und wunderbar vermischter Gestalt, anzusehen sind, durchgängig, aber ohne besondre Ordnung, gleichsam wie bestreuet ist. Dabey ist sie ziemlich derb, und verhältnißmäßig dik, aber durch den aufgetragenen Firniß etwas hornartig und durchscheinend geworden. Ihre Farbe spielet zwischen schmutzig Lehmgelb und bräunlich oft in blau und schwärzliche Schattirungen. Die Seitenlinie nähert sich mehr der bräunlichen Farbe. Unter dem Bauche aber ist die Farbe zwischen schmutzig gelb und weiß abwechselnd. Im Leben war die Farbe dieser Haut mehr gleich, und überall schmutzig Lehmgelb, bey nahe wie eine in Birkenlohe gelegene Haut. Außer den schon erwähnten unzählig vielen kleinen beinernen Hökkern oder Schilden, womit die ganze Haut, auch so gar über dem ganzen Kopf, doch so, daß sie einander fast niemals unmittelbar berühren, fest belegt erscheint, ist sie noch in gewissen Entfernungen, und in fünf regelmäßigen langen Reihen mit größern beinernen Hökkern, oder fest anliegenden scharfen Bukkeln, welche Schilden vollkommen ähnlich sehen, besetzt. Die größten dieser Schilde, deren

deren ich eines auf dem Rükken gemessen habe, sind 3½ Zoll lang, und eben so breit. In ihrer Mitte erheben sie sich in einen, durch die ganze Länge ihrer gewölbten Oberfläche, vom Kopfe gegen den Schwanz gerichteten scharfen Hökker. Vorne, hinten, und auf beyden Seiten endigen sie sich zugespitzt. Die erste dieser fünf langen Reihen großer Schilde bedekt den Rükken. Zwo laufen an den Seiten vom Kopfe gegen den Schwanz herab, und die beyden letzten folgen eben dieser Richtung unter dem Bauche. Auf dem Rükken, vom Kopfe bis zur Rükkenflosse stehen in einer Reihe, in ziemlich gleichen Entfernungen, 11 Schilde. Von der Rükkenflosse bis zur Schwanzflosse habe ich noch zwey kurze, parallel, nahe bey einander, hinlaufende Reihen, von etwas kleinern Schilden, und in jeder 5 Stük, gefunden. Die rechte Seite, wenn man gegen den Kopf hinsiehet, ist mit 34, die linke aber nur mit 31 Schilden gepanzert. Diese ungleiche Anzahl sezte mich desto mehr in Verlegenheit, da ich keine Stellen oder Spuren auf der linken Seite verloren gegangener Schilde entdekken konnte. Ich fand aber in dem oft angeführten Linéschen Natursystem Th. 3. S. 287 ebenfalls bemerkt, daß die Anzahl der scharfen Bukkeln, die ich Schilde nenne, unbestimmt sey. Dennoch stimmte die Anzahl der Schilde in den beyden übrigen Hauptreihen unter dem Bauche, welche in einer Entfernung von 5 Zoll parallel neben einander, auf den äußersten Seiten des Bauches vom Kopfe bis an die Bauchflosse sich hinziehen, ganz genau mit der Anzahl der Schilde auf dem Rükken überein. Ich kann in jeder nicht weniger, und nicht mehr, als 11 Schilde zählen. Hinter den Bauchflossen bis zur Afterflosse folgen noch 6, aber in keiner besondern Ordnung liegende Schilde. Endlich machen von der Afterflosse bis zur Schwanzflosse 2 parallele kurze Reihen,

hen, jede mit 4 kleinern Schilden, den Beschluß. Die ganze Anzahl der größern hökrigen in eine beynahe schneidende Schärfe zugespitzten Schilde, womit diese Störhaut in regelmäßigen größern, und einigen kleinen Reihen, gewafnet ist, erstrekt sich also auf 122 Stük, welche außer den oft erwähnten unzählbaren ganz kleinen Schilden diesem Thiere, da es noch lebte, ein überaus kriegerisches und räuberisches Ansehen gaben.

Ich muß nun auch die ansehnlichen Floßfedern beschreiben, welche knorplichte Finnen, oder Strahlen haben. Alle Fische, an welchen diese Werkzeuge zum Rudern beym Schwimmen, so gebildet sind, werden sonst *pisces* cartilaginei, auch *chondracanthoi*, vom Linné aber *chondropterygii* genannt: und dergleichen sind alle Fische, die zu den Amphibien gehören.

Die Brustflossen, welche die größten sind, und in ihrer horizontalen, nach der Natur, gerichteten Stellung, an der ausgestopften Haut erscheinen, haben jetzt noch von einer Spitze zur andern eine Ausdehnung von 2 Fuß 2 Zoll. Sie stehen gleich hinter dem Kopfe, wo ihre knochenartige Wurzel unten an den Seiten des Bauches in der Haut befestiget ist. Der Ritter hat in jeder Brustflosse nur 30 Finnen angegeben. Ich habe aber, nebst dem jetzigen Besitzer des ausgestopften Störbalges, dem schon erwähnten Herrn Doktor Vogel, ganz deutlich 39 Stük in jeder gezählt, außer dem starken oben zugespitzten Bein, womit sie nach vorne zu bewafnet sind.

Die Rükkenflosse hat ihren Platz 3 Fuß 5½ Zoll vom Kopfe. Statt 31 Finnen, des Linnéschen Systems Anzahl, habe ich 45 darinn gefunden.

Die

Die doppelte, nach der Natur, wagerecht aufgestellte Bauchflosse, welche 3 Fuß hinter dem Kopfe, aus den Seiten des Bauches mit ihrer beinernen Wurzel hervortritt, ist, von einer Spitze zur andern, 1 Fuß 2 Zoll weit ausgespannet. Der Ritter hat in jeder nur 19 Finnen beobachtet. Ich habe dagegen 28 wahrgenommen.

Die Afterflosse ist 4 Fuß 1½ Zoll weit vom Kopfe entfernet. Ich habe 30 Finnen, oder Strahlen darinn unterscheiden können, ohngeachtet der Ritter nur 24 angezeiget hat.

Die doppelte senkrecht 1 Fuß 2½ Zoll ausgebreitete Schwanzflosse ist gabelförmig bis beynahe auf die Wurzel gespalten. Das Maaß des obern längern Theils ist 1 Fuß 2 Zoll. Ich habe mit dem schon angegebenen Zeugen, über 50 Strahlen darinn gezählt, und würde diese Zahl gewiß noch höher setzen müßen, wenn nicht die noch übrigen feinern zusammengeschrumpften Strahlen die Fortsetzung des Zählens unmöglich gemacht hätten. Die untere kürzere Hälfte ist nur 7½ Zoll lang, und hat 34 Strahlen. Woher es gekommen seyn mag, daß die Müllersche Uebersetzung des Linnéschen Natursystems wie bey allen vorhergehenden, also auch bey diesen letzten Flossen, mit mir nicht gleich viel, hier nur 24, und also abermals 10 Strahlen weniger bemerket, als ich finde, und jeder andere finden wird, der nachzählen will, das mag die Erfahrung durch wiederholte Beobachtungen entscheiden: ob etwa die Anzahl der Finnen in den Flossen, so wie vorher von den großen Schilden auf der Haut angemerket ist, bey dieser schwimmenden Amphibienart unbestimmt, oder ob die Linnésche Zählung an zusammengeschrumpften Flossen mangelhaft ausgefallen sey. In dem letztern Falle ist gewiß meine

meine Angabe auch noch fehlerhaft, wie ich mich deshalb schon entschuldiget habe. Auch aus dem Grunde scheint es mir Schuldigkeit für jeden Freund der Naturgeschichte zu seyn, seine Beobachtungen über Gegenstände, welche nicht täglich vorkommen, unpartheyisch und öffentlich bekannt zu machen, die Entscheidung ihres Werths aber, ihre Anwendung und Folgen größern Kennern ruhig zu überlassen, welchen die Natur selbst bequemere und öftere Gelegenheiten dazu anbietet. Ohne Streit werden die Beobachtungen der belebten Natur, wenn sie nach dem Leben (*ad virum*) gemacht sind, allemal einen großen Vorzug behaupten.

Alle bisher einzeln beschriebene äußerlich und innerlich merkwürdige Theile des Störs machten zusammen ein Ganzes, oder einen Körper aus, der sich in einer verhältnißmäßig und wohlgebildeten kegelförmigen Gestalt nicht gleichgültig ansehen ließ. Der Anblik eines Fischkörpers, der in seiner äußerlichen Bildung, außer einer vorzüglichen Größe, sich so mannigfaltig, so sonderbar und viel bedeutend, von den übrigen schwimmenden Geschöpfen unterscheidet, kann wohl nicht anders, als auffallend seyn, auch da, wo er nicht so selten vorkommt, als bey uns. Ohngeachtet des am vordern Theile des Kopfs weit hervorstehenden breiten, vorne etwas über sich gebogenen und flach zugespitzten furchtbaren Rüssels, der drohenden, großen, mit Silberglanz umringten schwarzen Augen, der, wie ein Harnisch, aus einer unzähligen Menge kleiner, und nicht wenig großer geschärfter Schilde gleichsam zusammengeketteten Panzerhaut und der um sich schlagenden großen Ruderflossen, nebst dem sichelförmig senkrecht weit ausgespannten, zu grimmigen Schlägen, immer in Bereitschaft sich haltenden starken Schwanze, machte dennoch das rich-

richtige Verhältniß aller Theile zu einander, und das schöne Ebenmaaß des Ganzen, nebst so vielen regelmäßigen Ausschmükkungen einer wohlgebaueten und zierlich gewölbten, so ansehnlich langen, Oberfläche dieses Thiers, mehr einen angenehmen, als fürchterlichen Eindruk auf mich. Der sehr merkwürdig gebildete Kopf, hat noch jetzt, aufgetroknet, viele stark redende Gesichtszüge, die den Seeheld schon von weitem ankündigen, ohngeachtet dieses Thier sonst so stumm war, wie alle übrige Fische sind, außer dem Geräusch, das sein Schwanz oft im Wasser machte. Die Länge des Kopfs ist ohngefähr der siebente Theil der ganzen Länge des Leibes. Vom Nakken an bis in die Mitte wird der Leib nur sehr wenig dikker, wie das oben angezeigte Maaß beweiset. Nach der Mitte aber fängt er an allmählig wieder abzunehmen, und sich kegelförmig zuzuspitzen, so, daß er bis zur Schwanzflosse immer dünner wird, und beynahe, wie ein spitzer Kegel, sich endiget, dessen Gipfel die vielstrahligte, weit ausgespreitete Schwanzflosse zieret.

(Der Beschluß folgt künftig.)

Nachricht und Beschreibung von einem bey Potsdam gefangenen Stör.

Beschluß.

Der Bauch ist platt, oben beym Kopfe 8¼ Zoll, in der Mitte aber nur 5¼ Zoll breit: der Rükken dagegen fängt bald hinter dem gewölbten Nakken an sich scharf zuzuspitzen, bis zur Schwanzflosse hin. Die wie Sättel, in beynahe gleichen Entfernungen auf demselben fest anliegenden Schilde, mit ihrer erhabenen langen Schärfe in der Mitte geben dem Rükken ein sägenförmiges oder gezaktes Ansehen. Die Höhe der Seiten des Körpers in der Mitte zwischen Kopf und Schwanz, von der mittleren Schärfe des Bauchschildes, bis zu der geschärften Mitte des Rükkenschildes ist genau 1 Fuß. Die Seitenlinie ist in der Mitte ein wenig auswärts gebogen.

Wie der gar zu leichtgläubige Pontoppidan in seiner natürlichen Geschichte von Norwegen eine Menge anderer unnatürlicher Mährchen zur Welt gebracht hat: so hat er auch in dem, was er von den Stören erzählt, nicht nur alles unter einander geworfen, sondern auch gewiß viel offenbare Unwahrheiten berichtet, die er leicht hätte vermeiden können, wenn er nur die Augen mehr gebraucht, und das, was er

gesehen zu haben glaubte, oder gehört hatte, gründlicher geprüfet, auch mit mehr Ueberlegung niedergeschrieben hätte. Er betet die Eintheilung der Störe in vier Gattungen dem Norwegischen Fischmarkte blindlings nach, und läßet jeder Gattung derjenigen Fischart ähnlich sehen, die sie am liebsten fressen soll, macht also, nach Belieben, Lachsstöre, Makrelstöre, Heringsstöre und Seystöre. Mitten unter diese schwimmende Fleischfresserarten setzt er nun, mehr aus der Luft, als aus dem Wasser, eine neue Art, die deswegen, weil sie keine Zähne im Munde habe, (nach Versicherung des Ritters, und nach allen bekannten Beobachtungen, hat keine einzige Störart Zähne) bloß vom Schleime leben soll, den sie im Grunde des Meers an sich sauge. (Wenn der Mangel der Zähne irgend eine Art der Störe zu Schlamm und Schleimsäugern machen soll: so muß keine einzige Art derselben Fische und Wasserthiere fressen, weil sie alle ohne Zähne sind. Und doch hat der gute Pontoppidan die aufgezählten Gattungen der Störe oben so gar den Fischen ähnlich gemacht, die sie am liebsten fressen.) Zur Beschönigung seiner Verwirrung führt er die Nachricht des Willoughby an „*dum escam* (sturio) *quaerit, more suis terram sub aquis fodit*.“ Entweder der Britte oder der Däne müßte die wahre Bedeutung des Lateins vergessen haben, wenn hieraus folgen sollte, der Stor wolle Schlamm saugen, so oft er im Meer wühle. Und wenn der erstere, den ich, zum Nachschlagen, nicht bey der Hand habe, sonst nichts gesagt und erwiesen hat, als was mir vor Augen steht: so ist die Folge, die der letztere daraus zieht, ohne allen Grund. Der Stör kann wohl viel natürlicher, bey seinem Wühlen im Meeresgrunde den Zwek haben, die daselbst im Schlamm liegenden Fische und andre Wasserthiere aufzusuchen oder aufzujagen, um sie desto bequemer zu haschen

schen, und, gleichsam einsaugend, zu verschlingen; wie ich die Sache oben, dem Bericht der Naturbeobachter und der Struktur des Störs gemäß, erzählt habe. Alle Fische, die ihres gleichen fressen, wenn sie auch noch so viel Zähne haben, schlingen dennoch ihren Fraß ganz und ungekäuet, gleichsam einschlurfend, hinunter. Jedesmal findet man dergleichen verschlukte Geschöpfe ganz in dem Magen, vor der Verdauung. Fressen etwa die Schweine, weil sie in der Erde, und im Schlamme wühlen, und denen der Stör darinn ähnlich seyn soll, deswegen nichts als Erde und Schlamm, oder suchen diese Thiere nicht vielmehr Würme und andere ihnen anständige Nahrung in der Erde und im Schlamm? Aber die Verwirrung wird noch größer. Pontoppidan versichert, daß er einen Stör von der Art (nämlich einen Schlammsäuger) in seiner Sammlung rarer Fische seines Landes besitze, der vor einiger Zeit (nämlich damals) in Nordfiord gefangen sey. „Er ist, fährt er fort, 4 Ellen lang." (Das wäre ohngefähr einen halben Fuß länger, wie der hier gefangne war.) „Der Kopf ist dem Ansehen nach fast einem „Hechtkopfe ähnlich. Allein statt des Mundes hat er eine „Schnauze mit herabhangenden Fäden. In der Mitte unten „am Kopfe befindet sich so, wie bey dem Heyfische, der Mund," (und kurz vorher sollte er, statt des Mundes eine Schnauze haben! gewiß eine sehr sonderbare Verwirrung, wenn der Uebersetzer nicht gefehlet hat! „(Doch von anderer Gestalt. „Denn er ist ganz rund, und so groß, wie ein mäßiger „Apfel." (Außer daß diese Vergleichung nicht sehr witzig ist, kann ich ihr auch kaum Wahrheit zutrauen. Nach dem Potsdamschen Stör zu urtheilen, muß jener Norwegische größere Stör des Pontoppidans wenigstens kein kleineres Maul gehabt haben als der hiesige. Und dies ist doch größer, so

gar jetzt im aufgetrokneten Zustande.) „Darinn sind keine „Zähne. Denn sein Futter ist, wie gesagt, nichts anders, „als was er aus dem Seegrunde an sich saugen kann.“ (Sollte er denn aber nicht auch im Schlamm liegende Seethiere und Fische haben einsaugen können?) Am Ende preiset er die göttliche Vorsehung, daß sie den armen zahnlosen Stör durch 64 Schilde in einen sichern Vertheidigungsstand wider feindliche Angriffe gesetzt habe. Aber des großen starken Schwanzes, womit der Stör die gewaltigsten Hiebe austheilen kann, gedenket er mit keinem Worte. Der bey Potsdam ins große Garn gerathene hätte sich gewiß damit durch das Netz geschlagen, wenn es nicht im besten Stande gewesen wäre. Einer der Fischer hat mir erzählt, daß die mit diesem Riesen zugleich gefangenen Zwerge von unsern hiesigen größten Fischarten gequetschet, betäubet und halb todt in dem Sakke des großen Garns um ihn hergelegen hätten, da er noch links und rechts diese an seiner Gefangenschaft unschuldigen Nebengeschöpfe mit seinem großen säbelförmigen Schwanz zusammengehauen hätte. Ihnen wäre selbst, um nicht derbe Schläge zu kriegen, alle nur mögliche Vorsicht nöthig gewesen und alle ihre 10 starke Fäuste hätten hinreichend zu halten gefunden, da sie unternahmen ihn an Bord ihres Kahns zu bringen. Man sieht übrigens aus allen Umständen ganz deutlich, daß Pontoppidan keinen andern Stör gehabt und geschildert hat, als der unsrige war. Das erhellet auch aus der im Kupfer gestochenen Abbildung desselben im zweyten Theil der Naturgeschichte von Norwegen S. 288. Der Leib hat viel ähnliches mit der hier ausgestopften Störhaut, außer, daß er auf dem Rükken 13 und auf der sichtbaren Seite 32 Schilde zeiget, und die ganze Anzahl der Schilde doch nur auf 64 gesetzt ist. Aber der Kopf — nun ja! der passet eben so gut zu die-

diesem Fischkörper, wie jener Menschenkopf zum Pferdehalse, womit Horaz die Ungereimtheiten der Dichter im Anfange seiner Dichtkunst zu rügen sucht. Außer, daß er beynahe gar nichts ähnliches in Gestalt sowohl als Stellung hat, ist mit einer ganz deutlichen Schattenlinie der Unterschied zwischen Ober- und Unterkiefer angedeutet, da doch bey dem Stör keiner von beyden statt findet. Das zweydeutige Maul aber, das bald Mund, bald Schnauze hieß, welches vorher unter dem Kopfe seinen Platz erhielt, ist hier gar unsichtbar geworden, und zwey Bartfasern sind auch nur zu sehen. Wer in dem allen nicht eine Menge von Verwirrungen und Unwahrheiten sehen könnte, der müßte wohl — doch es ist nicht der Mühe werth, weiter davon zu reden.

Ich eile von dieser Ausschweifung zum Schluß meiner Beschreibung. Ob schon niemand daran zweifeln wird, daß der Stör ein Seefisch und in den Tiefen des großen Weltmeers zu Hause ist: so lässet sich dennoch wohl schwerlich bestimmen, woher eigentlich und auf welchem nassen Wege, der in unserer Wubliz gefangene bis dahin gekommen seyn möge. In den beyden, uns nächsten Meeren, der Nordsee und Ostsee, haben die Fischer der Holländischen, Deutschen, Brittischen, Dänischen, besonders Norwegischen und Preußischen Seeküsten diese Art der Störe überall gefunden und oft, an manchen Orten, häufig gefangen. Bey Gertrudenberg in Holland sollen vormals oft in einem Jahre an die 9000 Stük gefangen seyn, und der Ort soll sich noch mehrentheils von dieser Fischerey ernähren. Bey Bergen in Norwegen wird der Störfang ebenfalls noch jezt sehr stark getrieben. Auch an den Preußischen Küsten soll er den Fischern einträglich seyn. Das Fleisch wird mehrentheils eingesalzen; und was nicht im Lande verzehrt wird, pflegt man auswärts

zu verschiffen. In Frankreich und Italien soll das Störfleisch in der Fastenzeit eine sehr beliebte Veränderung abgeben. Diese Nachrichten ertheilt das oft angeführte Linnésche verdeutschte Natursystem.

Die Frage war aber vorhin: woher doch wohl und auf welchem Wege der in Potsdam verzehrte Stör zu uns gekommen seyn mögte? Die erste dieser Fragen ist durch die angeführten Nachrichten schon entschieden. Er muß nothwendig aus einem von den beyden angezeigten Meeren, der Nordsee oder dem Baltischen Meer, zu uns gekommen seyn. In beyden fehlt es, wie wir gesehen haben, nicht an Stören: und beyde nur stehen mit unserer Havel im mittelbaren Zusammenhange; die Nordsee vermittelst der Elbe, die Ostsee aber durch die Spree und Oder. Hieraus ergiebt sich nun auch schon zum Theil die Auflösung der andern Frage. Er muß nothwendig auf einer dieser beyden nassen Straßen bis zu uns gelanget seyn. Aber auf welcher von beyden? Wir wollen sehen! Wer ohne Ueberlegung reiset, dem ist es gleich viel, ob er den kürzesten Weg und den, auf welchem die wenigsten und kleinsten Hindernisse zu überwinden sind, getroffen hat, oder nicht, es ist ihm auch gleich viel, wohin er kommt. So stelle ich mir die Reise ohngefähr vor, die der Stör gemacht haben mag, der seines Namens Gedächtniß unter uns hinterlassen hat. Entweder die Liebe, und der blinde Naturtrieb, sein Geschlecht fortzupflanzen, nöthigte ihn, aus den salzigen und kältern Meerswogen in das süße, wärmere und stillere Wasser eines der gedachten und mit unserer Havel vereinigten, Flüße, zu gehen, wie wir berichtet sind, daß die Heringe aus dem nördlichsten Meere an südlichere Küsten auf ähnliche Art von einem blinden Naturtriebe gleich-

sam

sam gezogen werden. Und dieß könnte hier wohl der wirkliche Fall seyn, und daß ers sey, auch, unter andern, daraus mit erhellen, daß man den hier gefangenen Stör mit einer großen Menge von Eyern befruchtet gefunden hat. Da er aber allein gefangen ist: so müssen wohl keine Begleiter so weit, als er ging, mit ihm Gesellschaft haben machen wollen, wie man nach Pontoppidans und andrer Erzählung gesehen haben will, daß die Störe hinter einander immer einer, mit dem Maule, an des vordern Schwanze in einer langen Reihe fortgezogen wären. Oder diese freundschaftliche Kette von schwimmenden Abentheuern ist durch einen Unfall, zum größten Nachtheil unserer Fischer, getrennet worden. Vielleicht aber ist eine lüsterne Raub- oder Freßbegierde der Grund dieser Streiferey gewesen, um sich einmal, wie man zu sagen pflegt, eine Veränderung zu machen und recht etwas zu gute zu thun. Auch in diesem Falle geschahe der Kaperzug aus blinder Leidenschaft. Der weiteste Weg, Wehre, Schleusen, Mühlen, Brükken, Kanäle, und alle übrige mögliche Hinderniße werden also den Stör wenig zurük gehalten haben. Sein Weg ging blindlings, immer weiter, und vorzüglich dahin, wo er die mehreste und beste Nahrung für seinen Schlund fand. Aus allen diesen möglichen Fällen läßet sich nichts gewisses herausbringen, wodurch wir einer bestimmten Antwort auf die zwote Frage näher kämen. Wenn es indessen wahr wäre, daß die in die Ströme aus dem Meer gehenden Fische öfter und lieber dem Strom entgegen zu schwimmen pflegten: so würde ich für wahrscheinlicher halten, daß er vermittelst der Elbe zu uns gekommen sey, weil er auf dem andern möglichen Wege, wenigstens die Spree und Havel herunter, mit dem Strom hätte gehen müssen, wo er vermuthlich, nach jener Voraussetzung, ange-

 fangen

fangen haben würde, zurük zu kehren. Wahrscheinlich hatte dieser irrende Stör schon mehr solche Lustreisen gemacht, und war also nach mancher ziemlich großen und auch wohl langen Entfernung vom Weltmeer in diesem seinen großen Hause allemal glüklich wieder angekommen. Denn die Naturbeobachter wollen wissen, daß diese Thiere dergleichen weite Flußreisen oft unternehmen. Aber so weit, wie diesesmal, nemlich bis in unsre Wubliz, mag er sich wohl niemals gewaget haben. Eine solche Erscheinung soll nach der einmüthigen Versichrung unserer Fischer in unsern Wassern ganz etwas ausserordentlich seltenes seyn so, daß gegen viele Millionen unserer Fische, etwa nur höchst selten einmal ein Stör hier gefangen werden mögte. Bey Magdeburg, wo die Elbe so weit nicht vom Meer entfernt ist, soll sich dieses schon öfter zutragen. Es wird sich indessen doch einigermassen erklären und begreifen laßen, wie er sich so weit, bis zu uns, hat verirren können. Stürme und andere schrekkende Vorfälle scheinen mir den wahrscheinlichsten Grund zu enthalten, daß er so weit hat können verschlagen und fortgetrieben werden. Viele Tage vorher, ehe er gefangen wurde, hatten wir wirklich anhaltende und große Sturmwinde aus Westen gehabt. Ohne Zweifel waren diese zureichend, ihn in der Havel so weit herauf zu jagen, und denn in die ruhigere Landsee, worinn er den Fischern zur Beute wurde, fortzuwälzen. Hätten die Fischer nicht sogleich die ersten stillen Augenblikke, nach dem Sturm, genutzt, und ihr Netz ausgeworfen: so wäre er wahrscheinlich, auch diesmal, den Strom, den er herauf gekommen war, wieder herunter geschwommen, und, vermuthlich nach abgelegten Eyern in dessen Mündung, nach Hause gewandert. Vollständiger und zuverläßiger, als geschehen ist, weiß ich in der That die Reise unsers Störs, aus Mangel

siche=

sicherer Urkunden, nicht zu beschreiben, man mag damit zufrieden seyn oder nicht. Daß er jemals einen Vorgänger hier gehabt hätte, habe ich, wie schon bemerkt ist, nicht erfahren können. Wir werden auch wohl so bald keine Nachfolger zu erwarten haben. Und also wollen wir auch seinen Schatten, oder den ausgestopften Balg, als eine Seltenheit werth schätzen, dessen Besitz unsre Stadt jenen beyden, auch sonst um sie wohl verdienten Brüdern allerdings Dank wissen muß. Ohne Zweifel wäre diese Ehre, auch noch im Tode bewundert zu werden, dem Stör niemals wiederfahren, wenn er an einem Orte, wo seines gleichen nicht so selten, wie hier sind, und wo man sich weniger aus seiner Haut als aus seinem Fleisch gemacht hätte, gefangen wäre. Die Fische sollen ein sehr hohes Alter erreichen können, weil sie in ihrem nassen einförmigern Element nicht den häufigen und schnellen Abwechselungen der Witterung, wie die übrigen Thiere in der Luft, ausgesetzt sind. Und also hätte auch dieser Stör, der noch lange nicht ausgewachsen war, seine Jahre wahrscheinlich noch sehr hoch bringen können. Da aber sein längeres Leben nichts weiter, als eine öftere Wiederholung von ganz einerley, wenigen, schon viel tausendmal genossenen, gedankenlosen Empfindungen gewesen seyn würde, und da die Fische unter allen Thieren offenbarlich am wenigsten Proben gezeigt haben, daß sie Glük und Unglük auch nur kennen oder unterscheiden: so wirds wohl nicht nöthig seyn, ihn deswegen zu bedauren, daß seine Tage hier, durch seine Verirrung, abgekürzet sind. Ich kann auch nicht glauben, daß er von seinem zahllosen Geschlecht irgendwo vermisset oder bedauret seyn mögte. Seine Bestimmung war erfüllet. Sein Fleisch ist genutzet, und seine Haut, die ihm zur Ehrensäule dienet, wird mit Vergnügen und Bewunderung des großen Weltschöpfers, betrachtet.

Vermuthlich hat er seinen Platz in dem Zusammenhange der Dinge durch eine zahlreiche Nachkommenschaft überflüßig ersetzet.

Die hiesigen Fischer hätten Recht, mich auszulachen, wenn ich sie belehren wollte, wie sie Störe fangen sollten, da blos ein ganz ausnehmend seltener Zufall ihnen den Schrek und die Furcht zuwege bringen kann, ihre Netze in der Gefahr zu sehen, von einem Wallfisch oder Ströme zerrissen zu werden. Dennoch werden die wenigsten Störe auf offenem Meer gefangen. Die mehresten fängt man in den Mündungen großer Flüße, wo sie sich oft zahlreich einfinden sollen, mit in die Quere gespannten, starken Netzen, oder mit einem, wider den Strom fortgeruderten Sakneß. In der See aber geschieht ihr Fang mit Harpunen und Fischhaken, die an Schnüren befestigt sind.

Um das Andenken unsers Störs so vollständig zu machen, als möglich ist, will ich sein Geschlechtsregister, oder seine Seitenverwandschaft mit den beyden, oben genannten, Nebenarten, noch mittheilen, in so fern sich dieses, ohne solche jemals gesehen zu haben, und bey den wenigen Nachrichten, die ich von ihnen habe, will thun laßen. Der Sterlet, oder *Acipenser Ruthenus L.*, soll von dem beschriebenen Stör nur wenig unterschieden seyn. Weil er im rußischen Reiche, im Wolgastrom und im Kaspischen Meer am meisten zu Hause ist, und daselbst am häufigsten gefangen wird, hat der Ritter seinen rußischen Namen, Sterlet, durch *Acipenser Ruthenus* auszudrükken gesucht. Der Rogen dieses Fisches giebt den, als ein Lekkerbissen vornehmer Tafeln bekannten Caviar, oder das Garum der Römer, welcher in Rußland, frisch genossen,

statt

statt der Butter auf Brodt, weit angenehmer schmekken soll, als wenn er eingesalzen und gepreßt, aus einer so großen Entfernung zu uns gesandt wird. Er soll erfrischend seyn, und die Eßlust vermehren. Wir wollen ihn also reichen Müßiggängern empfehlen, und auch gern allein überlaßen. Der Hausen, *Acipenser Huso L.* stimmt in den mehrmals erwähnten Geschlechtskennzeichen, nach des Ritters Versicherung ebenfalls mit dem gemeinen Stör überein. Er soll aber nicht so weit und zahlreich verbreitet seyn als dieser. Denn ob er gleich auch im Meer, auch in der Elbe sogar, und andern großen Flüßen, zuweilen angetroffen wird: so soll er doch daselbst seltener, und sein eigentlicher Aufenthalt in der Donau und im Wolgastrom seyn. Auch die italiänische Fischer werden von dieser Art großer Fische besucht. Dafür sollen sie die witzige Erfindung gemacht haben, und die Kunst verstehen, diese Gäste durch den Zauberschall der Musik, am Ufer des Poflusses an sich zu lokken, um sie mit Harpunen zu fangen. Diese hinterlistige Höflichkeit scheint mir recht auf den Ton jenes musikalischen Landes gestimmet zu seyn, wo auch die reisenden Stokfische der benachbarten europäischen Länder oft mit dem Dolche gekützelt werden, nachdem sie mit allen Ergötzungen empfangen sind. Von den specifischen Merkmalen des Hausen könnte ich zwar anführen, daß er auf dem Rükken 13 und auf dem Schwanze 43 Hökker hat, die mit zunehmendem Alter verschwinden sollen. Allein dies scheint mir noch zu wenige und unbestimmmte Nachricht zu geben, als daß ich, aus Mangel anderer Nachrichten, über diesen Punkt mich weiter einlaßen könnte. Die Nutzung dieses Fisches ist desto bekannter und wichtiger: und darinn verdient er den Rang vor den andern beyden Arten. Außer dem Genuße seines, von einigen schmakhaft befundenen, Fleisches, wird

wird aus seiner Haut, den Eingeweiden, den Flossen, und der Luftblase die so bekannte, als allgemein nützliche Hausenblase gemacht. Man läßet die erwähnten Theile dieses Fisches im warmen Wasser erweichen, kocht diese Masse hernach über gelindem Feuer, bis alles in einen dünnen Brey aufgelöset ist, und streichet sodann denselben auf Ramen ganz dünne aus, läßet ihn beynahe trokken werden, daß er, wie Pergament, gerinnet, rollet die daher entstehenden Pergamentähnlichen Blätter zusammen, und läßet sie völlig trokken werden, um sie überall versenden zu können. Die Russen bereiten diesen Fischleim am besten. Der aus Rußland kommende ist der weisseste, feinste, brauchbarste und fast durchsichtig. Die Welt ist dem Erfinder dieses so brauchbaren Produkts vielen Dank schuldig. In der Haushaltung, von Handwerkern und Künstlern aller Art, wird es überall vortheilhaft genutzt. Man macht so gar die unächten Perlen aus diesem Stoff. Und wenn die Weinhändler unreine Weine klar machen wollen: dann müssen sie ihre Zuflucht zur Hausenblase nehmen. Sie kann nicht einmal in den, für das Leben und die Gesundheit der Menschen so unentbehrlichen, Apotheken gemisset werden. Und wie groß ist bloß der Nutzen des daraus bereiteten Heftpflasters!

Nichts ist mir übrig, als mich zu entschuldigen, daß ich den Stör, welchen ich vielleicht zu weitläuftig beschrieben zu haben scheine, nicht durch eine beygefügte genaue Abbildung noch begreiflicher gemacht habe. Ich weiß es sehr gut, daß ich alsdenn meinen Zwek kürzer, und dennoch vielleicht vollständiger, hätte erreichen können, weil ein getreues Kupferblatt begreiflicher redet, als viele Bogen Text. Allein die

Gele=

Gelegenheit, meinen Wusch erfüllet zu sehen, hat mir gefehlet, und eine Pontoppidansche Abbildung konnte und durfte ich meiner Beschreibung nicht aufbürden. Ich könnte zwar auf die im zweeten Jahrgange der Mannigfaltigkeiten vom Jahr 1771, S. 812, befindliche Abbildung des Störs verweisen. Da aber dieselbe ebenfalls nicht der Natur gemäß, und sehr mangelhaft ausgefallen, auch überdem aus der zu allgemeinen Beschreibung nicht einmal recht zu ersehen ist, welche Art der Störe dieses Kupfer vorstellen soll: so würde dadurch meine Beschreibung nichts gewinnen. Vielleicht kann dieser Mangel künftig ersetzt werden, wenn etwa die Abbildung einer todten Haut meine Beschreibung noch mehr beleben könnte. Zuletzt muß ich noch anzeigen, daß die angeführten Ausmessungen nach Decimalmaaß zu verstehen sind.

Fuchs.

Briefe

Briefe, aus dem Englischen.

Zweyter Brief.

Von Herrn Gay an Herrn F***.

Stanton-Harcourt, den 9ten Aug. 1715.

Das einzige neue, welches ich Ihnen schreiben kann, ist etwas neues vom Himmel: denn ich bin fast nicht mehr in der Welt; es ist kaum etwas das mich rühret, als das Gebrülle des Donners, welches sie ohne Zweifel auch werden gehöret haben. Wir lesen in den Alten, daß oft hohe Thürme vom Gewitter umgeworfen und niedrige Thäler unbeschädigt geblieben. Aber oft trägt sich auch das Gegentheil zu, und davon werden Sie einen Beweis haben, wenn ich Ihnen melde, daß die höchste Spitze des Thurms, der in unser Nachbarschaft ist, unbeschädigt geblieben; da unterdessen ein Haufen Gerstengarben auf unserm Felde zu Asche verbrannt ist. Wollte Gott, daß dieser Haufen Gerste allein vom Feuer verzehret wäre! denn unglüklicher Weise saßen unter diesem kleinen Dache, zwey so getreu liebende, als man sie je in den Romanen findet. John Hurt war eine gut gebildete Mannsperson von fünf und zwanzig Jahren, Sara Dru war mehr hübsch, als schön und fast von eben demselben Alter. Sie arbeiteten mit einander mit dem größten Vergnügen. Wenn sie die Kühe melkte, es mochte Morgen oder Abend seyn, so trieb er die Kühe zu ihr hin. Am letzten Jahrmarkte brachte er ihr zum Geschenk einen grünen seidenen Band zu ihrem Strohhut, und er hatte ihr den silbernen Ring machen

laßen.

laßen. Ihre Liebe war das Gespräch der ganzen Nachbarschaft, denn die Verleumdung selbst konnte nicht sagen, daß sie andere Absichten hätten, als eine gesetzmäßige Ehe. Eben an diesem Morgen hatten sie die Einwilligung ihrer Eltern erlangt, und in der folgenden Woche hoften sie glüklich zu seyn. Vieleicht unterredeten sie sich während ihrer Arbeit von den Hochzeitkleidern, und John suchte allerley Feldblumen zusammen, um einen Kranz zu ihrem Hochzeittag zu machen. Da sie nun so beschäftigt waren, wurden die Wolken schwarz und es erhob sich ein Sturm, Bliz und Donner, daß sich alle Arbeitsleute unter Bäume und Hekken so gut sie konnten verbergen mußten. Sara war erschrokken und fiel auf einen Gerstenhaufen in Ohnmacht hin; John, der sich nie von ihr trennte, saß an ihrer Seite, hatte zwey oder drey Haufen zusammen gebracht, um sie desto besser vor dem Sturm zu schützen. Unmittelbar hörte man ein so lautes Krachen, als wenn der Himmel sich zerspaltete; jeder war nun für seinen Nachbar besorgt, und rief einer den andern auf dem Felde; unsere Liebende antworteten aber nicht, da man sie rief. Als die Arbeiter nach der Stelle hin gingen, wo sie lagen, sahen sie den Gerstenhaufen im Rauch aufgehen, und das getreue Paar, John mit einem Arm der Sara umschlungen, und den andere über ihr, als ein Schirm vor dem Bliz. Sie lagen erstarret in dieser zärtlichen Stellung. Saras linkes Augenbraun war versengt, und man ward einen schwarzen Flek auf ihrer Brust gewahr, ihr Liebhaber war über und über schwarz, und man fand keinen Funken des Lebens in ihnen.

Sie wurden von ihren melancholischen Gefährten nach der Stadt gebracht und den folgenden Tag zu Stanton-Harcourt

court auf dem Kirchhofe begraben. Milord Harcourt lies auf meine und Herrn Popes Bitten einen Stein setzen, mit der Bedingung, daß Herr Pope folgende verständliche Ueberschrift machte:

An diesem Orte liegen die Leichname des John Hurt und Sara Dru, eines fleißigen Jünglings und eines tugendhaften Mädchens dieses Kirchspiels, welche in der Erndte zu gleicher Zeit vom Blitz erschlagen wurden, den letzten Julius 1718.

(Wird fortgesetzt.)

Drukfehler.

Seite 739 Zeile 6. von unten lies Aehnlichkeit statt: ansehnlich.

Allerneueste Mannigfaltigkeiten

49ste Woche.

Betrachtungen über das Fluidum electricum und das damit verwandte Fluidum nerveum im menschlichen Körper.

Beschluß.

Dies ist, wie mich dünkt, der einleuchtendste Beweis, daß die Erschütterungen, die wir bey einer gewissen Elektricität empfinden, bloß in den Nerven vorgehen, und daß folglich der Nervensaft in den Nervenkanälen einer beschleunigten Bewegung fähig seyn müße. Die Bewegung gereicht ihm allemal zum Nutzen, wenn sie nicht zu heftig ist. — Stillstand derselben ist für die Nerven Tod. — Trägheit der Bewegung ihres Flüßigen, ist für sie Krankheit und Lähmung. In den Hünereyern z. B. stelle ich mir diese Bewegung des Nervenflüßigen äußerst langsam vor. Die Wärme, die eben nicht eine Henne, sondern auch Feuer geben kann, beschleuniget die Bewegung und dehnet die Theile aus; durch die beschleunigte Bewegung des Nervensaftes aber, wird das Küchlein im Ey entwikkelt ausgebildet, und wächst. Die Wärme aber rühret vom erschütterten Aether her, und weil der Aether vermuthlich mit dem elektrischen Fluido sehr nahe verwandt ist; so scheinet es nicht unmöglich zu seyn, durch die Elektricität, gleichfalls Eyer auszubrüten, sobald wir nur erst eine Methode werden ausfindig gemacht haben, wie wir durchs

Elektrisiren Wärme und Ausdehnungen bey Körpern bewirken können.. So viel ist schon durch Erfahrungen bestätigt, daß die Küchlein aus solchen Eyern, die man zugleich mit der Henne elektrisiret, einige Tage früher als gewöhnlich ausgekrochen. Ein merklicher Wechsel von schleuniger und langsamer Bewegung des Nervenflüßigen, und eine gänzliche Ruhe desselben bey Eyern ist es, meiner Meynung nach, welches ihnen Fäulniß zuwege bringet. Man hat, so viel ich weiß, noch keine Versuche angestellet, wie lange Eyer bey dieser oder jener Temperatur der Luft sich frisch und unverdorben erhalten, ob es gleich der Mühe wohl werth wäre: allein so viel wissen wir doch, daß sich Eyer in einem geheizten Zimmer gewöhnlicherweise, nicht sieben Wochen lang frisch zu erhalten pflegen. Unterdessen geschahe dies doch bey einigen Eyern, die ich vor vier Jahren, um zu versuchen, ob sie nicht bloß durch die Elektricität ausbrüten würden, so lange elektrisirte. Diese fand ich am Ende so frisch, daß auch am Geschmak nicht die geringste Spur einer Fäulung oder Veränderung, noch sonst einiger Austroknung, zu merken war. Die beständig in diesen Eyern angehäufte Elektricität, hatte also die Bewegung des Nervensaftes in den Eyern ungewöhnlich lange unterhalten, und die Fäulniß abgewendet.

So lange die Secretiones und Excretiones im thierischen Körper gut von statten gehen, so lange ist der Körper gesund. Oft wird einer Krankheit vorgebeuget, oder auch dieselbe gebrochen und gehoben, wenn ein gelinder sanfter Schweiß zuwege gebracht, und so lange befördert wird, bis die scharfen unreinen Säfte, oder was sonst die Poros verstopfte, und den feinen Gefäßen und Kanälen im menschlicheu Körper nachtheilig war, durch den Schweiß heraus geschaft worden. Allein

die schweißtreibenden Mittel sind nicht allemal im Stande, die Krankheit gerade in ihrem Wohnsitze anzugreifen; oft werden die gesunden Theile nur destomehr dadurch geschwächt und abgemattet; und bis zu den kranken Theilen, wenn sie von dem Orte, wo die Arzeney hauptsächlich hin kömmt, sehr entfernet sind, sind wenige Arzeneyen kräftig genug hinzudringen. Dies ist wohl die Ursache, warum paralytische und apoplektische Glieder und dergleichen Theile, wo das Blut, der Chylus, Nervensaft ꝛc. stokken und stillstehen, so schwerlich und so selten, durch innere Arzeneyen, wieder hergestellet, und zur Gesundheit haben gebracht werden können. Das Blut, oder ein anderes liquidum des menschlichen Körpers, welches der Arzeney zum Vehiculo dienen sollte, um es nach einem gewissen Theil des Körpers hinzubringen, stokket unterweges; wie kann denn die eingenommene Arzeney nach dem entfernten Theile, bey verstopften Wegen, hingelangen? In diesen Fällen hat hingegen die elektrische Materie, wenn sie anders dem Körper nur schiklich appliciret worden, eben dadurch, daß sie die Säfte im menschlichen Körper, und hauptsächlich den Nervensaft, der im kranken Zustande die Ursache und der Wohnsitz paralytischer, spasmischer und apoplektischer Zufälle ist, zur Bewegung gezwungen, ganz vortrefliche Dienste gethan, und die kranken Glieder wieder zum Empfinden, und, sich nach Willkühr der Seele zu bewegen, fähig und geschikt gemacht. Unzähliche Versuche mit Kranken der gedachten Art, haben für den Nutzen einer zwekmäßig applicirten Elektricität, bey oberwähnten Krankheiten entschieden und zugleich gelehret, daß die Elektricität hauptsächlich auf die Nerven wirke und solche Schäden heile, die von einer Beschädigung der Nerven, von zu sehr gespannten oder zu relaxirten und zu schlaffen Nerven, von Stokkung oder Trägheit des Nervensaftes, wie auch von

 einem

einem verdorbenen Nervensafte herrührten. Von dieser Leichtigkeit, mit welcher das Fluidum electricum den Nervensaft augenscheinlich beweget, ist es gekommen, daß einige geglaubet, daß der Nervensaft und das Elektrischflüßige wohl gar einerley Fluidum, oder doch in Absicht ihrer Bestandtheile sehr nahe mit einander verwandt wären. Aus der vorgelegten Preisfrage ist es mir sehr wahrscheinlich, daß die gelehrten Herren Verfasser derselben, eben dieser Meynung sind, und sich nur ungeschikt ausgedrukt haben; obige Frage soll also wohl so lauten:

„Welches sind die Krankheiten, welche von einer größeren „oder geringeren Menge des Fluidi nervei im menschlichen „Körper entstehen; und wie ist das Fluidum electricum im „Stande dieselben zu heben?“

Von dem Nervenflüßigen ist es wahr, oder doch sehr wahrscheinlich, daß es dessen in einem Körper mehr, in einem anderen weniger, giebt; so wie auch zu einer Zeit mehr, zu einer andern weniger, von diesem Flüßigen sich in einem und eben demselben Körper befindet. Ferner daß eine gewisse Quantität desselben, und eine gewisse von dieser Quantität desselben abhangende Spannung (tonus) der Nerven gerade diejenige ist, bey der der Körper zu einer angenehmen Empfindung und zu allen Bewegungen, nach Willkühr der Seelen, am geschiktesten: außerdem aber entweder mehr oder weniger empfindungslos, und nicht zu allen Bewegungen geschikt ist; oder im Gegentheile zu reizbar, zu empfindlich und zu sehr dem Schmerze unterworfen, wie auch zu solchen Bewegungen geneigt ist, die spasmodisch und dem Willen der Seele nicht unterworfen sind.

Aus

Aus einem fortdauernden größeren Maaße des Nervenflüßigen in einem Körper, entstehen stärkere Nerven, nervigtere Körper, — größere Kräfte, aus der zu kleinern Menge desselben entstehen schwächere. —

Wird die für einen gewissen Körper bestimmte Menge und Proportion des Nervensaftes, durch einen gewissen Umstand, bey eben demselben schleunig und stark vermehret oder verringert, so entstehen in beyden Fällen, bey eben demselben gewisse Krankheiten. Aus der zu starken Vermehrung entstehen z. B. eine allzugroße Reizbarkeit, und allzuzarte Empfindlichkeit, die mit einer unangenehmen Empfindung verbunden ist, welches oft in der That die Krankheit der sogenannten eingebildeten Kranken ist; vielleicht auch einige Arten der Hypochondrie und histerischer Zufälle; vielleicht auch Epilesie, *) Krämpfe und spasmische Zufälle. Aus der durch gewisse Umstände stark verringerten Quantität des Fluidi nervei eines thierischen Körpers entstehen Unempfindlichkeit und Lähmung überhaupt und in gewissen Nerven insonderheit. Z. E. die Unempfindlichkeit in den Nervis opticis verursachet den schwarzen Staar; in den Nerven des Gehörs macht sie Taubheit; in den Nerven des Geschmaks macht sie einen verdorbenen physischen Geschmak, u. s. w. Sie, diese beschädigten Nerven, sind

 es

*) Die Epilepsie kann von mancherley Ursachen herrühren; bey Kindern hat sie oft ihren Grund in gewissen inneren Nerven des Unterleibes, in dem Falle wo Band- und Spuhlwürmer dieselben reizen und beschäftigen; oft auch in denen am Periostio zunächst gelegenen andern damit vereinigten Nerven, wie bey derjenigen Epilepsie, denen die Kinder bey der Entstehung neuen Zähne unterworfen sind; oft aus noch andern, jederzeit aber solchen Ursachen, wodurch allzuheftig auf innere Nerven gewirket wird. Eine geschikte Applikation der elektrischen Materie könnte vielleicht einige Ursachen dieser Krankheit haben.

es auch, die die Haut des Körpers gegen Feuer und Kälte ganz unempfindlich machen, und die Glieder in einen solchen Zustand versetzen, daß sie von der Seele schwerlich oder gar nicht beweget werden können, wovon mir sehr viele Beyspiele seit einigen Jahren vorgekommen sind.

Außerdem giebt es noch andere Nervenkrankheiten, die von einem alterirten und verderbten Nervensafte und von obstruirten Nervenkanälen herrühren. Hieher rechne ich diejenigen Krankheiten, die mit falschen Empfindungen, wie auch solche, die mit einem Mangel der Empfindung verbunden sind.

Da nun alles in der Welt, die freyen Geisterwirkungen ausgenommen, so ordentlich und nach einer ganz vortreflichen Mechanik angeordnet ist und fortwirket; warum soll es mit der elektrischen Materie, deren Partikeln noch immer Körper, obgleich unendlich feine Körper sind, nicht auch so beschaffen seyn; warum soll nicht auch dieses Fluidum die allgemeinen Gesetze der Bewegung befolgen? — Wir sehen sie, — diese elektrische Materien, als Feuer; — wir fühlen sie, als eine wehende Luft; — wir riechen sie, von einem besonderen ihr ganz eigenem Geruche, — *) das heißt: unsere Nerven des Gesichtes,

*) Das Elektrischflüßige hat vor allen anderen bekannten flüßigen Materien dieses besondere, daß es einen Geruch hat. Weder die reine Luft, noch die magnetische Materie haben je dergleichen geäußert; und hiedurch ist es, selbst von dem Aether, von der Lichtmaterie, unterschieden. Unter den vielen Hunderten, die diesen Geruch in meiner Gegenwart empfunden, habe ich keinen angetroffen, der sich über die Wiedrigkeit desselben beschweret, ob man gleich auch nicht sagen kann, daß er sehr angenehm sey. Ehedem war ich der Meynung, daß dies Riechende eine Art fixer Luft sey, die die bewegte elektrische Materie, aus den elektrisirten

tes, des Gefühls und des Geruchs werden von ihnen berührt, und bekommen einen äußerlichen Eindruk. Da nun nichts, was nicht Körper ist, dergleichen Eindruk auf sie hervorzubringen vermag, so muß die elektrische Materie körperlich seyn. — Daß sie aber auch andere Körper in eine Bewegung setze, die den allgemeinen Gesetzen der Bewegung der Körper harmonisch ist, sehen wir an jeglichen Beyspielen, die bey der praktischen Abhandlung der Elektricität vorkommen, und die den gemeinen Mann, der nicht an Nachdenken, noch zu reflektiren gewohnt ist, bloß als artige Spielwerke ansiehet.

Alle Wirkungen des Fluidi electrici auf unorganisirte Körper, laßen sich durch die bekannten allgemeinen Bewegungsgesetze erklären, weil sie nach denselben geschehen; warum sollten auch nicht die Wirkungen auf organisirte Körper nach ihnen geschehen, und warum sollten sie nicht daraus zu erklären seyn? — Ich finde also keine Ursache in einem Menschen, oder überhaupt in einem organisirten Körper, mehr elektrisches Fluidum als in einem andern, im natürlichen und im ruhigen Zustande, anzunehmen. Dies hingegen hat einen solchen Grad der Wahrscheinlichkeit, welcher der Wahrheit fast gleich gilt, daß die elektrische in Bewegung gesetzte Materie, so wie auf andere Materien, deren wir Erwähnung gethan

 haben,

sirten Körpern hervorstoße; allein da sie aus allen Körpern einerley ist, so muß dieser Geruch wohl der elektrischen Materie selbst eigen seyn. Und da der weise Schöpfer nichts umsonst noch vergeblich gemacht hat, so muß dies besondere, auch gewiß seinen Nutzen haben, so wenig wir ihn auch noch itzt kennen. Vielleicht vereiniget die elektrische Materie dadurch die Luft, und wird Balsam für die Lunge; vielleicht ist sie, wenn Wasser damit angeschwängert und getrunken wird, für die inneren Nerven Medecin, und giebt dem Magen und Gedärme mehr Reitzbarkeit. —

haben, einzig und allein durch den Stoß und durch die Bewegung wirke.

Die durch das Elektrisiren in Bewegung gesetzte elektrische Materie, setzt also alle Partikeln in dem elektrischen Körper, die geschikt genug sind, um sich von ihr bewegen zu laßen, als z. E. bey dem thierischen Körper der Nervensaft, Chylum, Lymphen und das Blut rc. durch den Stoß in eine gleichmäßige Bewegung: hält diese lange an, so wird eine im Schweiß sichtbare, allemal aber auch ohnedem erfolgende, Transspiration bewirket. Hiedurch werden die zu wäßerigten, faulen, scharfen oder sonst bösartigen Säfte aus dem Körper geschaffet, und besonders werden sie durch eine gute Application der elektrischen Materie an die leidenden Theile, daselbst vorzüglich, am häufigsten und stärksten excerniret. — War der Nervensaft obstruiret oder verdikket, so theilen ihm die übrigen zugleich mit in Bewegung gesetzten Flüßigkeiten des menschlichen Körpers durchs Elektrisiren flüßigere Theile mit, und er wird folglich zur gehörigen Bewegung geschikter.

Ueberdies setzt ein geschiktes Elektrisiren, das was in ihm noch bewegbar ist, in noch stärkere Bewegung, relaxiret den zu starken tonum der Nerven, und die zu schlaffen spannet sie stärker, wie unzählige Beyspiele gelehret haben: und so wird die natürliche angenehme Empfindung und die gehörige Reizbarkeit und eine nach allem Verlangen der Seele erfolgende Bewegung im menschlichen Körper, wenn sie verlohren gewesen, wieder hergestellet. — Die gröberen Säfte secerniren ausserdem, bey einem schiklichen Elektrisiren, heftiger oder doch wenigstens thätiger und geschwinder die feineren, und dadurch wird unter andern auch der gänzlich in einem Gliede evaporirte

xirte oder vertroknete Nervensaft wieder hergestellet. — Das verdorrete und erstorbene Glied wird wieder fleischigt und der äußerst Ermattete bekömmt seine Kräfte wieder. Außerdem hat auch die Elektricität überaus häufig bey Schlagflüßigen ihre gute Wirkungen geäußert, indem sie das in Stokkung und Stillstand gerahtene Blut in seine vorige Bewegung gesetzet. Gichtische und mit Rheumatismen behaftete Kranke sind sehr häufig von ihrem Schmerze, und von der Unbrauchbarkeit ihrer Glieder kuriret; ein Beweis, daß die elektrische Materie auch unedle Säfte veredlere!

Mit den gar zu sensiblen zärtlichen Leuten, die ein gar zu empfindliches Nervensystem haben, mit den Hysterischen und Hypochondrischen oft in der That Kranken, ohne sich des Wohnsitzes ihrer Krankheit deutlich bewust zu seyn, hat man zwar noch keine Versuche angestellet, ob sie nicht durch die Elektricität zu heilen: ich glaube aber, meiner Theorie und anderweitigen Erfahrungen zufolge, daß ihnen das Elektrisiren sehr zuträglich und nützlich seyn müßte, um das zu viele Nervenflüßige, wovon eben die gar zu große Reizbarkeit ihrer Nerven herrühret, transspiriren zu laßen, und die zu stark gespannten Fibern zu relaxiren, welches durch eine schiklich gewählte Application der Elektricität gar wohl möglich wäre. Melancholie und zu träge zirkulirendes Geblüte könnte eben dadurch vortheilhaft verbessert werden. Wo hingegen eine zu heftige Bewegung im Blute oder in einer andern Feuchtigkeit des menschlichen Körpers obwaltet, oder zu vermuthen ist, da ist entweder die Elektricität gar nicht oder doch mit großer Vorsicht und Einschränkung zu gebrauchen, um nicht eine ohnehin schon schnelle Bewegung noch schneller zu machen und Inflammation, Zerreißung und Zerstöhrung feiner Fibern

und Gefäße zu verursachen. Denn, wenn die elektrischen Wirkungen aus Unwissenheit oder Ungeschiklichkeit, wie es oft zu gehen pfleget, oder auch mit Vorsatz, oder an einem gesunden Theile, zu stark angewendet werden; so läuft man Gefahr die feinen Gefäße des thierischen Körpers zu zerstören, die Fibern und Kanäle zu zerreißen, die Nerven unempfindlich zu machen, und was dergleichen mehr ist: woraus eine Entzündung und der Tod entstehen kann. Dies ist die Art, wie die Luftelektricität durch den Wetterstrahl und auch die im hohen Grade verstärkte künstliche Elektricität Thiere tödtet. Das vortrefliche Nervensystem wird bey solchen unglüklichen Subjecten nicht sowohl verbrannt, wie einige geglaubt haben, als vielmehr zerrissen und zerstöret. Und dies ist, außerdem daß von der schiklichen und vernünftigen Application der Elektricität der geschwindere und glükliche Erfolg der elektrischen Kuren abhängt, eine Ursache, warum man die elektrischen Krankenkuren unmöglich mechanischen Elektrisirern überlaßen kann. Dergleichen Leute pflegen auch weder den Sitz der Krankheit, dem man die Arzeney gerne so nahe als möglich appliciret, zu kennen, und in Betrachtung zu ziehen; noch eine schikliche Art zu wählen, dieselbe auf den Körper so wenig unangenehm als möglich anzuwenden: sondern sie elektrisiren immer auf einerley Art, nämlich entweder mit Erschütterungen, oder mit Funkenauslokkungen, und von beyden Arten kennen sie gewöhnlich keine Grade der Verstärkung noch der Mäßigung; und gemeiniglich wissen sie keinen andern Erschütterungskreis, als den durch beyde Arme und die Brust zu bilden.

Ich hoffe also dadurch, daß ich zum Theil gezeiget, zum Theil auch nur gemuthmasset habe, welche Krankheiten aus einer größeren oder geringeren Menge des Nervenflüßigen her=

herrühren, und wie dieselben durch die Elektricität zu kuriren, obiger akademischen Preißfrage, obzwar nicht wörtlich, doch mit Verstande und der Absicht nach, einigermassen ein Genüge gethan zu haben. Geschrieben im Märzmonat, 1781.

Kohlreif.

Briefe, aus dem Englischen.

Dritter Brief.

Von einem ältern Bruder an seinen jüngern.

Liebster Bruder,

Du kannst dir leicht vorstellen, wenn du dir einige Zeit nehmen willst nachzudenken, daß dein Unglük, da du mein einziger Bruder bist, mir eben so zu Herzen gehet, als mein eigenes. Mein Verlust ist nicht gering: aber du weist es, daß ich es unvermutheten Zufällen, und nicht meiner Verschwendung zu danken habe. Diese Betrachtung tröstet mich, das aber, was ich deinetwegen dulde, kam nur bloß von meiner Nachsicht und Unvorsichtigkeit. So lange mein Vater und Mutter lebten, versorgten Sie dich, nicht nur mit den nothwendigen Bedürfnißen: sondern sie ließen dich im Ueberfluß leben, damit du deine Ausschweifungen befriedigen konntest. Alles was sie hinterließen, ward mir zu Theil; die Klugheit erforderte, daß ich den besten Gebrauch davon machen sollte. Ich gestehe, ich möchte dir gerne mit allem meinen Vermögen dienen, aber; mein lieber Bruder, wie kann ich das jtzo thun. Das Vermögen deiner nachsichtsvollen Eltern ist erschöpft, und

und haben dir, durch den übeln Gebrauch, den du davon gemachst, keinen wahren Nutzen gestiftet. Was für Maaßregeln soll ich nehmen dir zu helfen? Hättest du von der Bereitwilligkeit deiner Freunde, dir zu dienen, gehörigen Gebrauch gemacht, so wärest du schon lange glüklich: aber, es frey heraus zu sagen, du hast dir allein dein Unglük zuzuschreiben. Wenn du dein Vermögen in Acht genommen hättest, so wärest du Zeitlebens versorgt gewesen; nun aber hast du es in zwey Jahren verschwendet. Könnte ich und wollte ich dir auch noch viel mehrers geben, wer ist mir gut dafür, daß du künftig ein besserer Wirth werden wirst? Mein ganzes Vermögen würde kaum hinreichen, dich auf wenige Jahre bey deiner Lebensart zu erhalten, und da ich darauf bedacht seyn muß, meine Familie zu versorgen; so würde ich ungerecht gegen dieselbe handeln, wenn ich dich weiter unterstützen wollte. Wollte ich dir das Geld, das du von mir verlangst, senden, so würde es nur dazu dienen, deinen Kredit zu verlängern, und dich tiefer in Schulden zu verwikkeln. Dies ist immer geschehen, wenn ich dir half; daher ist es Zeit, daß ich mich zurük ziehe. Wenn ich aber von deiner wahren Besserung Ueberzeugung erhalten sollte, so kannst du dem ohngeachtet auf einen vernünftigen Beystand rechnen, von deinem

dich aufrichtig liebenden Bruder.

(Wird fortgesetzt.)

Ankündi-

Ankündigung
eines Magazins der Erfahrungsseelenkunde.

Was den Plan und den Zwek dieses Magazins anbetrifft, so beziehe ich mich, außer dem, was ich jetzt davon sagen werde, auf eine kleine Schrift von zwey Bogen, welche vor kurzem unter dem Titel: **Aussichten zu einer Experimentalseelenlehre an Herrn Direktor Gedicke, von Karl Philipp Moritz,** hier in Berlin bey Mylius herausgekommen ist.

In dieses Magazin sollen, besonders im Anfange, blos Fakta aufgenommen werden. Der Schulmann, der Prediger, der Rechtsgelehrte, der Arzt, der Officier, können alle sehr wichtige Beyträge dazu liefern: nur müßen die Fakta immer einzelne Menschen betreffen, oder doch am Ende auf die Geschichte einzelner Menschen zurük geführt werden, weil in diesem Magazin die Materialien, zu einer **innern** Geschichte der Menschheit, gesammlet werden sollen; auch müßen diese Fakta noch insbesondre mit Aufmerksamkeit auf kleinscheinende Umstände, die auf das Ganze einen wichtigen Einfluß haben, erzählt werden.

Beyträge von der Art werden immer die wichtigsten seyn, als die Besserungsgeschichte junger Leute, und Erwachsner in jedem Alter; die Art und Weise, wie es jemandem gelungen ist, irgend einen besondern Fehler abzulegen; gelungene oder mißlungne Versuche rechtschaffner Schullehrer und Erzieher an einzelnen Subjekten; Nachrichten bejahrter Schulmänner von den merkwürdigen Schiksalen ihrer ehemaligen Schüler, die sich in ihrer Jugend irgend wodurch besonders auszeichneter; täglich angestellte Beobachtungen eines Erziehers über die Seele eines einzelnen Zöglings, und täglich angestellte Beobachtungen eines

nes Schullehrers, über die Abstechung der mannichfaltigen Charakter, die er den Tag über einige Stunden nebeneinander vor sich handeln siehet, und ihre Nüancen bis in die kleinsten körperlichen Bewegungen, und bis zum Mienenspiele verfolgen kann.

Ferner: Beobachtungen von Predigern auf dem Lande über einzelne Subjekte unter ihren Pfarrkindern, weil diese Art von Leuten noch nicht zur verfeinerten und lesenden Welt gehören, und eben deswegen vielleicht noch die meiste Wahrheit in ihren Charakteren haben. Auch hat ein Prediger auf dem Lande weit mehr Gelegenheit einzelne Personen in seiner Gemeinde kennen zu lernen, als ein Prediger in der Stadt. Er sollte z. B. solche abstechende Charaktere von diesen Leuten, nach wirklichen Beobachtungen, zu entwerfen suchen, wie in dem Buche Lienhard und Gertrud enthalten sind. In Städten können insbesondre Prediger an Zuchthäusern und Krankenhäusern wichtige Beobachtungen machen; und jeder Prediger könnte Beobachtungen anstellen, über die merkwürdigen Äußerungen sterbender Personen, zusammengehalten mit dem Auszeichnenden in ihrem Leben; und über solche Personen, die sich, wegen Gewissensangst über gewisse Vorfälle, gemeiniglich an die Prediger zu wenden pflegen.

Auch der Rechtsgelehrte könnte sehr wichtige Beyträge zur Erfahrungsseelenkunde liefern, wenn er die Geschichten merkwürdiger Missethäter, in philosophischer Rücksicht, aus den Akten gezogen, zum Besten der Menschheit bekannt machte. Wie viele Verbrecher sahen wir schon hinrichten, ohne den moralischen Schaden, dieser von dem Körper der menschlichen Gesellschaft abgeschnittenen Glieder, unserer Aufmerksamkeit werth zu halten: da dieses doch ein eben so wichtiger Gegenstand für den moralischen Arzt, und für den nachdenkenden Philosophen, als für den Richter ist, welcher die traurige

Opera-

Operation veranstalten muß. Wie weit mannichfaltiger, verderblicher und um sich greiffender, als alle körperlichen Uebel, sind die Krankheiten der Seele? Und wie weit unentbehrlicher, als alle Arzeneykunde für den Körper, wäre dem menschlichen Geschlechte eine Seelenkrankheitslehre, die es noch nicht hat?

Wegen der genauen Vereinigung, wodurch Seele und Körper miteinander verknüpft, und beynahe ineinander verwebt sind, muß jeder Menschenbeobachter, auch die Kenntniß des menschlichen Körpers seiner größten Aufmerksamkeit werth halten. Herr Mendelssohn selber hat daher angerathen, eine Parallel zwischen der Arzneykunde und Erfahrungsseelenkunde zu ziehen, so daß man die letztere ebenfalls in Seelenphysiologie, Seelenpathologie, Seelensemiotik, Seelendiätetik, u. s. w. eintheilte. Da nun der Arzt vorzüglich Gelegenheit hat, den menschlichen Körper kennen zu lernen, was für vortrefliche Beyträge könnte derselbe nicht liefern, wenn er seine Beobachtungen bekannt machen wollte: in wie fern die Krankheiten des Körpers auch Krankheiten der Seele veranlaßen? wo eigentlich die Grenzlinien zwischen Krankheit der Seele und Krankheit des Körpers zu bestimmen sind? was für Parallelen sich zwischen dem körperlichen und moralischen Gesundheitszustande einzelner Personen ziehen lassen? und noch weit mehrere Beobachtungen, wozu sich ihm Gelegenheit darbieten wird.

Die Geschichte solcher Leute, welche durch eine Reihe wunderbarer Schiksale, die sich aus dem Charakter derselben entwikkeln laßen, oft auch durch Ausschweifungen, am Ende in den Soldatenstand gerathen sind, ist eine der merkwürdigsten, und die preußische Armee kann vielleicht den meisten Stoff dazu darbieten. Welche wichtige Beyträge zur Erfahrungs-

rungs-

rungsseelenkunde könnte daher auch der Officier liefern, wenn er in müßigen Stunden, an seinen Soldaten den Menschen zu studiren suchte, und sich von ihnen ihre Schiksale erzählen ließe?

Doch, welchen Stand giebt es wohl, worinn man nicht Gelegenheit hätte, Beobachtungen über den Menschen anzustellen? Kann doch selbst der Einsiedler sich zum Gegenstande seiner eignen Beobachtungen machen. Ein jeder Mensch hat in seinem Leben manche Erfahrungen über den Menschen gesammlet; aber das System, welches er sich am Ende daraus bildet, hat erstaunliche Lükken. Wie, wenn nun die Menschen zusammentreten wollten, um sich wechselseitig die Lükken ihrer Erfahrungen auszufüllen, was für Fortschritte könnten sie thun?

Wie mancher erinnert sich aus seinem Leben an die Geschichte wohlhabender in den Bettelstand gerathener Leute, und solcher, die sich aus einem niedern Stande emporgeschwungen haben? wie wichtig ist beydes für den Menschenbeobachter, in so fern es sich aus dem Charakter der Personen entwikkeln läßt! Wie mancher weiß die Geschichte merkwürdiger Schwärmer, Wahnwitziger und Selbstmörder, und wie wichtig sind die Nachrichten davon, aus authentischen Quellen geschöpft, oder von Augenzeugen erzählt! Kann es also wohl jemals an Stoff zur Bereicherung der Erfahrungsseelenkunde fehlen?

(Der Beschluß folgt künftig.)

Allerneueste
Mannigfaltigkeiten
50ste Woche.

Lied
(eines deutschen Jünglings) zum 24 Jänner 1782.

Hoch auf mein Lied! hoch auf mein Lied!
Wie tobt, wie wallt mein Blut!
Mein Auge flammt, die Wange glüht —
Hoch Lied! hinauf voll Muth!

Beginne hohen Festgesang
Heb an im Jubelton!
Dem Ewigen, dem Schaffer Dank
Wall' hin zu seinen Tron! —. —

Dem braven Mann! dem braven Mann
Tön' heut der Festgesang!
Ha! wakrer Brenne, deutscher Mann
Stimm' ein im Festgesang!

Hoch leb' der beste König, hoch!
Stoßt an auf Friedrich's Wohl!
Lang leb Er Vater! lange noch
Geht's dann uns Kindern wohl. —

Gern säng' mit Eichenlaub bekränzt
Ich Ihm ein deutsches Lied;

Denn, seht, mein muntres Auge glänzt
Und meine Wange glüht!

Doch still! — zu groß für Jünglingssang
Ist, dem die Wange glüht!
Ihm beten will ich Lebenslang
Ihm singen nie ein Lied!

Doch wann mit Sternenglanz geziert
Mit Herrmann Er und Teut
Die Deutschen nach Walhalla führt
Dann — o der Seligkeit! —

Dann ich, auch Deutscher, darf Ihm nahn
Ihm drükken sanft die Hand;
Dann ich auch deutscher Biedermann
Drük' Friedrichen die Hand! —

Schlimmbach.

Nachricht.

Nachricht, die medicinischen Unterhaltungen, eine Wochenschrift für Gesunde und Kranke betreffend. Berlin, den 26ten Herbstmond 1781.

Ich habe seit dem August dieses Jahrs, eine Wochenschrift, unter dem Namen: medeciniſche Unterhaltungen, heraus zu geben angefangen, und es sind davon die Ankündigung und die sechs ersten Stükke, die zusammen sieben enge Bogen ausmachen, abgedrukt und ausgegeben. Ich behielt mir in der Ankündigung vor, zu seiner Zeit über ein zu eröffnendes Abonnement mit dem Publikum Abrede zu nehmen, und das thue ich denn hier.

Gegenstand dieser Wochenschrift ist alles das, was dazu dienen kann, daß ein jeder sich selbst kenne, das Zuträgliche vom Schädlichen zu unterscheiden wisse; kurz, was von physiologischen und diätetischen Wahrheiten in jedermanns Hände gegeben zu werden verdient. Zugleich war ich bedacht, auch den Kranken eine zwekmäßige, angenehme und unterhaltende Lektüre, woran es zu fehlen schien, zu verschaffen und ich behalte mir noch vor, andre Gegenstände der Kunst, die intereßiren können, zu behandeln.

Ich bestimmte hiezu eine Menge von Aufsätzen, die seit einiger Zeit in meinem Pulte vorräthig liegen, ersuchte öffentlich um brauchbare Beyträge, und erhielt auch ein Kontingent, welches mir schätzbar war, und das 4te Stük ausmacht. Ueberall sezte ich mir Faßlichkeit, und vielleicht auch Anmuth im Vortrage zum Ziel; und in wie weit ich dieses Ziel erreicht habe, könnte man aus dem, was nun vorhan-

den ist, den ersten 6 Stükken sehen: wovon das 1ste, Grundsätze über die Wahl des Arztes, und das 2te, über die Luft enthält; das 3te, für Kranke bestimmt ist; das 4te, diätetische Bemerkungen vorträgt; und das 5te und 6te, sich mit Erzählung und Räsonnement über Scharlatans überhaupt, und zwey unter uns bekannten Afterärzten insbesondre beschäftigt.

Ich habe nun dem Publikum eine Probe gegeben, wie weit ich mir den Namen eines gemeinnützigen medicinischen Schriftstellers zueignen dürfe. Und da ich meine Schrift auf meine Kosten drukken laße; so eröffne ich nun das mir vorbehaltene Abonnement unter folgenden Bedingungen:

Ich liefere überhaupt ein für allemal Ein Stük wöchentlich, auf gutem Schreibpapier, bis zu Neujahr 1782. wöchentlich von Einem, und von da an von anderthalb Bogen.

Diese werden also ausgegeben, daß:

1) wer vorzahlen will, die Monate August und Herbstmond, die 9 enge Bogen ausmachen, für 8 Gr. erhält, die übrigen geben 10 Gr.
2) Die drey folgende Monate, die 12 Bogen enthalten werden, erhalten die Vorzahler für 10 Gr. ausserdem gelten sie 15 Gr.
3) Von Neujahr 1782 an, enthält jedes Vierteljahr 18 Bogen, diese erhalten Vorzahlende für 16 Gr. ausserdem gelten sie 1 Thlr.

Die Münzsorte ist Preußisch Courant.

Der Termin ist zwey Monate vor jedem Vierteljahr. Das laufende wird jedesmal voll bezahlt.

Ich ersuche meine hiesigen und auswärtigen Freunde um freundschaftliche Beförderung. Wer 9 Exemplare bezahlt, bekommt ein 10tes umsonst zur Zugabe.

Die

Die allgemeine Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau, das hiesige Königl. Hofpostamt, und das Kayserl. Adreßkomptoir im Hamburg, haben die Hauptbestellungen für Auswärtige. Es versteht sich von selbst, daß auswärtige Liebhaber sich mit ihnen noch besonders wegen des Porto abfinden, da ich ohnehin von diesen mir die gewöhnlichen Rabate gefallen laßen muß; und dis betrift sowohl den Vorzahlungs als den gewöhnlichen Preis.

Einheimische Freunde dieser Wochenschrift und ihres Verfassers, melden sich bey Herrn Matzdorf unter der Stechbahn, und im Englischen Bade, linker Hand am Graben vor dem Königsthore.

B. F. U.

* * *

Von dieser Wochenschrift kosten die fünf Monate, August bis December 1781. zusammen, in Berlin 18 Gr. postfrey durch ganz Deutschland 1 Thlr. Der ganze Jahrgang 1782. aber, der 3 Alphabet, oder monatlich 6 Bogen betragen soll, kostet in Berlin Vorzahlungsweise 2 Thlr. 18 Gr. postfrey durch ganz Deutschland, 3 Thlr. 4 Gr. Ausserdem kosten sie überall ein Drittheil mehr.

Die Monate, August und September können in Empfang genommen werden. Die Censur hat unvermutheten Aufenthalt verursacht, und daher wird itzt erst am Monat Oktober gedrukt. Jedoch werden zu Neujahr die fehlenden Monate vollständig seyn, und die Schrift ununterbrochen fortgehen. Berlin, den 12. Novemb. 1781.

Christliche Unterhaltungen zur Beförderung der menschlichen Glükseligkeit im bürgerlichen leben, von H. M. A. Cramer Pastor zu St. Jakobi in Quedlinburg.

Unter diesem Titel bin ich Willens ein Buch, auf meine Kosten, auf Pränumeration, herauszugeben, in welchem ich die Absicht habe, zu zeigen, wie das Christenthum auch die bürgerliche Glükseligkeit befördert; wie schädlich es ist, die Religion vom gemeinen und bürgerlichen Leben zu trennen, und wie sie auf desselbe angewandt werden muß. Ich habe also hier für das bürgerliche Leben meiner Nebenmenschen eben den Zwek, den ich fürs häusliche hatte, da ich meine Unterhaltungen zur Beförderung der häuslichen Glükseligkeit heraus gab. Das Buch, das ich jetzt ankündige, wird etwa 40 bis 44 Bogen in Median Octav stark werden, und zwischen Johannis und Michaelis kommenden Jahres 1782 sicher erscheinen. Der Pränumerationspreiß ist Ein Thaler in Golde, der Louisd'or zu 5 Rthlr. gerechnet; und die Pränumerationszeit dauert von jetzt an, bis den 1ten May 1782. Ich bitte alle Liebhaber ihre Pränumerationsgelder Postfrey an mich, den Verfasser, nebst den Namen der Pränumeranten zu übersenden, weil leztere dem Buche vorgedrukt werden sollen. Für guten Druk und Papier werde ich aufs möglichste sorgen. Wer für mehrere Exemplare kolligirt, bekömmt auf 10 das 11te, auf 20, 3 Exempl. u. s. f. frey. Die Versendung der Exemplare an die Pränumeranten wird gleich nach geendigtem Abdruk geschehen. Wenn das Buch heraus ist,

ist, wird es in der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau für 1 Rthlr. 8 Gr. zu haben seyn. Quedlinburg am 1ten November 1781.

H. M. A. Cramer
Past. zu St. Jakobi in Quedlinburg.

Beschluß

der im vorigen Stük abgebrochenen Ankündigung.

Am allerwichtigsten aber sind freylich eigne wahrhafte Lebensbeschreibungen und Beobachtungen über sich selber, wenn sie mit der strengsten Unpartheylichkeit niedergeschrieben sind. Indem sich einer die Geschichte seines eignen Herzens, von seiner früheſten Kindheit an, so getreu wie möglich, entwirft; nichts für unwichtig hält, was jemals einen so starken Eindruk auf ihn machte, daß die Erinnerung daran sich noch immer zwischen seine übrigen Gedanken drängt; dabey auf sein wirkliches Leben aufmerksam ist; die Ebbe und Fluth bemerkt, welche, den ganzen Tag über, in seinen Gedanken herscht, und die Verschiedenheit eines Augenbliks von dem andern; indem er sich selber zum Gegenstande seiner anhaltendsten Beobachtungen macht, und die Kunst zu lernen sucht, sich in manchen Augenblikken seines Lebens plötzlich aus dem Wirbel seiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu spielen, und sich so wenig wie möglich für sich selber zu intereßiren, um desto unpartheyischer über sich selber urtheilen zu können.

Was für ein großes, vielumfassendes, die Menschheit intereßirendes Werk könnte nun nicht aus einer zwekmäßigen Sammlung aller solcher einzelnen Erfahrungen und Beobachtungen

tungen

tungen über die menschliche Seele entstehen! — Diese Vorstellung, und die Aufmunterung mehrerer hiesigen Gelehrten vom ersten Range haben mich bewogen, durch die Herausgabe eines Magazins der Erfahrungsseelenkunde den Anfang zu einem solchen Werke zu machen. Als einen der thätigsten Beförderer dieses Werks darf ich von hiesigen Gelehrten einen Moses Mendelssohn nennen. Außer ihm erbieten sich noch der Herr Oberkonsistorialrath Teller, Hr. Kriegesrath Dohm, Hr. Direktor Gedike, Hr. Professor Zierlein, die Hrn. Prediger Zöllner und Löfler. Hr. Doktor Markus Herz, Hr. Doktor und Stadtphysikus Pihl, Hr. Doktor Biester, mich mit Beyträgen zu diesem Magazin zu unterstützen, welches von denselben auch theils schon wirklich geschehen ist, so daß gegen Ostern vielleicht das erste Stük dieses Magazins erscheinen kann. Wird dieses Magazin hinlänglich unterstützt, so kann es nicht nur der Fond zu einem der wichtigsten Werke für die Menschheit, sondern zugleich eines der nützlichsten Lesebücher für alle Stände werden. Ich ersuche daher auswärtige Gelehrte, Menschenbeobachter und Menschenfreunde in jedem Stande, mich zu diesem Unternehmen mit ihren Beyträgen zu unterstützen, welche unter meiner Addresse an mich eingesandt werden können. Berlin, den 14ten Jenner 1782.

M. Karl Philipp Moritz.
Konrektor am grauen Kloster zu Berlin.

Das Register zu diesem Jahrgange wird in einigen Wochen ausgegeben werden.

Register

zu dem

Ersten Jahrgange der Allerneuesten Mannigfaltigkeiten.

A.

Fische

Johan-

Meer

andrer

Q.

R.

Wald-

T.

Z.

Ende des ersten Jahrgangs.

M**c.







